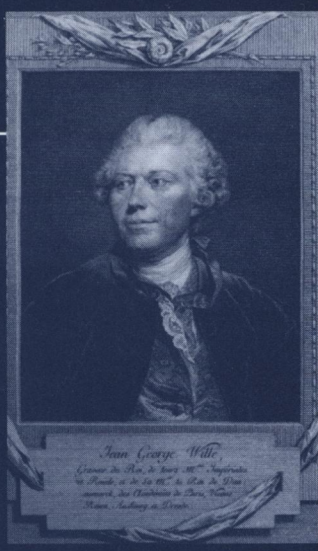
Mitteilungen

des

Oberhessischen
Geschichtsvereins
Gießen



2016

101. Band

Mitteilungen

des

Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen

Redaktion:

Manfred Blechschmidt, Michael Breitbach,
Eva-Marie Felschow, Susanne Gerschlauer,
und Carsten Lind

101. Band

Gießen 2016

Dieser Band wurde mit einem Zuschuss der
Universitätsstadt Gießen gedruckt.

Impressum:

Herausgegeben vom Vorstand des Oberhessischen
Geschichtsvereins Gießen e.V.

Umschlagmotiv:
Porträt von Jean George Wille, Graveur du Roi;
Stich von J. G. Müller, Graveur du Roi in Paris, nach dem
Gemälde von J. B. Greuze, Peintre du Roi. Oberhessisches
Museum Gießen, Altes Schloss; Repro 2016 von Dagmar Klein

ISSN: 0342-1189
Druck und Bindearbeiten:
VDS-Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt a. d. Aisch

Inhalt

Dagmar Klein
Nachruf auf Kurt Heyne 1

I. Beiträge

Antonio Sasso
Kloster Cella, Schiffenberg 3

Matthias Kornitzky
Burg Vetzberg, aktuelle Ergebnisse der bauhistorischen Untersuchung 65

Elisabeth Décultot
Johann Georg Wille: ein europäischer Kulturvermittler 83

Marcel Baumgartner
Kupferstecher J. G. Wille 93

Holger Gräf
Oberhessischer Hirtensohn beim „letzten Mohikaner“ 121

Rolf Haaser
Karl Vogt und Moritz Carriere 143

Nicola Stumpf
Bierbrauer und Auswanderer, Bierbrauer Lemp, Pohlheim 205

Susanne Gerschlauer
Die ehemalige Synagoge in Großen-Buseck - Ergebnisse einer bauhistorischen Untersuchung 225

Herbert Zielinski,
Berufung von Johannes Haller nach Gießen 1904 259

Ludwig Brake
Gießen im Ersten Weltkrieg 299

Trude Maurer
Studierende und Dozenten der Universität Gießen im Ersten Weltkrieg 323

Ingfried Stahl
Soldaten und Angehörige im Zweiten Weltkrieg, Auswirkungen auf Angenrod 363

II. Miszellen

Karin Brandes
Gedenkstätte und Museum Trutzhain: Vom STALAG IX A Ziegenhain zur Gemeinde Trutzhain 431

Michael Gottwald, Volker Hess, Christoph Röder
„Gronauer Altes Schloss" im Krofdorfer Forst. Neue archäologische Befunde 80 Jahre nach den ersten Untersuchungen 438

Philip Kammer
Gustav Schlosser, der „Reichsvagabund" 443

Dagmar Klein
Neues von Gießener Friedhöfen 448
1. Friedhof am Rodtberg: Gedenktafel 1870/71 hat neuen Anbringungsort 448
2. Alter Friedhof: Grabstelle Ernst Dieffenbach erhielt neuen Grabstein 449

III. Rezensionen

Armin Becker, Gabriele Rasbach (Hrsg.), Waldgirmes. Die Ausgrabungen in der spätaugusteischen Siedlung von Lahnau-Waldgirmes (1993-2009)
Kai Ruffing 451

Marita Metz-Becker: Gretchentragödien. Kindsmörderinnen im 19. Jahrhundert
Dagmar Klein 453

Zwischen Kriegseuphorie und Kriegsmüdigkeit: Der Erste Weltkrieg im Spiegel der Kommunalarchive des Landkreises Gießen
Utz Thimm 454

IV. Neue Publikationen 457

V. Vereinsleben 459

VI. Presseberichterstattung 461

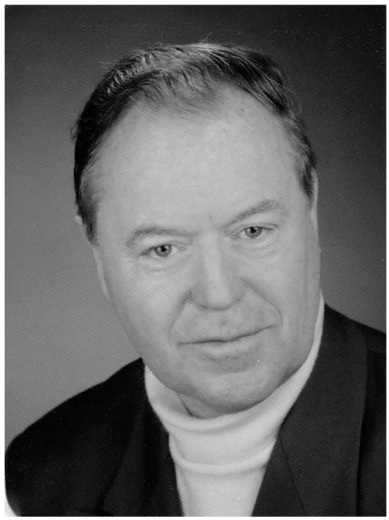
VII. Autorinnen und Autoren 470

Nachruf

Kurt Heyne
(1938-2016)

Kurt Heyne wurde 78 Jahre alt. Er starb am 1. Dezember 2016 nach langer, schwerer Krankheit. An der Trauerfeier in der Kapelle des (Neuen) Friedhofs am Rodtberg nahmen zahlreiche Personen aus den verschiedenen Bereichen des öffentlichen Lebens teil. Kurt Heyne hat sich vielfach engagiert, nicht nur in seinem Beruf als Geschichtslehrer.

Geboren wurde er am 18. Juli 1938 im Gießener St. Josefs-Krankenhaus. Seine Mutter stammte aus dem Fuldaer Land, daher wurde er katholisch getauft. Auch die Eheschließung 1968 mit seiner Frau Marianne geb. Becker wurde nach katholischem Ritus vollzogen, in der damals neuen St. Morus-Kirche. Ohne dass der evangelische Teil zuvor konvertieren musste, betonte Pfr. Hermann Heil in seiner Trauerrede, „das war in der damaligen Zeit noch keine Selbstverständlichkeit".



Kurt Heyne, 2007; Foto privat

Kurt Heyne wuchs auf im Hotel an der Westanlage, das seine Eltern übernommen hatten. Nach dem Abitur 1958 an der Liebigschule wählte er den akademischen Weg, er studierte in Würzburg, Wien und Mainz die Fächer Germanistik, Geschichte und Philosophie, besuchte auch Vorlesungen in anderen Fächern, etwa Jura. Sein Referendariat machte er am Landgrafs-Ludwig-Gymnasium in Gießen, trat danach seine Stelle an der Liebig-Schule an, wo er bis zur Pensionierung 2002 blieb. Er habe sein halbes Leben an der „Lio" verbracht, sagen Freunde.

Frühzeitig entwickelte Heyne „den Drang weiterzufragen und zu forschen zu Fragen der Schuld, des Schuldig-Werdens und zu Verbrechen unter totalitärer Herrschaft", so formulierte es der Journalist Hans-Peter Gumtz in seinem Heyne-Porträt zu dessen 60. Geburtstag. Heynes Elternhaus war nach dem Krieg beschlagnahmt, weil dort die Spruchkammerverfahren gegen NS-Mitglieder liefen; da habe er als Kind einiges mitbekommen, erzählte er in dem Interview. Diesen Drang nach Forschung konnte er auf seine Schüler übertragen, die sich mehrfach am Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten beteiligten und mit Preisen gewürdigt wurden. Er lud immer wieder Zeitzeugen in die Schule ein, darunter auch Auguste Wagner, die er mit einer Laudatio würdigte, als ihr 1986 die Hedwig-Burgheim-Medaille der Stadt Gießen verliehen wurde.

Auf Vorschlag von Vereinsmitgliedern wurde Kurt Heyne 1988 in den Vorstand des Oberhessischen Geschichtsvereins (OHG) gewählt, dem er bis 2009 angehörte, wenn auch zuletzt nicht mehr aktiv. Er schrieb Beiträge für die Mitteilungen und hielt Vorträge, etwa zur Judenverfolgung und zum Synagogenbrandprozess in Gießen. Für das vom OHG mitherausgegebene Begleitbuch zur Heinrich Will-Ausstellung im Alten Schloss verfasste Heyne zwei Beiträge; der Maler war 1943 wegen Feindsenderhörens hingerichtet worden. Vielen Kulturinteressierten bleibt Heyne in bester Erinnerung mit seinen Exkursionen auf Goethes Spuren, die er gemeinsam mit seiner Frau organisierte und durchführte. Bis nach Sizilien führten die Fahrten.

Seine Neigung zu Kunst und Kultur zeigte sich auch im privaten Geigespielen und Kunstsammeln, sowie im Schultheater an der „Lio". 1997 übernahm er den Vorsitz beim Oberhessischen Künstlerbund (OKB), nachdem der Vorgänger Georg Baumgarten überraschend verstorben war. Er bemühte sich neue Akzente zu setzen und den OKB insgesamt bekannter zu machen, dazu zählen die Suche nach weiteren Ausstellungsorten, die Kooperation mit anderen Institutionen und die Verjüngung des Vereins durch neue Mitglieder. Nicht alles gelang bis zum Ende seiner Amtszeit 2003, aber er brachte 1999 einen Band mit Künstlerporträts auf den Weg, der aus einer Serie in der Gießener Allgemeinen Zeitung hervorgegangen war. Anderthalb Jahre waren wir gemeinsam in Mittelhessen und darüber hinaus unterwegs, besuchten die Künstler und Künstlerinnen in ihren Ateliers, führten intensive Gespräche. Daraus wurden Künstlerporträts, von denen Kurt Heyne einzelne auch selbst schrieb.

Im Mai 2007 wurde ihm von Minister Volker Bouffier der Hessische Verdienstorden am Bande verliehen. Er sei ein Mann, „der sich der Geschichte und Kultur verschrieben" habe und ein „Vorbild für die Jugend" sei.

Sein Urnengrab befindet sich in Abteilung III, Bezirk H auf dem Rodtberg-Friedhof, reiht sich ein in die schlichten Baumgräber rund um eine alte Linde.

Dagmar Klein

I. BEITRÄGE

Cella prope Schiffinburch

Die Geschichte des Augustiner-Chorfrauenstifts „Cella“ unter Schiffenberg

ANTONIO SASSO

Knapp fünf Kilometer südöstlich von Gießen erhebt sich der rund 280m hohe „Schiffenberg“, ein miozäner Basaltkegel, der als westlichster Ausläufer des Vogelsbergs das Gießener Becken im Südosten von der Wetterau trennt.[1] Am Südwesthang des Schiffenberges, direkt nördlich an die Gießener Siedlung Petersweiher anschließend, trifft man auf eine siebeneckige Wallstruktur, bei der es sich vermutlich um die Überreste des ehemaligen Augustiner-Chorfrauenstift „Cella“ handelt (siehe Abb. 1, Seite 7).

Das komplett bewaldete Gelände wird von der L3131 von Gießen nach Pohlheim-Hausen in Nordwest-Südost-Richtung durchschnitten und ist in Hangrichtung leicht abschüssig.

Über die Geschichte dieser Anlage wurde in der bisherigen Forschung fast ausschließlich als Beiwerk zur Geschichte des bekannteren, 1129 nach einer Stiftung von Gräfin Clementia von Gleiberg gegründeten[2] Augustiner-Chorherrenstifts auf dem Schiffenberg oder im Rahmen kurzer Miszellen in heimatkundlichen Publikationen berichtet.[3] Im Folgenden soll deshalb die Geschichte des Chorfrauenstifts Cella anhand der urkundlichen Überlieferung rekonstruiert und mit den bisherigen Publikationen früherer Bearbeiter verglichen werden. Dabei soll ein möglichst vollständiger, chronologischer Überblick entstehen, der die genauere Betrachtung einzelner Aspekte und eine chronologische Gliederung der Geschichte des Klosters in thematische Abschnitte zulässt.

---

1 Vgl. K. H. Müller, Geographische Grundlagen Hessens (1984). <http://www.lagishessen.de/downloads/ga/1-4.pdf> [Stand: 07. April 2014].

2 Stiftungsurkunde: Wyß, Urkunden III, Nr. 1328 und 1329.

3 Am ausführlichsten bisher bei H. Kalbfuß, Das Augustinerchorherrenstift Schiffenberg. Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 17/1909, 1–72 und K. F. Euler, Das Haus auf dem Berge. Die Geschichte des Augustiner-Chorherrenstiftes Schiffenberg 1129–1323 (Gießen 1984). Zuletzt H. Klezl, Die Übertragung von Augustiner-Chorherrenstiften an den Deutschen Orden zwischen 1220 und 1323: Ursachen, Verlauf, Entwicklungen. Deutsche Hochschuledition 66 (Neuried 1998), 187–296. Miszellen mit Schwerpunkt Cella: R. Metzger, Cella. Ein fast vergessenes Nonnenkloster im Schiffenberger Wald (I). Heimat im Bild 22/1967 (1967). – Ders., Cella. Ein fast vergessenes Nonnenkloster im Schiffenberger Wald (II). Heimat im Bild 23/1967 (1967). – H. Don, Nonnen mehrten den Besitzstand ihres Klosters. Heimat im Bild 48/1997 (1997). – A. Failing, Der Silvesterkrieg anno 1450. Hessische Heimat. Aus Natur und Geschichte 5/1973 (1973).

Während der Archivrecherche im Vorfeld dieser Arbeit wurde recht schnell klar, dass aufgrund der Masse des Quellenmaterials eine Auswahl getroffen werden musste. Im Rahmen dieser Arbeit wurde deshalb einzig die urkundliche Überlieferung Cellas berücksichtigt. Der Autor legte dabei besonderen Wert auf Vollständigkeit und ist überzeugt, dass nun alle Urkunden, die bereits publiziert wurden oder noch als Originale in den hessischen Staatsarchiven liegen, berücksichtigt wurden.

Nicht berücksichtigt wurden hingegen die im 17. Jahrhundert angefertigten Abschriften aus Urkunden betreffend Chorherrenstift und Deutschordenskommende zu Schiffenberg[4] sowie die Rechnungs- und Amtsbücher der Deutschordensballei Hessen.[5] Möglicherweise finden sich in diesen Archivalien noch indirekte Hinweise auf Cella. Bei den Urkundenabschriften könnten sich auch solche, das Chorfrauenstift Cella betreffende Urkunden erhalten haben, die im Original heute nicht mehr existieren. In den Rechnungen wäre vor allem die Zeit nach der Inkorporation in das Deutschordenshaus auf dem Schiffenberg zwischen 1450 und 1500 interessant. Ebenfalls unberücksichtigt blieb das 1998 von Jürgen Römer veröffentlichte Einkünfteverzeichnis des Klosters Cella,[6] da sie sich für eine chronologische Wiedergabe der Ereignisgeschichte nur bedingt eignet. Es handelt sich hierbei nämlich um eine Momentaufnahme aus dem Jahr 1338, angelegt um, nach einem Brand ca. fünf Jahre zuvor, einen Überblick der Güter und Einkünfte des Klosters zu schaffen. Lediglich einige unvollständige und nicht genau datierte Nachträge könnten einen Verlauf zeigen. Da aber kein weiteres derartiges Verzeichnis für die Zeit vor 1338 oder danach überliefert ist, ist eine Einordnung in die Geschichte Cellas schwierig.

Forschungsgeschichte

Bereits im 18. Jahrhundert wurde im Zuge des Streits um die Landständigkeit der Kommenden des Deutschen Ordens in Hessen die urkundliche Überlieferung der beiden Klöster zu Schiffenberg durch den Sekretär des Deutschen Ordens, Johann Heinrich Feder, bearbeitet.[7] Auch die Editionen von Valentin Ferdinand Gudenus entstanden in dieser Zeit.[8] Mitte des 19. Jahrhunderts folgten größere Editionsbände und Regestensammlungen. So zum Beispiel die Urkundenbücher von Arthur Wyß und Ludwig Baur[9]. In diese Zeit fallen auch erste Erwähnungen Cellas

4 HStAD Bestand E5B, Nr. 1353 – 1355 und Nr. 1357.

5 HStAM Bestand 106a und 106b.

6 J. Römer, Die Einkünfteverzeichnisse des Klosters Zelle bei Schiffenberg aus dem 14. Jahrhundert. Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 47, 1997, 36.

7 Feder, Entdeckter Ungrund. – Johann Heinrich Feder * 1713 in Langenau (Ulm) † 1775 in Nürnberg, studierte in Halle und Gießen Rechtswissenschaften, ab 1744 Sekretär des Deutschen Ordens. Aus: E. Pierer (Hrsg.), Pierer's Universal-Lexikon[4], Band 6 (Altenburg 1858), 152-153. <http://www.zeno.org/nid/20009909141> [Stand: 17. Januar 2015]. – Im selben Zusammenhang wie die Arbeit Feders: Koch, Beurkundete Nachricht.

8 Gudenus, Codex II. – Gudenus, Codex V.

9 Wyß, Urkunden I. – Wyß, Urkunden II. – Wyß, Urkunden III. – Baur, Hessisch I. – Baur, Hessisch IV. – Baur, Arnsburg. – Aber auch Scriba, Regesten II.

in Ortsbeschreibungen[10] und sogar kürzere Zusammenfassungen zur Geschichte des Klosters.[11]

Den ersten größeren Versuch einer Rekonstruktion der Geschichte beider Klöster anhand der Urkunden unternahm 1887 der Gießener Pfarrer Johann Baptist Rady in einem 36 Seiten fassenden Aufsatz[12]. Die nächste, tiefergehende und auch aus heutiger Sicht fundierte Bearbeitung des Themas lieferte zu Beginn des 20. Jahrhunderts Herrmann Kalbfuß mit seiner Gießener Dissertation,[13] die noch im selben Jahr in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins erschien.[14] Ein Jahr später folgte eine Fortsetzung zur Geschichte des Schiffenbergs nach der Einverleibung in den Deutschen Orden.[15] Diese behandelt aber hauptsächlich die Deutschordenskommende auf dem Schiffenberg und erwähnt nur beiläufig die Inkorporation des Chorfrauenstifts. In den 1930er Jahren veröffentlichte Carl Walbrach anlässlich der 800-Jahrfeier der Kirchweih auf dem Schiffenberg eine knapp dreißigseitige Broschüre zur Geschichte des Schiffenbergs, die sich aber im Wesentlichen auf die Arbeit von Kalbfuß stützt.[16] Im Laufe des 20. Jahrhunderts, vor allem während der 1970er Jahre, als die Stadt die alte Klosteranlage

10 P. Dieffenbach, Ansichten von Gießen und seiner Nachbarschaft (Gießen 1853), 34 und A. Spieß, Das Lahntal von seinem Ursprung bis zur Ausmündung nebst seiner nächsten Umgebung (Bad Ems 1866), 47.

11 H. B. Wenck, Hessische Landesgeschichte. Dritter Band (Frankfurt/Leipzig 1803), 271–276. – G. W. J. Wagner, Die Wüstungen im Großherzothum Hessen. Provinz Oberhessen (Darmstadt 1854), 214–216. – Ders., Die vormaligen geistlichen Stifte im Großherzogthum Hessen. Erster Band: Provinzen Starkenburg und Oberhessen (Darmstadt 1873), 81. – Außerdem sei noch auf ein Manuskript von 1847 hingewiesen, welches im Staatsarchiv Darmstadt aufbewahrt wird (StAD C 1 C Nr. 9): Emil Köster, Beiträge zur Geschichte des Hauses Schiffenberg und seiner Kirchen. Vgl.: Klezl, Übertragung, 187, Anm. 2.

12 J. B. Rady, Geschichte der Klöster Schiffenberg und Cella. Jahresbericht des Oberhessischen Vereins für Localgeschichte 5, 1886/87 (1887), 37–82. Spätere Bearbeiter lassen diese Arbeit meist unberücksichtigt. Euler bemängelt ihre vielen Fehler (Euler, Haus, 7.) und Kalbfuß spricht von einer „fleißigen, aber durchaus kritischen und phantastischen Arbeit“ (Kalbfuß, Stift, 27, Anm. 2).

13 H. Kalbfuß, Kloster Schiffenberg bis zu seiner Einverleibung in den Deutschen Orden 1323. (Gießen: Diss. 1909).

14 Kalbfuß, Stift.

15 H. Kalbfuß, Die Deutschordenskommende Schiffenberg. Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 18/1910, 8–84.

16 C. Wallbrach, Schiffenberg. Zur 800-Jahrfeier des Klosters und Deutsch-Ordenshauses. Sonderdr. aus Heimat im Bild, 1930.

erwarb,[17] war der Schiffenberg selbst immer wieder Thema in kürzeren, heimatkundlichen Artikeln,[18] nur einige wenige befassten sich vorrangig mit dem Chorfrauenstift.[19] Vermutlich im Zuge dieses gesteigerten Interesses befasste sich auch Karl Friedrich Euler in den 1970er und 80er Jahren mit der Geschichte der Stifterin Clementia[20] und dem Kloster selbst. Das Ergebnis war eine Monographie, die ebenfalls zum Teil auf der Arbeit Kalbfußens aufbaut.[21]

Hinweise zur Lage des Klosters, die sich in der Literatur des 19. Jahrhunderts finden, sprechen von noch erkennbaren Mauerresten.[22] Erst Rudolf Metzger regte Mitte der 60er Jahre eine Vermessung des Areals durch das städtische Vermessungsamt Gießen an.[23] Seitdem wird das oben beschriebene Areal als Klosterwüstung „Zelle" oder „Cella" angesprochen, ohne dass dafür je ein anderer Beleg als die örtlichen Flurnamen (z.B. „Klosterwiese") oder die ebengenannten Berichte des vorletzten Jahrhunderts genannt wurden.

In der jüngeren Forschung ist vor allem die Edition des Einkommensverzeichnisses des Chorfrauenstifts aus dem 14. Jahrhundert von Jürgen Römer zu nennen, der mit seiner Arbeit eine neue Quellengattung für die Geschichte des Klosters erschlossen hat, jedoch keine weitere Bearbeitung oder Auswertung der Quelle vorgenommen hat.[24] Auch Helmut Klezl widmete sich in seiner Dissertation über das Phänomen der Einverleibung Augustiner-Chorherrenstifte in den Deutschen Orden dem Schiffenberg als Beispiel, befasste sich aber auch hier vorrangig mit dem Chorherrenstift.[25]

17 B. Schneider, Von der hessischen Domäne zum Freizeitzentrum. Eine Chronik des Schiffenberges von 1809 bis 1979. In: M. Blechschmidt/ K. F. Euler/ H. Szczech, Der Schiffenberg. Die Geschichte eines Berges, seine Siedlung und seine Kirche (Gießen 1979), 93f.

18 K. Ebel, Der Schiffenberg. Heimat im Bild 32/1925 (1925). – B. Heil, Aus der Geschichte des Schiffenberger Dominialwaldes. Heimat im Bild 50/1929 (1929). – P. Hübener, Die Entstehung Gießens in geschichtlicher Beleuchtung. Heimat im Bild 25/1935 (1935). – G. Franz, Alte Ansichten vom Schiffenberg. Heimat im Bild 23/1973 (1973) – P. W. Sattler, Neues vom Schiffenberg. Heimat im Bild 31/1973 (1973). – M. Bethke, Die Deutschordensherren auf Schiffenberg. Heimat im Bild 10/1975 (1975). – H. Gregor, Ein kleiner Friedhof mit großer Geschichte. Heimat im Bild 1/1976 (1976). – H. Gregor, Als die Gottesdienste auf dem Schiffenberg unzumutbar wurden. Heimat im Bild 9/1979 (1979).

19 H. Don, Nonnen. – Failing, Silvesterkrieg. – Metzger Cella I. – Metzger, Cella II. (Beide Artikel Metzgers erschienen gemeinsam noch einmal in einem Sammelband seiner Aufsätze: R. Metzger, In Bildern lebt „Alt-Gießen" fort. Geschichte und Geschichten aus Gießen (Gießen 1996), 28–38.)

20 K. F. Euler, Clementia. Gräfin von Gleiberg und Stifterin des Schiffenbergs (Gießen 1978).

21 Euler, Haus.

22 Spieß, Lahntal, 47: „Am Fusse des Schiffenbergs zeigen wenige Spuren noch die Stätte, wo früher das Augustinerfrauenkloster ‚Zelle' gestanden hat.". Und Rady, Klöster, 66: „Noch bis vor wenigen Jahrzehnten sah man [...] Reste alten Mauerwerks.".

23 Metzger, Cella I. – Die Abb. 1 zeigt einen späteren nach Anregung von Herrn Manfred Blechschmidt neu vermessenen und veränderten Plan.

24 Römer, Einkünfte.

25 Klezl, Übertragung. – (Dissertation an der TU Darmstadt 1996).

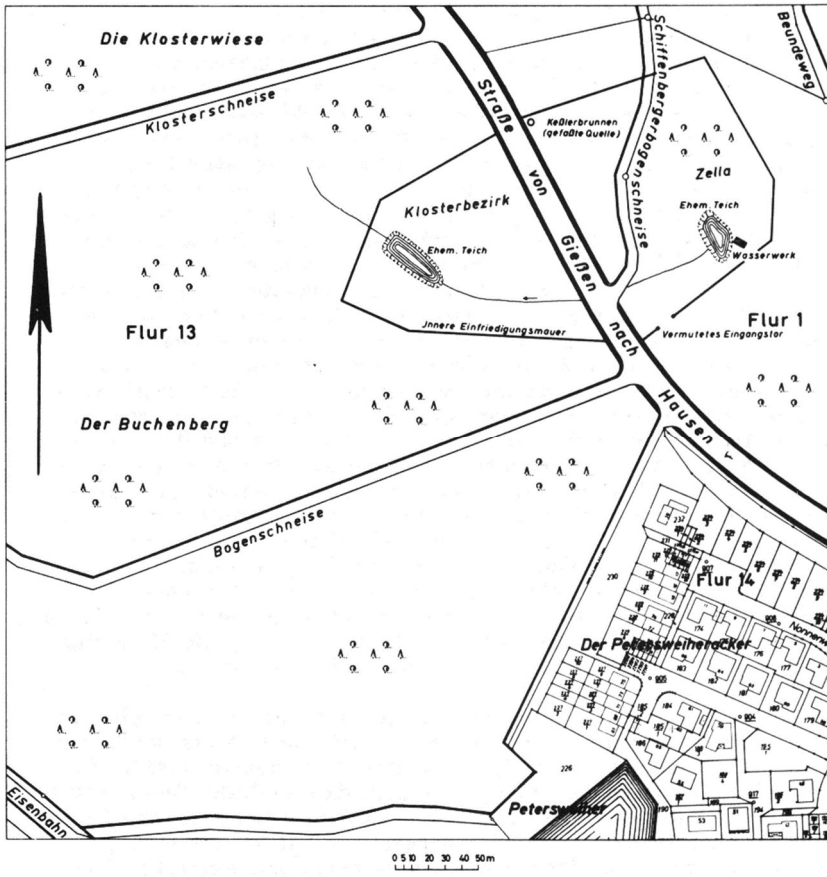


Abb. 1: Plan des Klosterareals Cella nach Blechschmidt 1974. Mit Genehmigung des Magistrats der Universitätsstadt Gießen - Vermessungsamt -, 35390 Gießen, vervielfältigt, Vervielfältigungsnummer: 2/2016.

Die Frage nach den Anfängen

Die genauen Anfänge des Frauenkonvents liegen im Dunklen. Es gibt weder eine Stiftungsurkunde noch einen anderen Hinweis, wann die erste Frau auf dem Schiffenberg ankam oder ab wann das Chorfrauenstift Cella am Fuße des Berges errichtet und bewohnt wurde. Dennoch finden sich in der Literatur zu eben dieser Frage verschiedene Thesen, die hier kurz behandelt werden sollen. Dabei stehen die hier genannten Werke stellvertretend für kürzere Artikel anderer Autoren, welche jeweils eine dieser Thesen übernommen haben.

Die älteste dem Verfasser zugängliche Deutung zum Ursprung des Chorfrauenstifts stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Johann Heinrich Feder, Sekretär des Deutschen Ordens, vermutete, dass Cella bereits Teil der Stiftung des

Klosters Schiffenberg durch Gräfin Clementia war und dessen Entstehung somit in die Zeit der Gründung des Schiffenbergs fällt.[26] Etwas differenzierter betrachtete Wenck diese Frage, indem er die damals bekannte Erstnennung 1274 als *terminus ante quem* festlegte und die fehlende Nennung des Klosters in den „sonst sehr umständlichen" Stiftungsurkunden des Schiffenbergs bis 1162 als *terminus post quem* ansah.[27] Rady kannte bereits die heute bekannte erste Nennung der Chorfrauen auf dem Schiffenberg 1239,[28] gibt aber den Inhalt dieser Urkunde falsch wieder. Er behauptete, dass bereits in dieser Urkunde von einem „Monastrium seu Cönobium" (Sic!) die Rede sei und dass dies ein Hinweis dafür sei, dass die ehemalige „Cella" bereits zu einem großen Kloster herangewachsen sei.[29] Tatsächlich ist in dieser Urkunde nur von *fratres et sorores* die Rede, die auf dem Schiffenberg gemeinsam Gott dienten.[30] Die Formulierung *monasterium seu cenobium* findet sich erst 1334.[31] Rady berief sich auf die eben erwähnte Arbeit Feders und eine angebliche Notiz auf einer Urkunde des 15. Jahrhunderts, deren Verbleib allerdings heute unklar ist,[32] und kam so zu dem Schluss, dass das Kloster bereits 1140 gegründet wurde. Alle Urkunden, die über die Zeit vor 1239 hätten berichten können, seien bei dem Brand 1334 verloren gegangen.[33]

Kalbfuß widersprach der Argumentation Radys mit der Begründung, dass die Urkunde Papst Eugens III., die dem Kloster Schiffenberg all seinen Besitz bestätigte,[34] das Kloster Cella und dessen Kirche nicht erwähnt.[35] Kalbfuß war es auch, der Anfang des 20. Jahrhunderts die bis heute unangefochtene These aufstellte, dass die Gründung des Chorfrauenstifts irgendwann zwischen den Jahren 1215 und 1239 stattfand.[36] Aus diesem Zeitraum sind bisher nur drei Urkunden vom Schiffenberg bekannt, die keine Fälschungen sind.[37] Sehr vorsichtig wies er darauf hin, dass 1215 Kleriker aus Wirberg auf dem Schiffenberg waren. Diese hatten zu diesem Zeitpunkt bereits ein Frauenkloster an ihres angegliedert, was Kalbfuß zu

26 Feder, Entdeckter Ungrund, 180.
27 Wenck, Landesgeschichte, 271.
28 U1. Die Urkunden werden im Folgenden nach der Nummerierung in der hier abgedruckten „Liste der Urkunden betreffend Kloster Cella" angegeben. U1 wäre folglich die Urkunde mit der Nummer 1 usw. – Lage der genannten Ortschaften mit Besitzungen der Chorfrauen: Abb. 2.
29 Rady, Klöster, 66.
30 U1: […] *sancte Marie in Schiffenburg necnon preposito Alberoni et fratribus et sororibus ibidem deo iugiter* […].
31 U72.
32 Rady, Klöster, 67. Der Autor gibt an, dass sich die Urkunde (eine Kopie des Fundationsbriefes der Kommende Schiffenberg) im Besitz des Gießener Vereins für Localgeschichte befand.
33 Ebd.
34 Wyß, Urkunden III, Nr. 1335. (Datiert zwischen 1145 und 1153.)
35 Kalbfuß, Stift, 32, Anm. 4.
36 Kalbfuß, Stift, 31f.
37 Wyß, Urkunden III, Nr. 1345 (Ende Sept. 1215). – Wyß, Urkunden III, Nr. 1348 (15.08.1237). – U1 (Sept. 1239). Zu den Fälschungen (Wyß, Urkunden III, Nr. 1346 und Nr. 1347): Wyß, Urkunden III, 448–451.

der Annahme brachte, dass sie vielleicht die Schiffenberger in dieser Frage beraten haben könnten.[38]

Euler übernahm diese These in den 1980er Jahren und formulierte sie bereits deutlich entschiedener. Er hob die Gemeinsamkeiten der beiden verwandten Orden, der Prämonstratenser vom Wirberg und der Augustiner Chorherren vom Schiffenberg, hervor und erachtete es daher als naheliegend, dass die Wirberger bei diesem Treffen die Schiffenberger erst auf die Idee brachten, wie in Wirberg ebenfalls ein Chorfrauenstift einzurichten.[39] Obwohl er seine These nicht weiter stützen kann, wurde sie auch in späteren Publikationen unkommentiert übernommen.[40]

Für Euler stand fest, dass wir es ab 1239 bereits mit einem Frauenkonvent zu tun haben, der ein eigenes Kloster am Fuße des Berges bewohnte.[41] Kalbfuß war auch hier wieder vorsichtiger. Eine Frage, auf die Euler gar nicht erst eingegangen ist, ist nämlich die, ob der Konvent vielleicht schon vor dem Kloster bestand und das Areal am Fuße des Berges erst später bebaut wurde. Ist in der Urkunde von 1239 nur von den Brüdern und Schwestern auf dem Schiffenberg die Rede,[42] so lässt sich bereits 1241 eine andere Form der Anrede fassen.[43] Erstmals wird eine Meisterin genannt, die dem Konvent der Chorfrauen vorstand und eine neue Struktur innerhalb der Gemeinschaft vermuten lässt. Kalbfuß hielt es für möglich, dass damit bereits das eigene Kloster unterhalb des Chorherrenstifts bewohnt wurde.[44]

Der Begriff *conventum* wurde durchaus mehrdeutig verwendet. Es konnte sowohl die monastische Gemeinschaft als auch ein Gebäude, ein Kirchenbau oder das gesamte Kloster, gemeint sein, wobei auch der Begriff *monasterium* keine scharfe Trennung zwischen diesen Bedeutungen zulässt.[45] Die einfache Bezeichnung *conventum* und die Organisation unter einer *magistra* sind also noch kein eindeutiges Indiz für den Bau eines eigenen Klosters.

Dass in den Urkunden den Schiffenberg betreffend der Begriff *conventus* nicht gleichbedeutend mit dem *monasterium* oder *cenobium* ist, zeigt sich in der Art der Benutzung der Wörter. Häufig ist die Bezeichnung *conventum monasterii in Schiffenberg* oder *conventum ecclesie*.[46] Sogar das Erzbistum Trier stellte 1274 eine Urkunde für

38 Kalbfuß, Stift, 32. (Kalbfuß drückt sich hier wirklich sehr verhalten aus: „Wenn die Vermutung nicht allzu kühn ist...".)

39 Euler, Haus, 53.

40 Vgl. Klezl, Übertragung, 192. Es ist nicht auszuschließen, dass die Bereitwilligkeit, mit der Euler die Vermutung Kalbfußens übernahm und ausschmückte, mit seiner vorhergehenden Arbeit zu eben diesem Kloster Wirberg in Verbindung stehen könnte. Euler veröffentlichte nur vier Jahre vorher eine Monographie zum Wirberg: K. F. Euler, Die Anfänge des Klosters Wirberg (Gießen 1980).

41 Euler, Haus, 52f.

42 U1.

43 U2.

44 Vgl. Kalbfuß, Stift, 32.

45 M. Parisse, Kloster. LexMA 5 (1991), Sp. 1218-1221.

46 In unterschiedlichen Schreibformen kommen die folgenden Benennungen in den Urkunden vor: *conventum monasterii* (U9, U44, U45, U47, U53, U54, U55, U63, U66, U74, U75), *conventum*

magistra et conventus sanctimonialium cenobii in Schyffenburg aus.[47] *Conventum* meint hier also die Gemeinschaft, während *cenobium*, *monasterium* und *ecclesia* für Gebäude stehen.

Zweifel an der bestehenden These Eulers,[48] dass das Kloster Cella unterhalb des Schiffenbergs zwischen 1215 und 1239 gebaut wurde, erwecken vor allem die Verhältnisse innerhalb des Chorherrenstifts. Ein Stift, das sich laut Eulers eigener Aussage in einer Phase der inneren Krise befand,[49] wird wohl kaum in der Lage gewesen sein, aus eigener Kraft und ohne entsprechende Stiftung[50] eine Klosterkirche samt Kreuzgang, einem Siechhaus und Wohn- und Wirtschaftsgebäuden zu errichten.[51] Er selbst stellte die schwierige finanzielle Lage des Klosters im 13. Jahrhundert heraus, die keiner größeren Belastung habe standhalten können.[52] Näherliegend wäre es für die Chorherren gewesen, in ihrem eigenen Kloster eine Wohnstätte für die um Aufnahme ersuchenden Frauen einzurichten.[53] Neben Kalbfuß, der diese Möglichkeit zumindest für die Zeit vor 1241 in Betracht zog, vertritt der Gießener Historiker Karl Ebel in einem Aufsatz zur Geschichte des Schiffenbergs aus den 1920er Jahren diese Meinung, ohne dabei den „Umzug" in das Kloster Cella zeitlich näher zu bestimmen.[54] Beispiele für eine derartige Lösung finden sich (nicht nur) bei den Augustiner-Chorherren reichlich.[55]

Schließlich wäre noch Heinrich Walbe zu nennen, der Anfang der 1930er Jahre die These aufstellte, dass die Apsis des Westchores der Basilika auf dem Schiffenberg, welche später gebaut wurde als das Langhaus, möglicherweise anstelle einer ehemaligen oder geplanten Westempore für das Frauenkonvent errichtet wurde. Die Turmstümpfe am Westchor wären dann als geplante oder abgerissene Treppenaufgänge zu ebendieser Empore zu deuten.[56]

Die Frage, wann das Kloster Cella unter Schiffenberg nun tatsächlich gebaut und bewohnt wurde, ist also noch nicht abschließend beantwortet worden. Bei genauerer Betrachtung der Urkunden lassen sich jedoch einige bisher unbeachtete Hinweise finden.

---

ecclesie (U3, U6, U14, U21, U24, U34, U35, U41), *conventum cenobii* (U11, U83), „Konvent des Klosters" (U70, U71, U109).

47 U11.

48 Und der These Kalbfußens (Bau Cellas bis 1241 abgeschlossen). Vgl. Kalbfuß, Stift, 32.

49 Euler widmet diesem Thema ein ganzes Kapitel: Euler, Haus, 38–51.

50 Auch dies, genau wie die folgenden Aussagen, von Euler selbst: Euler, Haus, 52 und 96.

51 Ebd., 53.

52 Ebd., 38f.

53 Eine Notwendigkeit für diesen Schritt findet sich wohl in der erhöhten Nachfrage nach Versorgung der weiblichen Nachkommen des niederen Adels. (Vgl. Euler, Haus, 52.) In geringerem Maße spielt wohl Kalbfußens Prestigegedanke eine Rolle (Kalbfuß, Stift, 32.).

54 Ebel, Schiffenberg, 126. (Seite 2 des Artikels.)

55 z.B. Augustiner-Chorherren in Klosterrath (vgl. Kalbfuß, Haus, 32.), Dießen am Ammersee (Schuster-Fox, Dießen.), Hamersleben (Peters, Hamersleben, 43.) und Merxhausen, Nordhessen (Schmidt, Merxhausen, 23–26.) und z.B. Benediktinerkloster Dalheim in Mainz (Grathoff, Dalheim.). Allgemein zum Thema Doppelklöster: M. Parisse, Doppelkloster. LexMA 3 (1986), Sp. 1257–1259. – Außerdem: Haarländer, Schlangen.

56 Walbe, Kunstdenkmäler, 376f.

Bereits Kalbfuß bemerkte die Unregelmäßigkeiten in der Benennung des Chorfrauenkonvents. Er erwähnt z.B., dass trotz der Trennung nach dem Gießener Urteil in den darauffolgenden Urkunden von 1266[57] und 1271[58] die Adressaten nicht eindeutig benannt sind.[59] In der Urkunde von 1266 wird eine Chorfrau samt Ausstattung an das *cenobii Schivenburgensis* gegeben und 1271 richtet sich ein Teil einer Erbmasse an das *conventui in Schifinburg*. Kalbfuß erklärt sich diesen Umstand mit der noch nicht genau ausgeführten Teilung des Klosters.[60] Euler vermutet, dass sich die Bevölkerung der Umgegend, gemeint sind die adligen Aussteller der Urkunden, über die Kompetenzverhältnisse innerhalb und zwischen den Klöstern unsicher war.[61] Beide Erklärungsversuche sind jedoch wenig plausibel.

Die Formulierung bei der Ersterwähnung der Chorfrauen 1239[62] wurde bereits von Kalbfuß und Ebel als Hinweis für eine Ansiedlung des Frauenkonvents innerhalb des Klosters der Chorherren gedeutet.[63] Die Nennung einer Meisterin und des *conventum* in der darauf folgenden Urkunde zeugt zunächst nur von einer anderen Stellung und Organisationsform der Chorfrauen innerhalb der Klostergemeinschaft.[64] Genauer beschreibt die nächste Urkunde aus dem Jahr 1252 die Verhältnisse auf dem Schiffenberg. Aussteller ist diesmal Propst Balduin von Schiffenberg selbst, der mit Zustimmung der *conventuum canonicorum et dominarum necnon conversorum in Schiffenburgensi existentium eclesia [sic!]*[65] einen Verkauf tätigt. Balduin sprach hier recht eindeutig von den zwei Konventen einer einzigen Kirche, die hier auf dem Schiffenberg bestand. Auch 1257 sprachen die Aussteller einer Verkaufsurkunde über eine Hube zu Atzbach (siehe Abb. 2, S. 25), namentlich *Hartmůdus prepositus totusque conventus canonicorum, Elizabeth magistra totusque conventus dominarum in Schiffenburg*, von nur einer *ecclesie nostre*.[66] Diese Bezeichnung wurde auch 1264 von den Ausstellern der Urkunde des Gießener Urteils verwendet. Hier wurden nämlich der *dominum prepositum et totum conventum tam dominorum quam sanctimonialium ecclesie in Sciffenburc* angesprochen – und wieder ist nur von einer Kirche die Rede.[67] Auch die bereits von Euler und Kalbfuß bemerkten ungenauen Nennungen 1266 und 1271 ergeben in diesem Zusammenhang einen Sinn. Der Vogt, Landgraf Heinrich zu Hessen, verwendete 1273 sogar den Begriff *monasterium*, ebenfalls in der Singularform. Er bestätigte nämlich dem *Prepositum Sybodonem totumque Conventum Fratrum et Sanctimonialium monasterii in Schiffenburg* einen abgeschlossenen

57 U7.
58 U8.
59 Kalbfuß, Stift, 37.
60 Ebd.
61 Euler, Haus, 58.
62 U1: […] *sancte Marie in Schiffenburg necnon preposito Alberoni et fratribus et sororibus ibidem deo iugiter* […].
63 Vgl. Kalbfuß, Stift, 32. Und Ebel, Schiffenberg, 126.
64 U2: […] *magistra et uterque conventus canonicorum videlicet et sanctimonialium in Schiphenburg* […].
65 U3: „...der Konvente der Kanoniker und Frauen, am selben Orte, der Kirche, die auf dem Schiffenberg besteht..."
66 U4. Übersichtskarte mit den Gütern der Chorfrauen siehe Abb. 2, S. 25.
67 U6.

Verkaufsvertrag.[68] Wenig aussagekräftig sind dagegen die Urkunden, die nur die Chorfrauen nennen,[69] da hier die Ortsbezeichnung „Schiffenberg" als Name für den Berg gilt.[70]

Selbst eine Urkunde des Erzbischofs Heinrich von Trier, aus dem Jahr 1274 schafft hier keine klare Trennung, sondern spricht immer noch von einem Kloster. Hier wurden *magistra et conventus sanctimonialium cenobii in Schyffenburg* und das *conventum canonicorum regularium eiusdem loci* zwar getrennt angesprochen, weiter ist aber von *dictas magistram et conventum sanctimonialium* […] *et prepositum ac conventum canonicorum regularium monasterii in Schyffenburg predictorum* die Rede, also wieder von nur einem Kloster.[71] Diese Urkunde ist die letzte, die deutlich von zwei Konventen eines Klosters spricht.

Mechthild von Goddelau, die bereits im Mai 1277 als Wohltäterin der „vrowen von Schiffenburg" in Erscheinung trat,[72] richtete im Juni des selben Jahres eine weitere Schenkung an *magistre ac conventui sanctimonialium sancte Marie apud Skeffinburg*.[73] Nicht einmal die Nennung des Patroziniums *sancte Marie* oder die Präposition *apud* können hier für Klarheit sorgen, denn auch die Kirche der Chorherren auf dem Schiffenberg war der Heiligen Maria[74] geweiht und *apud* wird im Mittellatein mit „in" übersetzt.[75]

In den Urkunden aus den Jahren 1284–1285 ist lediglich von den *monialibus in Schiffenburg,*[76] den *dominabus de Sciffenburg*[77] oder von dem Konvent der Chorherren und dem der Chorfrauen „an dem selben Ort"[78] die Rede, wobei mit „derselbe Ort" vermutlich der Berg selbst gemeint ist, denn noch im selben Jahr (1285) bestätigte der Propst des Marienstifts in Wetzlar *prepositum et canonicos regulares ac eciam sanctimoniales ecclesiarum in Schyffenburg* die Zollfreiheit.[79] Hier ist nun erstmals

68 U9.

69 U5 (1262): *Virgines in Schifenburg*. U10 (1274): *sanctimonialibus in Schifenburg*. U12 (1277): *magistre et conventui sanctimonialium in Skeffinburg*. U13 (1277): „vrowen von Schiffenburg".

70 Euler geht davon aus, dass der Berg den Namen „Schiffenberg" vermutlich von der vorklösterlichen Burg auf seinem Gipfel übernommen hat. (Euler, Haus, 17f.) Dass der in den hier bearbeiteten Urkunden genannte Name „Schiffenburg" (in jeglicher Schreibweise) nicht nur die Bezeichnung des Klosters, sondern tatsächlich auch des Berges ist zeigt z.B. eine Urkunde von 1284 (Wyß, Urkunden III, Nr. 1364.). Hier ist von einem Gut *sitam in pede montis Schyffenburg in villa que Husen appellatur* die Rede.

71 U11.

72 U13. Laut Wyß wohl die älteste im Original erhaltene deutschsprachige Urkunde in dieser Gegend (Wyß, Urkunden III, Nr. 1361).

73 U14.

74 Wyß, Urkunden III, Nr. 1328 und Nr. 1329.

75 H. Enzensberger, Zum Mittellateinischen Wortschatz (1997). <http://www.hist-hh.uni-bamberg.de/hilfswiss/MittellatGloss.html> [Stand: 10. Januar 2015].

76 U15.

77 U16.

78 U17: […] *prepositum et conventum de Schiffenburg canonicorum regularium ordinis sancti Augustini Treuerensis dyocesis et conventum sanctimonialium eiusdem loci, ordinis et dyocesis*. Und U18*: prepositus canonicorum regularium in Sciffenburg et conventus sanctimonialium ibidem* […].

79 U19.

die Rede von den Kirchen, also Plural, zu Schiffenberg.[80] Demnach müsste der Bau der Kirche und des Klosters am Fuße des Schiffenberges also irgendwann zwischen 1274[81] und 1285[82] geschehen sein.[83] Spätestens mit der Erstnennung des Namens *monasterii de Cella prope Schiffinbůrch* im Jahre 1317 ist die Existenz eines eigenen Klosters der Chorfrauen evident.[84]

Völlig aus dem Rahmen fällt eine Urkunde aus den späten 1280er Jahren.[85] Hier bezeichnete sich Kunigunde, die Witwe des Heinrich Spedel, als Schwester des Konvents der Chorherren (und umgekehrt). Die ungenaue Trennung der Konventszugehörigkeit könnte mit dem heiklen Inhalt der Urkunde zusammenhängen. Allem Anschein nach drängten die Chorherren die Witwe nämlich dazu, ihre Güter in Niederasphe, die den Chorherren als Erbe zugedacht waren, zu verkaufen, um ihnen aus ihrer prekären finanziellen Lage zu helfen.[86]
Im Jahr 1318 erlaubte Balduin von Trier den Chorfrauen von Cella den Neubau und die Weihe einer Kirche und den Abriss einer älteren Kirche.[87] Dies würde bedeuten, dass die alte Kirche nach nur rund 30 bis 40 Jahren wieder eingerissen wurde. Ein Grund für dieses Bauvorhaben wird in der Urkunde nicht genannt. Denkbar wäre, dass die alte Kirche den Ansprüchen der Chorfrauen nicht mehr genügte, sei es durch eine wachsende Anzahl an Neuzugängen[88] oder den Wunsch nach einem repräsentativeren Gotteshaus.[89] Auch eine Baufälligkeit des alten Gebäudes wäre möglich.[90]

---

80 Die Formulierung *ecclesiarum* findet sich nochmals in U34 (1301). Dies ist auch bis zur Übernahme des Chorherrenstifts durch den Deutschen Orden 1323 (U58) die letzte Urkunde, in der beide Konvente gemeinsam genannt werden.

81 U11.

82 U19.

83 Gut möglich, dass die reichen Schenkungen von 1277 (U12, U13, U14) den Bau unterstützen sollten.

84 U53.

85 U21. Datumszeile: *Actum et datum Marpurg, anno domini M CC LXXX VII, XI kalendas februarii*. Dazu Wyß: „Ob in dieser zu Marburg ausgestellten Urk. der in Urk. des Klosters Schiffenberg übliche Trierische Jahresanfang anzunehmen sei, ist zweifelhaft." (Wyß, Urkunden I, 349.). Datierung deshalb unsicher auf 1287/88.

86 Da der Propst der Chorherren noch bis mindestens 1317 (U53) die geistliche und wirtschaftliche Aufsicht über das Chorfrauenkonvent hatte und die beiden Konvente ihren letzten belegten, gemeinsamen Einkauf erst 1301 (U34) tätigten, ist es nicht überraschend, dass selbst nach der räumlichen Trennung der Konvente die Chorherren, besonders aber der Propst, noch einen erheblichen Einfluss auf die Chorfrauen hatten.

87 U54.

88 Für die Zeit von 1285 bis 1318 sind uns die Namen von sieben Chorfrauen überliefert: Kunigunde, Witwe des Heinrich Spedel (U21), Christine, Hedwig und Gertrud, Töchter des Konrad Münzer (U30), Iggenhild, Tochter des Ritters Werner (U32), Mechthild aus Wetzlar (U45), Lise von Berstadt (U46). Im Jahr 1319 folgen drei weitere: Irmentrud, Tochter des Eberhards von Hörnsheim und Katharina, Tochter des Reinher Osse von Linden (U57).

89 Vgl. Euler, Haus, 76. Hier wird den Chorherren mit Bezug auf die neue Marienstatue ein ähnlicher Wunsch nach Repräsentation nachgesagt.

90 Denkbar wäre eine Konstruktion aus vergänglichen Materialien (Holz/Fachwerk).

Das Gießener Urteil

Dieser räumlichen Trennung zwischen 1274 und 1285 gingen eine juristische Trennung und eine Teilung der Güter voraus, die ihren Ursprung in der Misswirtschaft der Chorherren hatte. Während der ersten Erwähnungen des Frauenkonvents bis Mitte der 1240er Jahre, hatte Probst Albero die Leitung des Klosters inne, der, geht man nach den Bezeugungen, die er in den Urkunden dieser Zeit geleistet hat, wohl der einflussreichste Probst des Schiffenbergs war.[91]

Sein Nachfolger, Probst Balduin, hatte bei der Leitung des Klosters weniger Geschick. Vermutlich ist ihm der unrechtmäßige Verkauf von Land im Jahr 1245[92] zuzuschreiben, der sogar ein Eingreifen des Vogtes nötig machte und dem Kloster einen erheblichen wirtschaftlichen Schaden zufügte. Ein Jahr später ist es nämlich genau dieser Probst, der zum Verkauf von Gütern in Dutenhofen gezwungen war.[93] Auch Hartmut, der 1257 erstmals als Probst genannt wurde, teilte uns unter Klagen mit, dass er aus finanziellen Gründen zum Verkauf einer Hube bei Atzbach[94] an den *magistro Gerlaco carpentario* aus Wetzlar gezwungen war.[95] Im selben Jahr mussten sich die Chorherren mit dem Ritter Johann von Linden vergleichen, der Anspruch auf einen Wald bei ihrem Hof in Schwalheim[96] erhob, und gingen aus dieser Verhandlung mit Verlusten hervor.[97]

Die Chorfrauen waren wohl am stärksten von dieser Misswirtschaft betroffen, so jedenfalls stellen es ihre *amici* dar, die 1264 vor Burgmannen, Schultheiß und Schöffen in Gießen den Chorherren schwere Vorwürfe machten.[98] Diese hätten dem Frauenkonvent gegenüber ihre Pflichten nicht eingehalten und deren Versorgung so vernachlässigt, dass die Frauen teilweise nur von ihrer eigenen Hände Arbeit ein gar klägliches Dasein fristen müssten.[99] Das Gericht in Gießen hatte wohl Mitleid mit den nicht standesgemäß behandelten adligen Damen, die damals den Konvent der Chorfrauen bildeten, und verfügte, dass der gesamte Besitz des Klosters zu gleichen Teilen zwischen beiden Konventen aufgeteilt werden solle. Da die Klage von den Angehörigen, den *amici*, der Chorfrauen vorgebracht wurde,

91 Kalbfuß, Stift, 31.
92 Wyß, Urkunden III, Nr. 1351.
93 Wyß, Urkunden III, Nr. 1252.
94 Atzbach, Gemeinde Lahnau im Landkreis Gießen. Siehe Abb. 2, S. 25.
95 U4.
96 Gemeint ist der heutige Ort Grund-Schwalheim, Gemeinde Echzell im Wetteraukreis.
97 Wyß, Urkunde III, Nr. 1353.
98 U6. Als *amici* können hier wohl dem Kloster und den Chorfrauen nahstehende Personen des örtlichen (niederen) Adels betrachtet werden, aus dem sich auch die Chorfrauen überwiegend rekrutierten. (siehe Anm. 88.) Zum Begriff der Freund- und Verwandtschaft vgl.: J. Dendorfer, Verwandte, Freunde und Getreue. Adelige Gruppen in der klösterlichen Memoria des 12. Jahrhunderts. In: N. Kruppa (Hrsg.), Adlige – Stifter – Mönche. Zum Verhältnis zwischen Klöstern und mittelalterlichem Adel (Göttingen 2007), 73f.
99 U6: […] *nostre presencie in audiencia dominum prepositum et totum conventum tam dominorum quam sanctimonialium ecclesie in Sciffenburc multo gravatos onere debitorum sanctimonialesque per ministracionem dominorum uno non potuisse frui pane. Vixit enim unaqueque monialium specialiter, prout amici eius sibi ministrabant necessaria, manuumque suarum operibus* […].

kann man davon ausgehen, dass es vor allem deren Einfluss war, der das Urteil so eindeutig zum Vorteil der Chorfrauen ausfallen ließ.

Eigenständigkeit und Blüte

Während die Chorherren diese Teilung wohl als herben Verlust hinnehmen mussten, bekamen die Chorfrauen in den folgenden Jahren nicht nur reiche Schenkungen,[100] sondern konnten auch mehrere Neueintritte verbuchen.[101] In der bisherigen Forschung wurde dieser Umstand damit begründet, dass durch das Gießener Urteil die Aufmerksamkeit auf die Frauen vom Schiffenberg gerichtet wurde und eine Mischung aus Mitleid ob ihrer scheinbaren Schutzlosigkeit und Faszination des Neuen für das Wohlwollen und die Spendierfreude der Adligen in der Region sorgten.[102] Dass dies vermutlich noch einen anderen Grund hatte, nämlich den Bau des Klosters Cella am Fuße des Berges, wurde bereits beschrieben.

1274 ließen sich die Chorfrauen von ihrem Kirchenoberhaupt, Erzbischof Heinrich von Trier, die Teilung durch das Gießener Urteil bestätigen.[103] Während die Chorherren 1285 mit dem Kloster Arnsburg über fünf Huben bei Dornholzhausen im Streit lagen[104] und sich mit der Gemeinde in Steinbach um die dortigen Patronatsrechte vergleichen mussten[105], schien der Konvent der Chorfrauen weiter zu wachsen und Zuwendungen zu erhalten. Ende der 1280er Jahre waren Probst Siegfried und die Chorherren dazu genötigt, ein ihnen zugedachtes Erbe vorzeitig zu verkaufen, um an Geld zu kommen.[106] In den Folgejahren waren es weiterhin vor allem die Chorfrauen, die teilweise umfangreiche Schenkungen erhielten.[107]

Die letzte urkundlich belegte, gemeinsame Handlung der beiden Konvente datiert in das Jahr 1301. Mit dem Kauf der Erbleihrechte an den Schiffenberger Gütern in Kleinlinden waren die Besitzverhältnisse offenbar vorerst geklärt.[108] Auch danach wuchs der Chorfrauenkonvent wirtschaftlich immer weiter, sodass

100 1266: Ludwig von Rodheim, eine Mitgift für seine Tochter Hedwig (U7). – 1274: Philipp und Werner von Münzenberg, einen Malter Korngülte (U10). – 1277: Der Gießener Burgmann Walter Schlaun, seine Güter in Leihgestern (U12). Mechthild von Goddelau, Fruchtgefälle zu Wohnbach (U13) und später all ihre Güter in Wohnbach (U14). – 1284: Kunigunde von Dridorf, fünf Kölner Schilling (U15).

101 U7 (1266 – Hedwig, Tochter Ludwigs von Rodheim) und Nr. 12 (1277 – Adelheid und Guda, Töchter des Ritters Walther Slune).

102 Vgl. Kalbfuß, Stift, 37 und Euler, Haus, 58–60.

103 U11.

104 U17 (Der Chorfrauenkonvent wird hierbei zusammen mit dem Männerkonvent genannt).

105 Wyß, Urkunden III, Nr. 1367.

106 U21 (Vgl. Anm. 85).

107 1287: Güter in Horlisheim (U22), 1288: Der Zehnt zu Hausen (U23), 1290: Ein Hof zu Lützellinden (U24), 1291: Gülte von u. a. *xxvi denarios Colonienses* (U25), 1296: jährlich 10 Mark, 16 Malter Weizen und *tres amas vini melioris* (U27), 1297: jährliches Achtel Korn (U29), 1298: Güter in Großenlinden, Zins auf Mühle (U30), 1299: Güter zu Rode (auch an die Chorherren, U31), 1299: 6 Malter Korn, 2 Hühner, 2 Gänse jährlich (U32), 1300: 14 Schillinge (U33).

108 U33.

eine beachtliche Menge von Ankäufen möglich war.[109] Hinzu kamen weitere Schenkungen.[110] Das frühe 14. Jahrhundert kann demnach ohne Bedenken als die Blütezeit des Klosters Cella unter Schiffenberg bezeichnet werden. Dies ist auch der Zeitraum, in dem der für das Kloster wohl bereits üblich gewordene Name „Cella" erstmals urkundlich belegt wurde und zwar durch eine Urkunde des Erzbischofs Balduin von Trier, der den Chorfrauen 1317 wiederholt ihre Unabhängigkeit bestätigte.[111] Diesmal ging es im Besonderen um das Aufsichtsrecht des Schiffenberger Probstes.

Hinweise zur Bebauung des Klosters finden sich ebenfalls erstmals in einer Urkunde des Erzbischofs, die dieser fast ein Jahr später den Chorfrauen ausstellte. Balduin von Trier erlaubte ihnen den Abbruch ihres älteren Kirchenbaus und die Errichtung und Weihe eines neuen. Zudem verfügte er die Überführung zweier Altäre in diesen und die Weihe eines Kirchhofs, auf dem sie ihre Toten bestatten sollten.[112]

Für das Chorherrenstift auf dem Schiffenberg war das Ende bereits absehbar. Durch die erneute Anfrage der Chorfrauen an den Erzbischof, die in dessen Urkunde von 1317 resultierte, ist wohl die Aufmerksamkeit des Kirchenfürsten erneut auf das Chorherrenstift gelenkt worden. Im Jahr 1323 erhob er schwere Vorwürfe gegen das Kloster auf dem Berge. In ausgiebigen Beschreibungen ihrer Verfehlungen, von nicht befolgter Residenzpflicht bis zur Veräußerung des Kircheninventars,[113] konstatierte er den Chorherren eine Unfähigkeit, dieses Kloster weiterzuführen und übergab es den Händen der Deutschordensballei Hessen in Marburg, welche die Verhältnisse dort klären und es reformieren sollte. Die verbliebenen Chorherren konnten unter der Führung des Deutschen Ordens weiter auf dem Schiffenberg wohnen und nach eigener Regel leben oder das

109 8 Ankäufe in 16 Jahren. 1301: Erbleihrechte an Gütern zu Kleinlinden (U34), 1304: Güter zu Bergheim (U38), 1305: Güter zu Bergheim (U41), 1309: Anteile an Gütern in Lützellinden und Großen-Linden (U47), 1312: Zins von einer Wiese in Leihgestern (U48), zwei Wiesen zu Burkhardsfelden (U49), 1315: Gut zu „Wilrishusin" (U50), 1317: zweieinhalb Malter Korn jährlich (U51).

110 9 Schenkungen in 16 Jahren. 1302: *omnia bona nostra [...] tam in villis quam in agris* von Sifrid von Altenbuseck, seiner Frau und seiner Schwester (U36), 1303: Güter zu Foxrode (U37), 1304-1305: Güter zu Leihgestern (U39, U40, U42), 1307: jährlich ein Maß Öl oder eine Meste Mohn (U43), Güter zu Obersteinberg (U44), Güter in Wetzlar und Berinkheim (Wüstung bei Grüningen, U45), 1309: Güter zu Okarben und Niedermörlen (U46), 1318: Güter in Leihgestern (U55), 1 Pfennig (U56).

111 U53. – J. Römer behauptet, der Name „Cella" oder „Zelle" habe sich erst im 15. Jahrhundert allgemein durchgesetzt (Römer, Einkünfte, 35), er ist in den Urkunden allerdings bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhundert sehr häufig überliefert. Allein 16 Mal in den Jahren 1317–1347 (U53, U54, U55, U59, U60, U63, U66, U69, U70, U73, U74, U76, U81, U86, U87, U91). Bei 39 überlieferten Urkunden für diesen Zeitraum sind das immerhin etwas mehr als 41%, außerdem wird Balduin den Namen hier nicht aus der Luft gegriffen haben.

112 U54. – Auch dies ein Argument für die vorher aufgestellte These einer Blütezeit im frühen 14. Jahrhundert.

113 U58: […] extra monasterium evagantur [...] sacris vasis, libris et aliis ecclesie ornamentis venditis, distractis, dispersis et alienates […].

Gewand der Deutschordensherren anlegen. Das Kloster Cella unterstellte er seiner persönlichen Aufsicht und verbot den Deutschordensherren jedwede Einmischung in deren Geschicke.[114]

Die Vorwürfe Erzbischof Balduins, welche die Zustände auf dem Schiffenberg als untragbar karikierten, dienten wohl eher der Rechtfertigung, als dass sie die tatsächlichen Ursachen für die Übergabe des Stifts an den Deutschen Orden darstellten. Der eigentliche Grund ist wohl eher in den geopolitischen Interessen des Landgrafen Otto I. und seinen Auseinandersetzungen mit dem Mainzer Erzstift zu suchen.[115] Mit einer Übergabe des Klosters an den vom Haus Hessen favorisierten Deutschen Orden entzog er den strategisch wichtigen Schiffenberg dem Zugriff der anderen Adelshäuser, die als Miterben der Gleiberger einen Anspruch auf die Vogteirechte hatten und unterschiedliche Positionen im Konflikt mit Mainz einnahmen.[116]

Auch nach der Übernahme des Chorherrenstifts zeichnen die Urkunden ein überwiegend positives Bild für die wirtschaftliche Situation der Chorfrauen. Diese erhielten nun neue Pachteinnahmen von mehreren Gütern[117] und eine jährliche Rente für ein zu haltendes Jahrgedächtnis.[118] Außerdem kauften sie ein Gut in Großen-Linden.[119] Landgraf Otto von Hessen und Luther von Isenburg schenkten den Chorfrauen außerdem ihren Anteil an drei Mansen Wald[120] in der Nähe ihres Klosters, an ihren Hof, genannt Brauhof,[121] anschließend.

---

114 […] Sane monasterium monialium de Schyffemburch et moniales ibidem tam in genere quam in specie ordinacioni nostre regiminique nostro in omnibus reservamus [...], prepositus et fratres de Marpurch et de Schyffemburch nullatenus intromittere se debebunt […]. – Genaue Schilderung der Inkorporation bei Klezl, Übertragung. V. a. die Seiten 203–213. Über den durchaus weitreichenden Widerstand einiger Chorherren siehe Klezl, Übertragung, 254–260 und Euler, Haus, 90–95.

115 Als Höhepunkt des Konflikts in der Region dürfte sicherlich die Belagerung und Eroberung Gießens durch Mainzer Truppen im Sept. 1327 gewertet werden (Knauß, Gießen, 61f.).

116 Vgl. Klezl, Übertragung, 281–285.

117 1326: Viereinhalb Malter Korn und sieben Kölner Schillinge aus Alten-Buseck (U61). 1327: Nach einem Streit, der zu Gunsten der Chorfrauen entschieden wurde, zwei Malter Korn, einen Malter Hafer, zwei Gänse und zwei Hühner, ebenfalls Alten-Buseck (U64). 1332: Fünf Malter Korn aus Langgöns (U69).

118 1328: Für Johann von Kinzenbach gegen eine halbe Mark leichter Pfennige (U65).

119 U67.

120 Landgraf Otto: 1326 (U63), Luther von Isenburg erst 1328 (U66). Diese Mansen waren laut Ortsbeschreibung wohl Teil des den Schiffenberg umgebenden „Wiesecker Waldes“. Da sowohl die Herren von Isenburg, als auch die Landgrafen Ansprüche auf die Gegend um und das Kloster Schiffenberg selbst hatten (vgl. Klezl, Übertragung, 236–244.), lässt sich annehmen, dass beide Häuser, Anteile an besagtem Wald hatten. Dass es sich in beiden Urkunden um dieselben drei Mansen handelt, lässt sich nur anhand des gleichen Wortlauts vermuten. Später (1335, U74) gibt dann vermutlich auch das Haus Nassau seinen Anteil an diesen drei Mansen den Chorfrauen.

121 In den Urkunden: „Bruhop“. Als Flurname erhalten: „Brauhofsberg“ und „Brauhofsweiher“, ca. 700m östlich des Schiffenbergs.

Die Brandkatastrophe und ihre Folgen

Die Trennung zwischen den beiden Klöstern war jedoch auch mit der Übernahme durch den Deutschen Orden noch nicht vollständig durchgeführt. Zum einen hatten die Deutschordensherren auf dem Schiffenberg die seelsorgerischen Aufgaben in Cella übernommen, 1336 erlaubte nämlich der Erzbischof von Trier dem Deutschordenshaus in Marburg die Anzahl der Priesterbrüder zu Schiffenberg auf mindestens zwei zu verringern, sofern den Chorfrauen daraus kein Nachteil erwachse.[122] Zum anderen scheint es in Fragen der Besitzverhältnisse wiederholt zu Unstimmigkeiten gekommen zu sein, weshalb im Jahre 1326 die Landkommende in Marburg Schiedsrichter ernannte,[123] die vermutlich bereits im selben Jahr ein entsprechendes Urteil vorlegten.[124] Doch auch danach waren noch nicht alle Streitpunkte geklärt, denn 1332 legte die neue *magistra* des Chorfrauenstifts, Sophie von Falkenstein, einen detailliert ausgearbeiteten Vorschlag zur Benennung neuer Richter vor.[125]

Bevor es allerdings zu dieser Verhandlung kam, berichten uns zwei Urkunden über eine Brandkatastrophe in Cella. Während die Chorfrauen im März 1333 noch zwei Huben Acker in Wohnbach kauften,[126] wird in der nächsten überlieferten Urkunde von den verheerenden Auswirkungen eines Schadfeuers im Kloster berichtet.[127] Um die zerstörten Gebäude wiederaufzubauen, die ihnen das Feuer nahm, waren die Chorfrauen gezwungen, ihren Hof bei Steinbach an Konrad Münzer aus Wetzlar, dessen Töchter Christine, Hedwig und Gertrud seit mindestens 1298 dem Konvent zu Cella angehörten,[128] zu verkaufen. Diese Urkunde aus dem März 1334 scheint die erste Maßnahme zur Geldbeschaffung für den Wiederaufbau des Klosters zu sein. Da der Käufer ein Angehöriger der Chorfrauen war, also aus dem Personenkreis stammte, der nach den Chorfrauen selbst am ehesten von den Folgen betroffen wäre und somit wohl auch als erster für eine Unterstützung des Klosters in Frage käme, lässt sich annehmen, dass dieser Verkauf relativ kurz nach dem Brand getätigt wurde. Der Ausbruch des Feuers wäre also irgendwann Anfang des Jahres 1334 zu vermuten.[129]

---

122 U77.

123 U59.

124 U60.

125 U70. Vgl. Kalbfuß, Kommende, 20. – Euler, Haus, 96f. – Klezl, Übertragung, 262.

126 U71.

127 U72: […] Pretactam vero summam pecunie nobis traditam ut prefertur, in reformacionem et structuram nostri monasterii seu cenobii, ac ceterorum edificiorum mansiuncularum nostrarum, que heu infortunati devastacione corruerunt incendii, totaliter convertimus prout urgens indigentia exposcebat […].

128 U30 (1298).

129 Die Datierung der Urkunde und damit des Feuers scheint immer wieder für Verwirrung gesorgt zu haben. Die Datumszeile bei Gudenus, Codex V, 186 lautet: *datum Anno MCCCXXX tercio. Sabbato ante domenicam Letare*. Demnach datiert bei Gudenus und bei Scriba, Regesten II, Nr. 1236 diese Urkunde auf 1333. Bei Sponheimer, Wetzlar, Nr. 410 wird sie unkommentiert auf 1334 datiert. Sponheimer setzt hier ganz richtig den Trierer Jahresanfang voraus (Annunciationsstil – vgl. Grotefend, Zeitrechnung, 11-15.). Dies ist

Eine weitere Nachricht über den Brand ist aus dem August 1335 auf uns gekommen.[130] Der ehemalige Schiffenberger Chorherr Gernand von Buseck, der seit mindestens 1334 Probst in Cella war,[131] und Meisterin Lukardis, welche offenbar die Amtsgeschäfte ihrer eigentlichen Nachfolgerin wieder übernommen hat,[132] verkauften einen Wald in Niederalbach an das Kloster Arnsburg, da sie sich aus eigener Kraft nicht aus dem „Schlund schwerer Schulden" befreien könnten, die „Feuer und andere Unglücke" durch die „Zerstörung des unbeweglichen Guts" – gemeint sind wohl die Klostergebäude – über sie gebracht hätten.[133] Der Brand blieb natürlich auch von den Anspruchseignern des Klosters nicht unbemerkt. 1335 schenkten die Grafen von Nassau den Chorfrauen ihren Anteil an den drei Mansen Wald am „Bruhop".[134] Aus einer Abschrift der Burgmannen zu Friedberg aus dem Jahr 1347 wissen wir, dass Landgraf Heinrich im selben Jahr die Einsiedelei eines Eremiten namens Winter im Wiesecker Wald den Chorfrauen zueignete.[135] Auch hier reagierten die Nassauer wieder zögerlich. Ihr Anteil an derselben Einsiedelei ging erst 1338 an die Chorfrauen.[136] Das Haus Falkenstein zu Münzenberg schenkte den Chorfrauen 1339 acht Mansen und eine Ruthe Landes bei Gießen.[137] Im selben Jahr folgten noch acht Huben Wald des Landgrafen im Wiesecker Wald.[138] All diese Schenkungen stehen vermutlich im Zusammenhang mit dem durch den Brand erlittenen Schaden.[139] Auffällig ist nämlich, dass die Gönner der Chorfrauen hier ausschließlich die verantwortlichen Anspruchseigner an den Vogteirechten der Chorfrauen sind.[140] In der gesamten Zeit seit dem Brand gab es keine weitere Schenkung, die überliefert ist.

---

schon allein deshalb anzunehmen, da der Ankauf aus U71 und der Verkauf aus U72 sonst nur einen Tag auseinanderliegen würden.

130 U75.

131 U73.

132 Die Meisterin Lukardis (lt. Euler, Haus, 170, Anm. 986 aus dem Hause Isenburg) wird bereits 1326 zweimal genannt (U59, U60), darauf folgt Meisterin Sophie von Falkenstein 1331 (U68), 1332 (U70) und 1333 (U71) und jetzt (U75) wieder Lukardis.

133 U75: […] quod cum ex incendio ac aliis infortuniis monasterium nostrum in gravium debitorum voraginem prolapsum, absque distractione rerum nostrarum immobilium de hujusmodi procellosa voragine non potuisset relevari […].

134 U74.

135 U89.

136 U79.

137 U82.

138 U83. Interessant ist die Frage ob es sich hierbei um dieselben acht Huben handelt, die mit dem Chorherrenstift dem Deutschen Orden übergeben wurden, um den Wiesecker Wald den Erbansprüchen der einzelnen Parteien zu entziehen. Klezl lässt diese Urkunde, die durchaus neue Fragen bezüglich seiner Argumentation aufwerfen würde, in seinen Ausführungen aus. (Vgl. Klezl, Übertragung, 244–252.) Da Landgraf Heinrich erst im Dezember desselben Jahres (Wyß, Hessische II, Nr. 685.) den Deutschordensherren die acht Huben, welche diese einst von seinem Vater erhielten, bestätigte, ist diese Urkunde vielleicht ein Hinweis auf den Versuch Heinrichs, den Wald anderweitig zu vergeben.

139 Zumindest bei U83 wird die Schenkung mit einer Notwendigkeit (*quod necessitatibus*) begründet.

140 Für Cella sind dieselben Vogteiansprüche zu vermuten, wie für Schiffenberg. (vgl. Klezl, Übertragung, 231–244.)

Dass die Chorfrauen 1338 nicht zu der sechs Jahre vorher beschlossenen Verhandlung mit dem Deutschen Orden in Fronbach auftauchten,[141] war für Euler ein Hinweis darauf, dass diese noch mit dem Wiederaufbau ihres Klosters beschäftigt waren und eine Entscheidung unter diesen Umständen für sie unmöglich war.[142] Klezl spricht gar von einem Boykott der Chorfrauen – diese seien aus Protest der Verhandlung ferngeblieben. Er führt die Vermutung an, dass dies geschehen sei, weil die Chorfrauen den Deutschordensherren vom Schiffenberg eine Schuld an besagtem Brand unterstellten.[143] Zumindest, dass die Chorfrauen nicht in der Lage gewesen wären an der Verhandlung teilzunehmen, bietet angesichts der trotz der Brandfolgen stattfindenden Handlungen der Chorfrauen keine ausreichende Begründung. Immerhin stimmte Probst Gernand 1336 der Überführung des ehemaligen Chorherrenstifts Schiffenberg an den Deutschen Orden zu.[144] Und 1337 und 1338 beurkundeten die Chorfrauen die Verpflichtung zu zwei Jahrgedächtnissen für eine Familie „Ruhe".[145]

Die letzte Verhandlung zur Güterteilung der beiden Klöster zu Schiffenberg lässt sich für das Jahr 1376 fassen, als sich beide Parteien über zwei strittige Wälder und die Krebsmühle bei Watzenborn verglichen.[146] Seit dem Gießener Urteil und dessen Bestätigung durch den Erzbischof von Trier mussten also erst über einhundert Jahre vergehen, bis die Güterteilung endlich abgeschlossen werden konnte.

Wirtschaftlicher Niedergang

Anhand der Urkunden, die uns aus der Zeit nach dem Brand überliefert sind, lässt sich nach einer kurzen Zeit der Erholung ein wirtschaftlicher Niedergang des Klosters fassen. Frühere Bearbeiter haben bei der Betrachtung dieser Zeit einige Urkunden nicht beachtet, die dieses Bild noch verstärken und die im Folgenden in die Argumentation einfließen werden.

Auf die Zeit nach dem Brand, in der große Verkäufe getätigt wurden um das Kloster wieder aufzubauen und ein Einkünfteverzeichnis[147] angelegt wurde, um wieder einen Überblick über Bedarf, Einkommen und Besitz der Chorfrauen und des Klosters zu erhalten, folgte in den 1340er und frühen 1350er Jahren eine wirtschaftlich günstigere Zeit für die Chorfrauen.[148] Nach einem Ankauf 1341, mit

141 U81.

142 Euler, Haus, 99.

143 Klezl, Übertragung, 263. – Beruht wohl auf einer Sage, die im Manuskript Kösters im Staatsarchiv Darmstadt vermerkt wurde (HStAD C 1 C, Nr. 9-11.). Vgl. Kalbfuß, Kommende, 45. – Auch wenn das Fernbleiben der Chorfrauen auf einen Boykott der Verhandlung schließen lässt, so ist der Grund sicherlich an anderer Stelle zu suchen. Eine Beteiligung – auch nur eine vermutete – der Deutschherren an dem Brand in Cella hätte mit Sicherheit weitreichende Konsequenzen gehabt, die in Anbetracht der relativ guten Quellenlage in dieser Zeit vermutlich ihre Spuren hinterlassen hätten.

144 U76.

145 1337: Adolph Ruhe für sich selbst (U78). 1338: Adolph und sein Bruder Reinhard für ihre Mutter (U80).

146 U116. – Vgl. Euler, Haus, 97. – Klezl, Übertragung, 264.

147 Römer, Einkünfte, 41–70.

148 Vgl. Kalbfuß, Kommende, 42.

dem sich die Chorfrauen die Rechte an einer Mühle in Ober-Mörlen und eine jährliche Pacht von einem Malter Korngülte sicherten, folgte der Kauf eines Hofes in Großen-Linden mit dazugehörigem Land 1351.[149] Zwei Jahre später konnten die Chorfrauen sogar eine halbe Hube zu Kirchgöns, die sie vorher verkauft hatten, zurückkaufen.[150] Hinzu kamen Pachteinnahmen[151] und ein Jahrgedächtnis.[152]

Auffällig sind in dieser Zeit zwei Urkunden, die an einzelne Mitglieder des Konvents gerichtet sind. 1343 wurde die Chorfrau Metze, Tochter des Erwin Scheffene und seiner Frau Meckele, von ihren Eltern mit einer Rente von vier Maltern Korngülte bedacht.[153] 1347 gab Irmgard von Elkershausen ihrer Verwandten, der Chorfrau Katharina, dieselbe Menge ebenfalls als persönliche Rente.[154] Allem Anschein nach versuchten die Angehörigen das Auskommen einiger Chorfrauen unabhängig von den Geschicken des Klosters zu sichern. Ungewöhnlich sind solche persönlichen Zuwendungen wohl nicht, in der Überlieferung Cellas aber relativ selten, sodass dies hier wenigstens erwähnt sein will.

Gegen Ende der 1350er Jahre lässt sich in den Urkunden ein Wandel der wirtschaftlichen Entwicklung Cellas fassen, der seinen Ausgang wohl in einer Reihe von unglücklichen Kredit- und Zinsgeschäften hatte. 1358 bekannten Konvent und Stiftsobere, dass sie ihren Seelfrauen[155] elf Mark Pfennige schuldig seien und diese Schuld mit vier Maltern jährlicher Korngülte verzinsen, bis sie beglichen sei.[156] Zwei Jahre zuvor haben Probst, Meisterin und Priorin ihren Seelfrauen den Kauf von zwei Maltern Korngülte aus „fremedin gude“ bestätigt, die im Klosterhof in Inheiden entrichtet und dann den Seelfrauen ausgezahlt werden sollten.[157] Ob dies der Ursprung der Verschuldung des Konvents bei seinen Seelfrauen war, muss offen bleiben. 1360 traten die Seelfrauen noch einmal in Aktion, als sie dem Konvent 30 Mark Pfennige liehen und dafür eine jährliche Gült von vier Maltern Korngeld erhielten.[158]

Die wachsende Schuldenlast des Klosters gründete wohl auf dem Umgang mit den eigenen Schuldnern. Nur wenige Monate bevor die Stiftsoberen und der Konvent zu der Anleihe bei ihren Seelfrauen 1360 gezwungen waren, bekannte Reynher von Linden den Chorfrauen Pachteinnahmen in Höhe von elf Maltern

149 U92.
150 U98.
151 1346: Eine halbe Mark (U88). 1353: Zehn Mesten Korn, ein Fastnachtshuhn und 22 Pfennige (U93).
152 1347: Ein Malter Korngülte (U91).
153 U87.
154 U91.
155 Seelfrauen waren nicht klausierte Laienschwestern, die vor allem Aufgaben in der Krankenpflege und Sterbebegleitung hatten. (Art. Seelfrau. DWB 16 (1905), Sp. 44 bis 46.). Mancherorts wurden auch Beginen als Seelfrauen bezeichnet. – Vgl. N. Bennewitz, Weibliche Lebensformen im Mittelalter. Beginen und Seelfrauen in der Reichsstadt Nürnberg. Eine Dokumentation über die religiöse Frauenbewegung des Mittelalters unter besonderer Berücksichtigung der Nürnberger Verhältnisse (Nürnberg 1997).
156 U102.
157 U97. Entweder direkt aus ihrem Hofe zu Inheiden oder aus dem Refektorium des Klosters.
158 U104.

Korn schuldig zu sein und verpflichtete sich zur Zahlung derselben bis September desselben Jahres.[159] 1364 gewährten die Chorfrauen einem Claus Molenir aus Lützellinden trotz offenbarer, eigener Schulden einen Kredit von zehn Pfund Heller gegen jährlich einen Malter Korngeld.[160] Ein Jahr später bekannte Johann von Trohe, dass er dem Konvent 25 Pfund Heller für das Jahrgedächtnis seiner Schwester schuldig sei und verpflichtet sich dafür zur Zahlung von zwei Pfund Heller und acht Schillingen jährlicher Gülte. Als Pfand setzte er 48 Pfund Heller, die er wiederum an offenen Forderungen bei zwei Schuldnern aus Wieseck hatte.[161] Auch hier ist nicht überliefert, ob diese Schuld bezahlt wurde oder ob das Pfand überhaupt eingelöst werden konnte.

Überliefert sind hingegen eine Reihe von Anleihen aus der Folgezeit. Die erste Anleihe in ungenannter Höhe ist für das Jahr 1368 überliefert.[162] 1370 wurden jährliche Einnahmen von einem Malter Weizengülte, vier Maltern Korngülte und zwei Mark Pfennigen an das Kloster Arnsburg verkauft.[163] 1372 folgte der Verkauf von einem Malter Weizengülte aus Gütern in Griedel an einen Pfarrer und einen Altaristen zu Friedberg.[164] Im selben Jahr verkauften die Chorfrauen sechs Malter Korngülte an Wigil und Gerte Fleischauwe, Bürger zu Gießen, für 60 Mark Pfennig. Die Laufzeit wurde auf vier Jahre festgelegt, sollten die 60 Mark bis dahin nicht zurückgezahlt worden sein, sollte die Gült auf ewig an ihn und seine Erben gezahlt werden.[165] Diese Anleihen wurden von einigen Güterverkäufen begleitet. Namentlich eine halbe Hube an das Kloster Arnsburg 1371[166] und eine Hube bei Bockenheim an Anselm den Jüngeren und Lyse von Hohenweisel 1372.[167]

Ab Mitte der 1370er Jahre waren die Chorfrauen außerdem in mehrere Streitfälle verwickelt. Zum einen die bereits erwähnte, letzte Güterteilung mit der Deutschordenskommende Schiffenberg 1376,[168] zum anderen zwei Streitfälle mit ehemaligen Geistlichen ihres eigenen Klosters. 1381 ernannten die Chorfrauen einen Bevollmächtigten im Prozess gegen ihren ehemaligen Kaplan Gilbracht von Gießen.[169] Der Grund für diesen Streit ist uns nicht überliefert. Kalbfuß vermutete, dass es sich um Güter in Lützellinden handelte, die nach dem Streit wohl an Gilbracht gegeben wurden, da er 1393 den Georgsaltar in Gießen mit Einkünften von diesen Gütern, „die vorzyden warin der Junfrauwen von Schiffinburg", beschenkte.[170] 1394 erfahren wir von einem Schiedsspruch des Konrad von Breidenbach, der einen Konrad Decken von Marburg, ebenfalls ein ehemaliger

159 U103. Ob diese Schuld getilgt wurde, ist nicht überliefert.
160 U105.
161 U106.
162 U108. Gegenwert: sechs Malter Korngülte nach Wetzlarer Maß.
163 U109. Auch hier Summe unbekannt.
164 U113.
165 U114.
166 U110.
167 U112.
168 U116.
169 U117.
170 Baur, Hessisch I, Nr. 1215. – Vgl. Kalbfuß, Kommende, 42.

Kaplan der Chorfrauen, zu Schadensersatzleistungen vor einem Gießener Schöffengericht verurteilte.[171]

Zwischenzeitlich sind auch wirtschaftlich eher positiv zu bewertende Urkunden überliefert, – namentlich ein Jahrgedächtnis,[172] Pachteinnahmen[173] und ein kleinerer Ankauf[174] – die allerdings im Vergleich zu den Verkäufen und Anleihen der Vorjahre kaum ins Gewicht fallen. Aus den Jahren 1400 und 1409 sind außerdem weitere Anleihen überliefert.[175]

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts war das Kloster bereits so sehr verschuldet, dass 1413 Gilbracht, Conrad und Henne Lewen, Angehörige einer dem Kloster nahestehenden Familie,[176] auf Schuldforderungen gegenüber den Chorfrauen verzichteten.[177] Ein weiteres Indiz hierfür ist, dass sich die Angehörigen der Chorfrauen vermehrt selbst um den Unterhalt einzelner Stiftsdamen kümmerten, da die Klostergemeinschaft offenbar nicht mehr in der Lage war aus ihren eigenen Einkünften zu leben. Solche Fälle sind aus den Jahren 1411,[178] 1425[179] und 1437[180] überliefert.

1420 waren es die Grafen von Solms, die das Kloster Cella um einen großen Teil seines Besitzes brachten. Sie erhielten 20 und eine halbe Huben in Inheim im Tausch gegen die Gewährung besonderer Rechte auf den Gütern der Chorfrauen, die im Herrschaftsgebiet der Grafen lagen.[181] Kalbfuß sprach hier von einem Akt der Habgier gegen das schutzlose Kloster.[182] Euler widersprach dem und verwies auf die Erbteilung des Hauses Solms als Grund für diese Urkunde.[183] Ob man den Grafen von Solms nun Habgier unterstellen will oder nicht, fest steht, dass es sich bei diesem „Tausch“ um einen herben Verlust für die Chorfrauen handelte. Die Grafen befreiten die Güter der Chorfrauen von Diensten und Abgaben, jedenfalls von den Diensten und Abgaben, die von einem offenbar verschuldeten Kloster noch zu erwarten waren, und ließen sich dies teuer bezahlen.[184]

171 U123.
172 U118.
173 U120.
174 U124.
175 1400 (U125): 29 Gulden von den Priestern und Altaristen zu Friedberg, welche die Chorfrauen gegen liturgische Bücher eintauschen. 1409 (U127): Versatz einer Holzmark.
176 Meckele Lewen ist in den Jahren 1370 (U109) und 1371 (U110) als Meisterin des Konvents in Cella belegt.
177 U129.
178 U128. Hierbei handelt es sich um einen Schuldschein von Henne von Weidenhausen, der seiner Cousine statt der 30 Goldgulden, die er ihr schuldet, jährlich drei Malter Korn nach Schiffenberg liefert. Hierbei handelt es sich also nicht um eine großzügige Zuwendung eines Verwandten, sondern um eine Schuldtilgung, die aber den gleichen Effekt hatte.
179 U131. Kraft von Rodenhausen an seine beiden Töchter.
180 U132. Helfrich und Knybe von Trohe an ihre Schwestern Jutta und Lise.
181 U130. Dies waren die Güter in Bergheim, Wohnbach und Obbornhofen.
182 Kalbfuß, Kommende, 42f.
183 Euler, Haus, 100. – Vgl. Uhlhorn, Solms, 360.
184 Unabhängig von der Erbteilung, in deren Zuge dieser Tausch geschah, handelten die Grafen gewiss nicht selbstlos. Bei der Menge von 20 und einer halben Hube, möchte man der Aussage Kalbfußens beinahe zustimmen.

Spätestens der Verkauf einer Lebensrente im Jahr 1448 um eine ältere Schuld zu begleichen, lässt keine Zweifel mehr an der Situation des Klosters zu.[185] Bei der Inkorporation des Klosters in den Deutschen Orden 1450 lebten nur noch vier greise und teilweise kranke Chorfrauen in Cella.

Genau lassen sich die Ursachen für diesen Niedergang nicht rekonstruieren. Sehr wahrscheinlich kann der Brand von 1333 hier als Ursprung der finanziellen Krise, von der sich das Kloster nie erholen sollte, gewertet werden.[186] Ein erneutes Aufblühen des Klosters verhinderten dann verschiedene Fehlentscheidungen in wirtschaftlichen Fragen. Die positiven Effekte, welche die kleineren und größeren Ankäufe und Schenkungen in der Zeit nach dem Brand auf die Entwicklung Cellas hatten, konnten der allmählichen Veräußerung der Klostergüter und -einnahmen nicht entgegenwirken. Gerade für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts sind nur sehr wenige Urkunden überliefert, was es schwierig macht hierzu eine eindeutige Aussage zu treffen.[187]

Neben den eindeutigen wirtschaftlichen Fehlentscheidungen innerhalb des Klosters, die in früheren Publikationen außer Acht gelassen wurden, lassen sich gewiss auch äußere Faktoren benennen, die einen Einfluss gehabt haben könnten. Euler schrieb den Niedergang einem Attraktivitätsverlust des Ordens zu, den andere Orden mit einem größeren Anteil bürgerlicher Mitglieder und einer breiteren Öffentlichkeitswirksamkeit durch seelsorgerische und liturgische Dienste in der Bevölkerung auffingen.[188] Möglich wäre auch ein Zusammenhang mit den Ausbrüchen des Schwarzen Tods in der Region 1348–1350.[189] Außerdem fallen sowohl der Sternerkrieg[190] als auch die Fehde der Falkensteiner mit Ulrich von Hanau[191] und der sogenannte Reichskrieg gegen Philipp den Älteren von Falkenstein[192] in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts und könnten zumindest die Güter des Klosters, die sich vornehmlich in der Wetterau und im Gießener Becken befanden, betroffen haben.

185 U133. – Vgl. Kalbfuß, Kommende, 43.

186 Kurioser Weise wird der Ursprung des Stadtbankrotts Wetzlars Ende des 14. Jahrhunderts ebenfalls mit einem Brand im Jahr 1334 in Verbindung gebracht. Der weitere Verlauf wird dann aber mit dem Ausbruch des Schwarzen Tods, einem darauffolgenden Pogrom an der jüdischen Bevölkerung und den Übergriffen der Grafen von Solms begründet (Jung, Stadtgeschichte, 37–46.).

187 9 Urkunden in 50 Jahren, wobei nur knapp die Hälfte das gesamte Kloster betreffen (U125, U127, U129, U130 U133), die anderen richten sich jeweils an einzelne Chorfrauen (U126, U128, U131, U132).

188 Euler, Haus, 100.

189 In Wetzlar verm. zwischen dem 18. Sept. und dem 27. Nov. 1349 (Avneri/Elbogen, Judaica II, 883. – Vgl. auch Jung, Stadtgeschichte, 40f.). Ähnliches lässt sich für Gießen annehmen (vgl. Knauß, Gießen, 226.).

190 Vgl. F. Schwind, Sternerbund. LexMA 8 (1997), Sp. 137.

191 Wolf, Münzenberg, 125.

192 Ebd. – Vgl. auch Ebel, Reichskrieg.

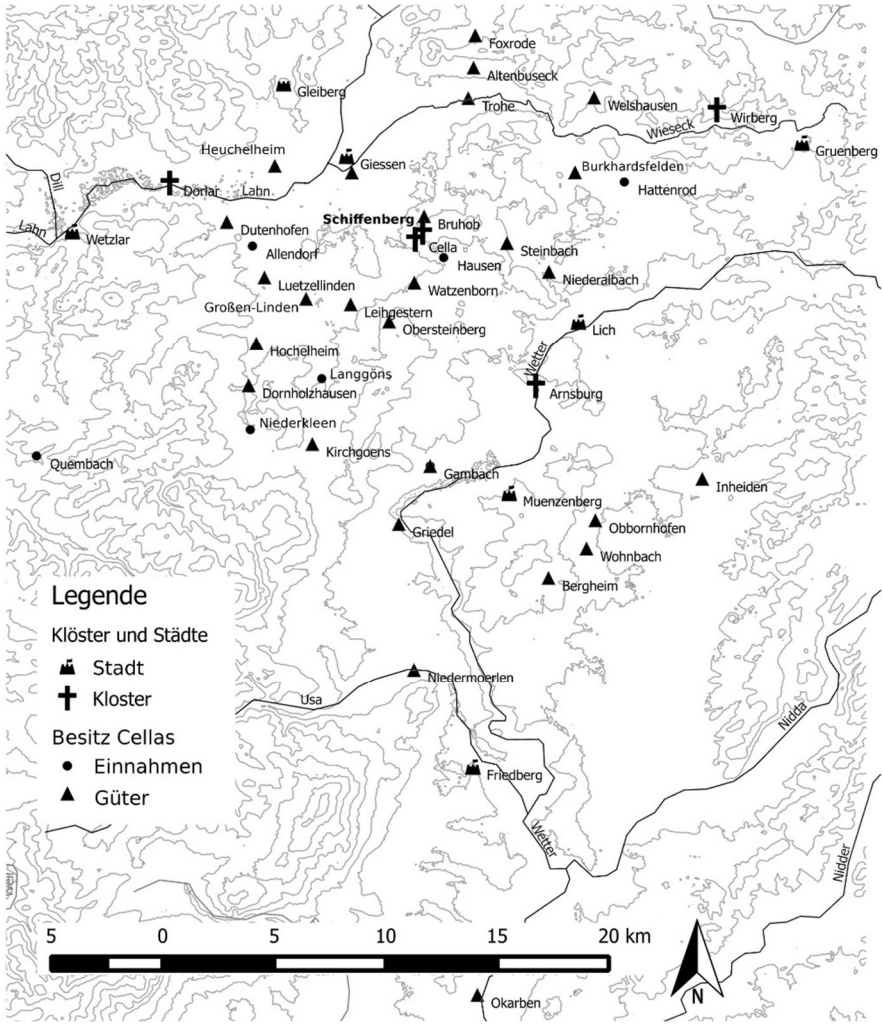


Abb. 2: Verteilung der Güter und Einnahmen Cellas nach der urkundlichen Überlieferung.

All diese externen Faktoren sind jedoch nur indirekt mit der Geschichte Cellas in Verbindung zu bringen und bleiben zunächst spekulativ. Mitte des 15. Jahrhunderts war es die evidente Schuldenlast, die das Ende Cellas besiegelte.

Inkorporation in den Deutschen Orden

Auch wenn über die Ursachen, die zu diesem Punkt geführt haben, keine eindeutige Aussage getroffen werden kann, ist das Ergebnis in den Urkunden des Frühjahrs 1450 überliefert. Am 1. Februar erklärten fünf niederadlige, dem Kloster Cella nahestehende Zeugen, dass die letzten vier verbliebenen Chorfrauen, Meisterin Gertrud von Rodenhausen, Greta von Beldersheim und Jutta und Lise von Trohe,

beim Probst des Deutschen Ordens auf dem Schiffenberg, Johann Seddeler, um Inkorporation ihres Klosters in das Deutschordenshaus gebeten hätten. Dabei sollten alle Einnahmen und Güter des Klosters Cella an den Deutschen Orden gehen, wenn er die Chorfrauen davon weiter versorge und ihre Schulden zahle. Seddeler willigte ein, nach der Erlaubnis seines Ordensoberen, des Erzbischofs von Trier und der Grafen von Nassau, ihrem Wunsch nachzukommen.[193]

Diese Urkunde, gibt einen entscheidenden Hinweis zu den Gründen der Bitte der Chorfrauen. Man vertraute sich dem Deutschen Orden in der direkten Nachbarschaft an, da man selbst nicht mehr in der Lage war, das eigene Kloster zu verwalten, sofern dieser für die noch offenen Schulden aufkommt. Die Chorfrauen flüchten sich also unter den Schutz des Deutschen Ordens, der schon wegen der räumlichen Nähe Wirksamkeit verspricht, um der Verantwortung gegenüber ihren Gläubigern zu entkommen.

Drei Tage später baten die Chorfrauen selbst den Trierer Erzbischof um die Bewilligung ihrer Bitte. Dabei begründeten sie ihren Wunsch damit, dass die beiden Klöster vor Zeiten bereits eins gewesen seien, dass Cella durch die einstmalige Trennung vom Schiffenberg überhaupt erst in Armut und Not gekommen sei und dass sie nun seit 20 bis 30 Jahren[194] von ihrer eigenen Hände Arbeit leben müssten, da die Einnahmen des Klosters nicht reichten, sie zu versorgen. Daher die Bitte nach der abermaligen Vereinigung der beiden Klöster.[195]

Erzbischof Jacob von Trier reagierte auffällig schnell auf diese Anfrage. Bereits am 18. Februar stimmte er der Bitte der Chorfrauen zu und beauftragte seinen Offizial Helwig von Boppard, die Vereinigung durchzuführen.[196] Dieser nahm den Auftrag bereits am nächsten Tag an. Von Boppard wies außerdem die Forderungen des Dorlarer Probstes Gerhard zurück, der offenbar Gehorsam von den Chorfrauen zu Cella verlangte.[197] Grund hierfür war wohl die Tatsache, dass die Chorfrauen dem Prämonstratenserstift in Dorlar 150 Gulden schuldig waren.[198]

Das Urteil des Erzbischofs und seines Offizials ignorierend, versuchten die Dorlarer Prämonstratenser in der Silvesternacht 1450/1451 ihre Forderungen mit Gewalt durchzusetzen. Die von Failing als „Silvesterkrieg“[199] bezeichnete Besetzung Cellas durch die Dorlarer kam wohl eher einer Zwangsvollstreckung nahe als einem tatsächlichen Krieg.[200] Offensichtlich beruhten die Forderungen der

193 U134.

194 Ein weiteres Indiz für den wirtschaftlichen Niedergang des Klosters.

195 U135. Die Reihenfolge wird oft durcheinandergebracht Vgl. Euler, Haus, 101. Und Kalbfuß, Kommende, 43. Bei Kalbfuß nur unglücklich formuliert.), was vermutlich mit der Abschrift der beiden Urkunden im April desselben Jahres (U138) zu tun hat. Hier wurde zuerst die Erklärung der Chorfrauen an den Erzbischof (U135) aufgeführt und danach die Zeugenaussage über die Bitte vor Probst Johann Seddeler (U134). Die Datierungen in den Originalen und besagter Abschrift sind allerdings eindeutig.

196 U136.

197 U137.

198 U145. Damit ist nun auch die Identität eben genannten Gläubiger geklärt. Vgl. Kalbfußr, Kommende, 43f.

199 Failing, Silvesterkrieg.

200 Vgl. Kalbfuß, Kommende, 44.

Dorlarer auf den Schulden, denen sich die Chorfrauen durch die Inkorporation in den Deutschen Orden zu entziehen suchten oder zumindest auf den Befürchtungen der Dorlarer, dies könnte das Ziel der Chorfrauen sein. Wie gewaltsam die Besetzung Cellas wirklich ablief, ob die Chorfrauen anwesend waren oder „in Sicherheit", ob es Gegenwehr gab oder ob das Kloster dabei Schaden nahm ist nicht überliefert. Wir wissen einzig, dass die Deutschordensherren vom Schiffenberg die Strukturen ihres Ordens nutzten, um den Dorlarer Besatzern gegenüber ihr Recht durchzusetzen. Am 4. Januar 1451 nämlich befahl Nikolaus Monkorn, Scholastikus zu Amöneburg und Subdelegierter Konservator des Deutschen Ordens, die Freigabe Cellas, verurteilte die Dorlarer zu einer Geldstrafe und drohte mit dem Bann, falls seinen Forderungen nicht nachgekommen werde.[201] Da sich die Besatzer diesem Befehl offensichtlich nicht beugten, sprach Monkorn am 16. Februar 1451 den Bann aus und wies die Pfarrer der Umgebung an, dieses Urteil in den Kirchen zu verkünden. Außerdem drohte er, alle Güter der Dorlarer zu pfänden, sofern diese nicht Buße leisteten.[202]

Was danach geschah ist nicht überliefert. Kalbfuß sprach von einem Prozess der Schiffenberger gegen die Dorlarer vor dem Gericht der Nassauer Grafen, der aus Rechnungen der Kommende Schiffenberg hervorgehe.[203] Aus den Urkunden erfahren wir, dass Priester Johann Beer, später Prior zu Dorlar,[204] von Probst Johann Seddeler zu Schiffenberg 1456 die Pfarrrechte an der Kirche in Niedergirmes und der dazugehörigen Cyriacus-Kapelle bei Wetzlar erhalten hat.[205] Erst 1471 bestätigte Johann Beer, dass durch ein Urteil der Grafen von Nassau ein Vergleich in dieser Streitsache stattgefunden habe. Die Kommende Schiffenberg solle die 150 Gulden, welche die Chorfrauen zu Cella dem Stift Dorlar noch schuldig seien, bezahlen und bis zur Tilgung dieser Summe ihren Hof in Heuchelheim als Pfand setzen.[206]

Mit den Nassauern lässt sich eine weitere Interessensgruppe in diesem Konflikt fassen. Sie hatten von den Merenbergern die Vogteirechte an den beiden Klöstern übernommen[207] und hatten offensichtlich das gleiche Amt für das Stift in Dorlar inne.[208] Im Gegensatz zur Übertragung des Chorherrenstifts an den Deutschen Orden 1323 waren die Nassauer bei der Inkorporation Cellas wohl die einzigen weltlichen Herren, die an diesem Prozess Anteil nahmen.[209] Auch waren sie die einzigen weltlichen Herren, die Johann Seddeler nach der Bitte der Chorfrauen 1450 explizit als diejenigen erwähnt, deren Einwilligung erfolgen müsse, bevor er

201 U139.
202 U140.
203 Kalbfuß, Kommende, 44. (Diese Information konnte der Autor nicht nachprüfen.)
204 Struck, Wetzlar, Nr. 949. (Tritt hier als Zeuge und Siegler auf.)
205 U142.
206 U145.
207 Vgl. Klezl, Übertragung, 231ff.
208 Vgl. U145.
209 Vgl. Klezl, Übertragung, 213ff.

der Bitte der Chorfrauen stattgeben könne.[210] Ihre Zustimmung zur Inkorporation erfolgte erst 1470, also 20 Jahre nach der Anfrage der Chorfrauen.[211]

Allerdings ließen sie sich sehr deutlich und wiederholt als einzige und rechtmäßige Herren über die beiden Klöster am Schiffenberg verbriefen.[212] Ob die Grafen von Nassau mit der Inkorporation Cellas in den Deutschen Orden ihren Einfluss schwinden sahen oder welche Gründe es sonst für die späte Einwilligung der Grafen gab, lässt sich jedenfalls allein aus den Urkunden nicht herauslesen. Kalbfuß vermutete gar, dass die Dorlarer Prämonstratenser bei der Besatzung Cellas mit der Unterstützung der Nassauer gehandelt hätten.[213] Auffällig ist, dass die Einigung mit den Dorlarern durch die Vermittlung der Nassauer erst nach deren Zustimmung zur Inkorporation geschah. Johann Fenchel, Nachfolger Seddelers, bestätigte außerdem in derselben Urkunde, in der der Vergleich zwischen Dorlar und Schiffenberg behandelt wird, dass „Juncher Philips und Juncher Johann sin Son, Graven zu Nassauw und Sarbrùcken, myne gnedige liebe Junchern unserm Orden und dem Huß zu Schyffenberg zugewant und incorporiret hant das Junffrauwen Cloister zu Zelle".[214] Die häufige Präsenz der Nassauer in den Urkunden nach 1450 und die wiederholte Bestätigung ihrer Rechte an den Schiffenberger Klöstern lassen den Schluss zu, dass die Inkorporation durch den Erzbischof von Trier 1450 die Nassauer dazu verleitet hat, ihren Einfluss auf dem Schiffenberg gegenüber Trier und dem Deutschen Orden zu festigen. Falls sie also die Dorlarer in ihrem Vorhaben unterstützten, dann wohl aus persönlichem Interesse.

Deutlich konkreter wird das Konfliktpotential zwischen dem Deutschen Orden und den Grafen in einer Urkunde aus dem Jahr 1485. Hier ließen sich die Nassauer nicht nur wiederholt ihr Recht als einziger und legitimer Herr über Schiffenberg bestätigen, sondern verboten dem Deutschen Orden auch, den Schiffenberg gegen sie zu befestigen und irgendeinem anderen Herren zu folgen als ihnen.[215]

Letzte Nachricht von Cella

Mit der Zustimmung der Vögte 1470 und dem Vergleich mit Dorlar 1471 kann die Inkorporation Cellas als beendet betrachtet werden, da es keine weitere Partei mehr gab, die einen Anspruch auf das Kloster erhob. Ob das Kloster die Besatzung der Dorlarer unbeschadet überstanden hat, wissen wir nicht. 1452 trat noch einmal Meisterin Gertrud von Rodenhausen auf, welche mittlerweile ein beträchtliches

210 U134. Neben den Nassauern nennt er noch die Oberen seines Ordens und den Erzbischof von Trier.
211 U144.
212 U144, U144a, U145 und U146.
213 Kalbfuß, Kommende, 44.
214 U145.
215 U146. Ein weiteres Indiz hierfür, ein Streit zwischen Schiffenberg und Nassau, ist für 1474 überliefert. Vgl. Kalbfuß, Kommende, 45f.

Alter gehabt haben musste,[216] um mit Komtur Johann Seddeler unter anderem einige Wiesen aus dem Besitz Cellas zu verkaufen.[217] Außerdem wurden 1459 die Urkunden der Chorfrauen von Gießen nach Marburg in das Archiv des Deutschen Ordens überführt.[218] Als die Nassauer 1470 ihre Zustimmung zur Inkorporation gaben, schienen die Chorfrauen ihren Nachlass bereits geregelt zu haben. Das Kloster selbst war zu dieser Zeit bereits „vast vergenclich gewurden [...] beide an Gotes dinste und an buwen“ und offenbar verlassen.[219] Die Nassauer wiesen die Deutschen Herren auf dem Schiffenberg dazu an, aus den Einnahmen Cellas ihr eigenes „vast baufellig“ gewordenes Kloster „wider buwen und uffrüsten“ zu lassen und erklärten, sie sollen „das niederste Cloister (gemeint ist Cella) [...] in Buw fugen als eyne Capelle“, um darin Gottesdienst halten zu können.[220]

Der Erzbischof hatte 1450 noch verfügt, die Einnahmen Cellas sollten der Verpflegung der Chorfrauen dienen.[221] Dass diese nun anderweitig verwendet werden sollten, lässt (unter anderem) die Vermutung zu, dass auch die letzten Konventsmitglieder zwischenzeitlich verstorben waren.

Die letzte urkundliche Erwähnung des Klosters finden wir in einer Urkunde der Grafen von Nassau von 1485. Hier wurde das Deutschordenshaus auf dem Schiffenberg „mit allen sinen Zugehorunge und allem deme, das Ime von dem Closter Zelle mit siner Zugehorunge uffgelassen“ hatte, von allen Forderungen und Abgaben befreit, damit die Deutschordensherren ihr Kloster, das „fast buhefellig und vergenglich ist“, wieder in Stand setzen konnten. Im Gegenzug sollte auf dem Schiffenberg und in Marburg mehrmals im Jahr eine Seelenmesse für das Haus Nassau gehalten werden.[222]

Von Cella ist weiter nicht die Rede. Ob die Deutschordensherren, wie 1470 verfügt, die Kapelle des Klosters wiederaufgebaut haben, ist nicht bekannt. Bautätigkeiten sind uns nur vom Deutschordenshaus auf dem Schiffenberg überliefert. Laut Kalbfuß fanden sich in den Jahresrechnungen der Kommende von 1463 Einträge für ein im Bau befindliches Gebäude, vermutlich der Propstei.[223] Die Komturei wurde wohl 1493 begonnen.[224]

---

216 Außer dem Hinweis auf das hohe Alter und die Gebrechlichkeit der Chorfrauen aus den Urkunden von 1450, lässt noch ihr tatsächliches Auftreten in den Urkunden darauf schließen. Sie tritt 1392 (U121) das erste Mal als Meisterin auf, was bedeutet, dass sie allein das höchste Amt des Klosters bereits seit 60 Jahren innehatte. Vgl. auch Euler, Haus, 170, Anm. 986.

217 U141.

218 U143.

219 U144.

220 Ebd.

221 U136.

222 U146.

223 Kalbfuß, Kommende, 46.

224 Laut Wappentafel an Gebäudefront. Vgl. Kalbfuß, Kommende, 46. Und Walbe, Kunstdenkmäler, 370.

Zusammenfassung

1239 lassen sich erstmals *sorores* auf dem Schiffenberg nachweisen, die sich bereits zwei Jahre später unter einer *magistra* in einem *conventus sanctimonialium* organisiert hatten. 1264 klagten die *amici* der Chorfrauen erfolgreich vor einem Gericht in Gießen, das eine Gütertrennung der beiden Konvente auf dem Schiffenberg beschloss, welche später zweimal vom Erzbischof zu Trier bestätigt wurde. Die Streitigkeiten um die gemeinsamen Besitzungen hielten aber noch bis 1274 an. Vermutlich in der ersten Hälfte der 1280er Jahre fand auch eine räumliche Trennung der Konvente statt und die Chorfrauen siedelten sich am Fuße des Berges in einem eigenen Kloster mit eigenem Sakralbau an. 1285 ist nämlich erstmals von zwei Kirchen auf dem Schiffenberg die Rede.

Mit der Eigenständigkeit kam auch der finanzielle Wohlstand. Das erste Drittel des 14. Jahrhunderts war geprägt von Besitzmehrungen und Neueintritten und kann als Blütezeit des Klosters, dessen damals wohl bereits üblicher Name „Cella" in dieser Zeit erstmals genannt wurde, angesehen werden. 1323 wurde der Chorherrenkonvent auf dem Schiffenberg aufgelöst und das Kloster und seine Güter gingen an die Deutschordensballei Marburg. Cella bekam einen eigenen Probst und unterstand weiterhin dem Erzbischof von Trier. Anfang des Jahres 1334 kam es im Kloster zu einem Brand, was die Chorfrauen zum Verkauf einiger Güter veranlasste, um den Wiederaufbau zu finanzieren. In den 1340er und frühen 1350er Jahren lässt sich eine leichte Verbesserung der Lage durch einige Ankäufe erkennen. Diese hielt allerdings nicht lange an. Durch eine Reihe von wirtschaftlichen Fehlentscheidungen und zahlungsunfähigen Schuldnern war das Kloster in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu mehreren Anleihen und Verkäufen genötigt. Auch gab es innerhalb des Klosters nachweislich Zwistigkeiten zwischen den Chorfrauen und ihren Priestern, die in Prozessen gipfelten.

Im 15. Jahrhundert ist die urkundliche Überlieferung zwar sehr dünn, lässt aber dennoch den Schluss zu, dass sich die wirtschaftliche Lage des Konvents nicht verbessert hatte. Angehörige versorgten die Chorfrauen mit persönlichen Renten und Zuwendungen. Gläubiger verzichteten auf die Erstattung offener Schulden. Der Konvent war erneut zu einer Anleihe und dem Verkauf einer Leibrente gezwungen. 1450 baten die letzten vier noch lebenden Chorfrauen alt und krank um Inkorporation in das benachbarte Deutschordenshaus und entzogen sich so den Forderungen ihrer Gläubiger, den Prämonstratensern zu Dorlar. Diese besetzten daraufhin kurzzeitig das Kloster, wurden aber vom Erzbischof und dem Deutschen Orden mit dem Bann und der Pfändung all ihrer Güter bedroht. Eine Einigung fand erst in den 1470er Jahren statt, nachdem die Grafen von Nassau, Vögte der beiden Klöster und offenbar unzufrieden mit der Übernahme durch den Deutschen Orden, der Inkorporation letztlich zustimmten. In der Folge traten die Grafen von Nassau immer häufiger in Erscheinung und ließen sich ihre Rechte an der Vogtei Schiffenbergs mehrmals vom Deutschen Orden bestätigen. 1485 ist die letzte bekannte Nennung Cellas, das wohl bereits seit über zehn Jahren ruinös war und keinen Wiederaufbau erleben sollte.

Anhang: Die Urkunden betreffend Cella

Da der Schiffenberg zum Archivsprengel des Staatsarchivs Darmstadt gehört, findet sich ein Großteil der Originalurkunden dort unter der Bestandssignatur A3, 331 „Schiffenberg“. Weitere Urkunden, erschlossen nur über ein maschinengeschriebenes Findbuch vor Ort, sind in den Bestandssignaturen der Orte, in denen das Kloster Cella Güter oder Einnahmen hatte, zu finden.[225] Die den Deutschen Orden betreffenden Originale, besonders des 15. Jahrhunderts, befinden sich zum Teil im Staatsarchiv Marburg unter der Signatur: HStAM Bestand Urk. 37 „Deutschordenshaus Marburg“. Im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden findet sich eine weitere Urkunde, ausgestellt von Sophie von Falkenstein, Meisterin des Klosters Cella, die aber nicht direkt mit dem Kloster Cella zu tun hat.[226]

Bearbeitet wurden alle Urkunden, die bereits (wenigstens als Kurzregest) publiziert wurden oder noch im Original vorhanden sind. Insgesamt handelt es sich dabei um 151 Urkunden. Die meisten dieser Urkunden sind bereits im 19. Jahrhundert durch Ludwig Baur[227] und Arthur Wyß[228] publiziert worden.[229] 29 Urkunden sind bisher weder komplett oder als Kurzregest noch im Wortlaut durch eine Beglaubigung oder sonstige Abschrift[230] publiziert.

Arthur Wyß konnte unter den Schiffenberger Urkunden, die von ihm bearbeitet wurden, einige als spätere Fälschungen identifizieren.[231] Bei den im Rahmen dieser Arbeit neu bearbeiteten Urkunden hat der Autor rein optisch und inhaltlich keine Fälschung identifizieren können und hält daher alle für echte Originale.

Bei fast allen früheren Bearbeitern der Urkunden finden sich Datierungsfehler.[232] Grund hierfür sind häufig Flüchtigkeiten oder ein falscher Jahresanfang. Bei allen von den Chorherren und den Chorfrauen ausgestellten oder verfassten Urkunden und den Trierer Urkunden im behandelten Zeitraum (1239–1485) ist mit dem Annunciationsstil, also dem Jahresanfang am 25. März, zu rechnen.[233] Bei den Urkunden, die vom Deutschen Orden ausgestellt wurden, wird wohl der 25. Dezember den Jahresanfang markiert haben.[234] Im Gebiet der

225 Zum Beispiel: HStAD A3, 7 „Alten-Buseck“ – HStAD A3, 123 „Gießen“ – HStAD A3, 262 „Obbornhofen“ – uvm.

226 HHStAW Bestand 22, 439. Es geht um die Nachlassverwaltung ihres verstorbenen Bruders Philipp von Falkenstein.

227 Baur, Hessisch I.

228 Wyß, Urkunden III.

229 Weitere Urkundenbücher im Quellenverzeichnis.

230 Beispiel: U134 und U135 sind nicht einzeln publiziert. Allerdings sind beide Urkunden in einer Abschrift mit anschließender Beglaubigung durch einen Gießener Amtmann (U138) enthalten, welche bei Feder, Entd. Ungr., Nr. 178 publiziert wurde. Diese Urkunden werden also als publiziert betrachtet und fallen nicht unter die 28 unpublizierten.

231 Wyß, Urkunden III, Kapitel „Fälschungen“.

232 V.a. in der Regestensammlung Scriba, Regesten II sind immer wieder abweichende und häufig falsche Datierungen zu finden.

233 Vgl. Grotefend, Zeitrechnung, 10.

234 Vgl. Wyß, Urkunden III, 212.

Landgrafschaft Hessen und der Kanzlei des Bistum Mainz setzte sich ab ca. 1280 der 1. Januar als Jahresanfang durch.[235] Bei den Urkunden des Marienstifts und der Stadt Wetzlar ist eine Zuordnung nicht eindeutig möglich.[236] Der Autor hielt sich deshalb größtenteils an die Datumsangaben der Editoren. Wo nötig wurden die Datierungen berichtigt.

Auch die Qualität der Transkriptionen variiert stark. Während Wyß sehr sorgfältig und gründlich vorging, treten bei Baur starke, teils sinnverändernde Kürzungen auf und teilweise nicht aufgelöste Abbreviaturen erschweren die Lesbarkeit. Beispiel für eine solche sinnverändernde Kürzung ist die Urkunde U79[237]. Darin kaufen ein Adolph Ruhe und sein Bruder Reinhard ein Jahrgedächtnis („Seelgerede"). Bei Baur, der diese Urkunde vermutlich durch einen Flüchtigkeitsfehler[238] in das Jahr 1337 datierte, fehlt der Zusatz „irre mudir sele". Durch diese Kürzung wird der Eindruck erweckt, es handele sich um deren eigenes Jahrgedächtnis statt um das ihrer Mutter. Bei anderen Urkunden wurde der Großteil des Textes einfach weggekürzt und nur die grundlegendste Information blieb erhalten, ohne dass diese Kürzung in irgendeiner Weise vermerkt wurde.[239] In der Sekundärliteratur wurden außerdem einige Urkunden falsch zugeordnet oder wiederum falsch datiert,[240] sodass es sich zuweilen als kompliziert herausgestellt hat, Argumentationssträngen zu folgen und dabei den Überblick zu behalten.

Die Überlieferungsdichte der Urkunden zeigt eine deutliche Konzentration in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, auch das Einkünfteverzeichnis fällt in diese Zeit (siehe Abb. 3, S. 33) Die im Mittel meisten Urkunden lassen sich für die Zeit von 1334 bis 1343 fassen.[241] Aus dem 13. Jahrhundert ist ab der Erstnennung eine stetig steigende Urkundenzahl zu verzeichnen, die in den 1270er Jahren einen merklichen Anstieg zeigt. Die geringste Überlieferungsdichte weist das 15. Jahrhundert, mit Ausnahme des Inkorporationsjahres auf. Hier ist vor allem die Zeit zwischen 1426 und 1448 zu nennen.[242] Die meisten Urkunden in einem Jahr sind für 1326 und 1450 überliefert,[243] gefolgt von den Jahren 1285 und 1372.[244]

235 Vgl. Grotefend, Zeitrechnung, 10.
236 Nach freundlichem Hinweis von Herrn Wolfgang Wiedl, Stadtarchiv Wetzlar.
237 HStAD, A3, 331/71. Gedruckt: Baur, Hessisch, Nr. 771.
238 Original hier eigentlich gut lesbar, vielleicht verzählt?
239 Extremstes Beispiel U118: Original HStAD 402/7 hat 326 Wörter (ohne Transfix), Baur, Hessisch I, Nr. 1156 hat nur 83 Wörter. Allerdings bleibt der Sinn hier unverändert.
240 Stellvertretend sei hier die erste Urkunde der Regestensammlung dieser Arbeit genannt U1, die von Euler (Euler, Haus, Anm. 501) falsch als „Wyß, Urkunden III, Nr. 1339" angegeben wird, obwohl es sich um Nr. 1349 handelt.
241 16 Urkunden in neun Jahren.
242 Nur eine Urkunde in 22 Jahren.
243 Jeweils fünf. Einfache Kopien wurden nicht gezählt, nur bei Ergänzungen oder Beglaubigungen.
244 Jeweils vier.

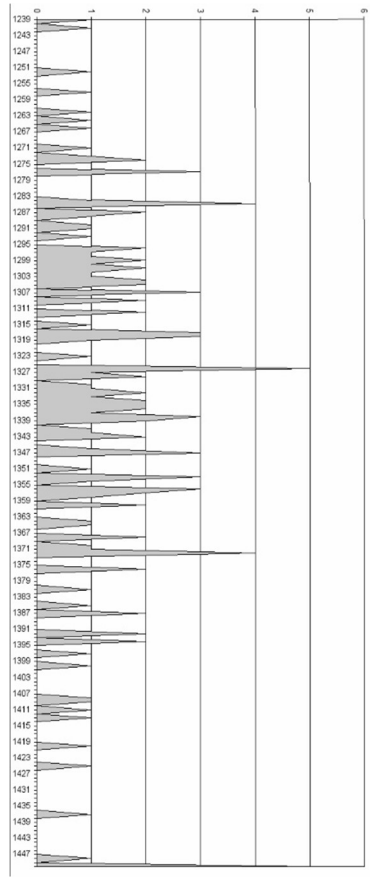


Abb. 3: Überlieferungsdichte der Urkunden betreffend Cella.

Die Kopfregesten der im Folgenden aufgelisteten Urkunden, sind in der Regel den angegebenen Editionsbänden entnommen, in denen sie veröffentlicht wurden. Sie wurden sprachlich angepasst und Fehler verbessert. Für unveröffentlichte Urkunden wurden neue Texte verfasst.

Liste der Urkunden betreffend Kloster Cella

1.	***1239, September*** *Wilhelm, Graf von Gießen, gibt dem Kloster Schiffenberg eine Hube in Obbornhofen zu eigen, mit der einst Gerlach von Büdingen und von diesem Konrad Milchling von Nordeck belehnt war.*	Wyß, Urkunden III, Nr. 1349. HStAD, A 3, 331/13.
2.	***Wetzlar 1241, Nov. 19*** *Chorherren und Chorfrauen zu Schiffenberg geben dem Wigand „unter den Gademen" Grundbesitz in Girmes in Erbleihe.*	Gudenus, Codex II, Nr. 56. Wyß, Urkunden III, Nr. 1350.
3.	***1252, Juli 21*** *Baldewin, Propst zu Schiffenberg, verkauft die Güter in Dutenhofen, die Konrad von Wieseck dem Kloster Schilfenberg vermacht hat, an Gernand von Dutenhofen.*	Wyß, Urkunden III, Nr. 1352.
4.	***Wetzlar 1257, Januar*** *Die Chorherren und Chorfrauen zu Schiffenberg verkaufen eine Hube zu Atzbach an den Wagner Gerlach, Bürger zu Wetzlar.*	Wiese, Wetzlar, Nr. 82.
5.	***1262, April 18*** *Die Chorfrauen zu Schiffenberg werden im Testament der Eheleute Eckhard und Alheidis, Bürger zu Wetzlar, genannt und mit sechs Schilling bedacht.*	Gudenus, Codex II, Nr. 15.
6.	***1264, Juli 13*** *Schultheiss, Scheffen und Gemeinde der Stadt Gießen, sowie die Ritter Macharius von Linden, Adolf von Heuchelheim und Walther Slune beschließen eine Gütertrennung zwischen den Chorherren und den Chorfrauen zu Schiffenberg.*	Wyß, Urkunden III, Nr. 1356
7.	***1266*** *Ludwig von Rodheim verkauft seine Güter in Heuchelheim dem Wetzlarer Schöffen Eckehard und schenkt den Erlös dem Kloster Schiffenberg, in das er seine Tochter Hedwig gibt.*	Gudenus, Codex II, Nr. 123. Wiese, Wetzlar, Nr. 134.
8.	***1271, Dezember*** *Vermächtnis des Wezelin von den Einkünften seines Erbes zu Wetzlar für die Klöster Arnsburg und Schiffenberg, das Stift Wetzlar u. a.*	Sponheimer, Wetzlar, Nr. 93. Wiese, Wetzlar, Nr. 171. (Kurzregest)

9. ***Grünberg 1273, April 16***

Landgraf Heinrich von Hessen gibt als Vogt der beiden Klöster zu Schiffenberg seine Einwilligung zu einem zwischen diesen und dem Deutschordenshaus zu Sachsenhausen über Güter in Lützellinden abgeschlossenen Verkaufsvertrag.

Koch, Beurk. Nachr., Nr. 35.

Gudenus, Codex II, 186 f.

Grotefend, Landgrafen, Nr. 170.

Scriba, Regesten II, Nr. 637.

10. ***Münzenberg 1274, Feb. 14***

Die Brüder Philipp und Werner von Münzenberg, versprechen den Chorfrauen zu Schiffenberg nach dem Tode der Mechtild von Goddelau zur Feier ihres Jahrgedächtnisses einen Malter Weizengülte jährlich von Gütern in Gambach.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1358.

11. ***Trier 1274, März 14***

Erzbischof Heinrich von Trier bestätigt auf Bitten der Chorfrauen zu Schiffenberg die 1264 ausgesprochene Gütertrennung zwischen ihnen und den Chorherren zu Schiffenberg.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1359.

Scriba, Regesten II, Nr. 626.

Baur, Hessisch I, Nr. 139 (Regest)

12. ***1277***

Ritter Walther Slune, Burgmann zu Gießen, schenkt den Chorfrauen zu Schiffenberg, unter welchen sich seine Töchter Adelheid und Guda befinden, seine Güter in Leihgestern.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1360.

Scriba, Regesten II, Nr. 684.

Baur, Hessisch I, Nr. 158.

HStAD Bestand A3, 331/17.

13. ***Münzenberg 1277, Mai 29***

Mechtild von Goddelau schenkt den Chorfrauen zu Schiffenberg Fruchtgefälle in Wohnbach zum Heil ihrer Seele und der Seelen ihrer verstorbenen Gatten Anselm und Heinrich.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1361.

Scriba, Regesten II, Nr. 624.

Baur, Hessisch I, Nr. 155.

HStAD Bestand A3, 402/2.

14. ***1277, Juni 16***

Mechtild von Goddelau schenkt den Chorfrauen zu Schiffenberg ihre Güter in Wohnbach.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1362.

Scriba, Regesten II, Nr. 675.

Baur, Hessisch I, Nr. 156.

HStAD Bestand A3, 402/3.

15. ***1284, Dez. 30***

Die Chorfrauen zu Schiffenberg werden im Testament der Kunigunde von Dridorf mit fünf Kölner Schillingen bedacht.

Gudenus, Codex II, Nr. 197.

16. ***1285***

Burkard, gen. Fraz, von Linden sichert den Chorfrauen zu Schiffenberg ein Vermächtnis seiner Eltern und seines Bruders aus Gütern in Hattenrod zu.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1365.

HStAD Bestand A3, 147/1.

17. ***1285, Feb. 10***

Dechant und Scholaster von St. Victor zu Mainz entscheiden als erwählte Schiedsrichter den Streit zwischen den Klöstern Arnsburg und Schiffenberg über fünf Huben zu Dornholzhausen. Diese sollen zwischen den Streitenden gleichmäßig geteilt werden und Arnsburg soll dafür einen bisher von Schiffenberg getragenen Zins von zwei weiteren Huben übernehmen.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1368.

Scriba, Regesten II, Nr. 758.

Feder, Entd. Ungr., Nr. 205.

18. ***1285, Feb. 10***

Das Kloster Schiffenberg verzichtet auf das ihm vom Grafen von Gießen, dem Pfalzgrafen von Tübingen, verliehene Recht über 5 Huben zu Dornholzhausen für die dem Kloster Arnsburg überlassene Hälfte dieser Huben.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1369

19. ***Wetzlar 1285, Aug. 1***

Der Propst des Marienstifts zu Wetzlar bestätigt die Entscheidung der Wetzlarer Scheffen, dass die Chorherren und Chorfrauen zu Schiffenberg dem Marienstift keinen Zoll zu zahlen brauchen.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1371.

20. ***Wetzlar 1286, März 5***

Hedwig, Witwe Eckards des Krämers, Bürgers zu Wetzlar, erneuert das den Chorfrauen zu Schiffenberg gemeinsam mit ihrem verstorbenen Manne gegebene Vermächtnis eines Zinses zu Niederkleen.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1372.

HStAD Bestand A3, 331/20.

21. ***Marburg 1287 (1288?), Jan. 22***

Wyß, Urkunden I, Nr. 468.

Das Chorherrenstift Schiffenberg beurkundet, dass Kunigunde, Witwe des Heinrich Spedel, zum Nutze des Klosters ihre Güter zu Niederasphe dem Deutschen Orden in Marburg verkauft habe.

Datumszeile: *Actum et datum Marpurg, anno domini M CC LXXX VII, XI kalendas februarii.* Dazu Wyß: „Ob in dieser zu Marburg ausgestellten Urk. der in Urk. des Klosters Schiffenberg übliche Trierische Jahresanfang anzunehmen sei, ist zweifelhaft." (Wyß, Urkunden I, 349.). Datierung deshalb unsicher auf 1287/88.

22. ***1287, April 24***

HStAD Bestand A3, 331/21

Richter und Schöffen zu Wetzlar bestätigen, dass Conrad, genannt Beye, und seine Frau Elheidis seine Güter in Horlisheim (Hörnsheim?) den Chorfrauen zu Schiffenberg schenken.

...Conradus dictus Beye (?) et Elheidis legitima sua ... communicata manu... magistra et conventui sanctimonialium in Schiffenburg bona sua in Horlisheim sita...

Datum: datum anno domini m.cc.lxxxvii in vigilia beati marci evangeliste

23. ***1288, Dez. 20***

Wyß, Urkunden III, Nr. 1374.

Grotefend, Landgrafen, Nr. 281.

Scriba, Regesten II, Nr. 791.

HStAD Bestand A3, 148/3.

Landgraf Heinrich von Hessen überlässt den Chorfrauen zu Schiffenberg den Zehnten zu Hausen, den Johann, Ritter von Linden von ihm zu Lehen hatte, nachdem Johann ihm dafür Güter in Linden zu Lehen aufgetragen hat.

24. ***1290, Juni 15***

Wyß, Urkunden III, Nr. 1376.

Heinrich von Trohe schenkt mit Zustimmung seiner Söhne Konrad, Eberhard und Eberwin den Chorfrauen zu Schiffenberg seinen Hof in Lützellinden

25. ***1291, Jan. 23***

Wyß, Urkunden III, Nr. 1378.

HStAD Bestand A3, 331/23.

Hedwig, Witwe Hermann Münzers, Bürgers zu Wetzlar, schenkt den Chorfrauen zu Schiffenberg eine Gülte von 26 Kölner Schilling, eine Gans, ein Huhn und zwei Fastnachtshühner aus Gütern in Quembach.

26. ***1293, Mai 4***

Heinrich Anshelms und Jutta, Eheleute zu Wetzlar, verkaufen den Chorfrauen zu Schiffenberg 25 Morgen Ackerland bei Dutenhofen.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1380.

27. ***1296, März 4***

Die Chorfrauen zu Schiffenberg bestätigen, dass Hedwig, Witwe des Ritters Walther Slune zu Gießen, ihnen eine jährliche Spende von zehn Mark, 16 Malter Weizen und drei Ohm besten Weines gestiftet und sich damit ihre und ihres Gatten Gedächtnisfeier gesichert hat.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1384.

HStAD Bestand A3, 331/26.

28. ***Wetzlar 1296, Mai 23***

Der Geistliche Widekind von Buseck verzichtet gegen eine Geldabfindung auf die Güter in Alten-Buseck, die sein Vater Emicho und seine Schwester Kunigunde den Chorfrauen zu Schiffenberg gegeben haben.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1385.

HStAD Bestand A3, 7/1.

29. ***1297, März 17***

Ritter Richard von Göns und Jutta, seine Frau, schenken den Chorfrauen zu Schiffenberg ein Achtel Korn jährlich aus ihren Gütern in Göns.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1386. Baur, Hessisch I, Nr. 301.

HStAD Bestand A3, 205/10.

30. ***1298, Juli 12***

Konrad Münzer, Bürger zu Wetzlar, schenkt seinen Töchtern Christine, Hedwig und Gertrud, Chorfrauen zu Schiffenberg, seine Güter in Großen-Linden und Lützellinden sowie einen Zins auf der Mühle „Zum Loh". Nach deren Tod soll all dies an ihr Kloster gehen.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1387.

HStAD Bestand A3, 133/4.

31. ***1299, April 29***

Ritter Dietrich Schutzbar, Burgmann zu Amöneburg, schenkt seine Güter in Rode den Chorherren und Chorfrauen zu Schiffenberg.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1388.

HStAD Bestand A3, 331/27.

32. ***1299, Okt. 21***

Jutta, Witwe des Ritters Werner Kolbendensel von Bellersheim, schenkt dem Chorfrauenstift zu Schiffenberg, wegen ihrer darin befindlichen Tochter Iggenhild, 6 Malter Korn, 2 Gänse und 2 Hühner jährlich von Gütern in Inheiden und Langgöns.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1389.

HStAD Bestand A3, 331/28.

33. ***1300***

Jutta, Kolbendensels Witwe, überweist zur Feier des Jahrgedächtnisses ihrer Angehörigen den Chorfrauen zu Schiffenberg 14 Schillinge aus Gütern in Hochelheim.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1390.

34. ***1301, Mai 23***

Berthold Nopeler von Dindes, Bürger zu Wetzlar, verkauft den Chorherren und Chorfrauen zu Schiffenberg seine Erbleiherechte an deren Gütern in Kleinlinden.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1391.

HStAD Bestand A3, 191/2.

35. ***1301, Okt. 31***

Einigung zwischen den Chorfrauen zu Schiffenberg und Sibodo von Dutenhofen wegen eines Hofes in Dutenhofen.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1392.

36. ***1302***

Sifrid von Alten-Buseck, Jutta, seine Frau, und Kunigunde, seine Schwester, vermachen den Chorfrauen zu Schiffenberg all ihr Gut.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1394.

Baur, Hessisch I, Nr 429.

HStAD Bestand A3, 7/2.

37. ***1303, Aug. 15***

Der Geistliche Widekind von Alten-Buseck schenkt den Chorfrauen zu Schiffenberg seine Güter in Foxrode.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1396.

HStAD Bestand A3, 107/1.

38. ***1304, März 19***

Johann und Mechtild, Eheleute zu Münzenberg, verkaufen den Chorfrauen zu Schiffenberg Güter in Bergheim.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1398.

HStAD Bestand A3, 26/1.

39. ***1304, Mai 11***

Bertha, Witwe Friedrich Schefers, Bürgers zu Wetzlar, bestimmt letztwillig über ihren Nachlass, u. a. auch zu Gunsten der Chorfrauen zu Schiffenberg.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1400.

HStAD Bestand A3, 216/3.

40. ***1304, Sept. 14***

Transumpt der Wetzlarer Scheffen aus dem Testament (siehe U39) ihrer Mitbürgerin Bertha, Witwe Friedrich Schefers, die Güter in Leihgestern betreffend, die an Kraft Münzer und nach dessen Tod an die Chorfrauen zu Schiffenberg gehen sollen.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1401.

HStAD Bestand A3, 216/4.

41. ***1305, Mai 27***

Sifrid Baumeister und Johann, sein Bruder, Bürger zu Münzenberg, verkaufen den Chorfrauen zu Schiffenberg ihres verschollenen Bruders, des Geistlichen Werner, Güter in Bergheim.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1403.

42. ***1305, Dez. 20***

Der Geistliche Kraft, Sohn Hartmud Münzers, Bürgers zu Wetzlar, verzichtet zu Gunsten der Chorfrauen zu Schiffenberg auf Güter in Leihgestern, die er von seiner Verwandten, Bertheydis Schefer, geerbt hat. (Siehe U39 und U40)

Wyß, Urkunden III, Nr. 1404.

HStAD Bestand A3, 216/5.

43. ***1307, Jan. 13***

Konrad Glump, Bürger zu Gießen, schenkt den Chorfrauen zu Schiffenberg eine Mass Öl oder eine Meste Mohn jährlich aus seinem Garten am Steinweg.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1407.

HStAD Bestand A3, 331/30.

44. ***1307, März***

Die Wetzlarer Testamentsvollstrecker Werners von Münchhausen überweisen dessen Güter zu Obersteinberg den Chorfrauen zu Schiffenberg.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1408.

HStAD Bestand A3, 331/31.

45. ***1307, Juli 14***

Die Eheleute Dietrich und Irmengard aus Wetzlar vermachen das Erbteil ihrer Tochter Mechtild, Chorfrau zu Schiffenberg, dem Chorfrauenkonvent zu Schiffenberg.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1411.

46. ***1309***

Die Eheleute C. und K. von Berstadt geben ihren Besitz in Okarben und Niedermörlen den Chorfrauen zu Schiffenberg, unter denen ihre Tochter Lise Aufnahme gefunden hat.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1415.

HStAD Bestand A3, 282/3.

47. ***1309, Juli***

Ludwig Schride und Hildemud, seine Frau, verkaufen den Chorfrauen zu Schiffenberg ein Viertel ihrer Güter in Lützellinden, Großen-Linden und an der Mühle „Zu dem Loin".

Wyß, Urkunden III, Nr. 1416.

48. ***1312***

Die Eheleute Eckard Vasolt von Leihgestern und Lukarde, verkaufen den Chorfrauen zu Schiffenberg einen Zins von einer Wiese in Leihgestern.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1422.

HStAD Bestand A3, 216/6.

49. ***Gießen 1312, Sept. 13***

Die Eheleute Adolf Fasult von Leihgestern und Elisabeth, beurkunden, dass ihnen die Chorfrauen zu Schiffenberg zwei Wiesen in Burkhardsfelden abgekauft haben.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1427.

HStAD Bestand A3, 57/1.

50. ***1315***

Dietrich Schutzbar und Alheid, seine Frau, verkaufen den Chorfrauen zu Schiffenberg ein Gut in Wilrishusin (Wüstung Welshausen/Willershausen).

Wyß, Urkunden III, Nr. 1432.

HStAD Bestand A3, 331/37.

51. ***1317***

Albrecht von Dutenhofen und seine Frau Luza verkaufen den Chorfrauen zu Schiffenberg 2 ½ Malter Korn jährlich von einem Gut in Allendorf.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1436.

52. ***1317, Aug. 12***

Der Dechant Heidenreich, die Stadt Wetzlar und das Marienstift zu Wetzlar beglaubigen zwei ältere (eingerückte) Urkunden (Wyß, Urkunden III, Nr. 1356 und 1359) für die Chorherren und Chorfrauen zu Schiffenberg.

Wiese, Wetzlar, Nr. 908. (Regest)

HStAD Bestand A3, 331/39.

53. ***Ramstein 1317, Aug. 24***

Erzbischof Balduin von Trier bestätigt einen Schiedsspruch über Streitigkeiten zwischen den Chorfrauen des Klosters Cella bei Schiffenberg und Eckard, dem früheren Propst daselbst, namentlich über das Aufsichtsrecht des Propstes gegenüber den Chorfrauen.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1437.

Scriba, Regesten II, Nr. 1066.

Feder, Entd. Ungr., Nr. 198.

HStAD Bestand A3, 331/40.

54. ***Koblenz 1318, Juni 15***

Erzbischof Balduin von Trier erlaubt den Chorfrauen zu Cella bei Schiffenberg den Abbruch der beiden Altäre ihrer bisherigen Kirche, deren Übertragung in die neue, sowie die Weihung dieser neuen Kirche und des Friedhofs durch einen rechtmäßigen Bischof.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1438.

HStAD Bestand A3, 331/41.

55. ***1318, August***

Kusa, Ehefrau des Heinrich von „Gysinhem", überschreibt den Chorfrauen zu Cella die Rechte an ihren Gütern in Leihgestern.

Wyß, Urkunden II, Nr. 338.

56. ***1318***

Baur, Arnsburg, Nr. 489.

Testament der Hedwig von Morle, die ihr Geldvermögen aufteilt, u. a. "i. verdung penninge" an „zu Schiffinburg – mins bruder dochter".

57. ***1319, Jan. 19***

Wyß, Urkunden III, Nr. 1440.

HStAD Bestand A3, 331/42.

Richter und Scheffen zu Wetzlar beurkunden, dass ihre Mitbürger Eberhard von Hörnsheim und Reinher Osse von Linden ihre Töchter Irmentrud und Katharina, Chorfrauen zu Schiffenberg, für erbberechtigt, gleich ihren übrigen Kindern, erklärt haben.

58. ***1323, Aug. 14***

Wyß, Urkunden II, Nr. 447.

HStAD Bestand A3, 331/43.

Revers des DO: HStAD Bestand A3, 331/44.

Erzbischof Balduin von Trier überträgt dem Deutschen Hause in Marburg das Augustinerchorherrenstift zu Schiffenberg. Gleichzeitig unterstellt er das Chorfrauenstift Cella bei Schiffenberg seiner Obhut und untersagt den Deutschordensherren jedwede Einmischung.

58a. ***1323, Aug. 14***

HStAD Bestand A3, 331/44.

Revers des Deutschen Ordens zur U58 desselben Datums.

59. ***1326***

Wyß, Urkunden II, Nr. 488.

Das Deutsche Haus in Marburg wählt Schiedsrichter zur Beilegung eines Streits zwischen seiner Kommende zu Schiffenberg und dem Chorfrauenstift Cella.

60. ***[1326]***

Wyß, Urkunden II, Nr. 489.

Genannte Schiedsrichter urteilen über strittige Güter zwischen dem Deutschen Hause in Marburg und dem Chorfrauenkloster Cella bei Schiffenberg.

61. ***1326, Feb. 9***

Baur, Hessisch I, Nr. 512.

HStAD Bestand A3, 7/3.

Friedrich von Buseck, genannt „bei den Steinen", und seine Frau Jutta bekennen, dass sie das Gut der Chorfrauen zu Schiffenberg, gelegen in Alten-Buseck, gegen jährlich viereinhalb Malter Korn und sieben Schillinge Kölner Pfennige empfangen haben.

62. ***1326, Mai 25***

Baur, Hessisch I, Nr. 513.

HStAD Bestand A3, 187/3.

Dymarus von Göns, genannt Pingeszere, verkauft dem Chorfrauenstift zu Schiffenberg, dem seine Tochter Katharine angehört, eine halbe Hube Land gegen drei Malter Korn.

63. ***1326, Aug. 19?***

HStAD Bestand A3, 331/49.

Teiltranskript

Landgraf Otto und seine Frau Alheydis schenken Probst, Magistra und Chorfrauenkonvent zu Schiffenberg drei Mansen Waldes in der Nähe ihres Klosters, an ihren Hof „Bruhob" anschließend. (Siehe U66 und U74)

Nos Otto dei gratia Landgravius de Hassie [...] consensu domine Alheydis [...] donamus [...] dono elemosine [...] Preposito, magistra et conventui sanctimonialium monasterium in Cella prope Schiffinburch ordinis sancte Augustini Treverensis dyocesis [...] tres mansos nemorum sitam prope dicto monasterio curtum eiusdem dictam Bruhob actingentes [...]

Datum: Actum et datum anno domino millesimo trecentesimo dicesimo sexto (quinq.?) kalen. septembris.

Laut Urkundendeckel 19. August, also 15. Kal. Vielleicht aber auch 28. Aug? also 5. Kal.

64. ***1327, Mai 25***

Baur, Hessisch I, Nr. 519.

HStAD Bestand A3, 7/4.

Folce, Priester zu Alten-Buseck, Sippela, Heinrich, Behtolt, Happela, Gela, Mezza, Alheit, Hilla und weitere Erben erkennen, einen Schiedsspruch im Streit zwischen ihnen und ihren Eltern einerseits und den Chorfrauen zu Schiffenberg andererseits an und verpflichten sich demzufolge, den Chorfrauen von ihrem Hof in Altenbuseck, genannt „bi den Bach", und einigen namentlich benannten Wiesen dort, jährlich zwei Malter Korn, einen Malter Hafer, zwei Gänse und zwei Hühner als Pacht zu zahlen.

65. ***1328, Juli 12***

HStAD Bestand A3, 331/55.

Transkript

Probst, Meisterin und Konvent der Chorfrauen zu Schiffenberg bestätigen dem Ritter Johann von Kinzenbach ein Jahrgedächtnis für ihn und seine Frau gegen eine halbe Mark leichter Pfennige.

Wir Prabist meistrin und der convent zu schiffinburg vir iehin uns an disme gemwordigen briebe vor alliy gudin ludin die en horint odir sehint, daz wir ummir ewecliche sulin begen iar gecide hern Johannis des rittirs von kincinbach in der wochin nach der hiligin driveldekeit dage un sal man deme convent dienin in dem rebindir mit einir halbin marc lihtdir peninge uf dem selbin dac sulin wir singin vigilia mit nun Leccin wanne wir dit dienst vir sumin (sic!) sa sulint sin erbin die furgenantdin daz iar uf hebin un sit nit me un wanne Lisa sin eliche wirtdin des furgenantdin rittirs gestirbit sa sul wir en beidin gelich dun uf ir iar gecide daz dit veste un stede si. des gebe wir uns ingesiegele an diesin briep Dirre brieb wart gegebin nach godis geburtde dusint iar druhundirt iar in me ehtde un zvener gistin iare an deme drittin dage vor sente margaretin dage.

66. ***1328, Dez. 12***

HStAD Bestand A3, 331/56.

Teiltranskript

Luther, Herr von Isenburg, schenkt Probst, Magistra und Chorfrauenkonvent zu Schiffenberg drei Mansen Waldes in der Nähe ihres Klosters, an ihren Hof „Bruhop" anschließend. (Siehe U63 und U74)

Nos Lutherus domini de Isenburg [...] donamus et confirmamus [...] preposito, magistra et conventui sanctimonialium, monasterium in Cella prope Schyffenburg [...] tres mansos nemorium sitos prope dictum monasterium curtum eisudem dictam bruhop actingentes [...]

Datum: Actum et datum anno domini m ccc xx v iii sexto idus Decembris

fast gleicher Wortlaut wie HStAD A3, 331/49

67. ***1330, Juni 11***

Baur, Hessisch I, Nr. 740.

HStAD Bestand A3, 331/57.

Transkript

Palina, Witwe des Johannes Groppe von Beldersheim, gibt ihr Gut in Großen-Linden dem Konvent der Chorfrauen zu Schiffenberg gegen eine jährliche Pacht von 6 Malter Korngülte und ein Fastnachtshuhn.

Ich palina wirtdin was Johanes croppin von beldersheim eines ritderes zu gud gedenckunge due kunt und bekenne an dieseme geinwordegin brive daz ich mit gehencnusse mit rade und mit gudin willin Craftdis croppin minis svagtis wederoldis von linden und Johanes von belderschein ritdere muntbare und getruwe hende mi und mines kinde. ir korn von dem vor gesprochenen Johannes minen wirtde gebin und han gegebin deme conventde der heiligen samenuge zu schiffinburg der frauwin cloistris solich gut als ich han gehat biz her und mine kint zu grozin Linden daz da horit in die hube die bruere erbeidir und under eme hat iz si in dorffe uf in velde in me holz reth und gewende wie ich ez biz her brat han dan uz seis malder korn gulde ierliches pahdis zu gebene und zu antwrtdene bi einir mile(?) wes wa ez deme convent aller best fugit und ein vasnat hun. zu einer lutrin almuse zu besezene und zu in lezene nach nuzze und nach willin und zu habene ane cleine gevelle geyse und hunn was des were. bii vir zihe der vor gesprochenen hube und soliches pahdis als vor genant ist ich und mine kint Johan. wernher und Craft an alle behendekeit die wip oder man ir denkin kaz. und sez ich Paline und mine kint deme genantde convent zu schiffinburg zu burgin Craftdis croppin min svagir. wederoldin von linden und Johannes von beldersheim. in sicherheit dirre rede die hie vor gescriben ist.

Ich Craft wederolt und Johan ritdere munt bare dirre kindere bekenne daz diese almuse ist geschehin mit unseme rade und mit unseme gudin willin und vir iehin und burgezis gein dem furgenanden conventde und sprechin eme fur shadin palinen irre kinde und er erbin obe keiner deme convent ummer geschehe. und gebin diesin brif besigelit dem vor gesprochenin conventde zu schiffinburg bit unss drier in gesigele in ein orkunde und in ein vir iehin aller dirre rede die hie vor geschehin ist.

Nach gotdes geburtde dusint iar dru hundrit iar in me drizegistin iare an deme maydage nach unses herrin lychamen dage.

68. ***1331, Sept. 28***

HHStAW Bestand 22 Nr. 439.

Sophia, Tochter des verstorbenen Edlen Philipp von Falkenstein, Meisterin des Chorfrauenkonvents in Schiffenberg (Schiffenburg), überlässt auf Bitten ihres Bruders, Cuno von Falkenstein, Herr zu Münzenberg, neun Mark und acht Schillinge Kölner Pfennige, die ihr einst ihr Vater in dem Dorf Weckesheim (Weckensheym) an jährlichen Einkünften zugewiesen hatte, dem Abt und Konvent des Klosters Eberbach dafür, dass diese ihrem Bruder im Tausch den Hof Haßloch (Haselach) übertragen haben. Sie verzichtet ausdrücklich auf alle Ansprüche an der genannten Rente.
Formalbeschreibung Abschr. im Protocollum Tripartitum III, fol. 102a,r (HHStAW Bestand 22, 439)

69. ***1332, Jan.***

Baur, Hessisch I, Nr. 744.

HStAD Bestand A3, 205/17.

Conradus, genannt Kutz, von Langgöns und seine Angehörigen verkaufen der Meisterin und dem Konvent zu Cella bei Schiffenberg fünf Malter Kornes als jährliche Rente von seinen Gütern in Langgöns.

70. ***1332, Feb. 5***

Wyß, Urkunden II, Nr. 559.

Das Chorfrauenstift Cella bei Schiffenberg einigt sich mit dem Deutschen Haus zu Marburg über die Wahl von Schiedsrichtern zur Beilegung ihrer Streitigkeiten.

71. ***1333, März 12***

Baur, Hessisch I, Nr. 747.

HStAD Bestand A3, 402/4.

Conrad Drabode von Wohnbach und seine Frau Lise verkaufen den Chorfrauen in Cella zwei Huben Ackers in Wohnbach.

72. ***1334, März 13***

Scriba, Regesten II, Nr. 1236.

Sponheimer, Wetzlar, Nr. 410.

Gudenus, Codex V, 185 f.

Das Chorfrauenkonvent zu Schiffenberg verkauft nach einem Schadfeuer im eigenen Kloster seinen Hof zu Steinbach.

73. ***1334, Mai 4***

Wyß, Urkunden II, Nr. 600.

Eberhard, Pleban in Hausen, und Konrad, gen. Schabe, Deutschordensbruder in Schiffenberg, tauschen Güter.

74. ***1335, März 14***

Graf Gerlach von Nassau und sein Sohn Johannes schenken dem Chorfrauenkonvent zu Cella bei Schiffenberg drei nahe bei ihrem Kloster gelegene Mansen, an ihren Hof, genannt „Bruhob", anschließend. (Siehe U63 und U66)

Scriba, Regesten II, Nr. 1262.

Feder, Entd. Ungr., Nr. 190.

HStAD Bestand A3, 331/64.

75. ***1335, August 17***

Probst Gernand von Buseck, Magistra Lukardis und der gesamte Konvent zu Cella verkaufen, da sie durch einen Brand im Kloster in Schulden geraten sind, einen Wald bei Niederalbach dem Kloster Arnsburg.

Baur, Arnsburg, Nr. 661.

76. ***1336, März 19***

Gernand von Buseck, Propst des Chorfrauenstifts Cella bei Schiffenberg, willigt in die Übertragung des ehemaligen Chorherrenstiftes zu Schiffenberg, dem er früher angehörte, an das Deutsche Haus zu Marburg ein.

Wyß, Urkunden II, Nr. 630.

77. ***Trier 1336, Mai 4***

Erzbischof Balduin von Trier gestattet dem Deutschen Hause zu Marburg, seine Niederlassung in Schiffenberg auf drei Jahre nur durch zwei Priesterbrüder versehen zu lassen.

Wyß, Urkunden II, Nr. 638.

Baur, Hessisch I, Nr. 762.

78. ***1337, März 29***

Probst, Meisterin und Konvent des Chorfrauenstifts zu Schiffenberg bestätigen ein Jahrgedächtnis für Adolph Ruhe, der ihnen hierfür fünf Mark Pfennig und einen Malter Korngülte jährlich zusichert.

HStAD Bestand A3, 331/68.

79. ***1338, Juli 15***

Johann von Nassau vermacht die Einsiedelei des „brudir Wynthere" (Bruder Winter) im Wiesecker Wald dem Chorfrauenkonvent auf dem Schiffenberg.
Beglaubigte Abschrift durch Burgmannen zu Friedberg vom 5. Sept. 1347 (HStAD Bestand A3, 331/70)

Baur, Hessisch I, Nr. 776.

HStAD Bestand A3, 331/69.

80. ***1338, Sept. 20***

Probst, Meisterin und Konvent des Chorfrauenstifts zu Schiffenberg bestätigen, dass Adolph Ruhe und sein Bruder Reinhard sich verpflichtet haben, dem Chorfrauenstift Cella fünf Mark Pfennig und einen Malter Korngülte jährlich für das Jahrgedächtnis ihrer Mutter zu zahlen.

Baur, Hessisch I, Nr. 771.

HStAD Bestand A3, 331/71.

81. ***1338, Okt. 10***

Bernhard von Göns und Hartmut von Klettenberg beurkunden, dass die Chorfrauen nicht an der Verhandlung über den Streit der Gerichtsbarkeit u. Haltung der Beamten in dem Dorfe Frohnbach, zwischen ihrem Stift Cella und dem Deutschordenshaus auf dem Schiffenberg, teilgenommen haben.

Wyß, Urkunden II, Nr. 664.

Scriba, Regesten II, Nr. 1302.

Feder, Entd. Ungr., Nr. 199.

82. ***1339, Juli 28***

Philipp der Ältere, Philipp u. Cuno die Jüngeren v. Falkenstein, Herren zu Münzenberg, schenken dem Chorfrauenstift zu Schiffenberg acht Mansen und eine Ruthe Landes in ihrer Stadt Gießen und deren Gemarkung.

Scriba, Regesten II, Nr. 1310.

Feder, Entd. Ungr., Nr. 191.

HStAD Bestand A3, 331/73.

83. ***1339, Aug. 26***

Landgraf Heinrich von Hessen übereignet dem Konvent der Chorfrauen auf dem Schiffenberg acht Huben im Wiesecker Wald.

Baur, Hessisch I, Nr. 781.

HStAD Bestand A3, 331/74.

84. ***1341, März 5***

Johannes Rule, Bürger zu Friedberg, und seine Frau Elisabeth verkaufen dem Konvent der Chorfrauen zu Schiffenberg einen Malter Korngülte als jährliche Rente aus und alle Rechte an ihrer Mühle in Ober-Mörlen für sieben Kölner Mark.

Baur, Hessisch I, Nr. 789.

HStAD Bestand A3, 242/21.

85. ***1342, Mai 26***

Die Priorin Gele von Dernbach und die Chorfrauen zu Schiffenberg bestätigen ihrem Landsiedel Kunze von Obbornhofen das Recht, ihre vier Morgen Acker und drei Morgen Wiese, die er von Elbracht Schäfer (Elbrath Schefer) von Obbornhofen für 15 Mark Pfennige gekauft hat, zu bewirtschaften.

Baur, Hessisch I, Nr. 805.

HStAD Bestand A3, 331/77.

86. ***1343, Sept. 29***

Werner Schere von Hausen, seine Frau Gysele und sein Sohn Albrecht verkaufen Gernand von Buseck, zu dieser Zeit Probst der Chorfrauen „zu der Cellan", eine Menge namentlich benannter Güter in Hausen.

Baur, Hessisch I, Nr. 816.

HStAD Bestand A3, 148/6.

87. ***1343, Okt. 12***

Erwin Scheffene und seine Frau Meckele bestätigen ihrer Tochter Metze, Chorfrau zu Schiffenberg, von ihrer Mühle in der Neustadt vor Gießen, gen. "Manzhartis Mühle", vier Malter Korngülte zu ihrem Erbteil.

Baur, Hessisch I, Nr. 818.

HStAD Bestand A3, 331/80.

88. ***1346, Mai 7***

Friederich bei dem Steine, genannt Rinderwig, und seine Frau Jutta bekennen, dass alle ihre ehemaligen Besitzungen in Alten-Buseck den Chorfrauen zu Schiffenberg gehören und diese ihnen gegen einen Zins über eine halbe Mark Pfennige jährlich auf Lebenszeit überlassen werden. Auf dem Transfix selben Datums (HStAD Bestand A3, 7/8) wird die Aufzählung der Besitzungen ergänzt.

Baur, Hessisch I, Nr. 836.

HStAD Bestand A3, 7/7 und 7/8 (Transfix selben Datums).

89. ***1347, Sept. 5***

Beglaubigte Abschrift der Burgmannen zu Friedberg über eine Schenkung des hessischen Landgrafen Heinrichs betreffend die Einsiedelei des Bruders Winther an die Chorfrauen zu Schiffenberg vom 25. September 1335.

HStAD Bestand A3, 331/65.

90. ***1347, Sept. 5***

Beglaubigte Abschrift der Urkunde HStAD Bestand A3, 331/69 vom 15. Juli 1338 durch die Burgmannen von Friedberg bezüglich einer Schenkung der Einsiedelei des Bruders Winther an die Chorfrauen zu Schiffenberg durch Johann von Nassau.

HStAD Bestand A3, 331/70.

91. ***1347, Okt. 18***

Irmgard von Elkershausen, Tochter des Heinrich von Elkershausen, gibt ihrer Verwandten Katharina, Chorfrau zu Schiffenberg, auf Lebenszeit vier Malter Korngülte jährlich von ihren Höfen in Alten-Buseck und Weigandshausen. Nach ihrem Tod soll dem Kloster ein Malter für ein Jahrgedächtnis bleiben, der Rest wieder an ihre Erben fallen.

Baur, Hessisch I, Nr. 841.

HStAD Bestand A3, 7/9.

92. ***1351, Nov. 10***

Pauline, Witwe des Ritter Johann Croppen von Bellersheim und ihr Sohn Wernher verkaufen dem Chorfrauenstift Cella zu Schiffenberg ihren Hof in Großen Linden, der von Reynher Burgmann bewohnt wird, und eine Hube dazugehörigen Landes.

Baur, Hessisch I, S. 516 (Anm.).

HStAD Bestand A3, 133/7.

93. ***1353, Mai 1***

Conrat Crebeyz „von dem Lyndehes" und seine Frau Hedwig bestätigen, dass sie von den Chorfrauen zu Schiffenberg gegen eine jährliche Pacht von zehn Mesten Korn, 22 Pfennigen und einem Fastnachtshuhn, sechs Morgen Land und Wiesen in Linden erhalten haben.

Baur, Hessisch I, Nr. 881.

HStAD Bestand A3, 191/3.

94. ***1353, Nov. 20***

Baur Arnsburg, Nr. 808.

Die Eheleute Heinz Schurge und Metze Schwarz (Heynze Schurge und Metze Swartzen eliche Lude), Bürger in Münzenberg verkaufen dem Kloster Arnsburg einen Morgen Wiese, gen. „das beyne", bei Watzenborn, gelegen „obene an den frouwen von Schiffenburg".

95. ***1353, Dez. 13***

Baur, Hessisch I, Nr. 886.

HStAD Bestand A3, 179/2.

Heibele, Jutte und Ingeilhilt, Töchter des Ritters Kuno von Bellersheim, gen. Kolbendensel, Chorfrauen zu Schiffenberg, kaufen drei Achtel Korngülte von Wenzelin von Inheiden.

96. ***1354, Juli 22***

HStAD Bestand A3, 34/2-3.

Werner von Echzell erklärt, dass er dem Kloster Marienschloß von seinem Gut in Bingenheim, das er von den Chorfrauen zu Cella zur Bewirtschaftung erhalten hat, jährlich vier Achtel Korn zu liefern habe und dass er und seine Erben so lange an besagtes Kloster liefern sollen, bis er oder seine Erben dieses mit 31 Pfund Heller und 16 Schilling ablösen können.

97. ***1356, Mai 22***

Baur, Hessisch I, Nr. 908.

Probst Gilbracht, Meisterin und Priorin zu Schiffenberg bestätigen, dass ihre „Selfrauen" zwei Malter Korngülte für 32 Pfund Heller gekauft haben, die bei ihrem Hofe in Inheiden entrichtet werden und, die sie den „Selfrauen" aus ihrem Hofe oder ihrem Refectorium auszahlen.

98. ***1356, Juni 23***

Baur, Hessisch I, Nr. 909.

HStAD Bestand A3, 187/4.

Ritter Konrad von Elkershausen und seine Frau Ottilie (Dylge) bestätigen, dass sie die halbe Hube zu Kirchgöns, die sie einst von den Chorfrauen gekauft, und Franz Zehntgraf (Zyntgrebe) für drei Malter Korngeld (zur Nutzung) gegeben haben, wieder an die Chorfrauen verkauft haben.

99. ***1356, Dez. 20***

HStAD Bestand A3, 331/82.

Probst, Meisterin, Priorin und Konvent zu Schiffenberg gestatten ihren Landsiedeln Peter und Supli(?) ihre Güter zu mutschieren (abwechselnd zu bewirten), sie dabei nicht zu teilen oder zu verkaufen und setzen als Pacht jeweils zwei Gänse und Hühner, ein Fastnachtshuhn und fünf Schilling Pfennig fest.

100. ***1357, April 14***

Wyß, Urkunden II, Nr. 950.

Heinrich, Sohn Bertrams von Steinberg, bestätigt seinen Kauf einer Wiese, namens „Strytwese", von den Deutschordensherren auf dem Schiffenberg.
Bestätigt und besiegelt von „hern Gylbrachtis dez prabistis ingesygille zu der Cellen."

101. ***1357, Juli 31***

Baur, Hessisch I, Nr. 920.

HStAD Bestand A3, 331/85.

Heinrich Fleyze, Ritter zu Cleeberg, bezeugt eine Aussage des Conrad Fundin, dass dieser die fünf Viertel Wiesen, die er von einem Gernand für drei Jahre hatte, dem Deutschen Orden gegen ein Jahrgedächtnis gegeben habe, und diese also den Deutschherren gehören und nicht den „Frauen" (Chorfrauen zu Cella?).

102. ***1358, Juni 23***

HStAD Bestand A3, 331/89.

Probst, Meisterin, Priorin und der Konvent der Chorfrauen zu Schiffenberg bekennen, dass sie ihren Selfrauen elf Mark Pfennige schuldig sind und verpflichten sich, ihnen vier Malter Korngülte jährlich zu zahlen, solange bis sie den Betrag begleichen können.

103. ***1360, Jan. 20***

Baur, Hessisch I, Nr 942.

HStAD Bestand A3, 133/9.

Reynher von Linden, genannt Burgmann, bekennt, dass er den Chorfrauen zu Schiffenberg Pacht in Höhe von elf Malter Korn schuldig ist und verpflichtet sich diese bis zum St. Michaelstag (29. Sep.) desselben Jahres zu bezahlen, andernfalls hafte er u.a. mit der Hälfte aller Einnahmen seines Hofes.

104. ***1360, April 30***

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/90.

Probst, Meisterin, Priorin und der Konvent der Chorfrauen zu Cella versetzen ihren Selfrauen eine Gülte von vier Malter Korngeld aus ihrem Hof in Lützellinden gegen 30 Mark Pfennig.

105. ***1364, März 16***

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/91.

Claus Molenir aus Lützellinden verkauft den Chorfrauen zu Cella einen Malter Korngülte aus seiner Mühle daselbst für zehn Pfund Heller und verpflichtet sich diese solange zu zahlen, bis er den Chorfrauen diese zehn Pfund zurückzahlen kann.

106. ***1365, Jan. 12***

Baur, Hessisch I, Nr. 995.

HStAD Bestand A3, 331/92.

Johan von Trohe bestätigt, dass er für das Jahrgedächtnis seiner Schwester dem Konvent der Chorfrauen zu Schiffenberg 25 Pfund Heller schuldig ist, zahlt dafür zwei Pfund und acht Schillinge Heller jährlicher Gülte und setzt zum Unterpfand 48 Pfund Heller, die ihm Nyclas und Fritze aus Wieseck noch schuldig sind.

107. ***1368, Feb. 10***

Baur, Hessisch I, Nr. 1016.

HStAD Bestand A3, 156/4.

Cheffenye von Heuchelheim erkennt an, dass die Chorfrauen zu Schiffenberg ihr Gut, auf welchem er Landsiedelrecht hatte, dem „Dichartte uff deme sande" zu selbem Rechte übertragen haben.

108. ***1368, Aug. 23***

Struck, Wetzlar, Nr. 213.

HStAD Bestand A3, 133/10.

Magistra, Priorin und Konvent des Chorfrauenstifts Cella verkaufen Hartung von Frankenberg und dessen Frau Alheit sowie deren Erben, Bürger zu Wetzlar, sechs Malter Korngülte nach Wetzlarer Maß.

109. ***1370, Okt. 9***

Baur, Arnsburg, Nr. 990.

Magistra Meckele Lewen, Priorin Elheid von Haiger und das Konvent des Chorfrauenstifts Cella verkaufen dem Kloster Arnsburg einen Malter Weizengülte, vier Malter Korngülte von ihren Gütern in Gambach und Kirchgöns und zwei Mark Pfennige von einer Wiese, gen. „Lodeheubitis wiesse" bei Trohe.

110. ***1371, Jan. 16***

Baur, Arnsburg, Nr. 993.

Magistra Meckele Lewen, Priorin Elheid von Haiger und das Konvent des Chorfrauenstifts Cella verkaufen dem Kloster Arnsburg eine Hube Landes, gen. „Lynzen hube", in der Nähe des Dorfes „Habichinheim".
Bei der LAGIS – Suche wird Habichinheim in einem Aktivlehenverzeichnis des Landgrafen von 1335 Landgrafen-Regesten online Nr. 1212 <http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/lgr/id/1212> (Stand: 17.2.2014) als Heuchelheim angegeben, in anderen Urkunden, z.B. aus 1294 wird Heuchelheim als Uchelheim genannt (Scriba, Regesten II, Nr. 845), 1327 wird es als Huchilheym genannt (Baur, Hessisch I, Nr. 520). Bei Wagner, Stifte, 75 wird „Habichinheim" als Hochelheim (Hüttenberg) übersetzt.

111. ***1372, Feb. 6***

Eckehard Wagener und seine Frau Alheid aus Holzheim bestätigen, dass Curd Münzer den Chorfrauen zu Schiffenberg einst einen Malter Korngülte zur ewigen Almose von einem Gut in Laufdorf gegeben hat und verzichten auf jegliche Ansprüche darauf.

Baur, Hessisch I, Nr. 1053.

HStAD Bestand A3, 331/93.

112. ***1372, März 30***

Anselm von Hohenweisel der Jüngere und seine Frau Lyse bekennen, dass sie von den Jungfrauen zu Schiffenberg eine Hube Land in Bockenheim gekauft haben.
Bockenheim = wüst, bei Griedel.

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/94.

113. ***1372, Juli 5***

Magistra Gele von Dernbach, Priorin Elheid von Haiger und der Konvent des Chorfrauenstifts Cella verkaufen dem Pfarrer und den Altaristen von Friedberg einen Malter Weizengülte nach Wetzlarer Maß aus Gütern in Griedel.

Struck, Wetzlar, Nr. 250. (Kurzregest)

114. ***1372, Nov. 3***

Wigil Fleischauwe, Bürger zu Gießen, und seine Frau Gerte beurkunden, dass sie für 60 Mark Pfennige von den Chorfrauen zu Schiffenberg eine Gült von jährlich sechs Maltern Korn über vier Jahre gekauft haben. Falls diese 60 Mark innerhalb der vier Jahre nicht zurückgezahlt werden, behalten er und seine Erben die Gült auf ewig.

HStAD Bestand A3, 123/12.

115. ***1376, Jan. 7***

Gerart Stolle von Hohensolms erklärt, dass ihm ein Brief der Chorfrauen zu Schiffenberg, den er denselben zurückbringen sollte, verbrannt sei.

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/96.

116. ***1376, Juli 31***

Der Konvent des Chorfrauenstifts Cella vergleicht sich mit den Deutschordensherren auf dem Schiffenberg über zwei strittige Wälder und die Krebsmühle bei Watzenborn.

Wyß, Urkunden III, Nr. 1147.

Scriba, Regesten II, Nr. 1712.

Feder, Entd. Ungr., Nr. 200.

HStAD Bestand A3, 331/98.

117. ***1381, Juni 23***

Der Konvent des Chorfrauenstifts Cella ernennt Wigand Dunkenberger zum Bevollmächtigten im Prozess vor dem Archidiakon von Dietkirchen gegen ihren ehem. Kaplan Gilbracht von Gießen.

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/99.

118. ***1385, Jan. 12***

Gylberacht Krig, Sohn des Erwin Krig von Foytsperg, zahlt dem Konvent der Chorfrauen zu Schiffenberg jährlich einen Malter Korngeld von seinem Gut in Wohnbach für das Jahrgedächtnis seiner Frau Gele, seiner Mutter, seines Vaters und aller seiner Vorfahren.

Baur, Hessisch I, Nr. 1156.

HStAD Bestand A3, 402/7 und 402/8 (Transfix).

119. ***Ehrenbreitstein 1387, Jan. 17***

Erzbischof Cuno von Trier quittiert, dass Wygand, Priester des Chorfrauenkonvents zu Schiffenberg, ihm drei Silbermark gezahlt hat, die ihm sein Gotteshaus und der Konvent der Chorfrauen zu Schiffenberg jedes Jahr zum Martinstag (11. Nov.) schuldig sind.

HStAD Bestand A3, 331/101.

120. ***1387, Mai 15***

Heinrich von Trohe verpflichtet sich zur Zahlung einer Pacht von jährlich zwölf Mesten Korn für das Gut zu „Sleyffelt", das er von den Chorfrauen zu Schiffenberg auf Lebenszeit hat.

Baur, Hessisch I, Nr. 1177.

HStAD Bestand A3, 331/102.

121. ***1392, Dez. 6***

Die Chorfrauen zu Schiffenberg tauschen Land mit Dietrich auf dem Sande (Ditze uff dem sande) und seinen Erben und gliedern es ihrem Hofe in Heuchelheim an.

Baur, Hessisch I, Nr. 1214.

HStAD Bestand A3, 123/26.

121a. ***1392, Dez. 6***

Abschrift der Urkunde HStAD A3, 123/26 (Nr. 121) desselben Datums mit Bestätigung und Siegel der Scheffen von Gießen.

HStAD Bestand A3, 123/27.

122. ***1394, Mai 27***

Dyeczechen (Ditze) uff dem Sande, Dyethartes Sohn, und Hedewig, seine Frau, bekennen, dass sie mit dem Konvent der Chorfrauen zu Schiffenberg Land zu Heuchelheim getauscht haben.
Steht wohl im Zusammenhang mit URK vom 6. Dez. 1392.

Baur, Hessisch I, Nr. 1225.

HStAD Bestand A3, 123/30.

123. ***1394, Nov. 6***

Schiedsspruch des Konrad von Breidenbach und einigen Gießener Scheffen im Streit zwischen den Chorfrauen zu Cella und deren ehem. Kappellans Konrad Decken von Marburg.

Baur, Hessisch I, Nr. 1230.

HStAD Bestand A3, 331/104.

124. ***1397, Aug. 26***

Nese, Tochter Volprachts von Steinbach, verkauft gegen 2 Gulden jährlich auf Lebenszeit ihr Gut in Steinbach den Chorfrauen zu Cella bei Schiffenberg zum Seelenheil ihrer Eltern.

Baur, Hessisch I, Nr. 1256.

HStAD Bestand A3, 352/6.

125. ***1400, April 23***

Magistra Gude von Rodenhausen und der Konvent des Chorfrauenstifts Cella verkaufen dem Pfarrer, den Priestern und Altaristen in der Burg Friedberg eine Korngülte gegen 29 Gulden, wofür diese zwei Messbücher, einen dt.-lat. Psalter und zwei dt. Evangelienbücher eingelöst haben.

Foltz, Wetzlar, Nr. 771 c) (Kurzregest).

126. ***1408, Mai 30***

Notariatsinstrument über die Aussage Gilbrechts von Rodenhausen, Komtur zu Wetzlar, der an seinem Sterbebett dem Bruder Herman von Altendorf, Pfarrer zu Reichenbach, bestätigt hat, dass Lise von Fellingshausen, Chorfrau zu Cella, dem Deutschen Haus zu Schiffenberg vier Malter Korn gegen 30 Gulden abgekauft hat.

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/107.

127. ***1409, Aug. 9***

Meisterin Guda von Rodenhausen und der Konvent der Chorfrauen zu Schiffenberg versetzen ihre Holzmark in Rockenberg (?) für zwölf Jahre an Conze [unlesbar] und [unlesbar] Mollin aus Rockenberg gegen zwölf Gulden.

HStAD Bestand A3, 309/25.

128. ***1411, Juni 19***

Henne von Weidenhausen erklärt, dass er seiner Cousine Lise, Chorfrau zu Cella, 30 Goldgulden schuldig ist, wofür er ihr jährlich drei Malter Korn nach Schiffenberg zu liefern hat. Als Pfand setzt er ihr all sein Eigentum in Fellingshausen.

HStAM Bestand Urk. 37 Nr. 2024.

129. ***1413, Okt. 21***

Gilbracht, Conrad und Henne von Lewen verzichten auf Schuldforderungen gegen den Konvent des Chorfrauenstifts Cella, die durch eine Bürgschaft ihres Vaters für besagten Konvent entstand.

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/109.

130. ***1420, Mai 27***

Baur, Hessisch IV, Nr. 77.

HStAD Bestand A3, 179/5.

Die Grafen Bernhard und Johann von Solms, Brüder, räumen den Chorfrauen zu Cella, im Tausch gegen 20 ½ Huben in Inheim, besondere Rechte auf Gütern in Bergheim, Wohnbach und Obbornhofen ein.

131. ***1425, Okt. 31***

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/111.

Kraft von Rodenhausen und seine Frau Else schenken ihren beiden Töchtern Gerdrud und Lise, Chorfrauen zu Cella, verschiedene Einnahmen und Güter aus ihrem Besitz und weisen die Einnahmen, die Kraft seiner Schwester Katharinchen, Chorfrau zu Cella, auf Lebenszeit gegeben hat, nach ihrem Tode ebenfalls ihren Töchtern zu.

132. ***1437, Mai 1***

HStAM Bestand Urk. 37 Nr. 2175.

Helfrich und Knybe von Trohe verschreiben ihren Schwestern Jutta und Lise, Chorfrauen zu Schiffenberg zwölf Malter Korn auf Lebenszeit.

133. ***1448, Nov. 14***

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/117.

Das Chorfrauenstift Cella verkauft eine Leibrente von 8 Gulden gegen eine Summe von 80 Gulden und setzt eine Wiese zum Unterpfand.

134. ***1450, Feb. 1***

Scriba, Regesten II, Nr. 2305

In Abschrift Feder, Entd. Ungr., Nr. 178.

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/119.

Johannes Caldern, Pfarrer in Hausen, Henne von Schwalbach d. Ä., Kurt von Elkershausen, gen. von Rodenhausen, Richard von Buseck und Volpracht von Schwalbach, Sohn Gernands von Schwalbach, beurkunden, dass die verbliebenen Chorfrauen von Cella in ihrer Gegenwart den Probst Johann Sedler zu Schiffenberg, wegen ihrer Armut und Not, um Bezahlung ihrer Schulden gegen Überlassung ihres Vermögens gebeten haben und dieser ihnen zugesagt habe, nach Erlaubnis seiner Oberen, ihrer Bitte zu entsprechen.
In Wagner, Stifte, 78 falsch auf Feb. 9 datiert.

134a. ***1450, Feb. 1***

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/120.

Notariatsinstrument über die Bitte der Chorfrauen an Probst Johann Sedler um Inkorporation ihres Klosters in das Deutsche Haus auf dem Schiffenberg.

135. ***1450, Feb. 3***

Magistra Gertrud von Rodenhausen, Greta von Beldersheim, Jutta und Lyße von Trohe, die letzten noch lebenden Chorfrauen in Cella erklären, dass es ihnen unmöglich sei von den Einnahmen ihres Klosters leben zu können und bitten den Erzbischof von Trier, ihr Kloster dem Deutschordenshaus auf dem Schiffenberg unter Propst Johann Seddeler einzuverleiben.

Scriba, Regesten II, Nr. 2304.

Feder, Entd. Ungr., Nr. 202.

In Abschrift Feder, Entd. Ungr. 178.

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/121

136. ***Koblenz 1450, Feb. 18***

Erzbischof Jacob von Trier beauftragt seinen Offizial, Generalvikar Helwig von Boppard, die von ihm genehmigte Vereinigung des Chorfrauenstifts Cella mit der Komturei des Deutschen Ordens auf dem Schiffenberg zu vollziehen.

Scriba, Regesten II, Nr. 2306.

In Feder, Entd. Ungr., Nr. 201 enthalten.

137. ***1450, Feb. 19***

Generalvikar Helwig von Boppard bestätigt die Durchführung der Vereinigung der beiden Klöster zu Schiffenberg und weist unter Androhung des Banns die Forderungen des Priors Gerhard zu Dorlar zurück und erklärt, dass alle Einnahmen und Güter Cellas und die Chorfrauen selbst ausschließlich dem Probst Johann zu Schiffenberg unterstehen.

Feder, Entd. Ungr., Nr. 201.

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/122.

137a. ***1450, Feb. 19***

Copia vidimita (beglaubigte Abschrift) der Urkunde von Helwig von Boppard desselben Tages für den Trierer Erzbischof

HStAD Bestand A3 Nr. 331/123.

138. ***1450, April 15***

Abschrift der Urkunden vom 1. und 4. Februar 1450 betreffend der Inkorporation Cellas in Schiffenberg mit anschließender Beglaubigung Henne Dörings, Amtmann zu Gießen, und der Bürgermeister und Scheffen zu Gießen.

Feder, Entd. Ungr., Nr. 178.

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/124.

139. ***1451, Jan. 4***

Nikolaus Monkorn, Scholastikus zu Amöneburg und subdelegierter Konservator des Deutschen Ordens, befiehlt Gerhard, Prior in Dorla, die Rückgabe des von ihm besetzten Klosters Cella.

HStAM Bestand Urk. 37 Nr. 2268.

140. ***1451, Feb. 16***

Nikolaus Monkorn spricht den Bann gegen die Besatzer des Klosters Cella und befiehlt, dies in den Kirchen der Umgegend zu verkünden.

HStAD Bestand A3, 331/125.

141. ***1452, Mai 18***

HStaD Bestand A3 Nr. 262/2.

Komtur Johann Seddeler und Meisterin Gertrud von Rodenhausen verkaufen Wiesen aus dem Besitz Cellas für 30 Gulden an den Priester Erwin von Trohe.

142. ***1456, Aug. 23***

HStAM Bestand Urk. 37 Nr. 2321.

Priester Johann Beer bestätigt, dass ihn Propst Johann Seddeler und der Deutschordenskonvent zu Schiffenberg mit der Kirche zu Niedergirmes und der dazu gehörigen (Cyriacus-) Kapelle zu Wetzlar belehnt haben.

143. ***1459, Dez. 19***

HStAM Bestand Urk. 37 Nr. 2353.

Wiepprecht Lebe von Steinfurt, Statthalter, und die Deutschordensherren zu Marburg überführen die Urkunden und Verträge zwischen ihnen und dem Chorfrauenstift Cella zu Schiffenberg, welche bisher Henne Döring, Amtmann zu Gießen, in Verwahrung hatte, in ihr Ordensarchiv zu Marburg.

144. ***1470, Juni 26***

Feder, Entd. Ungr., Nr. 179.

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/130.

Philipp und Johann, Grafen zu Nassau und Saarbrücken, erklären als einzige und rechtmäßigen Herren der Klöster zu Schiffenberg, dass das fast verfallene Kloster Cella mit all seinen Gütern an die Deutschordenskommende Schiffenberg gehen soll und dessen Einnahmen zur Renovierung der ebenfalls baufälligen Gebäude des „oberen" Klosters genutzt werden soll, ferner die Kapelle zu Cella erhalten werden und dort für das Haus Nassau ein Jahrgedächtnis gefeiert werden soll.

144a. ***1470, Juni 26***

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/131.

Gegenurkunde des Deutschen Ordens, Bestätigung der Urkunde der Grafen von Nassau und Saarbrücken des gleichen Tages. (U144)

145. ***1471, Jan. 15***

Scriba, Regesten II, Nr. 2456.

Feder, Entd. Ungr., Nr. 180.

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/133 I und II.

Johannes Beer, Prior zu Dorlar, bestätigt, dass Graf Philipp von Nassau ihn mit dem Komtur zu Schiffenberg, wegen einer offenen Schuld des mittlerweile in die Komturei Schiffenberg inkorporierten Klosters Cella, dahin verglichen habe, dass bis zur erfolgten Zahlung von 150 schwer. rhein. Gulden an das Kloster Dorlar, dasselbe den Schiffenberger Klosterhof zu Heuchelheim als Pfand behalten und jährlich sieben Malter Korngeldes als Gült erhalten solle.

146. ***Frankfurt 1485, Feb. 5***

Philipp Graf zu Nassau bestätigt der Deutschordensballei Marburg die Besitzungen des Klosters Schiffenberg, wie sie von seinen Vorfahren gestiftet wurden und befreit das Kloster wegen seiner Baufälligkeit von allen Abgaben und Diensten, wofür viermal jährlich im Deutschen Haus zu Marburg und einmal jährlich in Schiffenberg Seelenmessen für das Haus Nassau gehalten werden sollen. Außerdem gebietet er, dass die Herren auf dem Schiffenberg keinen anderen Herren als ihnen folgen und Berg und Kloster nicht gegen sie befestigen dürfen.

Feder, Entd. Ungr., Nr. 181.

Scriba, Regesten II, 200, Nr. 2562. (falsch auf Juli 9 datiert)

HStAD Bestand A 3 Nr. 331/136

Literaturverzeichnis

Avneri/Elbogen, Judaica II
Avneri, Z./Elbogen, I. (Hrsg.), Germania Judaica II,2. Von 1238 bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Maastricht – Zwolle (Tübingen 1968).

Bennewitz, N., Weibliche Lebensformen im Mittelalter. Beginen und Seelfrauen in der Reichsstadt Nürnberg. Eine Dokumentation über die religiöse Frauenbewegung des Mittelalters unter besonderer Berücksichtigung der Nürnberger Verhältnisse (Nürnberg 1997).

Bethke, M., Die Deutschordensherren auf Schiffenberg. Heimat im Bild 10/1975 (1975).

Demandt, Datierung
Demandt, K. E., Zur Frage der Datierung nach dem Mainzer und Trierer Stil. Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 1 (1951), 72–86.

Dendorfer, J., Verwandte, Freunde und Getreue. Adelige Gruppen in der klösterlichen Memoria des 12. Jahrhunderts. In: N. Kruppa (Hrsg.), Adlige – Stifter – Mönche. Zum Verhältnis zwischen Klöstern und mittelalterlichem Adel (Göttingen 2007), 63–105.

Dieffenbach, Ansichten
Dieffenbach, P., Ansichten von Gießen und seiner Nachbarschaft (Gießen 1853).

Don, Nonnen
Don, H., Nonnen mehrten den Besitzstand ihres Klosters. Heimat im Bild 48/1997 (1997).

Ebel, K., Der Schiffenberg. Heimat im Bild 32/1925 (1925).

Ebel, Reichskrieg
Ebel, K., Der Reichskrieg gegen Philipp d. Ä. von Falkenstein 1364–1366. Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins NF 22/1915, 129-142.

Enzensberger, H., Zum Mittellateinischen Wortschatz (1997). <http://www.hist-hh.uni-bamberg.de/hilfswiss/MittellatGloss.html> [Stand: 10. Januar 2015].

Euler, K. F., Clementia. Gräfin von Gleiberg und Stifterin des Schiffenbergs (Gießen 1978).

Euler, Haus
Euler, K. F., Das Haus auf dem Berge. Die Geschichte des Augustiner-Chorherrenstiftes Schiffenberg 1129–1323 (Gießen 1984).

Failing, Silvesterkrieg
Failing, A., Der Silvesterkrieg anno 1450. Hessische Heimat. Aus Natur und Geschichte 5/1973 (1973).

Franz, G., Alte Ansichten vom Schiffenberg. Heimat im Bild 23/1973 (1973)

Grathoff, Dalheim
Grathoff, S., Kloster Dalheim in Mainz (2014). <http://www.regionalgeschichte.net/rheinhessen/mainz/kulturdenkmaeler/kloster-dalheim.html> [Stand: 26. Januar 2015].

Gregor, H., Ein kleiner Friedhof mit großer Geschichte. Heimat im Bild 1/1976 (1976).

Gregor, H., Als die Gottesdienste auf dem Schiffenberg unzumutbar wurden. Heimat im Bild 9/1979 (1979).

Grotefend, Zeitrechnung
Grotefend, H., Taschenbuch der Zeitrechnung14 (Hannover 2007).

Haarländer, Schlangen
Haarländer, S., Schlangen unter den Fischen. Männliche und weibliche Religiosen in Doppelklöstern des hohen Mittelalters (2003). <http://www.regionalgeschichte.net/bibliothek/texte/aufsaetze/haarlaender-schlangen.html> [Stand: 26. Januar 2015].

Heil, B., Aus der Geschichte des Schiffenberger Dominialwaldes. Heimat im Bild 50/1929 (1929).

Hübener, P., Die Entstehung Gießens in geschichtlicher Beleuchtung. Heimat im Bild 25/1935 (1935).

Jung, Stadtgeschichte
Jung, I., Wetzlar. Eine kleine Stadtgeschichte (Erfurt 2010).

Kalbfuß, H., Kloster Schiffenberg bis zu seiner Einverleibung in den Deutschen Orden 1323. (Gießen: Diss. 1909).

Kalbfuß, Stift
Kalbfuß, H., Das Augustinerchorherrenstift Schiffenberg. Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 17/1909, 1–72.

Kalbfuß, Kommende
Kalbfuß, H., Die Deutschordenskommende Schiffenberg. Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 18/1910, 8–84.

Klezl, Übertragung
Klezl, H., Die Übertragung von Augustiner-Chorherrenstiften an den Deutschen Orden zwischen 1220 und 1323: Ursachen, Verlauf, Entwicklungen. Deutsche Hochschuledition 66 (Neuried 1998).

Knauß, Gießen
Knauß, E., Zur Geschichte Gießens und seines Umlandes. Aufsätze und Reden von Erwin Knauß (Gießen 1987).

Metzger, Cella I
Metzger, R., Cella – Ein fast vergessenes Nonnenkloster im Schiffenberger Wald (I). Heimat im Bild 22/1967 (1967).

Metzger, Cella II
Metzger, R., Cella – Ein fast vergessenes Nonnenkloster im Schiffenberger Wald (II). Heimat im Bild 23/1967 (1967).

Metzger, R., Cella – Ein fas vergessenes Nonnenkloster im Schiffenberger Wald. In: R. Metzger, In Bildern lebt „Alt-Gießen" fort. Geschichte und Geschichten aus Gießen (Gießen 1996), 28–38.

Müller, K. H., Geographische Grundlagen Hessens (1984). <http://www.lagishessen.de/downloads/ga/1-4.pdf> [Stand: 07. April 2014].

Parisse, M., Doppelkloster. LexMA 3 (1986), Sp. 1257–1259.

Parisse, M., Kloster. LexMA 5 (1991), Sp. 1218-1221.

Rady, Klöster
Rady, J. B., Geschichte der Klöster Schiffenberg und Cella. Jahresbericht des Oberhessischen Vereins für Localgeschichte 5, 1886/87 (1887), 37–82.

Römer, Einkünfte
Römer, J., Die Einkünfteverzeichnisse des Klosters Zelle bei Schiffenberg aus dem 14. Jahrhundert. Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 47, 1997, 35–84.

Sattler, P. W., Neues vom Schiffenberg. Heimat im Bild 31/1973 (1973).

Schneider, B., Von der hessischen Domäne zum Freizeitzentrum. Eine Chronik des Schiffenberges von 1809 bis 1979. In: M. Blechschmidt/K. F. Euler/H. Szczech, Der Schiffenberg. Die Geschichte eines Berges, seine Siedlung und seine Kirche (Gießen 1979), 88–97.

Schuster-Fox, Dießen
Schuster-Fox, A., Dießen - Augustinerchorherren und Missionsschwestern am Ammersee. < http://www.hdbg.eu/kloster/web/index.php/detail?id=KS0075> [Stand: 26. Januar 2015].

Schwind, F., Sternerbund. LexMA 8 (1997), Sp. 137.

Art. Seelfrau. DWB 16 (1905), Sp. 44 bis 46. <http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=seelfrau> [Stand: 07. April 2014].

Spieß, Lahntal
Spieß, A., Das Lahntal von seinem Ursprung bis zur Ausmündung nebst seiner nächsten Umgebung (Bad Ems 1866).

Uhlhorn, Solms
Uhlhorn, F., Geschichte der Grafen von Solms im Mittelalter (Marburg 1931).

Walbe, Kunstdenkmäler
Walbe, H./Ebel, K./Helmke, P., Die Kunstdenkmäler des Kreises Gießen. Band 3. Südlicher Teil, ohne Arnsburg (Darmstadt 1933).

Wallbrach, C., Schiffenberg. Zur 800-Jahrfeier des Klosters und Deutsch-Ordenshauses. Sonderdr. aus Heimat im Bild, 1930.

Wagner, Wüstungen
Wagner, G. W. J., Die Wüstungen im Großherzothum Hessen. Provinz Oberhessen (Darmstadt 1854).

Wagner, Stifte
Wagner, G. W. J., Die vormaligen geistlichen Stifte im Großherzogthum Hessen. Erster Band: Provinzen Starkenburg und Oberhessen (Darmstadt 1873).

Wenck, Landesgeschichte
Wenck, H. B., Hessische Landesgeschichte. Dritter Band (Frankfurt/Leipzig 1803).

Wolf, Münzenberg
Wolf, D., Zur Geschichte der Stadt Münzenberg. In: P. Müller/U. Müller (Hrsg.), Münzenberg. Heimat im Schatten der Burg (Butzbach 1995), 81–158.

Quellenverzeichnis

Baur, Arnsburg
Baur, L., Urkundenbucht des Klosters Arnsburg in der Wetterau (Darmstadt 1851).

Baur, Hessisch I
Baur, L., Hessische Urkunden. Aus dem großherzoglich hessischen Haus- und Staatsarchive. Erster Band. Die Provinzen Starkenburg und Oberhessen von 1016 – 1399 enthaltend (Darmstadt 1860).

Baur, Hessisch IV
Baur, L., Hessische Urkunden. Aus dem großherzoglich hessischen Haus- und Staatsarchive. Vierter Band und Register. Die Urkunden von 1400 bis 1500 enthaltend (Darmstadt 1866).

Feder, Entdeckter Ungrund
Feder, J. H., Entdeckter Ungrund derjenigen Einwendungen, welche in zweyen, von Seiten der Hochfürstlichen Häusser Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt neuerlich ans Licht getrettenen Impressis, gegen des Hohen Teutschen Ritter-Ordens Löbl. Balley Hessen, und insbesondere, der Land-Commende bey Marburg und Commende Schiffenberg wohlhergebrachten Immedietaet, Exemption und Gerechtsamen, fürgebracht worden Samt weiterer Befestigung, alles dessen Was man vorhin von wegen ernanten Hohen Ordens, in einer besonderen Ausführung, unter dem Titul, Eines Historisch-Diplomatischen Unterrichts [et]c. gründlich deduciret hat, denen Heßischen Schriftstellern entgegen gesetzt, und auf Höchsten gnädigsten Special-Befehl zum Druck befördert Franckfurt am Mayn 1753 (Frankfurt a. M. 1753).

Foltz, Friedberg
Foltz, M., Urkundenbuch der Stadt Friedberg. Erster Band: 1216 – 1410 (Marburg 1904).

Grotefend, Landgrafen
Grotefend, O./Rosenfeld, F., Regesten der Landgrafen von Hessen. Erster Band: 1247 – 1328 (Marburg 1929).

Gudenus, Codex II
Gudenus, V. F. von, Codex Diplomaticvs. Sive Anecdotorvm, Res Mogvntinas, Francicas, Trevirenses, Colonienses, Finitimarvmqve Regionvm Nec Non Ius

Germanicum et S. R. I. Historiam Vel Maxime Illustrantium. Band 2 (Frankfurt und Leipzig 1747).

Gudenus, Codex V
Gudenus, V. F. von, Codex Diplomaticvs Anecdotorvm Res Moguntinas, Francicas, Trevirenses, Hassicas, Finitimarumque Regionum, Nec Non Ius Germanicum, Et S. R. I. Historiam Vel Maxime Illustrantium. Band 5 (Frankfurt und Leipzig 1768).

Koch, Beurkundete Nachricht
Koch, C. L., Beurkundete Nachricht von dem Teutsch-Ordens-Haus Commende Schiffenberg wie auch denen übrigen in dem Fürstenthum Hessen gelegenen Ordens-Gütern. Erster Band. Worinnen derselben landsäßige Zustand nach der ohnveränderten Grund-Verfassung des Fürstenthums Hessen dargethan und die Erforderung eines Commenthurs der Commende Schiffenberg wie auch derer Seinigen zu Leistung der Erb- und Landes-Huldigung gerechtfertiget; so dann das bey dieser Sache allenfals Plazgreifende Forum angezeiget wird (Gießen 1752).

Scriba, Regesten II
Scriba, H. E., Regesten der bis jetzt gedruckten Urkunden zur Landes- und Ortsgeschichte des Grossherzogthums Hessen. Zweite Abtheilung. Die Regesten der Provinz Oberhessen enthaltend (Darmstadt 1849).

Sponheimer, Wetzlar
Sponheimer, M., Urkundenbuch der Stadt Wetzlar. Zweiter Band: 1214 – 1350 (Marburg 1943).

Struck, Wetzlar
Struck, W. H., Das Marienstift zu Wetzlar im Spätmittelalter. Urkundenbuch der Stadt Wetzlar. Dritter Band: Regesten 1351 – 1500 (Marburg 1969).

Wiese, Wetzlar
Wiese, E., Urkundenbuch der Stadt Wetzlar. Erster Band: 1141 – 1350 (Marburg 1911).

Wyß, Urkunden I
Wyß, A., Hessisches Urkundenbuch. Erste Abtheilung. Urkundenbuch der Deutsch-ordens-Ballei Hessen. Erster Band 1207 – 1299 (Leipzig 1879).

Wyß, Urkunden II
Wyß, A., Hessisches Urkundenbuch. Erste Abtheilung. Urkundenbuch der Deutsch-ordens-Ballei Hessen. Zweiter Band 1300 – 1359 (Leipzig 1884).

Wyß, Urkunden III
Wyß, A., Hessisches Urkundenbuch. Erste Abtheilung. Urkundenbuch der Deutsch-ordens-Ballei Hessen. Dritter Band 1360 – 1399 (Leipzig 1899).

Neue Erkenntnisse über die Burgruine Biebertal-Vetzberg

Aus der bauhistorischen Untersuchung des Bergfrieds[1]

MATTHIAS KORNITZKY

Vorwort

Am 25.03.2015 wurde das Freie Institut für Bauforschung und Dokumentation (IBD) e.V., Marburg, von dem Gemeindevorstand der Gemeinde Biebertal, vertreten durch Bürgermeister Thomas Bender, mit der Bestandsaufnahme und bauhistorischen Untersuchung des Bergfrieds der Burgruine Vetzberg beauftragt.

Ziel der Untersuchung war eine detaillierte Bestandsaufnahme des Turmmauerwerkes und eine beschreibende sowie fotografische Dokumentation der bauhistorischen Befunde. Die Bestandsaufnahme musste wegen der Unzugänglichkeit des Turmes ohne Einrüstung als digitale Fassadenabwicklung erfolgen. Die bauhistorische Untersuchung beschränkte sich auf die Dokumentation der bauhistorisch relevanten Einzelbefunde, soweit diese an frei begehbaren Stellen des Turmes zugänglich waren. Unzugängliche Bereiche der Außenfassade konnten, soweit überhaupt möglich, nur oberflächig ermittelt werden. Im Rahmen der Arbeit entstanden sechs Pläne mit Ansichten und Grundrissen, in die die 27 bauhistorisch relevanten Einzelbefunde teilweise eingetragen wurden. Zudem entstanden drei farbig angelegte Baualterspläne.

Lage und Geschichte der Burg im Überblick

Etwa 1,2 km nordwestlich vom Gleiberg liegt auf einem steilen Basaltkegel oberhalb des Biebertals die Ruine der Burg Vetzberg. Weithin sichtbar sind der runde Bergfried von 9,60 m – maximal 9,75 m Durchmesser und rund 22,00 m Höhe sowie ein etwa 10,00 m hoher Mauerrest des mutmaßlichen ehemaligen Palas der Oberburg. Von der ehemaligen Unterburg im Südosten und Nordosten sind heute nur noch spärliche Mauerreste erhalten. Die Anlage ist insgesamt kleiner und in baulicher Hinsicht bescheidener ausgeführt als die benachbarte Burg auf dem Gleiberg und besaß auch nur eine untergeordnete Funktion als eine Art Vorburg für den befestigten Wohnsitz der Grafen von Gleiberg (zur Sperre der Straße Biebertal -Gladenbach).

1 Der vorliegende Beitrag stellt die gekürzte Version des Untersuchungsberichts dar. Der vollständige Bericht liegt der Gemeinde Biebertal, dem Landesamt für Denkmalpflege, Hessen sowie der Unteren Denkmalbehörde des Landkreises Gießen vor.

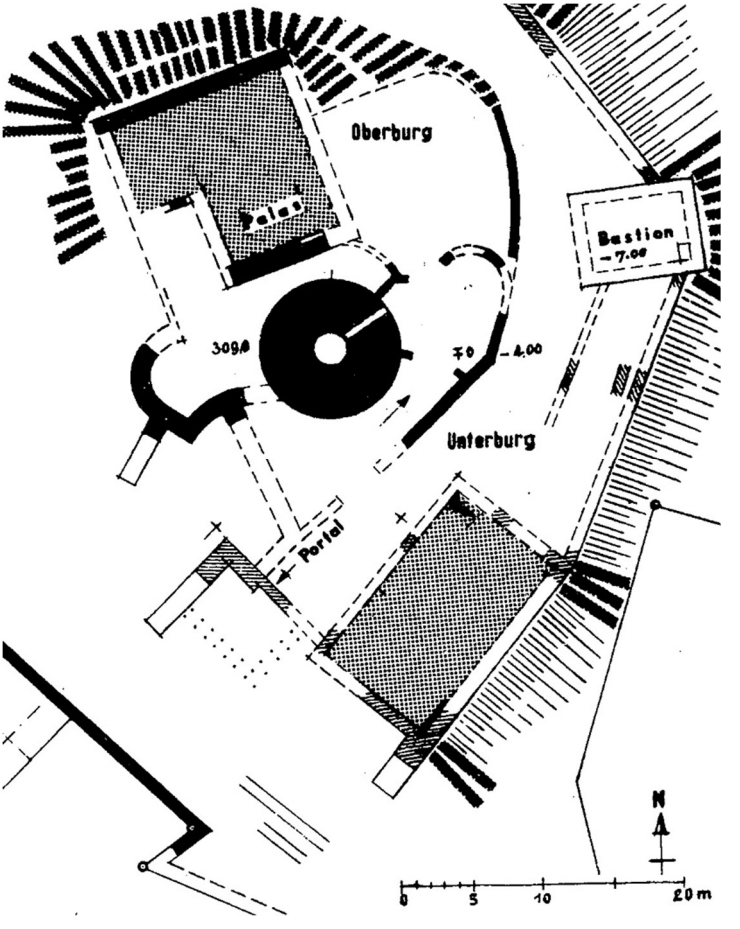


Abb. 1: Biebertal-Vetzberg, Burgruine, Grundriss der Oberburg nach Karl Reeh, Aufmaß 1970, mit Lage der damals bekannten Mauerreste, Maßstab: ca. 1:500; aus: LEIB 1971, S. 64.

Die Burg Vetzberg wird erstmals 1226 in den Urkunden genannt, wo sie als „Vogdisberch" bezeichnet ist, in späteren Quellen erscheint sie als „Voydesberg, Voitsberg, Voidesberg etc.", was mit dem Begriff „Vogtsburg" übersetzt werden kann, also der Sitz eines Vogtes der Gleiberger Burgherren.[2]

Während die Burg Gleiberg bereits 1103 anlässlich der Einnahme durch den deutschen König Heinrich V. Erwähnung findet, ist die Gründung der vorgelager-

2 Die grundlegende Literatur hierzu Jürgen Leib: Burg und Siedlung Vetzberg im Wandel der Jahrhunderte. Gießen 1971 (im Folgenden kurz: LEIB 1971), S. 10 ff.; an diesen knüpft als jüngster Beitrag zur Geschichte der Burg Vetzberg an Hans Kaminsky: Burg Vetzberg und ihre Ritter im 13. Jahrhundert. In: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 52 (2002), S. 1-17 (im Folgenden kurz: KAMINSKY 2002).

ten Burg Vetzberg nach dem jüngsten Forschungsstand nicht vor 1200 zu datieren.[3] Vielmehr wird von der Bauforschung in Hinblick auf die zylindrische Form des Bergfrieds, die im 12. Jahrhundert noch sehr selten ist, aktuell eine Datierung nicht vor 2. Viertel 13. Jahrhundert, vielleicht auch erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts, vorgeschlagen, also ein Erbauungszeitraum in Übereinstimmung mit der historischen Ersterwähnung 1226.[4]

Nachweislich nennt sich „Macharius" als einer der Zeugen in der Urkunde von 1226 (wohl aus dem Hause der Ritter von Linden) nach seiner Burg „von Vogdisberch", so dass eine Bebauung im Bereich der heutigen Oberburg der Burg Vetzberg offenbar bereits existierte. Der Burgherr erscheint später im Gefolge der Edlen von Merenberg, die die Grafen von Gleiberg beerbten, 1234 ist dieser selbst als Inhaber der Burg Gleiberg genannt.[5] Danach bildete sich dann allmählich eine Erbengemeinschaft auf der Burg Vetzberg heraus, die aber, wie KAMINSKY 2002 betont, noch nicht mit der Ganerbengemeinschaft aus bis zu 19 Mitgliedern, die 1392 in einer Mitgliederliste und 1454 im Zusammenhang mit einem Burgfrieden namentlich genannt wird, gleichzusetzen ist.[6] Noch 1244 hatte die Burg Vetzberg nur einen dort residierenden Burgherrn, Giselbert I. von Dernbach, und dessen Frau Alberadis.[7]

Erst im 14. Jahrhundert bildete sich die Ganerbengemeinschaft auf der Burg Vetzberg heraus, die nach LEIB 1971 zum Ende des 14. Jahrhunderts hin sogar eine gewisse Eigenständigkeit gegenüber ihrem Lehnsherrn erreichte. Allerdings steht in dem Vertrag zwischen dem nassauischen Lehnsherrn in Gleiberg, Graf Philipp von Nassau-Saarbrücken, und den Ganerben der Burg Vetzberg 1392 neben dem Freiheitsbrief, der den Erben des „Hauses und Schlosses Vetzberg" ihre Rechte bestätigt, auch selbstverständlich die Forderung nach Huldigung gegenüber dem Lehnsherrn durch jedes einzelne Mitglied der Ganerbengemeinschaft.[8]

In dem Burgfrieden von 1454 werden schließlich Absprachen zwischen den Besitzern der Burg zu deren persönlichem Schutz und zur Erhaltung der Wehrhaftigkeit der Burganlage getroffen und schriftlich fixiert. Der Vertrag beinhaltet außerdem eine Grenzbeschreibung der zur Burg bzw. zum Besitz der Ganerbenschaft gehörenden Ländereien, die lt. LEIB 1971 vom Umfang etwa der heutigen Vetzberger Gemarkung entsprachen.[9] Inwieweit diese besitzrechtlichen Verhältnisse in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den baulichen Vorgängen auf

3 Ebd.
4 KAMINSKY 2002 zitiert für die Datierung der Burg Vetzberg die Arbeit von Gerd Strickhausen: Burgen der Ludowinger in Thüringen, Hessen und dem Rheinland. Studien zu Architektur und Landesherrschaft im Hochmittelalter. Darmstadt und Marburg 1998, S. 250 (im Folgenden kurz: STRICKHAUSEN 1998).
5 KAMINSKY 2002, S. 2.
6 KAMINSKY 2002, S. 4.
7 Ebd.
8 LEIB 1971, S. 19-23.
9 LEIB 1971, S. 15 f.

der Burg gesehen werden können, ist allerdings unklar, da nachweislich im ausgehenden Mittelalter, vielleicht auch schon im 13./14. Jahrhundert, verschiedene Vertreter der Ganerbenschaft einen festen Sitz in der ebenfalls von einer Mauer umgebenen Burgsiedlung besaßen, also nicht ständig auf der Burg residierten und daher auch keine umfangreichen Baulichkeiten für ihre Unterbringung auf der Burg benötigten. LEIB 1971 charakterisiert diese Häuser sowohl als Wirtschaftshöfe der adeligen Burgbesitzer zu ihrer Versorgung und zur Bewirtschaftung der ihnen abgabepflichtigen Ländereien als auch als Herrenhäuser im engeren Sinne mit der entsprechenden Wohnnutzung, Räumen für Verwaltungstätigkeiten und zur Repräsentation.[10] Insofern bezieht sich der Text des Burgfriedens von 1454 auch nicht nur auf den eng begrenzten Bereich der Burg selbst, sondern insgesamt auf „Schloß, Dorf und Burgfriedensbezirk (Gemarkung)".[11] Nach Auseinandersetzungen der Ganerben der Burg Vetzberg mit den Grafen von Nassau als Lehnsherren und Burgherren auf der Burg Gleiberg, die im Landfrieden von 1495 beigelegt wurden, war Nassau im 16. Jahrhundert und noch im 17. Jahrhundert zunehmend bestrebt, die Ganerbenschaft seiner Amtsverwaltung, vertreten durch den nassauischen Amtmann auf der Burg Gleiberg, zu unterwerfen, während die Ganerben auf Burg Vetzberg sich ihrerseits auf ihre mittlerweile 300- bis 400-jährige Unabhängigkeit als „kaiserliche freie Ganerbenschaft" beriefen, der im Jahre 1637 sogar durch den Kaiser selbst reichsrechtliche Geltung verschafft worden sei.[12] Dennoch gelang es den Lehnsherren in Nassau letztlich doch, die verlorengegangene Oberhoheit über die Ganerbenschaft vollständig zurückzuerlangen und die Vetzberger zu bloßen Landsassen herabzudrücken.[13] Insofern ist es bezeichnend, dass im Jahre 1717 erstmals der „Baumeister", d.h. der jeweils für ein Jahr gewählte Vorsteher der Ganerbenschaft, der auch die Bauaufgaben auf der Burg durchzuführen hatte, von Nassau selbst gestellt wurde und künftig auch Aufgaben im Rahmen der Nassauischen Lehens- und Territorialhoheit übernahm. 1765 löste sich die Ganerbenschaft, die auf vier noch verbliebene Mitglieder reduziert war, durch Verkauf aller ganerbenschaftlichen „Rechte, Renten, Gefälle, Zinsen, Jagdgerechtigkeiten und Grundstücke" an die Fürsten von Nassau auf. Vetzberg kam nunmehr vollständig unter die Verwaltung des nassauischen Amtes und 1816 mit diesem an Preußen.[14]

Es wird angenommen, dass schon seit dem Landfrieden von 1495 die Burg Vetzberg für die Ganerben und auch für den Lehnsherrn an Bedeutung verlor und allmählich verlassen wurde. Zwei der unten dargestellten Abbildungen aus den 1630er Jahren zeigen noch etliche Gebäude unter Dach, der Bergfried ist auf dem Stich des Daniel Meisner von 1631 jedoch offensichtlich bereits ruinös (s. weiter unten).

10 Ebd., S. 17.
11 Der Text des Burgfriedens von 1454 ist vollständig wiedergegeben bei LEIB 1971, S. 26-33.
12 LEIB 1971, S. 34 ff.
13 LEIB 1971, S. 40.
14 Ebd. S. 41 f.



Abb. 2: Ansicht von Vetzberg, 1631, Kupferstich, oben rechts bez.: „Fetzbergk", Mitte unten sign.: „W", oben links eine unvollendete Wappenkartusche; aus: Daniel Meisner/ Eberhard Kieser: „Thesaurus Philopoliticus oder politisches Schatzkästlein", Bd. 2. Faksimile-Neudruck der Ausgabe Frankfurth/M. 1625-1626 und 1627-1631. Nördlingen 1992. Buch 8, Nr. 16; abgedruckt in: Historische Ortsansichten <http://www.lagis-hessen.de (Stand: 16.03.2007)

Der Stich (Abb. 2) zeigt die Burg Vetzberg mit dem Bergfried in der Mitte, einem Rechteckbau mit Walmdach und Rauchabzug an einer der Längsseiten links, einem ebenfalls noch unter Dach befindlichen Gebäude mit einseitig abgewalmtem Dach rechts und mehreren kleineren Gebäuden im Zentrum der Oberburg, davon ein Bau mit einem Glockentürmchen. Ein Bäumchen, das aus der Wehrplattform herauswächst, symbolisiert den ruinösen Zustand des Turmes. Davor sind links eine relativ intakte, hoch aufragende Bastion, daran anschließend ein zur Burgmitte hin verlaufender Ringmauerabschnitt, rechts von der Mitte die Grundmauern eines breitgelagerten, rechtwinklig vor die Ringmauer vortretenden Rechteckbaus in ruinösem Zustand und rechts von diesem in Einzellage der Stumpf eines ehemaligen, ebenfalls bereits ruinösen Turmes dargestellt. Zwei weitere, noch weitgehend intakte Türme, allerdings ohne Dächer oder Zinnenkränze, sind auf der linken Seite am Fuß des Burgbergs wiedergegeben. Sie liegen vor der durch einige Hausdächer gekennzeichneten Burgsiedlung und sind offenbar Teil einer ehemaligen festen Ummauerung des Ortes. Durch die Position der Siedlung zur Burg ist die Blickrichtung des Zeichners, der die Vorlage für den Stich lieferte, relativ genau

zu bestimmen. So handelt es sich nicht, wie an anderer Stelle fälschlich angenommen, um die Ansicht der Burg von Südwesten, sondern um den Blick auf die Burg und den östlichen Teil der Burgsiedlung von Nordosten.[15]

Zu sehen ist also links des Bergfrieds der im Grundriss ca. 16,00 x 11,00 m messende Rechteckbau der südlichen Unterburg, von dem im Bestand noch die Südecke mit einem davor gelagerten, breiten Strebepfeiler vorhanden ist. Nach dessen Höhe lässt sich, wie Jürgen Leib treffend feststellt, ein „Hauptgebäude" von ursprünglich zwei Geschossen bestimmen.[16] Der Rauchabzug in der Mitte der hofseitigen Traufseite kennzeichnet den Bau als beheizbares Wohngebäude.

In der Darstellung rechts des Bergfrieds befindet sich demnach der sog. „Palas" der Oberburg, der bis heute in Form eines 10 m hohen Mauerrestes im Nordwesten des Bergfrieds erhalten ist. Der Stich zeigt hier einen hoch aufragenden Kaminabzug an der zum Bergfried ausgerichteten Giebelfassade, dessen Rauchschacht im Bestand heute noch zu sehen ist.

Die Darstellung des Bergfrieds entspricht weitgehend dem heutigen Bestand. Der Turm besitzt schon nicht mehr seinen ursprünglichen Turmaufsatz bzw. Dachhelm. Das auf halber Höhe einspringende, obere Turmgeschoss schließt mit zwei schartenartigen Öffnungen am oberen Rand ab, die den heutigen Schlitzfenstern im Nordosten im Südosten des Turmmauerwerks entsprechen.



Abb. 3: Gleiberg und Vetzberg von Südosten, um 1631, Valentin Wagner, Federzeichnung auf Papier, braun, über den Burgen die Bezeichnungen: „Kleiberg" (links) und „Vetzberg" (rechts), dabei wurden die Namen vertauscht (Hinweis von Oliver Wegener, Wettenberg); aus: Holger Th. Gräf/Helga Meise (Hrsg.). Valentin Wagner. Ein Zeichner im Dreißigjährigen Krieg. Darmstadt 2003. S. 225, Nr. 8; abgedruckt in: Historische Ortsansichten <http://www.lagis-hessen.de (Stand: 27.02.2012)

15 Vgl. Beschreibung in: Biebertal-Vetzberg, Burgruine, Untersuchungsbericht IBD vom Dezember 2012, S. 4.

16 LEIB 1971, S. 69 f.

Im unteren Turmgeschoss ist links der Mitte eine Öffnung zu sehen, die nach der hier vorgenommenen Interpretation der Blickrichtung auf die Burg als der erhöhte Turmzugang zu interpretieren ist. Ein Nachweis für den angeblichen zweiten Turmzugang im Nordwesten des Bergfrieds kann auf der Grundlage des Stichs von 1631 nicht geliefert werden.

Abbildung 3 zielt primär auf die Wiedergabe von Burg und Stadt Gleiberg, die Burg Vetzberg (links im Bild) ist nur schemenhaft dargestellt. Relativ deutlich ist der erhöhte Turmzugang im Südosten erkennbar, nicht dargestellt ist der Absatz auf halber Höhe des Turmes, dafür aber eine zweite Maueröffnung im Süden, wenig unterhalb der Turmbekrönung, die im Bestand nicht wiederzufinden ist. Wie bei Daniel Meisner besitzt der Turm keinen Turmaufsatz oder Turmhelm mehr.

Wenig unterhalb der Turmbekrönung ist ein Gesims wiedergegeben. Dieses scheint allerdings mehr den Stereotyp eines mittelalterlichen Wehrturms als den Bestand der 1630er Jahre selbst wiederzugeben. Ein zweiter Turm rechts des Bergfrieds weist in gleicher Weise einen abschließenden Turmkranz am oberen Ende auf.



Abb. 4: Blick über Burg Vetzberg nach Burg Gleiberg, um 1815, Friedrich Christian Reinermann, Aquatinta, koloriert, bez. auf dem Rahmen: „Fetzberg und Gleiberg"; Wetzlar Kulturamt/Städtische Sammlungen. Dauerleihgabe der SparkassenKulturstiftung Hessen-Thüringen. (Ansicht aus der 18-teiligen ReinermannSerie: „18 Ansichten von der Lahn"). abgedruckt in: Historische Ortsansichten <http://www.lagis-hessen.de (Stand: 31.07.2007)

Abbildung 4 zeigt eine Ansicht der Burg Vetzberg von Nordwesten (links im Bild). Der Wirklichkeit entsprechend ist die Burg, mit Ausnahme der noch heute aufrechtstehenden, unteren Geschosse des Bergfrieds, ruinös wiedergegeben. Auch ist der Süd-Ost-Giebel des sog. „Palas" mit seiner noch heute vorhandenen Kaminöffnung dargestellt. Romantisch verklärt ist hingegen der obere Abschluss des Bergfrieds, der hier mit einem Zinnenkranz gezeigt wird, welcher, wie die älteren Abbildungen beweisen, sicher seit Beginn des 17. Jahrhundert nicht mehr

existierte bzw. überhaupt nicht an dem Bergfried der Burg Vetzberg vorhanden war. Dem heutigen Bestand entsprechend treppt sich der Turm auf halber Höhe ab, unklar hingegen ist die Interpretation einer Maueröffnung, die unterhalb des Mauerabsatzes im Nordwesten des Turmmauerwerks gezeigt wird. Sie entspricht dem heutigen nördlichen bzw. nordwestlichen Turmeingang und liefert somit schon für den betreffenden Zeitraum Anfang des 19. Jahrhunderts einen Beleg für die Existenz einer Maueröffnung oder zumindest eines Mauerausbruchs an der Stelle der später eingebauten Werksteinpforte, die den heutigen erhöhten Zugang des Turmes bildet.

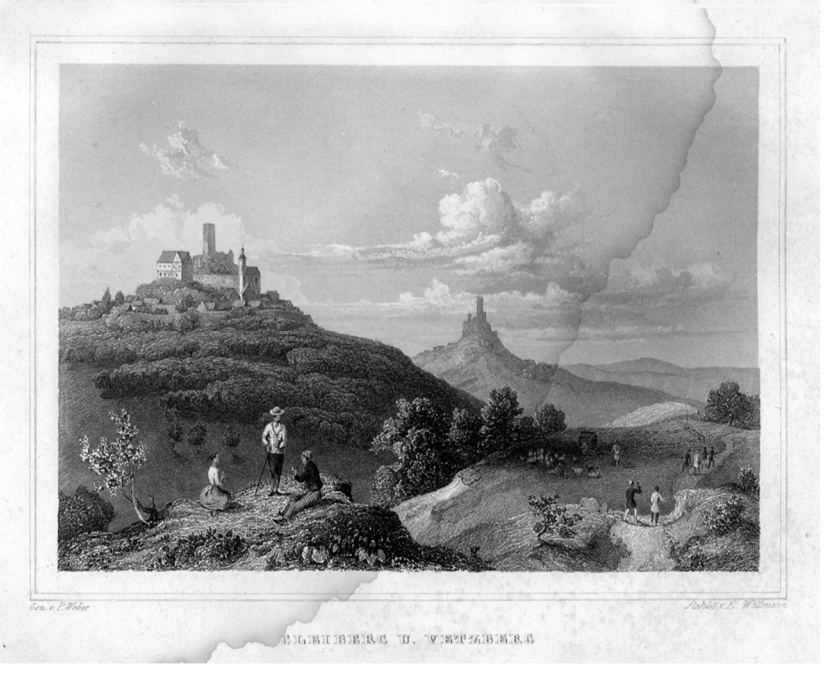


Abb. 5: Ansicht der Burgen Gleiberg und Vetzberg, 1849, Paul Weber (Zeichner)/Eduart Willmann (Stecher), Stahlstich, auf dem unteren Druckrand bez.: „Gleiberg u. Vetzberg", links davon sign.: „gez. v. P. Weber", rechts davon: „Stahlst. v. E. Willmann"; aus: Ansichten Großherzogtum Hessen, Abb. 19; abgedruckt in: Historische Ortsansichten <http://www.lagis-hessen.de (Stand: 29.03.2007)

Der Stich Abb. 5 zeigt die Burg Vetzberg (rechts von der Bildmitte) wieder nur schemenhaft in der Ansicht von Südosten. Erkennbar sind der Bergfried und links davon der fragmentarische Süd-Ost-Giebel des sog. „Palas". Im Unterschied zu der Darstellung des Geologen Klipstein, aus der Mitte des 19. Jahrhunderts (vgl. Abb. 6), sind in der vorliegenden Darstellung noch weitere Mauerreste der ehemaligen Burg angedeutet.

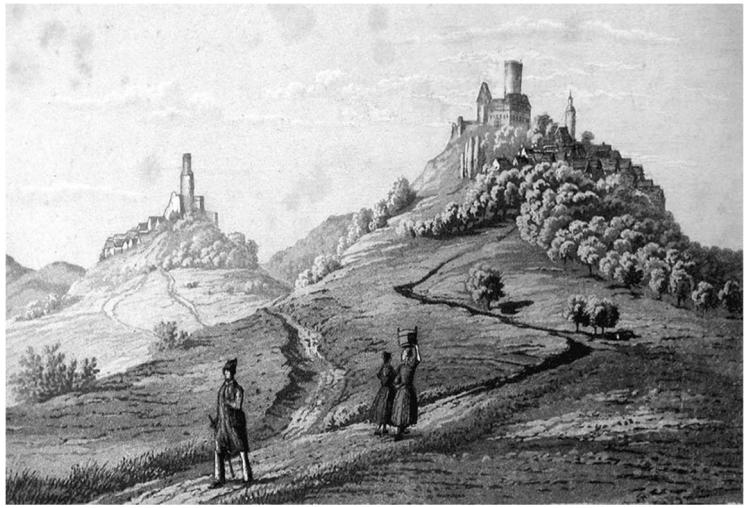


Abb. 6: Ansicht der Burgen Gleiberg und Vetzberg, 1853, E. Heinzerling (Zeichner)/Johann Jakob Tanner (Stecher), Stahlstich, auf dem unteren Druckrand bez.: „Vetzberg u. Gleiberg"; Aufbewahrung: Hessische Landesbibliothek Wiesbaden, Sign. Ft. 7214; abgedruckt in: Historische Ortsansichten <http://www.lagis-hessen.de (Stand: 27.02.2012)

Der Stich in Abbildung 6 zeigt die Burg Vetzberg (links im Bild) wiederum nur schemenhaft in der Ansicht von Südosten. Erkennbar sind aber der Absatz auf halber Höhe des Bergfrieds, ferner der fragmentarische Süd-Ost-Giebel des sog. Palas links vom Bergfried und weitere Mauerreste rechts davon.

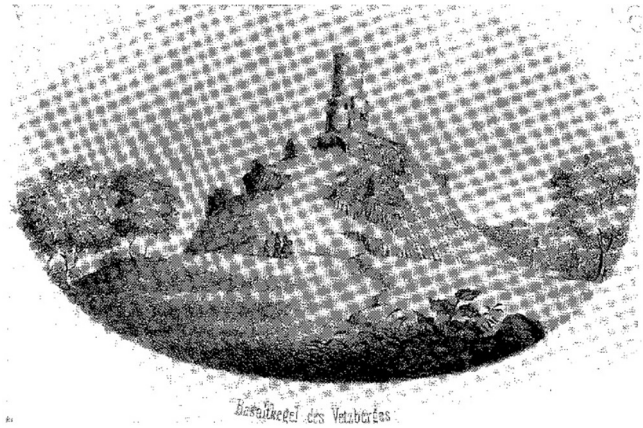


Abb. 7: Basaltkegel des Vetzberges, Mitte 19. Jahrhundert, Darstellung des Geologen Klipstein, auf dem unteren Bildrand bez.: „Basaltkegel des Vetzberges"; aus: LEIB 1971, S. 9

Die Darstellung des promovierten Forstwirtes und Professors für Mineralogie und Geologie an der Universität Gießen, August Wilhelm von Klipstein (Abb. 7), der 1854 seine „Geognostische Darstellung des Großherzogtums Hessen" veröffentlichte, dient primär zur Wiedergabe der markanten Felsformation mit ihren schräg bis fast senkrecht aufwachsenden Basaltsäulen, so dass die Genauigkeit bei der Bildwiedergabe der Wegeführung und der Mauerreste im Bereich der Unterburg in den Hintergrund tritt.

Im Falle des Bergfrieds und der fragmentarischen Giebelmauer des sogenannten Palas ist im Unterschied dazu eine recht hohe Darstellungsgenauigkeit festzustellen. So sind beide Rauchabzüge in dem Mauerfragment nach dem heutigen Bestand wiedergegeben, ebenfalls der Absatz auf halber Höhe des Turmes und der gerade Turmabschluss. Vor allem ist links von dem Mauerrest eine dem heutigen Turmzugang entsprechende Maueröffnung dargestellt, die nicht einen unregelmäßigen Ausbruch, sondern eine sorgfältig in das umgebende Mauerwerk eingeschnittene Pforte mit Rundbogenabschluss und einfach gestuftem Gewände zeigt. Als exakte Wiedergabe des Bestandes könnte diese ein Beleg für den von Hugo v. Rittgen in den 1880er Jahren festgestellten zweiten Turmzugang sein.

Vorstellung ausgewählter Befunde

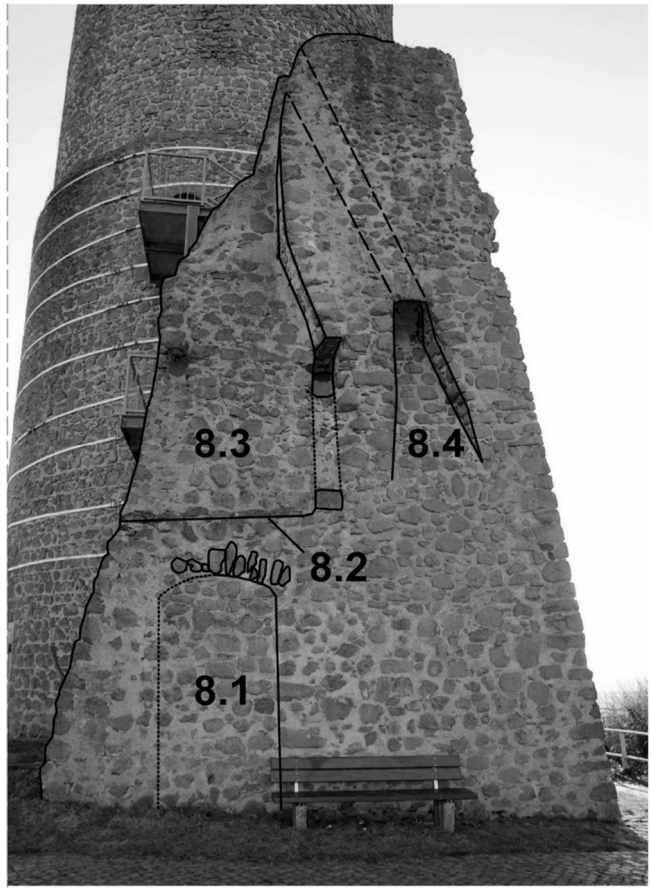
Nach der Chronik VETZBERG 2009 wurde der Treppenaufgang (Befund 1) im Zuge der „Ausbau- und Sicherungsmaßnahmen" in den Jahren 1977/78 neu geschaffen.[17] Die Lage des ursprünglichen Aufgangs ist hingegen nur noch nach älteren Beschreibungen zu rekonstruieren, da dieser Bereich in den 1970er Jahren vollständig überbaut wurde. So heißt es bei LEIB 1971 (in Stichworten):

'3,60 m östlich des Bergfrieds lag eine Mantelmauer (parallel zu der heutigen Auffahrt zur Burg); sie bildete den gesicherten Aufgang zur Oberburg und wies Anschlussreste eines Tores (von SO nach NW) auf; es folgte (im NW der Mauer zum Bergfried hin) ein Zwinger bis hin zu einer zweiten Toranlage mit Halbrundturm; hinter dem zweiten Tor folgte eine „doppeltorige Schleuse" (im NO des Bergfrieds), die sich an Bergfried und Palas (im NW des Bergfrieds) anlehnte; diese wies Reste eines Gewölbes auf, das einen Hohlraum überdeckte'[18]

Auf der Innenseite nach NW zeigt sich eine heute vermauerte Nische (Befund 8.1), die von dem heutigen Laufniveau aus ebenerdig zu begehen war (Abbildung 8). Hierdurch ist das ehemalige Erdgeschoss des Gebäudes markiert. Etwa 2,85 m darüber befindet sich ein Mauerrücksprung als Auflager der ehemaligen Geschossdecke zwischen Erdgeschoss und 1. Obergeschoss (Befund 8.2), oberhalb davon ist in der nordwestlichen Wandhälfte eine Steinkonsole sowie zwei Balkenlöcher erkennbar, außerdem ein Rauchabzug, die zusammen genommen einen ehemaligen offenen Kamin auf Höhe des 1. Obergeschosses markieren (Befund 8.3).

17 Vetzberg im Wandel der Zeit. Hrsgg. vom Vetzberg-Verein Biebertal. Biebertal 2009. S. 15-67 (im Folgenden kurz:VETZBERG 2009), S. 42.

18 LEIB 1971, S. 69.



[Abb. 8: Biebertal-Vetzberg, Burgruine, Mauerfragment des ehemaligen Palas der Oberburg, Ansicht von NW (Innenseite); Befund 8.1 (vermauterte Nische), 8.2 (Mauerrücksprung als Deckenbalkenauflager), 8.3 (Steinkonsole, zwei Balkenlöcher für Rauchschürze) und 8.4 (Rauchabzug), Foto IBD 2015]

In der südwestlichen Wandhälfte befindet sich ein zweiter Rauchabzug (Befund 8.4), der zu einer ehemaligen Herdstelle des Erdgeschosses zu zählen ist. Insgesamt ergibt sich anhand dieser Befundlage des ehemaligen „Palasgebäudes" ein Bauteil mit Küche (Herd, Wandschrank) und anderen Wirtschaftsräumen im Erdgeschoss sowie einem repräsentativen Saal mit Kamin im 1. Obergeschoss, also die klassische Raumdisposition eines „Saalgeschossbaus" des 13. Jahrhunderts.

Befund 11 (Abb. 9) zeigt im Erdgeschoss den Türverschluss von 1935. Dieser ist als ein Blockrahmen aus Eichenholz errichtet. Die Türpfosten sind in eine hölzerne Schwelle und in den Sturz eingezapft (nicht genagelt).



Abb. 9 (zwei Fotos nebeneinander): Biebertal-Vetzberg, Burgruine, Zugang zum unteren Turmgeschoss in der Erdgeschossebene von NO (Bild links) und Blick in das Innere des Turmuntergeschosses von oben (Bild rechts); Erschließungsansicht, Befund 11; Fotos IBD, 2015

1937 wurde die noch heute im Innern vorhandene Holzleiter zum 1. Obergeschoss des Turmes in das Turmuntergeschoss eingebaut. Sie ersetzte die bisherige Außenleiter von 1904 im NW des Turmes und war bis 2001 der einzige Turmaufgang. Nach LEIB 1971 war die Besteigungsmöglichkeit des Turmes seit 1953 „endgültig aufgehoben". Der Aufstieg zum oberen Geschoss erfolgte dann nur noch durch das „Angstloch" im Gewölbe des sog. „Verlieses".[19] 1904 war erstmals nach langer Zeit ein Aufstieg in den Turm geschaffen worden. Dieser erfolgte über eine Holzleiter an der zum Turm ausgerichteten Seite der Palasmauer und führte über einen Holzsteg zu dem in 8,60 m Höhe gelegenen nordwestlichen oberen Turmeingang. Gleichzeitig ist der Einbau des heutigen Werksteingewändes der Pforte erfolgt, dessen „Umrahmung ...verloren gegangen (war)".[20] Es ist der Form und Oberflächenbearbeitung seiner Werksteine nach nicht älter als in das 20. Jahrhundert zu datieren.

Allerdings wird schon vor diesem Zeitpunkt von „zwei Zugängen in das zweite Geschoß" berichtet, so in der „Geschichte von Burg Gleiberg" des Dr. Hugo von Ritgen (Gießen 1881) und in „Burgenkunde, Bauwesen und Geschichte der Burgen" von Otto Piper. Für Piper dient der Bergfried der Burg Vetzberg sogar als ausdrücklicher Nachweis für die Existenz mittelalterlicher Bergfriede mit „mehrere(n) Ein- bzw. Ausgänge(n)".[21]

19 LEIB 1971, S. 68.

20 zitiert nach: EBEL 1904/Nr. 6, S. 50.

21 Piper, Otto. Burgenkunde, Bauwesen und Geschichte der Burgen. Erstausgabe München 1895, hier verwendet: Nachdruck 1994 der Ausgabe 3 1911. (zukünftig kurz: PIPER 1911).

Nach der Befundlage ist jedoch eher davon auszugehen, dass auch der Bergfried der Burg Vetzberg, wie üblich, nur einen erhöhten Turmzugang, und zwar die Pforte im Südwesten, aufwies, während im Bereich des heutigen Zugangs mit Befund 14 sicherlich eine Maueröffnung schon vor 1904 bestand, nicht aber eine zweite Zugangspforte. So fehlen im Bereich der heutigen Pforte eindeutige Indizien für eine wehrhafte Tür, wie etwa die Vorrichtung zur Innenverriegelung, wie sie für den Eingang eines mittelalterlichen Wehrbaus obligatorisch ist. Außerdem fällt auf, dass die innenliegende Nische von Befund 14 nicht, wie der gegenüber liegende Außenzugang, auf das Niveau der mutmaßlichen ehemaligen Zwischendecke führt, sondern etwa 0,75 m darunter endet. Es ist daher eher wahrscheinlich, dass es sich bei dem vermeintlichen „zweiten" Turmzugang ursprünglich um ein Fenster, einen Abtritt o.ä. mit pfortenähnlicher Außenöffnung handelte. Ein eindeutiger Beleg für diese Vermutung ist im Bestand allenfalls nach Entfernen des rezenten Innenputzes der Türnische zu liefern. Ebenfalls ist ein Nachweis auf der Grundlage historischer Turmansichten nicht zu erbringen, zumal die Wiedergabe des Geologen Klipstein aus der Mitte des 19. Jahrhunderts hier bereits eine pfortenähnliche Maueröffnung andeutet (s. o., Abb. 7).

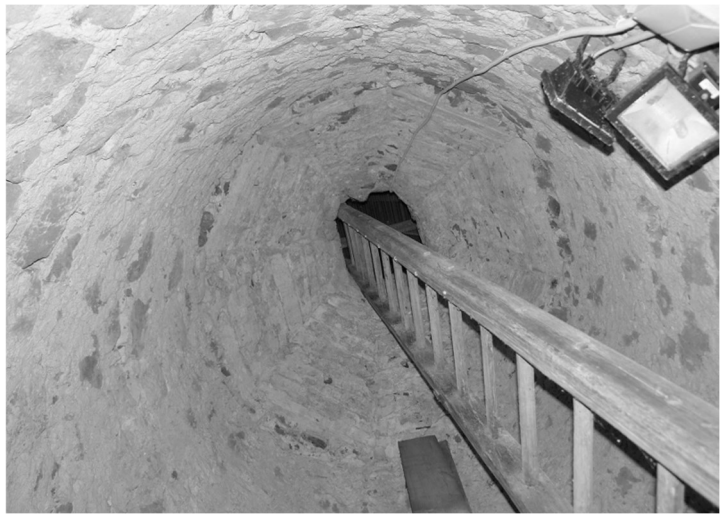


Abb. 10: Biebertal-Vetzberg, Burgruine, Blick in das Gewölbe des Turmuntergeschosses von unten; Befund 13, Foto IBD, 2015

Befund 13 zeigt das massive Gewölbe als gekehltes Kuppelgewölbe (Abb. 10), achtteilig, aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Es befindet sich zwischen dem Turmuntergeschoss (sog. „Verlies" im Erdgeschoss) und dem ursprünglichen erhöhten Eingangsgeschoss des Turmes. Etwa mittig sitzt das sogenannte „Angstloch" als ursprünglich einziger Zugang zum Untergeschoss, die Öffnungsbreite beträgt ca. 75 cm.



Abb. 11: Biebertal-Vetzberg, Burgruine, Blick in das Gewölbe des 2. Turmobergeschosses von unten; Befund 21, Foto IBD 2015

Mit dem massiven Turmgeschoss aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts, Befund 21, findet der Turm im Innern seinen Abschluss (Abb.11). Ursprünglich war das Geschoss durch eine Balkenlage aus fünf in NO-SW-Richtung verlegten Holzbalken geteilt, die ehemalige Stärke der Balken betrug mindestens 15 x 15 cm, sie waren bis zu 0,90 m tief in das Turmmauerwerk eingelassen, also primär eingebaut. Heute sind sie durch ein schmales, hölzernes Podest in NW-SO-Richtung ersetzt (Einbau im 20. Jahrhundert). Die Höhe des Podests oberhalb des rezenten Fußbodens beträgt 3,60 – 3,89 m. Das Turmmauerwerk ist lagerhaft aus quer eingelegten Basaltsäulen und handspann- bis kopfgroßen Basaltbruchsteinen geschichtet und mit gelblich-grau-braunem, kiesigem Kalkmörtel mit erbsengroßen Kalkspatzen verbaut, der Fußboden ist durchgemauert. Das Gewölbe schließt wie im darunterliegenden Turmobergeschoss mit einer gekehlten Kuppel zur Turmplattform hin ab. Die Gewölbestärke im Durchschlupf zur Wehrplattform beträgt ca. 50 cm und nimmt zum Gewölbefuß hin an Stärke zu. Der Durchschlupf liegt exzentrisch und ist in den Laibungen glatt abgemauert, seine Oberkante ist segmentbogenförmig angelegt.

Die Turmplattform weist mit Befunden 22 bis 24 drei unterschiedliche große, annähernd quadratische Maueröffnungen auf (Abb.12). Sie werden als Scharten für Feuerwaffen interpretiert und datieren in das 15./16. Jahrhundert. Diese Datierung trifft auch auf die Turmplattform selbst zu, die im Rahmen der militärischen Nutzung im 15. und 16. Jahrhundert baulich angepasst wurde.



Abb. 12: Biebertal-Vetzberg, Burgruine, Schlitzfenster Befund 23 im Norden der Brüstungsmauer in Ebene 3, Innenansicht; Fotos IBD 2015

Zusammenfassung der Ergebnisse

Bei dem ehemaligen Bergfried der Burgruine Vetzberg handelt es sich um den bei Otto Piper angesprochenen Typ des „einfache(n) – also nicht bewohnbare(n) - Berchfrit", in dem sämtliche Ausstattungsstücke für eine, wenn auch nur zeitlich begrenzte, Wohnnutzung oder einen längeren Aufenthalt fehlen, wie etwa ein Kamin oder ein Abtritt. Auffallend ist, dass selbst Fensteröffnungen zur spärlichen Belichtung der einzelnen Geschosse offenbar weggelassen worden sind. Einzige, sicher bauzeitlich zu datierende Außenöffnung ist der erhöhte Turmzugang im Süden bzw. Südosten des 1. Turmobergeschosses, der an einem mittelalterlichen Wehrturm obligatorisch ist.

Wie es sich mit dem heutigen zweiten Zugang im Norden desselben Geschosses verhält, ist hingegen nicht eindeutig zu klären. Sowohl Hugo von Ritgen, der sich als „Erneuerer der Wartburg bei Eisenach" einen Namen gemacht hat, als auch Otto Piper selbst sehen in dem Nordzugang, der 1904 mit seinem heutigen Werksteingewände ausgestattet wurde, eine zweite, bereits mittelalterliche Turmerschließung vom Obergeschoss des mutmaßlichen ehemaligen Palas her. Für Piper dient der Bergfried der Burg Vetzberg sogar als ausdrücklicher Nachweis für die Existenz mittelalterlicher Bergfriede mit „mehrere(n) Ein- bzw. Ausgänge(n)".27 Gegen diese Interpretation sprechen allerdings zwei Argumente: zum einen fehlen im Bereich der heutigen Pforte eindeutige Indizien für eine „wehrhafte" Tür, wie etwa die Vorrichtung zur Innenverriegelung, wie sie für den Eingang eines mittelalterlichen Wehrbaus obligatorisch ist, zum anderen führt die innenliegende Nische nicht, wie bei dem sicher zu identifizierenden Hocheingang, auf das Niveau der mutmaßlichen ehemaligen Zwischendecke bei ca. 315,94 m über NN, sondern endet etwa 0,75 m darunter im oberen Drittelspunkt des dort ursprünglich abgeteilten Zwischengeschosses. Es ist daher eher wahrscheinlich, dass es sich bei

dem vermeintlichen „zweiten“ Turmzugang ursprünglich um ein Fenster oder den sonst häufig anzutreffenden Abtritt handelte. Einen Beleg für diese Vermutung könnten möglicherweise baubegleitende Putz- bzw. kleinere Maueröffnungen an den entsprechenden Stellen liefern. Ansonsten entspricht die Einteilung des Turminneren in drei bis vier Geschosse oberhalb eines ehemals fensterlosen, nur durch das sog. „Angstloch“ im Scheitel des Gewölbes zu erschließenden Untergeschosses dem o.g. Bautyp. Nachweislich ist der ebenerdige Außenzugang des sog. „Verlieses“ im Untergeschoss im Jahre 1935 mit großer Anstrengung in das bis zu 3,70 m starke Sockelmauerwerk des Turmes sekundär eingebrochen worden.

Der untersuchte Turm ist in drei Geschossen mit je einem gemauerten Gewölbe überfangen. Die jeweils gemessenen Scheitelhöhen betragen im Untergeschoss bis zu 7,60 m, im 1. Obergeschoss rund 6,60 m und im 2. Obergeschoss ca. 7,00 m. Darüber hinaus lässt sich für die Bauzeit im Bereich des 1. Obergeschosses eine zusätzliche hölzerne Zwischendecke, rund 2,80 m oberhalb des unteren Turmgewölbes bei ca. 316,10 m über NN in Form eines Mauerabsatzes nachweisen, eine weitere ehemalige Balkenlage, rund 2,40 m darüber ist nicht als zweite Decke, sondern als Auflager einer ehemaligen Hebeeinrichtung zum Herablassen von Vorratsgütern in das gewölbte Untergeschoss zu interpretieren. Eine hölzerne Zwischendecke besaß auch das gewölbte 2. Turmobergeschoss. Hier ergibt sich anhand der erhaltenen Balkenlöcher im Mauerwerk eine ehemalige Geschosseinteilung in ein rund 3,60 m hohes unteres und ein nur wenig niedrigeres oberes Zwischengeschoss.

Auffallend ist das Fehlen eines Aufgangs im Mauerinneren, wie er häufig in vergleichbaren Türmen zur Erschließung der oberen Geschosse bzw. der Turmplattform zu finden ist. Er könnte jedoch durchaus vorhanden sein, jedoch kaum sichtbar. Der Zugang wäre auf Höhe des 1. Obergeschosses, in einer heute vermauerten Nische, links vom erhöhten Turmzugang zu suchen (Breite der Nische: ca. 0,90 m).

Den oberen Abschluss des Turmes bildet heute eine Plattform mit umlaufender Brüstungsmauer, in die sekundär drei (lt. EBEL 1904/Nr. 6 angeblich fünf) quadratische bzw. leicht querrechteckige Schartenfenster eingebaut sind. Als Schießscharten dienten diese zur Verwendung von Feuerwaffen und sind daher frühestens in das Spätmittelalter bzw. in die Frühneuzeit (15./16. Jahrhundert) zu datieren. Nach EBEL (1904/Nr. 6) war der Turmplattform ein weiterer, seitlich eingezogener Zylinder von rund 4,00 m Durchmesser aufgesetzt, von dem Anfang des 20. Jahrhunderts angeblich noch ca. 0,30 m hohe Mauerreste erhalten waren. Danach wäre ein sog. „Butterfassturm“ mit aufgesetztem inneren Zylinder oberhalb der Galerie wie der Bergfried der Burg Friedberg/Hessen oder der Hexenturm in Idstein zu rekonstruieren. Für den Bergfried der Burg Vetzberg ist der Befund allerdings vor Ort zu überprüfen.

Für das Turmmauerwerk unterhalb der heutigen Turmplattform mit seinen drei Gewölben und sämtlichen rekonstruierten Zwischendecken ergibt sich eine Datierung spätestens in die 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Diese folgt aus der Form des Turmes. So wird der zylindrische Bergfried im Gegensatz zu dem vier- oder mehrseitigen Wehrturm auf anderen mittelalterlichen Burgen von der Bauforschung

tendenziell nicht vor 1200, der Bergfried der Burg Vetzberg in Hinblick auf die Ersterwähnung 1226 somit in die 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert (vgl. auch STRICKHAUSEN 1998).

Literaturliste

Duller, E., Gleiberg und Vetzberg. Gießen 1888, S. 62-65

Ebel, K., Burg Vetzberg. In: Der Burgwart, Jg. V, Nr. 6 (März 1904), S. 48-51
(EBEL 1904/Nr. 6)

Ders., Burg Vetzberg. In: Der Burgwart, Jg. V, Nr. 7 (April 1904), S. 57/58

Kaminsky, Hans. Burg Vetzberg und ihre Ritter im 13. Jahrhundert. In: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 52 (2002). S. 1-17
(KAMINSKY 2002)

Knappe, Rudolf. Mittelalterliche Burgen in Hessen. Niestetal[2] 1995, S. 294 f.

Leib, Jürgen. Burg und Siedlung Vetzberg im Wandel der Jahrhunderte. Gießen 1971.
(LEIB 1971)

Piper, Otto. Burgenkunde, Bauwesen und Geschichte der Burgen. Erstausgabe München 1895, hier verwendet: Nachdruck[3] 1994 der Ausgabe 1911.
(PIPER 1911)

Prinz, Dieter. Vetzberg. Burg und Burgsiedlung. Biebertal 2002.

Ritgen, Hugo von, Geschichte von Burg Gleiberg. In: 2. Jahresbericht des Oberhessischen Vereins für Lokalgeschichte. Gießen 1881.

Strickhausen, Gerd. Burgen der Ludowinger in Thüringen, Hessen und dem Rheinland. Studien zu Architektur und Landesherrschaft im Hochmittelalter. Darmstadt und Marburg 1998, S. 60-66, 250
(STRICKHAUSEN 1998)

Vetzberg im Wandel der Zeit. Hrsgg. vom Vetzberg-Verein Biebertal. Biebertal 2009, S. 15-67
(VETZBERG 2009)

Unveröffentlichte Publikationen

Biebertal-Vetzberg, Burgruine, (Untersuchungsbericht IBD). Marburg 2012

Johann Georg Wille: ein europäischer Kulturvermittler

ELISABETH DÉCULTOT

In der Geschichte des europäischen Austauschs spielte Johann Georg Wille eine Rolle, die man ohne Übertreibung und im ureigentlichen Sinne des Wortes als zentral bezeichnen kann. Der Zeichner, Kupferstecher, Kunstagent und Sammler, der 1715 – also vor etwas mehr als 300 Jahren – unweit der Obermühle am Dünsberg bei Gießen geboren wurde, stand über die gesamte zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hindurch im Mittelpunkt eines Netzwerks,[1] das sich über weite Teile des künstlerischen und literarischen Milieus Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs erstreckte. Zu seinen Freunden zählten nicht nur Künstler, Kunstsammler und Kunsthändler aus ganz Europa (Odieuvre, Rigaud, Nicolas de Largillière, Karoline Luise von Hessen-Darmstadt, spätere Markgräfin von Baden), sondern auch so renommierte Schriftsteller wie Denis Diderot, Johann Joachim Winckelmann oder Christoph Friedrich Nicolai. Er verkehrte regelmäßig mit Friedrich Melchior von Grimm, dem Herausgeber der *Correspondance littéraire*, mit Felix Weiße, dem Herausgeber der *Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste*, oder mit den Redakteuren des *Journal étranger* (Élie-Catherine Fréron, Abbé François Arnaud, Jean-Baptiste-Antoine Suard). Zu seinen engsten Vertrauten zählten einige Übersetzer von Rang wie Michael Huber. Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, die vielfältigen Facetten von Willes Aktivitäten und Vermittlungstätigkeiten nachzuzeichnen und dabei die Konturen des europäischen Netzwerks von Künstlern, Schriftstellern, Kunstsammlern und Freunden hervortreten zu lassen, in dem er eine zentrale Rolle spielte.[2]

Ein europäisches Netzwerk

Die Untersuchung des um die Person Willes gesponnenen Netzwerks ist aus zweierlei Gründen interessant: zum einen, weil sie uns aufschlussreiche Einblicke in

1 Die rege Korrespondenztätigkeit Johann Georg Willes wurde in einem gesonderten Band zusammengeführt: *Johann Georg Wille. Briefwechsel*, hg. von E. Décultot, M. Espagne und M. Werner, Tübingen 1999. Im Folgenden zitiert als *Wille-Briefwechsel.*

2 Der vorliegende Beitrag, der im Wesentlichen den Text eines im April 2016 in Gießen gehaltenen Vortrags, zu dem der Oberhessische Geschichtsverein in Zusammenarbeit mit der Professur für Neuere deutsche Literaturgeschichte und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Justus-Liebig-Universität Gießen eingeladen hatte, wieder aufnimmt, fußt auf Forschungen, über die im folgenden Artikel ausführlicher berichtet worden ist: Elisabeth Décultot: Wille et les livres: choix et stratégies d'un importateur d'ouvrages allemands en France, in: *Johann Georg Wille (1715-1808) et son milieu: un réseau européen de l'art au XVIII^e siècle,* hg. von E. Décultot, Michel Espagne und François-René Martin, Paris, Ecole du Louvre, 2009, S. 109-123.

einen wichtigen Ausschnitt deutsch-französischer Verflechtungsgeschichte gewährt, zum anderen, und das ist vielleicht sogar der gewichtigere, weil sie uns in methodologischer Hinsicht einiges lehrt. In einer Geschichte der Künste nach Maßgabe klassischer Kategorien wie *Werk* und *Autor* nähme Wille nur eine zweitrangige Rolle ein. Zwar taucht sein Name in allen Geschichtsdarstellungen zur Tradition des Kupferstichs im 18. Jahrhundert auf – allerdings meistens nur, um seine Stiche als eher zweitranging einzustufen. Noch 1963 schrieb etwa Friedrich Lippmann stellvertretend für eine noch bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts vorherrschende Lehrmeinung unter Kunsthistorikern:

> Der einflußreichste Meister auf dem Gebiet der reinen Grabstichelarbeit ist im späteren 18. Jahrhundert Georg Wille. Sein technisches Talent blendete die Zeitgenossen und verdeckte den Mangel an künstlerischer Aussage. Mit penibler Reinheit bildet er die Strichlagen, die er mit skrupulöser Sorgfalt dem Wesen der dargestellten Objekte anpaßt, seine Zeichnung wird dabei trocken und leblos.[3]

Erst ab Mitte der 1960er Jahre zeichnete sich eine Wende in der Bewertung der künstlerischen Bedeutung Willes ab, die vor allem auf ein neues Verständnis seiner Rolle als Pädagoge sowie als Kunsttheoretiker zurückging.[4] In den Darstellungen zur Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts findet er in der Regel jedoch nach wie vor keine Erwähnung. Und dennoch: Sein Einfluss auf das kulturelle Leben dieser Epoche war beträchtlich. Die wachsende Bedeutung der Schulen des Nordens, die Blüte der Landschaftsmalerei, das gesteigerte Interesse für die Antike: All diese zentralen Phänomene der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind von Wille wenn nicht initiiert, so doch kräftig befördert worden, und dies allein durch den Aufbau eines dichten Netzwerks von Korrespondenten, Käufern von Gemälden oder Übersetzern. Um dieser umfangreichen Vermittlertätigkeit aber überhaupt Rechnung zu tragen, müssen wir unsere gängigen ‚Messeinheiten' – die „Bedeutung" dieses oder jenes Werks bzw. Autors – erst einmal beiseitelegen, um andere an ihre Stelle zu setzen: geographische Reichweite des Kommunikationsnetzes, Effektivität der Vermittlungstätigkeiten, Umfang der Korrespondenz etc. Mit anderen Worten, Wille zwingt uns, sich auf den Gedanken einzulassen, dass der wichtigste Teil des Werks eines Künstlers nicht unbedingt in dessen „Kunstwerken", sondern vor allem in seiner Tätigkeit als Vermittler liegt.

3 Friedrich Lippmann, *Der Kupferstich*, Berlin 1963, S. 166.

4 Dieser Wandel ist zunächst der Pioniertat Yvonne Boerlin-Brodbecks zu verdanken, die Wille im Zusammenhang ihrer Arbeiten über die Züricher Füsslis wiederentdeckte (Y. Boerlin-Brodbeck, „Johann Caspar Füssli und sein Briefwechsel mit Johann Georg Wille. Marginalien zur Kunstliteratur und Kunstpolitik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts", in: *Jahrbuch 1974-1977*, hg. vom Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft, Zürich 1978, S. 77-178). Den zweiten entscheidenden Schritt vollzog Hein-Theodor Schulze Altcappenberg, der mit seiner Dissertation die Grundlage für eine kunsthistorische Neubewertung Willes geschaffen hat: Hein-Theodor Schulze Altcappenberg, *„Le Voltaire de l'Art". Johann Georg Wille (1715-1808) und seine Schule in Paris*, Münster 1987.

Zu den geographischen Schwerpunkten von Willes Netzwerk gehört zunächst Paris, wo er sich ab 1736 niederlässt und nahezu ohne Unterbrechung bis zu seinem Tod 1808 aufhält. In den 1750er Jahren steht er in engem Kontakt mit den Redakteuren des *Journal étranger*, das zu den wichtigsten Publikationsorganen zählt, wenn es darum geht, Nachrichten über literarische Neuerscheinungen aus dem deutschsprachigen Raum in Frankreich in Umlauf zu bringen. Auch Wille greift ganz bewusst auf diese Zeitschrift zurück, um einem französischen Lesepublikum die neuesten Arbeiten aus Deutschland auf dem Gebiet der Geschichte und Theorie der Kunst nahezubringen. Dazu zählen Winckelmanns *Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke*, deren von Wächtler besorgte französische Übersetzung er zwischen 1755 und 1756 akribisch überwacht und korrigiert;[5] schließlich die Arbeiten Füßlis zur Geschichte der Schweizer Künstler,[6] die Werke von Mengs[7] und viele weitere mehr.

Von seinem Pariser Zirkel aus unterhält Wille regelmäßig intensive und fruchtbringende Beziehungen mit Vertretern aus den kulturell bedeutendsten Metropolen der deutschsprachigen Länder. Jeder Knotenpunkt dieses Kommunikationsnetzes, ob Augsburg, Leipzig, Berlin oder Zürich, ist in den meisten Fällen um eine Zeitschrift oder einen kleinen Kreis von Korrespondenten herum organisiert, die sich in der Regel aus den einflussreichsten kulturellen Milieus der jeweiligen Stadt rekrutieren. Wille richtet seine Bemühungen zunächst auf Augsburg. 1756 wird er zum Ehrenmitglied der erst kurz zuvor gegründeten Kayserlichen Franciscianischen Academie der Stadt ernannt und wirkt als solches aktiv an der von der Akademie herausgegebenen und von Reiffenstein geleiteten Kunstzeitschrift *Pallas* mit.[8] Zwar wird die Zeitschrift wenig später wiedereingestellt. Aber die Arbeiten, die Wille dort vorlegt, weisen bereits einige Grundzüge seiner späteren redaktionellen Kollaborationen auf, darunter insbesondere ein reges Interesse für die Kunstliteratur. Anfang der 1760er Jahre nimmt Wille eine neue Region ins Visier: Sachsen. Die Gelegenheit, sein Netzwerk auf dieses Gebiet auszuweiten, bietet sich ihm in Gestalt Christian Felix Weißes, der die einflussreiche *Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste* mit Sitz in Leipzig leitet. Für das sich ausweitende Kommunikationsnetz erfüllt diese Zeitschrift, die sich Wille in den Jahren 1765 bis ungefähr 1775 regelmäßig von Weiße schicken lässt, eine doppelte Funktion. Zunächst bezieht er daraus Nachrichten über Neuerscheinungen auf dem deutschen Buch- und Kunstmarkt. Dabei interessieren ihn ganz besonders Neuigkeiten

5 [J. J. Winckelmann], Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Wercke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst, o.O. 1755 (zweite erweiterte Aufl.: Dresden 1756). Jean Joachim Winckelmann, Réflexions sur l'imitation des ouvrages des Grecs, in: Journal étranger, Januar 1756, S. 104-163; ders., Méthode suivie par Michel-Ange, pour transporter dans un bloc et pour y exprimer toutes les parties et toutes les beautés sensibles d'un modèle, in: Journal étranger, Mai 1756, S. 176-196.

6 *Journal étranger*, Juni 1757, S. 180-194. Vgl. auch J. G. Wille, Brief an J. C. Füßli, 22. Sept. 1756, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 125.

7 *Journal étranger*, Januar 1757, S. 159-160.

8 *Reisende und Correspondirende Pallas oder Kunst-Zeitung […]*, hg. von der Kayserlichen Franciscianischen Academie zu Augsburg, Augsburg, 1755-1756.

aus der Kunstszene, über die er sich etwa in den Beiträgen von Hagedorn oder von Winckelmann Auskunft verspricht. Gleichzeitig kann er mit Hilfe eben dieser Zeitschrift aber auch über Neuerscheinungen aus Frankreich informieren, über eigene Publikationen zur Kunst und natürlich auch – und das nicht zu selten – über sein eigenes Schaffenswerk als Kupferstecher. Die Achse Paris-Leipzig erweitert Wille ab ca. 1773 um eine weitere Stadt: Berlin. Gewiss hatte er schon lange vor diesem Zeitpunkt Beziehungen zur preußischen Hauptstadt geknüpft, die er auch regelmäßig pflegte. Die zentrale Kontaktperson war hier insbesondere sein Freund Georg Friedrich Schmidt, der sich als Kupferstecher am Preußischen Königshof verdingte. Anfang der 1770er Jahre allerdings kann Wille seine Beziehungen auch auf das literarische Milieu Berlins ausweiten. Dies verdankt er seiner Freundschaft zu Christoph Friedrich Nicolai, dem Leiter der höchst einflussreichen *Allgemeinen deutschen Bibliothek* und seinerseits Autor zahlreicher Romane.

Ab 1756 sucht Wille auch den Austausch mit der Schweiz, dies vor allem über den persönlichen Kontakt zu Johann Caspar Füßli. Wie die Untersuchungen von Yvonne Boerlin-Brodbeck hinlänglich gezeigt haben,[9] hält Füßli Wille über literarische Neuheiten aus der Schweiz auf dem Laufenden, die der Kupferstecher nun seinerseits in Frankreich einem größeren Publikum zugänglich macht. Dank Füßli und seinem Kreis macht sich Wille mit den Schriften Geßners vertraut, die er durch seinen Freund Huber übersetzen lässt. Regelmäßig holt er Neuigkeiten über Bodmer, Breitinger und Haller ein, lässt sich von Füßli aber auch über den Stand seiner Arbeit an der *Geschichte der besten Künstler in der Schweiz* berichten, für deren Verbreitung in Frankreich Wille einiges in die Wege setzt.

Willes Vorgehen hat Methode: Er nutzt das gesamte Zeitschriftennetz, um Neuigkeiten möglichst breit zu streuen. Nicht selten veröffentlicht er den gleichen Artikel zeitgleich in mehreren Zeitschriften und in mehreren Sprachen, um so geschickt sämtliche deutschsprachigen Territorien – die Schweiz, Sachsen und Preußen – und natürlich auch den frankophonen Sprachraum auf einen Schlag abzudecken. Seinen Brief über den Nutzen einer Geschichte Schweizer Künstler lässt er nicht nur in der Schweiz als Vorwort zu Füßlis zweitem Band erscheinen. Eine französische Version des Briefs bringt er zeitgleich im Pariser *Journal étranger* unter. Verstärkt wird das Ganze schließlich noch von einer ausführlichen und enthusiastischen Rezension zu Füßli von Nicolai in der Leipziger *Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.*[10]

Selbstdarstellung Willes als Vermittler

Wille selbst war sich über den Umfang und die Wirkung seiner Vermittlungsaktivitäten durchaus im Klaren. Nicht selten zeigt er sich davon überzeugt, dass

9 Vgl. dazu Anm. 4.

10 J. C. Füßli, *Geschichte und Abbildung der besten Mahler in der Schweitz*, 2 Bde. 1. Aufl., Zürich 1755-1757, Bd. 2, 1757, Vorwort, unpaginiert; *Journal étranger*, Juni 1757, S. 180-194; C. F. Nicolai, Rez. von: J. C. Füßli, *Geschichte und Abbildung der besten Mahler in der Schweitz*, 2 Bde., Zurich, 1755-1757, in: ***Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste***, Bd. 3, 1. Teil, 1758, S. 138-159.

dieses dichte Netz deutsch-französischer Korrespondenzbeziehungen innerhalb des literarischen Europas eine merklich gewachsene Neugier an deutschen Büchern in Frankreich hervorgerufen habe. Mit dem Ende der 1750er Jahre erfreut sich unser Kupferstecher in seinen Briefen immer wieder darüber, dass, so Wille wörtlich, „es augenblicklich Mode in frankreich [sei] die deutschen Schriften Zuübersezen“[11]. Das geht sogar so weit, dass er 1769 geradezu ein Klagelied darüber anstimmen muss, in das auch sein Freund Huber einfällt, wonach sich eine regelrechte Flut an Übersetzungen aus dem Deutschen über Frankreich ergieße[12] – freilich nicht ohne sich dieses Phänomen irgendwie auch selbst auf die Fahne zu schreiben. Dabei sieht er seine aktive Rolle in der Beförderung dieser Tendenz auf zweierlei Art gegeben: zum einen und vor allem in seiner Funktion als Berater im Rahmen der zahlreichen Übersetzungsprojekte, zum anderen rühmt er sich, zahlreiche Übertragungen aus dem Deutschen ins Französische überhaupt erst angeregt zu haben. Nicht nur hat er Wächtlers Übersetzung von Winckelmanns *Gedanken über die Nachahmung* Schritt für Schritt überwacht,[13] auch brüstet er sich damit, Initiator der französischen Fassung des Heldengedichts *Der Tod Abels* von Geßner zu sein, für deren Erstellung er wie so oft seinen Freund Huber gewinnen kann: „[I]ch bin froh“, schreibt er an den Schweizer Johann Martin Usteri, „daß ich der einzige bin, welcher schuld an der übersetzung ist: dann ich habe dem H Huber dazu gerathen und ihn angetrieben, weil ich zum Voraus sehen konnte daß es eine gute wirkung haben würde.“[14]

Eine solche Selbststilisierung blieb nicht ohne Wirkung. Es brauchte nicht lange, bis man im deutschsprachigen Literaturbetrieb zu der Feststellung gelangte, dass kein Weg an Wille vorbeiführte, wollte man als deutschsprachiger Autor einen Fuß auf den französischen Buchmarkt setzen: Huber etwa sucht seinen Rat in der Frage, inwieweit es sich lohnen würde, Justus Mösers Geschichte Osnabrücks in französischer Übersetzung vorzulegen.[15] Winckelmann bemüht Willes Rolle als Vermittler, um seine Publikationen an diverse Pariser Literaturschaffende heranzutragen; Nicolai schickt ihm seinen Roman *Sebaldus Nothanker* mit der Bitte, ihn in Frankreich bekannt zu machen.[16] Kurzum: Wille ist das Nadelöhr, durch welches deutschsprachige Werke hindurch müssen, um im französischen, ja mehr noch europäischen Literaturbetrieb ankommen zu können. Auch wenn ihm seine Vermittlertätigkeit keinen materiellen Gewinn einbringt, er sie jedes Mal als Freundschaftsdient verbucht, bleibt sie freilich nicht ohne symbolischen Gegenwert. Um seine Gunst zu gewinnen oder ihm für seine Hilfe zu danken, sind viele seiner deutschen Kontaktpersonen im Gegenzug gerne bereit, zu seiner Bekanntheit als Kupferstecher in Deutschland beizutragen. In seiner Funktion als Direktor

11 J. G. Wille, Brief an S. Geßner, 5. Februar 1769, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 435.
12 J. G. Wille, Brief an M. Huber, 3. August 1769, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 449.
13 J. G. Wille, Brief an C. L. von Hagedorn, 2. März 1756, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 104.
14 J. G. Wille, Brief an J. M. Usteri, 16. März 1760, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 222.
15 Justus Moeser, *Osnabrücks Geschichte mit Urkunden*, 2 Bde., Osnabrück 1768; J. G. Wille, Brief an M. Huber 3. August 1769, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 450.
16 J. G. Wille, Brief an C. F. Nicolai, 14. Oktober 1787, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 668.

der damals viel gelesenen Zeitschrift *Der Teutsche Merkur* veröffentlicht Wieland 1758 ein Lobgedicht zu Ehren eines Kupferstichs, den Wille vom Preußischen König anfertigt. Auch Nicolai sammelt Stiche von Wille und wirbt für diese in seinen Berliner Kreisen.[17]

Dennoch muss darauf hingewiesen werden, dass das Urteil vieler Zeitgenossen von Wille um Einiges nüchterner ausfällt, was die Rezeption deutscher Literatur in Frankreich angeht. Herder, Freund und Gast unseres Kupferstechers anlässlich eines Paris-Aufenthalts im Jahre 1769, gibt sich in einem Brief an Nicolai eher skeptisch, was den Bekanntheitsgrad deutscher Schriftsteller in Frankreich angeht:

> Die Litteraturbriefe haben den Eindruck zu hoch angegeben, den das Journal étranger auf das Französische Publikum gemacht hat. Man weiß nichts als verstümmelte Namen, etwannige Brocken [...] u. kennet den innern Zustand u. das Gehalt der Deutschen Litteratur wenig. Geßner ist der bekanntste u. beliebteste Name; Klopstock wird nicht goutirt: sein Name u. sein Werk sind nicht für die Französische Nation [...].[18]

Ein Vertreter deutscher Kultur in Frankreich: Wille und die nationale Frage

Während des halben Jahrhunderts, in dem Wille zum Eingangstor zwischen Frankreich und der deutschsprachigen Welt avanciert, bleiben die kulturellen Austauschbeziehungen zwischen den beiden Sprachräumen durch eine tiefe Asymmetrie gekennzeichnet. Frankreichs kulturelle Ausstrahlung auf die deutschsprachigen Länder, wie auch auf das restliche Europa, ist in dieser Zeit ohne Vergleich. In diesem Kontext französischer Prädominanz sieht sich Wille mit Vorliebe als feuriger Vertreter deutscher Kultur in Frankreich und will als solcher auch und gerade von seinen deutschsprachigen Korrespondenten wahrgenommen werden: „[I]ch, der ich ein Deutscher bin", bekräftigt er immer wieder gegenüber Christian Ludwig von Hagedorn, „[i]ch lasse keine Gelegenheit vorbeigehen, den deutschen Künstler in diesem Lande bekannt zu machen."[19] Wenn ihn der Erfolg von *Abels Tod* in Frankreich mit so viel Genugtuung erfüllt, dann vor allem deshalb – wie er gerne gegenüber Johann Martin Usteri betont –, weil er „Deutschland und besonders dem unsterblichen H. Geßner die gröste Ehre"[20] mache. Nebenbei bemerkt ist Willes Hingabe für die Idee einer deutschen Nation insbesondere von einer Affinität für die deutsche *Sprache* getragen: Als „wahrer Patriot" empört sich Wille etwa

17 C. M. Wieland, *Auf das Bildnis des Königs von Preussen, von Herrn Wille*, Zürich 1758. Vgl. Boerlin-Brodbeck (wie Anm. 4), S. 89 und J. G. Wille, Brief an C. F. Nicolai, 25. September 1774, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 535.

18 J. G. Herder, Brief an C. F. Nicolai, 30. November 1769, in: J. G. Herder, *Briefe. Gesamtausgabe*, *1763-1803*, hg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar unter Leitung von Karl Heinz Hahn, Bd. 1, Weimar, 1977, S. 176.

19 J. G. Wille, Brief an C. L. von Hagedorn, 18. Dezember 1756, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 142.

20 J. G. Wille, Brief an J. M. Usteri 1760, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 222.

darüber, dass sich die Augsburger Akademie den Namen *Franciscianische Akademie* gegeben hat. „Jedemann weis", argumentiert er gegenüber dem Herausgeber der *Pallas*, „daß der Kayser nicht Franciscian heisset, also ist das undeutsche und schwere Wort Franciscianisch verwerflich […]. Sie sind gros genug, eine würdige Sprache zu reden, welche ihrer Gesellschaft nichts von ihrem Ansehen raubet, sondern ihr alle Hochachtung zuzuziehen vermögend ist."[21] Der häufige patriotische Unterton seiner Briefe gilt bald als eines seiner Markenzeichen. Willes deutschsprachige Korrespondenten beschwören nur allzu gerne dessen Liebe zur deutschen Kultur und Sprache, insbesondere dann, wenn sie um seine Intervention zugunsten dieses oder jenes Buchs bitten. Weil Wille, wie ihm Nicolai in einem Brief versichert, „in der Hauptstadt Galliens ein Deutscher" geblieben ist, lässt er ihm regelmäßig die Ausgaben der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* nach Paris zukommen.[22]

Willes patriotischer Eifer gilt zwar der deutschen Literatur im Allgemeinen, doch ein Genre liegt ihm besonders am Herzen: die Kunstliteratur. Neben Winckelmann, von dem bereits die Rede war, ist es u.a. Hagedorn, für den Wille in Frankreich eifrig die Werbetrommel rührt. Dazu muss man wissen, dass Hagedorns 1755 in Dresden auf Französisch verfasste *Lettre à un amateur de la peinture* in Paris scharf kritisiert worden war.[23] Wille will ihn über diesen Umstand trösten und schickt ihm die folgenden Überlegungen:

> Über die Kritik Ihres Buches, welches ich und alle Vernünftigen hoch zu schätzen wissen, ist sich wenig zu verwundern. Man will hier allein von den Künsten zu schreiben wissen, die übrigen Menschen sollen schweigen, und wenn sie ja etwas sagen, so sollen sie etwas sagen, daß sie nichts wüßten. Das Lob, welches Ihnen Herr Mariette, Herr Graf von Vence und andere widerfahren lassen, überwieget allen unzeitigen Tadel sehr weit, und nur Leute, welche die Künste verstehen, wie diese, haben das recht, von dem Nutzen ihrer Bemühung zu reden; der anderen Urteil fällt von sich in das Dunkele, woraus es entsprungen ist.[24]

Wie die zitierte Passage aus dem Brief erahnen lässt, ist Wille bemüht, die französischen Hommes de Lettres davon zu überzeugen, dass auch die Deutschen für sich beanspruchen können, einen gültigen Kunstdiskurs zu produzieren – eine Fähigkeit und Berechtigung, die seinen Landsleuten von französischer Seite zu seinem Bedauern regelmäßig abgesprochen wird. Hinter seiner Verteidigung deutscher Publikationen zur Kunst steckt der Wunsch, ein überaus fruchtbares Feld zeitgenössischer Literatur aus Deutschland zu fördern, deren Hauptvertreter

21 J. G. Wille, Brief an den Herausgeber der Pallas [= J. D. Herz und J. F. Reiffenstein], in: *Wille-Briefwechsel*, S. 144-145.
22 J. G. Wille, Brief an C. F. Nicolai, 25. September 1774, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 535.
23 C. L. von Hagedorn, *Lettre à un amateur de la peinture*, Dresden 1755.
24 J. G. Wille, Brief an C. L. von Hagedorn, 18. Dezember 1756, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 141.

er sehr gut kennt: neben Hagedorn und Winckelmann ist in seiner Korrespondenz auch von Lessing, Mendelssohn und Sulzer die Rede.[25]

Hinter Willes Ansinnen, den Beweis für eine eigenständige deutsche Kunstliteratur mit Geltungsanspruch zu führen, steckt aber noch eine weitere Intention: Mit der Verteidigung des *deutschen Kunstdiskurses* geht es ihm letztlich darum, eine eigenständige *deutsche Kunst* in Stellung zu bringen – ein Ziel, das er gewiss allein schon durch seine Tätigkeit als Sammler und Händler deutscher Kunstgegenstände,[26] mehr aber noch durch seine literarische Vermittlertätigkeit verfolgt. Willes Absicht ist eindeutig: Er wirbt für die deutsche Schule, indem er eine *Literatur* produziert, die eben diese Schule zum Gegenstand hat. Dabei entwickelt der Kupferstecher einen erstaunlichen Schaffensdrang auf diesem Gebiet: Akribisch verfolgt er jede einzelne Etappe der Fertigstellung der bereits erwähnten *Geschichte der Schweizer Maler* von Füßli, zu der er nebenher zwei Künstlerviten beisteuert und das Vorwort zum zweiten Band verfasst.[27] Im Jahre 1756 veröffentlicht Wille-Freund Wächter im *Journal étranger* einen „Essai sur l'histoire des peintres allemands". Dass unser Kupferstecher mit großer Wahrscheinlichkeit daran mitgewirkt hat, zeigt sich u.a. daran, dass viele der von Wächter genannten Maler zu den von Wille favorisierten gehören: Mengs, Dietrich, Schütz und Thiele.[28] Und die letzten Zeilen des Essays bringen schließlich eine seiner größten Ambitionen zur Sprache:

> Nous avons dû hasarder cet essai pour jeter, s'il est possible, les fondements d'une nouvelle école de peinture. Jusqu'ici les Allemands, dispersés dans les meilleures écoles de l'Europe, n'avaient pu former une colonie séparée.[29]

Es erstaunt vielleicht etwas, wenn man sich vor Augen führt, an welchen Dingen Wille den Geltungsanspruch einer eigenen deutschen Schule festmachen will: an der Qualität der Typographie nämlich und im Zuge dessen an dem konsequenten Verzicht auf deutsche Schriftzeichen, also auf alles Gotische. Dieses Anliegen verwundert vielleicht gar nicht so sehr, wenn man bedenkt, dass die Kunst des schön gesetzten Buchstabens, als solche man die Typographie auch bezeichnen kann, sich genau an der Schnittstelle zweier ausgeprägter Leidenschaften unseres Kupferstechers ansiedelt: der Liebe zum Buch und der Liebe zur graphischen Kunst. Als

25 M. Huber, Briefe an J. G. Wille, ohne Datum, vermutlich Juli 1767 und 5. Dezember 1772, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 406-407, 501.

26 J. G. Wille, Brief an C. L. von Hagedorn, 16. August 1768, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 427: „Je ne peux qu'être ému de l'épanouissement des arts en Saxe."

27 In J. C. Füßlis *Geschichte der besten Künstler in der Schweitz* (2. Aufl., 5 Bde., Zürich 1769-1779), verfasst Wille die Viten von Johannes Grimoux und Johann Kaspar Heilmann (die ebenso in der *Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste* erscheinen, vgl. Schulze Altcappenberg, wie Anm. 4, S. 58, FN 225).

28 *Journal étranger*, Januar 1757, S. 116-117 und Februar 1757, S. 78-79.

29 *Journal étranger*, Februar 1757, S. 97 („Wir mussten diesen Essai wagen, um – sodenn es möglich ist – das Fundament einer neuen Schule der Malerei zu legen. Verstreut in den besten Schulen Europas ist es den Deutschen bisher nicht gelungen, eine eigene Schule zu gründen.").

Produkt mit großer Wirkungskraft ist das Buch, und gerade das illustrierte Buch, in seinen Augen ein ideales Mittel, um die Meisterschaft deutscher Buchkunst auch nach außen wirken zu lassen. Stattdessen aber, muss Wille zu seinem Bedauern feststellen, lassen die deutschen Künstler die notwendige Sorgfalt bei ihrer Zierleiste vermissen[30] und die Buchdrucker beharren auf der Verwendung gotischer Schriftzeichen, die niemand außerhalb Deutschlands zu entziffern in der Lage ist.[31] „Ich habe ofte Kupferstiche in neuen deutschen Büchern gesehen", klagt er 1766 gegenüber Oeser, „die, wann sie aus Sieberien gekommen wären dieses lob gewiß erhalten hätten: seht was doch die Wilden in Eiß und Schnee nicht machen! Wer soll es nun die franzosen und Engländer Verdenken wann sie über dergleichen lachen oder wann ihnen doch wenigstens davor eckelt?".[32] Von allen Kupferstechern seiner Gegenwart sei allein Oeser in der Lage, so Wille, die unter Typographen wie unter Buchfabrikanten allgemein verbreitete Vorliebe fürs Gotische zu korrigieren.[33]

Angesichts der im Europa des 18. Jahrhunderts dominierenden Position der französischen Kultur war es lange Zeit üblich, den französischen ‚Kultureinfluss' bzw. den dagegen aufkommenden Widerstand entweder vom französischen Zentrum her oder aber aus der Perspektive der jeweiligen nationalen Entwicklungen zu beschreiben. Die zahlreichen französischen Gelehrten, Architekten, Wissenschaftler und Künstler, die damals an den europäischen Höfen wirkten, aber auch die Hegemonie des französischen Theaters und die internationale Verbreitung der französischen Literatur schienen auf den ersten Blick, einen derartigen Blickwinkel zu legitimieren. In der Geschichte des deutsch-französischen Kulturtransfers ist die Figur Johann Georg Willes deshalb interessant, weil sie uns auffordert, den Blick auf den umgekehrten Vorgang der Öffnung der französischen Kultur auf die anderen europäischen Traditionen im 18. Jahrhundert zu richten.

30 J. G. Wille an C. L. von Hagedorn, 25. Januar 1766: „Il serait magnifique que les artistes allemands mettent plus de soin à leurs vignettes. Cela ferait honneur à leur nation au regard des étrangers" (*Wille-Briefwechsel*, S. 366).

31 „Il faudrait imprimer les livres eux-mêmes […] avec des caractères non pas allemands, mais latins, car les caractères allemands, sont, quoi que l'on fasse, une horreur aux yeux des étrangers" (ebd.). Entsprechend rät Wille z. B. Geßner dazu, im Falle einer Neuedition seiner Werke auf die deutsche Typographie zu verzichten (J. G. Wille, Brief an J. M. Usteri, 20. Januar 1762 und Brief an S. Geßner, 5. Februar 1769, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 255 und 436).

32 J. G. Wille, Brief an A. F. Oeser, 14. Mai 1766, in: *Wille-Briefwechsel*, S. 372.

33 Ebd.

Johann Georg Wille (1715-1808) – ‚Kupferstecher' aus Oberhessen und „Gestalt der europäischen Geistesgeschichte"[1]

Rezeptionsgeschichte. Probleme und Perspektiven der Forschung

MARCEL BAUMGARTNER

Mit den gemalten und skulptierten Künstlerbildnissen an ihren Fassaden waren die Bauten der meisten großen, im 19. Jahrhundert entstandenen Kunstmuseen wahre bildgewordene Kompendien der neuzeitlichen europäischen Kunstgeschichte.[2] Das umfangreichste und am detailliertesten durchgearbeitete dieser Systeme von belehrendem – in diesem Fall: plastischem – Bauschmuck hat sich, wenn auch nicht mehr ganz vollständig,[3] an dem 1863 bis1869 nach Plänen von Hermann von der Hude und Georg Theodor Schirrmacher errichteten, 1883 bis1886 erweiterten ersten Bau der Kunsthalle Hamburg erhalten.[4]

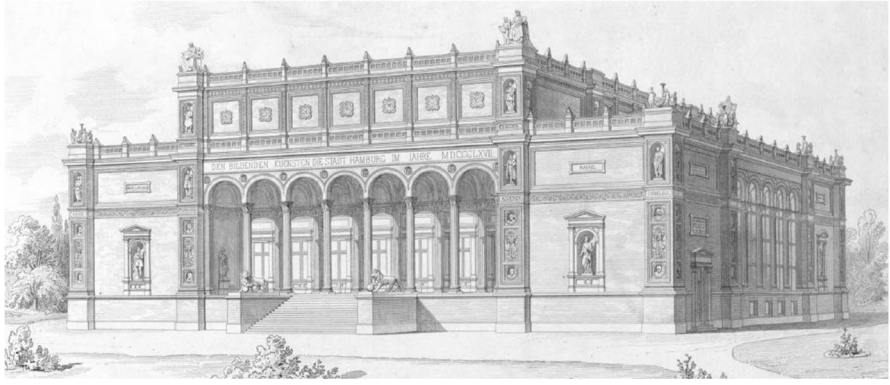


Abb. 1: Hermann von der Hude/Georg Theodor Schirrmacher, *Die Kunsthalle in Hamburg* (Perspektivische Ansicht von Westen), in: *Atlas zur Zeitschrift für Bauwesen* 18, 1868, Blatt 1

1 Gaehtgens 2007 (wie Anm. 26). – Ausformuliert könnte der Titel meines Beitrags lauten: „Der oberhessische Müllerssohn Johann Georg Will, der als Kupferstecher nach Paris kam und dort als Jean Georges Wille zu einer ‚Gestalt der europäischen Geistesgeschichte' wurde".

2 Volker Plagemann, *Das deutsche Kunstmuseum 1790-1870. Lage, Baukörper, Raumorganisation, Bildprogramm* (Forschungsunternehmen der Fritz-Thyssen-Stiftung, Arbeitskreis Kunstgeschichte; Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts 3), München: Prestel, 1967.

3 Teile des Bildprogramms an der Südostfassade sind dem in den Jahren 1911 bis 1917 nach Plänen des Hamburger Bauinspektors Albert Erbe errichteten Neubau zum Opfer gefallen.

4 Volker Plagemann, „Zur Ikonographie des Museums. Das Programm der Künstlerbildnisse am Außenbau der Hamburger Kunsthalle, 1863-1869", in: *Jahrbuch der Hamburger Kunstsammlungen* 12, 1967, S. 71-84.

Für den oberhessischen, mit dem Studium der Künstlerbildnisse die Zeit bis zum Einlass ins Museum sich vertreibenden Kunstfreund hält dieses Hamburger Bildprogramm, das dominiert wird von den in den Ädikulen der Flügelbauten prominent in Szene gesetzten Standbildern Michelangelos (links) und Raffaels (rechts), am Ende eine veritable Überraschung bereit. In den Pfeilernischen der Attikazonen über Michelangelo stehen, ebenfalls ganzfigurig, die Statuen der Bildhauer Peter Vischer (in der Attika über der Eingangshalle) sowie Christian Daniel Rauch und Bertel Thorvaldsen (in der Attika des Flügels); ihnen zugeordnet sind an den Pfeilern im Hauptgeschoss die Relief-Porträtmedaillons von Ernst Rietschel und von Johann Gottfried Schadow (unter Rauch) sowie von Ludwig Schwanthaler und von Antonio Canova (unter Thorvaldsen). Analog finden sich auf der rechten Seite die Standbilder von Hans Holbein dem Jüngeren, Albrecht Dürer und Peter Cornelius sowie die Medaillons von Asmus Jacob Carstens, Balthasar Denner, Wilhelm von Kaulbach und Friedrich Overbeck. Zwischen diesen Vertretern der Skulptur links und der Malerei rechts vermittelt in den Bogenfeldern über der Vorhalle[5] eine Reihe von Medaillons mit Bildnissen berühmter Kupferstecher, Radierer und Holzschneider, von Raffaello Morghen und Daniel Nikolaus Chodowiecki über Friedrich („Maler") Müller, Ludwig Richter, Adolf Menzel und Eduard Mandel bis schließlich, rechts außen, zu Johann Georg Wille.



Abb. 2: Bildnismedaillon Johann Georg Wille an der Hauptfassade des Altbaus der Kunsthalle Hamburg

5 Diese Bogenfelder waren erst beim 1883-1886 erfolgten Um- und Erweiterungsbau in die ursprünglich offene Vorhalle eingesetzt worden.

Dass dem 1715 in der Nähe von Gießen – in der damals zur Pfarrei Königsberg gehörenden „oberste[n] Mühl auff der Bieber unter dem Rauchpfuhl“[6] – geborenen Johann Georg Will (der sich 1736 dauerhaft in Paris niederließ und ab Mitte der 1750er Jahre mit „Jean Georges Wille“ signierte) an der Fassade des Hamburger Museums ein – wenn auch relativ bescheidener – Platz unter den „vorzüglichsten Künstler[n] […] der romanischen und germanischen Nationen“[7] eingeräumt wurde, ist deswegen überraschend, weil in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts sein Stern längst nicht mehr so hell leuchtete wie zu seinen Lebzeiten (als er – um nur eine von vielen Elogen zu zitieren – „in ganz Europa als erster Kupferstecher unserer Zeit“[8] gegolten hatte), oder auch noch (wie die Erwerbspolitik des British Museum und die damals erzielten Preise für seine Graphiken zeigen)[9] um die Mitte des Jahrhunderts. In der Tat verlief, wie Michael Werner jüngst festgestellt hat, Willes Rezeptionsgeschichte,[10] im Unterschied zu der vieler anderer Vertreter der graphischen Künste, höchst diskontinuierlich. Nach der Publikation des Werkkatalogs der Druckgraphik durch Charles Le Blanc 1847[11] und nach der

6 Zit. nach: Wolf Erich Kellner, „Neues aus dem schriftlichen Nachlaß des Jean Georges Wille (Bericht über die vom Pariser Nationalarchiv im Jahr 1961 erworbenen Stücke)“, in: MOHG 49/50, 1965, S. 144-189 (Zitat S. 145). – Die Angabe von Königsberg als Geburtsort hat gelegentlich zu einer kuriosen Falschinformation geführt – so 1994 in einem Katalog des British Museum: „[Wille] was born to a poor farming family near Koenigsberg in East Prussia“ (Antony Griffiths/Frances Carey, *German Printmaking in the Age of Goethe*, London: British Museum Press, 1994, S. 33).

7 Aus dem Entwurf eines Bildprogramms für die Kunsthalle Hamburg, zit. nach Plagemann 1967 (wie Anm. 4), S. 74.

8 „M. Wille […] est au-dessus des éloges que nous pourrions donner à ses rares talens. Il nous suffira de dire, qu'il est connu dans toute l'Europe pour le premier Graveur au burin de notre âge“ (*Almanach Historique et Raisonné des Architectes, Peintres, Sculpteurs, Graveurs et Cizeleurs* […], Paris 1776/1777, zit. nach: Gramaccini 1997 (wie Anm. 29) S. 357.

9 Im Zusammenhang mit dem Porträtstich des Marquis de Marigny (hier Abb. 7) schreiben Antony Griffiths und Frances Carey: „The fashion for such prints lasted well into the nineteenth century, and W. H. Carpenter assembled a superb collection of Wille's work for the British Museum Print Room, of which he was Keeper from 1845-66. This impression was one of twenty-four proofs purchased in 1852, many of which cost five or six guineas apiece – more than most Rembrandt etchings at that time“ (Griffiths/Carey [wie Anm. 6], S. 33). – Dank dieser Erwerbspolitik und einer hervorragenden Digitalisierung des Bestandes ist heute über die Website des British Museum (http://www.britishmuseum.org/research/collection_online/search.aspx) ein bequemer Zugriff fast auf das gesamte graphische Werk Willes möglich. Die meisten Wille-Graphiken besitzt das British Museum in mehreren Zuständen.

10 Zu einem Abriss der Rezeptionsgeschichte siehe bereits: Tjark Bergmann, „Zum 300. Geburtstag des Kupferstechers Johann Georg Wille (1715-1808)“, in: MOHG 100, S. 294-303, mit der Übersicht „Quellen und ausgewählte Literatur zu J. G. Wille“, ebd., S. 300-303; dort auch nützliche Hinweise zu den in digitalisierter Form greifbaren Quellen (u. a.: Le Blanc 1847, Duplessis 1857).

11 Le Blanc 1847. Dieser Catalogue raisonné enthält detaillierte Angaben zu den verschiedenen Zuständen der einzelnen Drucke. Dagegen bietet der vierte Band des *Manuel de l'amateur d'estampes* von Charles Le Blanc und Jacques-Charles Brunet, Paris: Bouillon, o. J. [1889], S. 227-232, eine bloße Liste mit einer vom ersten Katalog abweichenden Gliederung und

Veröffentlichung seiner Memoiren und Tagebücher durch Georges Duplessis mit einem Vorwort der Brüder Goncourt zehn Jahre später[12] war Willes Name während mehr als eines Jahrhunderts aus dem Feld der kritischen Aufmerksamkeit weitgehend verschwunden.[13]

Ein neuer Ansatz erfolgte 1965 an vergleichsweise entlegener Stelle, nämlich in Wolf Erich Kellners Beitrag „Neues aus dem schriftlichen Nachlaß des Jean Georges Wille" in den *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen*.[14] Diese Publikation markiert den Beginn einer bedeutenden Akzentverschiebung in der Wille-

Nummerierung (http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/leblanc1854ga). – Schultze Altcappenberg 1987 liefert in seinem Anhang IV, S. 284, eine „Ergänzungsliste" mit 16 bei Le Blanc nicht verzeichneten druckgraphischen Arbeiten von Wille; siehe dazu jedoch Anm. 40). Mit Ausnahme von Nr. 15 dieser Liste (*L'arbre de Cracovie*) können diese Graphiken auf der Website des British Museum (wie Anm. 9) abgerufen werden.

12 Duplessis 1857. – Bd. 1: Vorwort der Brüder Goncourt (S. V-XVII); Memoiren von Wille (S. 1-109); Journal vom 31. Mai 1759 bis zum 13. Dezember 1774 (S. 113-584). – Bd. 2: Journal vom 1. Januar 1775 bis zum 1. Januar 1777 (S. 1-63) und vom 10. Juli 1783 bis zum 9. Oktober 1793 (S. 64-391); eigenhändige kurze Autobiographie von Wille (S. 391-392); „Liste des meilleurs peintres, sculpteurs, graveurs et architectes des Académies Royales de peinture, sculpture et architecture suivant leur rang à l'académie. 1750" von Bachaumont (S. 396-412); Index der Namen (S. 413-437). – Zum jüngst erfolgten Fund, der die Lücke im Journal von 1777 bis 1783 schließt, siehe Anm. 66. – Dass Wille ein Journal schon vor 1759 geführt hatte, belegt ein fragmentarisch erhaltenes, noch in deutscher Sprache geschriebenes Journal vom 1. August bis zum 16. Dezember 1751 (publiziert von Kellner 1965 [wie Anm. 6], S. 186-187). Siehe dazu auch Anm. 66. – Zu einer Übersetzung des Vorworts der Brüder Goncourt und der Memoiren Willes siehe: MOHG 51, 1966, S. 36-74, 145-149, und MOHG 52, 1967, S. 79-130, 174-176, sowie: Herbert Krüger/Peter Merck/Charlotte Klein, *Die Memoiren des Kupferstechers Jean Georges Wille, 1715-1808, übersetzt nach Georges Duplessis , Mémoires et Journal de J. G. Wille', 2 Bde., Paris 1887 [sic], nebst Auszügen aus dem Œuvre-Katalog J. G. Willes und der biographischen Einleitung von M. Charles Le Blanc*, Leipzig 1847, überarbeitete Buchausgabe der in den MOGH 51, 1966, und MOHG 52, 1967, erschienenen Teilbeiträge, Gießen: Mittelhessische Druck- und Verlagsgesellschaft mbH, 1968.

13 „À la différence d'autres figures de l'histoire de la gravure et des arts graphiques, Wille a connu une réception discontinue. Après la publication, en 1857, de son *Journal* préfacé par les frères Goncourt, son nom a quasiment disparu, pendant plus d'un siècle, du champ de perception de la critique" (Michael Werner, „Jean-Georges Wille: réflexions autour d'une étude de cas", in: Décultot/Espagne/Martin [Hrsg.] 2009, S. 247-253, zit. S. 247).

14 Kellner 1965 (wie Anm. 6); vgl. dazu auch den Nachtrag von Wilhelm Alfred Eckhardt, „Zum Inventar des Nachlasses Jean George Willes im Nationalarchiv Paris", in: MOHG 51, 1966, S. 16-17. Zur Person von Wolf Erich Kellner siehe Anm. 65. – Diesem Beitrag Kellners vorausgegangen war eine Würdigung Willes durch Herbert Krüger, verfasst anlässlich einer Wille-Ausstellung in der Universitätsbibliothek Gießen 1961: Herbert Krüger, „Der ‚französische' Kupferstecher Jean Georges Wille (1715-1808) aus Oberhessen. Zur Wille-Ausstellung des Oberhessischen Museums in der Universitäts-Bibliothek zu Gießen im März/Mai 1961", in: *Gießener Hochschulblätter* 9, Nr. 1, Mai 1961, S. 14-18. Eine erweiterte Fassung dieses Aufsatzes erschien im Zusammenhang mit der Wille-Ausstellung 1965 in den neuen Räumen des Bürgerhauses Gießen: Herbert Krüger, „Zum 250jährigen Geburtstag des französischen Kupferstechers Jean Georges Wille, des Müllersohns aus Oberhessen (15.11.1715 bis 5.4.1808)", in: MOHG 49/50, 1965, S. 190-206, 227-232. – Beide Ausstellungen speisten sich aus dem „fast lückenlosen Bestand" an Wille-Druckgraphik des Oberhessischen Museums, dessen Grundstock aus der Gail'schen Stiftung stammt und den Paul

Rezeption: Entschiedener als bei den Goncourts, denen Willes Tagebücher noch primär als ein „Zeugnis der Sitten seiner Zeit“[15] gegolten hatten (so wie die Tagebücher von Edmond und Jules de Goncourt uns heute als ein hervorragendes kulturhistorisches Dokument des 19. Jahrhunderts gelten), rückte in der Folge Willes Leistung als bedeutender Kunst- und Kulturvermittler in einem europaweiten Beziehungsgeflecht in den Blick. Eine detaillierte Fallstudie zur Korrespondenz Willes mit einem seiner Briefpartner in der Schweiz lieferte 1978 Yvonne Boerlin-Brodbeck (die den Geburtsort Willes mit ihrem Blick aus neutraler Distanz „in der Nähe von Wetzlar“ lokalisiert).[16] Die Publikation aller bis dahin bekannten Briefe von und an Wille durch Élisabeth Décultot, Michel Espagne und Michael Werner im Jahr 1999 stellte schließlich die Wille-Forschung auf eine völlig neue Grundlage.[17] Der einstige „Doyen des Graveurs de l'Europe“[18] tritt nun ganz zurück zum einen hinter dem ‚Netzwerker', dessen Haus am Quai des Augustins 35 im Herzen von Paris „zu einer Art Kulturinstitut, einer Informations- und Vermittlungszentrale für deutsche Künstler“[19] wurde, und zum andern hinter einem Künstler, der nicht mit seiner Reproduktionsgraphik, sondern vielmehr mit seinen bis dahin wenig beachteten Zeichnungen und mit seiner 1753 gegründeten und nach 1760 von seinem Schüler Jacob Matthias Schmutzer weitergeführten ‚Teutschen Zeichnungsschule' „in Auseinandersetzung mit dem französischen Zeitgeschmack eine spezifische Variante aufklärerischer Landschaftsauffassung“ entwickelte[20] und

Helmke, Museumsleiter von 1928-1933, planmäßig ausgebaut hatte (Krüger 1961, S. 18; Krüger 1965, S. 205). Im Alten Schloss hatte es bis zur Evakuierung der Bestände im Zweiten Weltkrieg eine Dauerausstellung mit Willes druckgraphischem Werk gegeben (Herbert Krüger, „Das Alte Schloß in Gießen“, in: *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft* 32, 1963, S. 233-270; zit. S. 267).

15 „Témoignage des mœurs du temps“ (Goncourt 1857 [wie Anm. 12], S. XVI); deutsch zit. nach Krüger/Merck/Klein 1968 (wie Anm. 12), S. 16.

16 Yvonne Boerlin-Brodbeck, „Johann Caspar Füssli und sein Briefwechsel mit Jean-Georges Wille. Marginalien zu Kunstliteratur und Kunstpolitik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“, in: *Beiträge zur Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts in Zürich* (Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft, Jahrbuch 1974-77), Zürich: Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft, 1978, S. 77-178; zit. S. 86.

17 Décultot/Espagne/Werner (Hrsg.) 1999. – Siehe dazu die Rezensionen von Christoph Frank, in: *Das achtzehnte Jahrhundert. Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts* 26, Heft 1, 2002, S. 107-113, und von Antony Griffiths, in: *Print Quarterly* 19, Nr. 3, September 2002, S. 295-298. Beide Rezensenten sehen in der Publikation einen Meilenstein der Wille-Forschung, monieren aber das Fehlen von kunsthistorischer Expertise im Herausgebergremium, und beide geben – im Fall von Christoph Frank: sehr substantielle – Hinweise auf Bestände, die den Herausgebern des Briefwechsels entgangen sind, darunter die bedeutende Korrespondenz von Karoline Luise von Hessen-Darmstadt, Markgräfin von Baden; siehe dazu die Publikationen zu den Ausstellungen in Karlsruhe 2015 (wie Anm. 50).

18 Die Bezeichnung „actuellement Doyen des Graveurs de l'Europe“ findet sich auf dem Titelblatt der 1801 publizierten Graphiksammlung *Variétés de Gravures* (bzw. *Recueil des Paysages et Autres Figures*), Le Blanc 1847, Nr. 15 (hier Abb. 15, 16).

19 Décultot/Espagne/Werner 1999, S. 6.

20 Ebd., S. 38, 40.

damit einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung der Landschaftsmalerei im Übergang vom Rokoko zu Klassizismus und Romantik leistete.

Diesen zuletzt genannten Aspekt von Willes künstlerischem Schaffen und seiner Wirkung als Lehrer im Detail herausgearbeitet zu haben,[21] ist eines der Verdienste der 1987 erschienenen Studie *„Le Voltaire de l'Art". Johann Georg Wille (1715-1808) und seine Schule in Paris* von Hein-Thomas Schulze Altcappenberg.[22] Ohne sein 278 Nummern umfassendes ‚Werkverzeichnis der Zeichnungen von J. G. Wille' – davon 92 Landschaftszeichnungen,[23] die Schulze Altcappenbergs Einschätzung zufolge Willes prägenden Beitrag zur Kunstgeschichte bilden[24] – und ohne seine ‚Liste der Wille-Schüler und Auswahlkatalog ihrer zeichnerischen und druckgraphischen Arbeiten'[25] ist die Wille-Forschung überhaupt nicht mehr zu denken.

In dem Maß, in dem Schulze Altcappenberg durch diese seine Pionierleistung zum Spezialisten für Wille als Zeichner wurde, ist aber auch die Gefahr der isolierten Behandlung einzelner Teile von Willes künstlerischem Werk gewachsen. Exemplarisch für diese mehr para- als wirklich interdisziplinäre Sicht auf Wille selbst innerhalb der Disziplin der Kunstgeschichte stehen zwei unverbunden nebeneinanderstehende Beiträge zum Wille-Kolloquium, das Élisabeth Décultot, Michel Espagne und François-René Martin im Januar 2007 in Paris veranstaltet hatten.[26] Während Schulze Altcappenberg über die gesichert erst ab Mitte der

21 Als „wichtige Grundlage" für seine Arbeit nennt Schulze Altcappenberg selbst das 1971 publizierte, nicht zuletzt in seinen 3426 Anmerkungen ungemein materialgesättigte Handbuch *Paris und die deutsche Malerei 1750-1840* von Wolfgang Becker (Forschungsunternehmen der Fritz-Thyssen-Stiftung, Arbeitskreis Kunstgeschichte; Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts 10), München: Prestel, 1971). In zwei Kapiteln behandelt Becker die Themen „Johann Georg Wille und das holländische Genre" (S. 20-22) sowie „Johann Georg Wille und die Buschlandschaft" (S. 24-26); s. ferner die Grunddaten zu Wille, S. 337 und bes. die dazugehörigen Anmerkungen S. 377-379.

22 Schulze Altcappenberg 1987. Die Titulierung Willes als „Voltaire de l'Art" stammt von den Brüdern Goncourt („Correspondant avec Vienne, Berlin, Copenhague, Moscou, recevant le monde ou à peu près, il est le Voltaire de l'art, ce patriarche de la gravure"; wie Anm. 12, S. XI).

23 Schulze Altcappenberg 1987, S. 298-305; dazu kommen acht zweifelhafte bzw. von Schulze Altcappenberg dem Künstler abgeschriebene Werke (ebd., S. 305-306), aber auch eine Reihe von Zeichnungen, die durch Stiche anderer Künstler überliefert sind (ebd., S. 306-307). – Auf die Tatsache, dass es sich dabei nur um einen Teil der tatsächlichen Produktion handelt, hat Schulze Altcappenberg (S. 125) selbst hingewiesen. Vgl. auch ders. 2009 (wie Anm. 28), S. 24-25: „Mais ce chiffre double si l'on se fie aux indications du *Journal*. De nouvelles pièces, issues de collections privées, ne cessent d'apparaître sur le marché".

24 „Ces dessins [i. e.: „les paysages"] constituent sans doute le domaine qui a permis à Wille de marquer l'histoire de l'art" (Schulze Altcappenberg 2009 [wie Anm. 28], S. 21).

25 Schulze Altcappenberg 1987, S. 308-370).

26 Décultot/Espagne/Martin (Hrsg.) 2009. – Siehe dazu: Thomas W. Gaehtgens, „Ein deutscher Aufklärer in Paris. Zu einer Tagung über den Zeichner und Stecher Jean-Georges Wille", in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Mittwoch, 31. Januar 2007, Nr. 26, S. N 3.

1750er Jahre nachgewiesenen Zeichnungen[27] referierte, dabei aber (wie schon in seinem Buch von 1987) außer Acht ließ, dass die Landschaft schon in Willes zwar erst 1801 publiziertem, jedoch Werke seit 1738 enthaltenden Graphikzyklus *Variétés de Gravures* eine bedeutende Rolle spielt,[28] behandelte Norberto Gramaccini, der durch seine Arbeiten zur französischen Druckgraphik[29] und zur Gattung des Reproduktionsstichs[30] Pionierarbeit für diesen Aspekt des Schaffens auch von Wille geleistet hatte, die Landschafts-Blätter aus dem genannten Zyklus von Radierungen ohne jeden Querverweis auf das gezeichnete Werk.[31] Dabei liegt die Notwendigkeit von Fragen nach dem wechselseitigen Verhältnis, nach Vergleichbarkeit *und* Unterschieden, nach Kontinuität *und* Wandel in den beiden Werkgruppen auf der Hand.[32]

Was aber für die Landschaftsdarstellungen in der Druckgraphik einerseits und in den Zeichnungen andererseits gilt, das gilt erst recht für das gesamte künstlerische Schaffen von Wille. Völlig zu Recht hat Norberto Gramaccini auf die „erstaunliche Vielfalt“[33] allein schon im druckgraphischen Werk von Wille hingewiesen (um sich dann allerdings gleich wieder auf einen Aspekt – eben auf die Radierungen der *Variétés de Gravures* – zu beschränken) und in diesem Zusammenhang eine verblüffende Aussage Willes in einem Brief vom 21. Juli 1778 an den Berliner Schriftsteller, Buchhändler und Verleger Christoph Friedrich Nicolai zitiert:

„[…] heute […] sende ich Ihnen mit Vergnügen la Mort de Marc Antoine [Abb. 10], einen ersten Abdruck der ich für Sie edler freund aufgehoben hätte. Nehmen Sie ihn gütigst an! Sie werden sich vielleicht wundern, wo Sie dießes stücke noch nicht gesehen haben, daß es so heftig Breit gearbeitet ist; aber dazu verleiten mich

27 Über die Landschaftszeichnungen hatte Schulze Altcappenberg 1987 geschrieben: „Der Befund aus der Zeit vor 1750/55 ist […] sehr mager […]. Das heute noch dokumentierbare Œuvre setzt […] mit der signierten und 1754 datierten Aquarell- und Kreidezeichnung ‚Das Hoftor‘ [Werkverzeichnis der Zeichnungen Nr. 185] ein“ (Schulze Altcappenberg 1987, S. 126). Gleiches gilt für die Werkgruppe der kolorierten Genre-Zeichnungen: „[…] aus den vorhandenen Datierungen ist abzuleiten, daß die Produktion mit Ausnahme der sehr frühen ‚Fortuna‘ [Werkverzeichnis der Zeichnungen Nr. 36; datiert „um 1725“] um die Mitte der 1750er Jahre einsetzte und bis ins Jahr 1806 kontinuierlich verlief“ (ebd., S. 98).

28 Heinrich Thomas Schulze Altcappenberg, „Jean-Georges Wille dessinateur. La collection du Kupferstichkabinett de Berlin“, in: Décultot/Espagne/Martin (Hrsg.) 2009, S. 21-35.

29 Norberto Gramaccini, *Theorie der französischen Druckgraphik im 18. Jahrhundert. Eine Quellenanthologie* (Neue Berner Schriften zur Kunst 2), Bern u. a.: Lang, 1997.

30 Norberto Gramaccini/Hans Jakob Meier, *Die Kunst der Interpretation. Französische Reproduktionsgraphik 1648-1792*, München/Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2003; zu Wille bes. S. 147-149, 307-310.

31 Norberto Gramaccini, „Wille et la gravure de paysage“, in: Décultot/Espagne/Martin (Hrsg.) 2009, S. 37-57.

32 Vgl. etwa Abb. 7 im Beitrag von Gramaccini mit Abb. 6 im Beitrag von Schulze Altcappenberg; ebenso Gramaccini, Abb. 5, im Vergleich mit Schulze Altcappenberg, Abb. 8, oder Gramaccini, Abb. 11, im Vergleich mit Schulze Altcappenberg, Abb. 10.

33 Les gravures de Jean-Georges Wille présentent une diversité étonnante“ (Gramaccini 2009 [wie Anm. 31], S. 37.

meine begriffe die ich von der verschiedenheit der Maler und ihren gemälden habe. Dazu immer aus einem Thone Leyern ist armut. die verschiedenheit wecket mich, ob ich gleich nie ganz einschlafe. Haben Sie nicht selber Ihre verschiedenen Werke, welche desto reizender sind, in verschiedene art geschrieben? Ein geist, aber wie man will, auf verschiedenen graden angewandt, hat mir immer heilsam [er]schienen."[34]



Abb. 3. Johann Georg Wille, *Thierry II.*, 1738 [Le Blanc 92]; Kupferstich und Radierung, 150 x 110 mm; Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Inv-Nr. Bg Wi 84

34 Décultot/Espagne/Werner 1999, S. 592-593; vgl. auch unten, Anm. 53.

Bei den frühesten von Charles Le Blanc in seinem Œuvrekatalog der Druckgraphik von Wille verzeichneten und von ihm 1738 datierten[35] Werken handelt es sich um ein Konvolut von 17 Köpfen fränkischer und französischer Könige: für den Verleger Michel Odieuvre – „un marchand d'estampes qui faisoit beaucoup graver et payoit peu"[36] – nach Zeichnungen von Antoine Boizot gestochene, akkurat gearbeitete Kupferstiche ,[37] die zuerst in dem von Odieuvre herausgegebenen *Receuil des Rois de France*[38]erschienen sind, und die ab 1755 für die sechsbändige Publikation *L'Europe illustre*[39] wiederverwendet wurden. Parallel zu dieser Brotarbeit im Dienst von Odieuvre scheint Wille aber auch – und zwar mit erstaunlicher Virtuosität – die Technik der Radierung praktiziert zu haben. Eine erste, von Le Blanc allerdings nicht in seinen Katalog aufgenommene Platte wäre, wenn sie doch Wille zugeschrieben werden könnte, sogar noch vor den ersten (erhaltenen) Kupferstichen entstanden.[40]

Im gleichen Format und in der gleichen Manier wie die Köpfe der Könige – jedoch nicht für Odieuvre, sondern aus eigenem Antrieb (weil ihn, wie er in seinen Memoiren schrieb, die Arbeit für Odieuvre „zu langweilen begann" und ihm nach einer „angenehmeren Tätigkeit" zumute war) – stach Wille in seinen ersten Pariser Jahren auch ein Porträt des zu diesem Zeitpunkt 82jährigen, beim französischen Adel hoch angesehenen und beliebten Porträtmalers Nicolas de Largillière; als Vorlage diente ihm eine nach einem Selbstbildnis Largillières von 1726 gefertigte Kopie.[41]

---

35 Zu dieser einheitlichen Datierung in Widerspruch steht die These, dass diese Beschäftigung „über einige Jahre [Willes] materielle Lebensgrundlage" dargestellt habe (Décultot/Espagne/Werner 1999, S. 5).

36 So Wille in seinen Memoiren; zit. nach Duplessis 1857, S. 68; deutsch in: MOHG 52 1967 (wie Anm. 12), S. 95.

37 Le Blanc 1847, Nr. 87-103.

38 *Recueil des portraits des rois de France depuis Pharamond jusqu'à Louis XV*, dessinés d'après les médailles, par A. Boizot […] et gravés par les soins de Michel Odieuvre, 4 Bde., Paris: Odieuvre, 1738-1744. – Zum Beginn von Willes Geschäftsbeziehung mit Odieuvre siehe seine *Memoiren*, in: Duplessis 1857, Bd. 1, S. 68-69.

39 Dreux du Radier, *L'Europe illustre, contenant l'histoire abregée des Souverains, des Princes, des grands Capitaines, des Magistrats, des Savans, des Artistes, & des Dames célèbres en Europe, depuis le XVe siècle compris, jusqu'à présent*, ouvrage enrichi de portraits, gravés par les soins du Sieur Odieuvre, Paris: Odieuvre & Le Breton, 6 Bde., 1755-1765 (ab Bd. 4, 1757, nach dem Tod von Odieuvre, nur noch: Le Breton).

40 Schulze Altcappenberg 1987, Anhang IV, „Ergänzungsliste (zu Le Blanc): Druckgraphische Arbeiten von Wille", S. 284, Nr. 1. – In seinem Vorwort, S. XII, hatte Le Blanc 1847 unter anderem diese Radierung mit der folgenden Begründung aus dem Werk von Wille ausgeschieden: „Nous avons trouvé dans différentes ouvrages, l'indication des pièces suivantes attribuées à Wille; mais cette indication était si insuffisante que, dans le doute, nous n'avons pas osé les insérer dans notre catalogue". – Die ersten, im Katalog von Le Blanc verzeichneten Radierungen stammen aus den Jahren 1738 (Le Blanc 16) und 1739 (Le Blanc 29).

41 Das 1726 entstandene Selbstbildnis von Largillière, Öl auf Leinwand, 81,1 x 64,8 cm, ein Geschenk für seine Tochter zu ihrer Hochzeit, befindet sich heute in der Sammlung des Art Institute of Chicago (Charles H. and Mary F. S. Worcester Collection, Inv. Nr. 1987.57). – Zu den Entstehungsumständen des (seitenverkehrten) Stichs von Wille und des Porträts von



Abb. 4: Johann Georg Wille?, *Un aveugle jouant de la vielle*, 1737 [Le Blanc, S. XII, Nr. 2 (douteux)], Radierung, 137 x 72 mm; London, The British Museum, Prints & Drawings, Inv. Nr. 1845,0906.205; ©Trustees of the British Museum

Largillières Tochter Marguerite Elisabeth siehe Willes ‚Memoiren': Duplessis 1857, S. 70-71, bzw. MOHG 52, 1967 (wie Anm. 12), S. 96-97. – Der Stich von Wille fand später Verwendung in Band 6, 1765, von Dreux du Radiers *L'europe illustre* (wie Anm. 39).



Abb. 5: Johann Georg Wille, *Nicolas de Largillière, peintre*, 1738 [Le Blanc 129]; Kupferstich und Radierung, 152 x 108 mm; Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Inv. Nr. JGW 120

Unter Verwendung des gleichen Bildformulars, aber in größerem Format, entstand in unmittelbarem Anschluss daran ein Porträtstich der Tochter des Künstlers – ebenfalls nach einem Gemälde von Largillière.[42] Mit diesen beiden Arbeiten, in denen er die trockene Stecher-Manier der *Rois de France* hinter sich ließ, sprach Wille beim „respectable M. de Largillière" vor – der ihn „vor Freude umarmte" und ihn „ermahnte, nicht die Laufbahn der Künste aufzugeben".[43]



Abb. 6: Johann Georg Wille, *Marguerite Elisabeth de Largillière, fille de Nicolas de Largillière*, 1738 [Le Blanc 146]; Kupferstich und Radierung, 340 x 251 mm; Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Inv. Nr. JGW 134

42 Nicolas de Largillière, *Porträt der Tochter des Künstlers*, 1726, Öl auf Leinwand, 81,7 x 65,3 cm (Sotheby's, *Important Old Master Paintings, including European Works of Art*, New York, 29.-30. Januar 2009, Los 72). – Der Stich von Wille ist auch hier seitenverkehrt. – Weil das Gemälde die gleichen Maße aufweist wie das Selbstbildnis, wird es als Gegenstück zu jenem gesehen. – Zu Largillières Frauenbildnissen schreibt der Autor des Eintrags in *L'europe illustre* (wie Anm. 39): „Les Dames, dont les traits délicats & les graces échappent si facilement au pinceau le plus intelligent, ne perdoient rien dans ses tableaux: tout y est exprimé; ce coup d'œil, ce souris, ces riens, dont l'ensemble fait souvent le mérite de la beauté même."

43 Duplessis 1857, S. 71, bzw. MOHG 52, 1967 (wie Anm. 12), S. 97.

Diese Ermutigung bedeutete den Beginn einer Karriere, in deren Verlauf Wille zu einem der gefragtesten Produzenten von repräsentativen Porträtstichen wurde – bis ab der Mitte der 1750er Jahre diese prestigeträchtige Gattung des französischen Barock in seinem Œuvre immer mehr zurücktrat und er schließlich alle weiteren Anfragen für Porträtaufträge ablehnte, nachdem er 1761 das Porträt des Marquis de Marigny, des *Directeur général des Bâtiments du Roi, Arts, Jardins et Manufactures* (und Bruders der Marquise de Pompadour) als *morceau de réception* für die Aufnahme in die *Academie royale de peinture et sculpture*[44] vollendet hatte.[45]

Am 12. Juni 1761 – das heißt: drei Tage bevor er den Porträtierten aufsuchte, um ihm seinen Stich zu präsentieren[46] – hatte Wille dem „hochzuehrenden Herr[n] und würdigste[n] freund" Johann Martin Usteri nach Zürich geschrieben:

„Es ist schon einige Zeit daß wir uns nicht geschrieben haben. Die Schuld ist auf meiner seite, ich weiß es. Aber auch diese Schuld könte ich auf andere Leute schieben wann ich wolte. Dann ich habe so stark arbeiten müssen als ich noch niemahls gethan habe; aber was thut man nicht um seinem vorgesezten zu gefallen, den Herrn Marquis von Marigny als den Generaldirektor der Königlichen Akademie zu befriedigen. Sein Porträt ist nun fertig. künftige Woche wird es gedruckt und ich bin iezt, dem himmel sey danck, ein freyer Mann. Dieses porträt ist das Lezte welches durch meinen Grabstichel die Welt sehen wird. Nun will [*Lücke im Text*: ich] wenn es des Himmels wille ist, arbeiten was mir gefält und wie es mir

44 Die Aufnahme Willes in die Akademie erfolgte am 24. Juli 1761; siehe dazu seinen Eintrag im Journal: „Je fus reçu à l'Academie royale de peinture et sculpture d'une voix unanime, et j'ay pris séance après avoir prêté le serment et avoir remercié la compagnie" (Duplessis 1857, Bd. 1, S. 175). – Vgl. auch die Eintragungen vom 16.3.1761 („M. le marquis de Marigni, accompagné de M. Cochin, me vint voir. Il étoit très-content de trouver son portrait, que je grave pour ma réception à l'Académie, fort avancé" [S. 159]), vom 15.6.1761 („J'ay présenté à M. le marquis de Marigny son portrait, que j'ay gravé pour ma réception à l'Academie. Il me reçut au mieux et je sortis content de chez lui" [S. 171]), vom 18.7.1761 (Willes Besuch bei den offiziellen Repräsentanten der Akademie) und vom 20.7.1761 (Wille wirbt bei den Mitgliedern der Akademie für ihre Stimme).

45 Über diesen Stich – ein Prachtwerk sondergleichen – schreiben Antony Griffiths und Frances Carey: „The engraving is a spectacular example of the classic line-engraved portrait, in which not a single line is etched, and a very wide range of textures is created by different patterns of strokes of the burin. Prints such as this took years to complete, and were very expensive. On 24 October 1761 Wille stated that to engrave a portrait bust without hands, he would require 2400 livres, 100 impressions for himself, and eighteen months in which to complete it" (Griffiths/Carey 1994 [wie Anm. 6], Kat. Nr. 1, S. 35). – Als Vorlage für den Stich diente Wille das Gemälde, das Louis Tocqué im Salon von 1755 ausgestellt hatte (Öl auf Leinwand, 136 x 106 cm) und das in mehreren Versionen überliefert ist – unter anderem im Musée des châteaux de Versailles et de Trianon und im Musée Carnavalet, Paris.

46 Siehe Anm. 44.

bequem ist. Ich bin auch dadurch fähig meinen freunden (unter welchen Sie einen hohen Plaz einhaben) besser zu dienen, welches mir sonderbar tröstlich ist.“[47]



Abb. 7: Johann Georg Wille, *Abel François Poisson de Vandières, Marquis de Marigny, Directeur-général des Bâtiments*, 1761 [Le Blanc 125]; Kupferstich, 497 x 345 mm; Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Inv. Nr. Bg Wi 115

47 Décultot/Espagne/Werner 1999, S. 236 (Brief 92); siehe auch Schulze Altcappenberg 1987, S. 20. – Am gleichen 12. Juni 1761 gibt es einen Eintrag im Journal, auf den sich die Lücke im Brieftext beziehen könnte: „On me fit la proposition de graver le portrait d'un grand personnage de la Hollande; mais je me suis excusé en recommandant M. Tardieu“ (Duplessis 1857, Bd. 1, S. 170).

„Nun will ich arbeiten, was mir gefällt"; und fünf Jahre später, unter Zurückweisung selbst höchstgestellter Kreise: „pour moi, je ne travaillois plus pour personne, excepté pour moi et à ce qui pouvoit m'être agréable":[48] Ähnlich selbstbewusst wird erst zwei Jahrzehnte später Jacques-Louis David auftreten, nachdem er sich nicht an das vom Auftraggeber, dem Comte d'Angiviller (dem Nachfolger des Marquis de Marigny im Amt des *Directeur général des Bâtiments du Roi*) vorgegebene Maß für seinen *Schwur der Horatier* gehalten hatte und an den für die Betreuung des Salon von 1785 zuständigen Marquis de Bièvre schrieb: „j'ai abandonné de faire un tableau pour le Roi, et je l'ai fait pour moi".[49]

Was Wille „gefiel", was ihm „angenehm" war und worauf er seine Kunst des Kupferstichs nach 1764 schließlich ganz verlegte, war eine Gattung, deren erstes Exemplar er bereits 1754 geschaffen hatte: *La Mort de Cléopâtre*, seitenverkehrt gestochen nach einem Gemälde des holländischen Malers Caspar Netscher.[50]

---

48 „Le 7. Répondu à M. Halbusch, à Londres, qui avoit eu la bonté de me proposer neuf planches à graver d'une grandeur énorme. Je l'ai remercié de son intention honnête, en lui marquant que le plus intrépide graveur pourroit être effrayé d'un tel ouvrage, et que, pour moi, je ne travaillois plus pour personne, excepté pour moi et à ce qui pouvoit m'être agréable" (Duplessis 1857, Bd. I, S. 337-338, Eintrag vom 7. Dezember 1766). – Zu Willes Ablehnung, ein Porträt der englischen Königin (Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz; Heirat mit George III. am 8. September 1761) zu stechen, siehe den Eintrag im *Journal* vom 20. Oktober 1761 (Duplessis 1857, Bd. I, S. 181); dazu den Brief von Johann Georg Ziesenis an Wille vom 9. Oktober 1761 (Décultot/Espagne/Werner 1999, S. 242-243, Brief Nr. 97). – Einen zweiten Versuch des englischen Königshofs wehrte Wille am 7. November 1764 ab: „Il m'est venu voir M. le baron de Dewitz, qui est attaché au duc régnant de Mecklenbourg-Strélitz, frère de la reine d'Angleterre. Il me proposa, de la part de la cour d'Angleterre, de graver le portrait de la reine, et il voulut savoir le prix que je prendrois; mais je me suis excusé honnêtement, car ma vue ne me permettroit plus de faire le portrait, et que je n'en gravois plus depuis plusieurs années" (Duplessis 1857, Bd. 1, S. 271).

49 „Pour la grandeur de mon tableau que vous me demandez, j'ai outrepassé la mesure que l'on m'avait donné pour le Roi. Elle me fut donnée de 10 sur 10, mais ayant tourné ma composition de toutes les manières, voyant qu'elle perdrait son énergie, j'ai abandonné de faire un tableau pour le Roi, et je l'ai fait pour moi. Jamais on ne me fera rien faire au détriment de ma gloire, et je l'ai fait de 13 pieds sur 10" (Brief vom 8. August 1785, zit. nach*: Jacques-Louis David, 1748-1825*, Paris: Éditions de la Réunion des musées nationaux, 1989 [Katalog zur Ausstellung im Musée du Louvre und im Musée national du château de Versailles, 26.10.1989-12.2.1990], S. 166).

50 Das Bild von Netscher (1673, Öl auf Leinwand, 53,5 x 44 cm) befindet sich heute nicht ohne Mitwirkung von Wille im Besitz der Kunsthalle Karlsruhe. 1754 hatte es zur Sammlung von Claude-Alexandre de Villeneuve, Comte de Vence – einer der berühmtesten Privatsammlungen der Zeit – gehört. Nach dem Tod des Comte de Vence am 6. Januar 1760 hatte Wille im Auftrag von Karoline Luise, Markgräfin von Baden, eine „Beurteilung der Erwerbungswünsche aus der Sammlung des Comte de Vence" vorgenommen (Autograf von 1760 im Generallandesarchiv Karlsruhe). Bei der Auktion am 9. Februar 1761 wurde der *Tod der Kleopatra* vom Kunsthändler und Kupferstecher Johann Heinrich Eberts für die Markgräfin von Baden erworben. Diese, eine begabte Malerin, kopierte das Bild (1764, Pastell auf Pergament, 55,2 x 44,5, Kopenhagen, The Royal Academy of Fine Arts, The Academy Council) und schenkte es der Akademie von Kopenhagen, deren Ehrenmitglied sie 1763 geworden war. – Siehe: Christoph Frank, „Kunst, Korrespondenz und Marktgeschehen – Karoline Luise von Baden, der Comte de Vence und die ‚République



Abb. 8: Johann Georg Wille, *La mort de Cléopâtre* (nach Caspar Netscher), 1754 [Le Blanc 5]; Kupferstich und Radierung, 405 x 300 mm; Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Inv. Nr. JGW 4

européenne des Arts"', in: Christoph Frank/Wolfgang Zimmermann (Hrsg.), *Aufgeklärter Kunstdiskurs und höfische Sammelpraxis. Karoline Luise von Baden im europäischen Kontext*, Berlin/München: Deutscher Kunstverlag, 2015, S. 36-65. – Christoph Frank, „'In der Tat hätte ich keinen besseren Agenten wählen können' – Johann Georg Wille", in: Holger-Jacob Friesen/Pia Müller-Tamm (Hrsg.), *Die Meister-Sammlerin. Karoline Luise von Baden* (Katalog zu den Ausstellungen *Die Meister-Sammlerin. Karoline Luise von Baden*, Große Landesausstellung Baden-Württemberg, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, 30.5.-6.9.2015, und *En Voyage. Die Europareisen der Karoline Luise von Baden*, Generallandesarchiv Karlsruhe, 17.6.-16.10.2015), Berlin/München: Deutscher Kunstverlag, 2015, S. 182-186; zum *Tod der Kleopatra*: ebd., S. 130-133.



Abb. 9: Johann Georg Wille, *L'instruction paternelle* (nach Gerard Ter Borch), 1765 [Le Blanc 55]; Kupferstich, 437 x 343 mm; Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Inv. Nr. Bg Wi 49



Abb. 10: Johann Georg Wille, *La mort de Marc Antoine* (nach Pompeo Batoni), 1778 [Le Blanc 4]; Kupferstich, 382 x 489 mm; Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Inv. Nr. Bg Wi 3

Doch stellen die mit diesem Stich einsetzenden „historischen Platten"[51] – mit einem inhaltlichen und formalen Spektrum, das von *L'instruction paternelle*, 1765,

51 Die Bezeichnung „erste historische Platte" findet sich seitenverkehrt ab dem dritten Zustand „avant la lettre" links im oberen Rand der Platte von *La mort de Cléopâtre* (Le Blanc 1854, Nr. 5). In der Folge versah Wille seine Stiche ausnahmslos mit einer laufenden Nummer bis zum 1790 erschienenen *Le Maréchal des Logis* nach einer Vorlage seines Sohnes Pierre Alexandre Wille („28te Pl."). – Bei den „historischen Platten" lassen sich thematisch und chronologisch deutlich zwei Gruppen von je 14 Werken unterscheiden. Bis 1769 handelt es sich bei den Vorlagen mit einer einzigen Ausnahme (*Les musiciens ambulants*, 1764, nach Christian Wilhelm Ernst Dietrich) um Bilder von holländischen Malern des 17. Jahrhunderts (Gerard Dou, Gabriel Metsu, Frans Mieris, Godfried Schalcken und Gerard Ter Borch). Ab 1770 sind es, mit zwei Ausnahmen (*Les bons amis*, 1773, nach Adriaen van Ostade, und *La tante de Gérard Dow*, 1780, nach Gerard Dou) ausschließlich zeitgenössische Künstler (Pompeo Batoni, Christian Wilhelm Ernst Dietrich, Johann Eleazar Zeissig, gen. Schenau und Pierre-Alexandre Wille sowie ein eigener Entwurf). – Mehr als fraglich scheint mir der Schluss zu sein, den Schulze Altcappenberg daraus zieht, wenn er unterstellt, dass Wille diese Numerierung vorgenommen hätte, um damit „sein eigentliches Werk" zu kennzeichnen, das „vor der Geschichte bestehen" könne (Schulze Altcappenberg 1987, S. 177).

nach Gerard ter Borch[52] bis zu *La mort de Marc Antoine*, 1778, nach Pompeo Batoni[53] reicht – nur den ‚offiziellen' und repräsentativen Teil des Werks von Wille nach 1754 dar. Denn so wenig Wille „um 1754/55 abrupt mit dem Porträtstich brach",[54] so wenig sollte außer Acht gelassen werden, dass 1754 – parallel offenbar

52 Von Gerard ter Borchs Bild sind zwei Versionen bekannt: Gemäldegalerie Berlin (um 1654/55, Öl auf Leinwand, 71,4 x 62,1 cm) und Rijksmuseum Amsterdam (um 1654, Öl auf Leinwand, 71 x 73 cm). Willes Stich entstand nach der Berliner Fassung, die sich damals in der Sammlung seines in Paris lebenden deutschen Malerfreundes Johann Anton de Peters befunden hatte (Schulze Altcappenberg 1987, S. 186). – Zu der vieldiskutierten Frage, ob Wille mit dem von ihm erfundenen Titel *Väterliche Ermahnung* aus einer ursprünglichen Bordellszene ein bürgerliches – nicht zuletzt durch die Erwähnung von Willes Stich in Goethes *Wahlverwandtschaften* (II. Teil, 5. Kapitel) berühmt gewordenes – Genrebild gemacht habe, siehe die detaillierten und differenzierten Ausführungen bei Schulze Altcappenberg 1987, S. 186-205, und in jüngerer Zeit beispielsweise: Daniela Hammer-Tugendhat, „Tournez s'il vous plaît. Transkriptionen einer Rückenfigur Gerard ter Borchs", in: Verena Krieger/Rachel Mader (Hrsg.), *Ambiguität in der Kunst. Typen und Funktionen eines ästhetischen Paradigmas,* Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2010, S. 73-91, und: Reinhard Wegner, „Von Klapp-Bildern und Kipp-Figuren. Tournez s'il vous plaît – ein Schlüsselmotiv in Goethes *Wahlverwandtschaften*", in: ebd., S. 109-123. – Kaum berücksichtigt wurden in der neueren Forschung Schulze Altcappenbergs Beobachtungen über die von Wille vorgenommene Streckung des Formats und die damit verbundenen Proportions-, Perspektiv- und Augenpunktverschiebungen (S. 199-200). In einem ersten, äußerst seltenen Zustand wies Willes Blatt sogar noch steilere Proportionen auf (London, The British Museum, Prints & Drawings, Inv. Nr. 1852,0214.409).

53 Das Bild von Pompeo Batoni (1763, Öl auf Leinwand, 76 x 100 cm, Brest, Musée Municipal) war 1776 als Geschenk von Nicolas de la Pinte de Livry, Titularbischof von Callinicum, in den Besitz von Wille gelangt und wurde von ihm in der Auktion vom Dezember 1784 veräußert (Patrick Michel, „Johann Georg Wille: collectionneur désintéressé ou agent d'art?", in: Décultot/Espagne/Martin 2009, S. 125-147: hier: S. 130). – Willes Stich ist seitenverkehrt. – Nach *La mort de Cléopâtre* ist der Stich mit dem in den Armen Kleopatras sterbenden Marcus Antonius die zweite und letzte Graphik Willes nach einem antiken Stoff. Zur programmatischen Bedeutung der (von Wille selbst thematisierten; vgl. oben, Anm. 34) Unterschiede in der stilistischen Behandlung siehe Schulze Altcappenberg 1987, S. 217-219.

54 Schulze Altcappenberg 1987, S. 177. De facto laufen bis 1761 die ‚alte' Gattung des Porträtstichs und die neue des ‚hollandistischen Stichwerks' noch weitgehend gleichberechtigt nebeneinander her: 1754: 1 Porträtstich (Le Blanc 158; *Kardinal Colonna* nach Pompeo Batoni), 1 „historische Platte" (Le Blanc 5: *La mort de Cléopâtre* nach Caspar Netscher) – 1755: 1 Porträtstich (Le Blanc 130; *Jean Baptiste Massé* nach Jean Louis Tocqué), 1 „historische Platte" (Le Blanc 61; *La dévideuse* nach Gerard Dou) – 1756: 1 „historische Platte" (Le Blanc 67: *La cuisinière hollandaise* nach Gabriel Metsu) – 1757: 1 Porträtstich (Le Blanc 151; *Friedrich II. von Preußen* nach Antoine Pesne), 2 „historische Platten" (Le Blanc 63; *La ménagère hollandaise* nach Gerard Dou und Le Blanc 64*; La tricoteuse hollandaise* nach Frans Mieris) – 1758: 1 Porträtstich (Le Blanc 126; *Jean de Boullongne* nach Hyacinthe Rigaud), 1 „historische Platte" (Le Blanc 68*; La gazetière hollandaise* nach Gerard Ter Borch) – 1761: 1 Porträtstich (Le Blanc 125: *Marquis de Marigny* nach Jean Louis Tocqué), 2 „historische Platten" (Le Blanc 66; *Le petit physicien* nach Caspar Netscher und Le Blanc 62; *La liseuse* nach Gerard Dou).

zu dem gleichzeitig entstehenden[55] gezeichneten Werk – zumindest vorübergehend, bis 1762,[56] eine intensive, in den Jahren 1759 und 1760 sogar ausschließliche Beschäftigung mit einer druckgraphischen Technik einsetzt, die Wille sporadisch schon seit seinen Pariser Anfängen gepflegt hatte: mit der Radierung.



Abb. 11: Johann Georg Wille, *Malerischer Winkel mit Scheune und Bauernmädchen*, 1764 Kreide, 198 x 269 mm, bez. unten Mitte: „des. par J. G. Wille 1764“; Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Inv. Nr. JGW 159; Schulze Altcappenberg, Werkverzeichnis der Zeichnungen, Nr. 221

Diesen Teil seines Werks hatte Wille allerdings bis ins hohe Alter zurückgehalten und erst 1801 unter dem Titel *Varietés de Gravures, Faites en différentes époques et terminées en l'an 8. et 9. de la République* bzw. *Recueil De Paysages et autres Figures, Dessinées et Artistement Gravées*[57] als geschlossene Sammlung publiziert.

55 Siehe Anm. 27.

56 Aus der Zeit nach 1762 datieren nur noch zwei Radierungen: *La ferme*, 1766 (Le Blanc 27) und *Le coup de vent*, 1777 (Le Blanc 32). Im Fall der letzteren, die Norberto Gramaccini (2009, wie Anm. 31, S. 44) als „l'ultime feu d'artifice“ bezeichnet, sind bezüglich der Datierung ins Jahr 1777 jedoch Zweifel anzumelden: Im Besitz des British Museums sind vier Abzüge nachgewiesen, die im linken Plattenrand 1752 datiert und signiert sind.

57 Dieser Zustand ist weder von Le Blanc noch bei Schulze Altcappenberg 1987, Anhang IV (wie Anm. 11) verzeichnet.



Abb. 12: Johann Georg Wille, *Malerischer Winkel mit Strohschober, ruinösem Turm und Eingang zu einem Bauernhaus*, 1772; graue Kreide, grau-braun laviert, 280 x 355 mm (Blatt); 190 x 271 mm (Bildfeld); bez. oben rechts: „J. G. Wille 1772"; im Rahmen: „A Monsieur le Comte de Dönhoff par son très humble Serviteur J. G. Wille. le 18. Dec. 1776"; Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Inv. Nr. JGW 158; Schulze Altcappenberg, Werkverzeichnis der Zeichnungen, Nr. 246

Nicht zuletzt aufgrund einer (höchst problematischen) autobiographischen Deutung[58] des Titelblattes dieser Sammlung – zwei Blinde, die sich gegenseitig anbetteln – wurde spekuliert, dass Wille „taub, erblindet, verarmt und vergessen"[59] gestorben sei.

58 „[…] hat sich Wille auf dem Titelblatt – ob noch mit eigenem Griffel, mag dahingestellt bleiben – als blinden, von einem Hund geleiteten Bettler dargestellt, der einem ebenfalls zum blinden Bettler gewordenen ehemals reichen Freund und Gönner begegnet" (Krüger 1961 bzw. 1965 [wie Anm. 14], S. 16 bzw. S. 201).

59 Schulze Altcappenberg 1987, S. 86, sinngemäß nach Krüger 1961 (wie Anm. 14), S. 16.

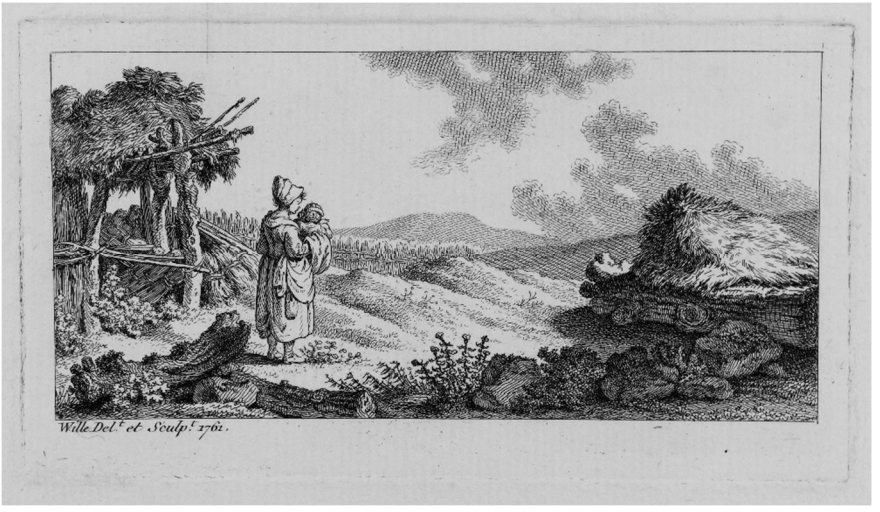


Abb. 13: Johann Georg Wille, *La paysanne et son enfant*, 1761 (aus: *Variétés de Gravures*) [Le Blanc 51]; Radierung, 74 x 135 mm; Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Inv. Nr. Bg Wi 46



Abb. 14: Johann Georg Wille, *Le coup de vent*, 1752/1777 (aus: *Variétés de Gravures*) [Le Blanc 32]; Radierung, 148 x 218 mm; Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Inv. Nr. Bg Wi 27

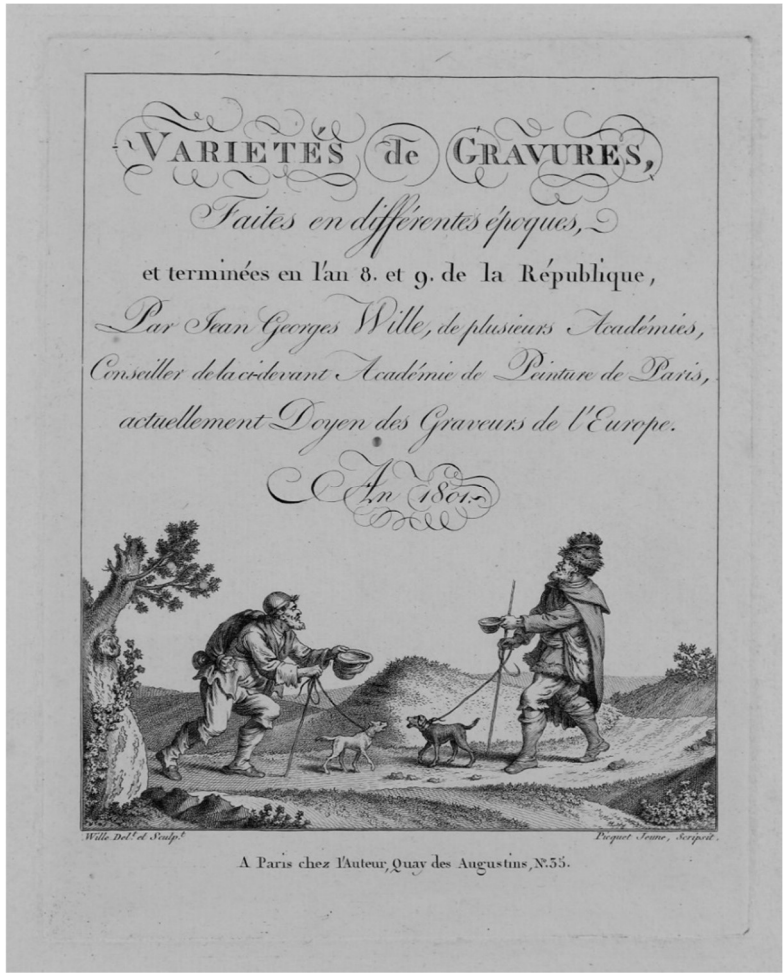


Abb. 15: Johann Georg Wille, Titelblatt zu *Variétés de Gravures*, 1801 [Le Blanc 15]; Radierung und Kupferstich, 196 x 154 mm; Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Inv. Nr. Bg Wi-10

Dem hat Hein-Thomas Schulze Altcappenberg mit guten Gründen die These entgegengehalten, dass die in den 1780er Jahren von Wille vorgenommenen Versteigerungen seiner Sammlungen „nicht als Anzeichen wirtschaftlicher Nöte, sondern als bewußter Schritt ins Rentnerleben zu werten" seien und er sich „mit einem sicheren, wenn auch nicht übermäßig großen Finanzpolster unspektakulär zur Ruhe gesetzt" und in seinem Haus am Quai des Augustins 35, in dem er seit 1745 wohnte, „als Philosoph gelebt" habe.[60]

60 Schulze Altcappenberg 1987, S. 87, 89. Siehe dazu auch schon Bergmann 2015 (wie Anm. 10), S. 297-298. – In einer 1793 verfassten Kurzbiographie hatte Wille die Jahre seit dem Tod seiner am 29.10.1785 verstorbenen Frau so beschrieben: „Veuf depuis plusieurs années,

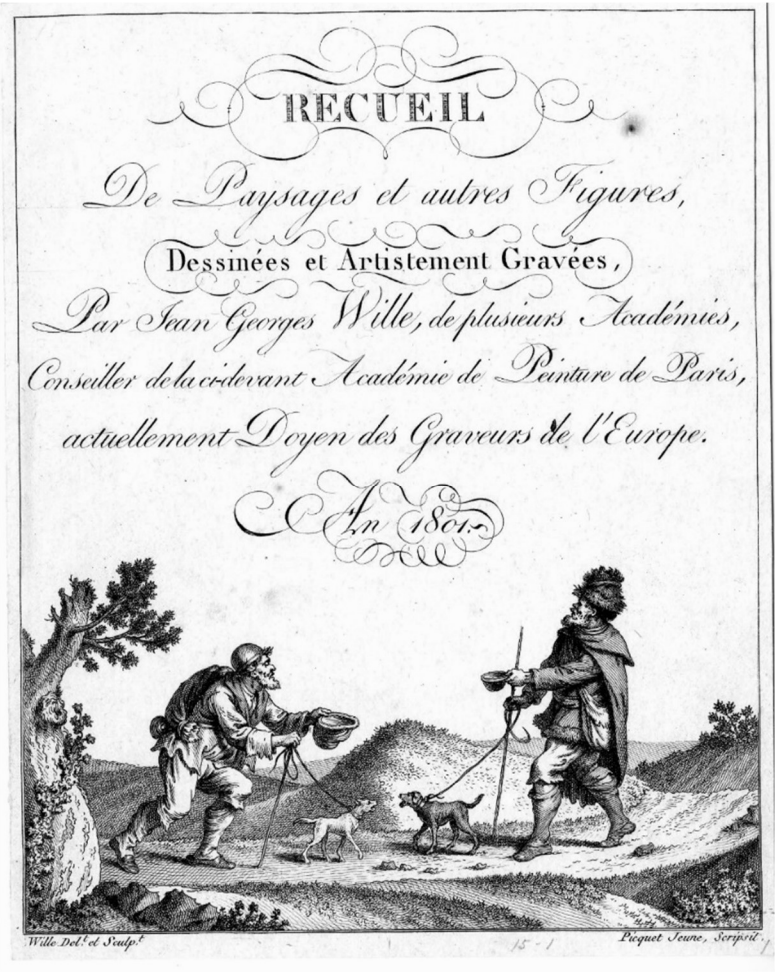


Abb. 16: Johann Georg Wille, Titelblatt zu *Variétés de Gravures*; anderer Zustand mit dem Titel *Recueil De Paysages et autres Figures*, 1801 [nicht bei Le Blanc]; Radierung und Kupferstich, 173 x 144 mm; London, The British Museum, Prints & Drawings, Inv. Nr. 1851,0712.60; ©Trustees of the British Museum

Von der Schaffenskraft und von der „ungebrochen kraftvollen Phantasie" des fast 90jährigen zeugen die 1803[61] niedergeschriebenen Memoiren ebenso wie seine bis

il a vécu en philosophe, remplissant avec plaisir les devoirs, autant que possible, d'un bon patriote françois. Il est dans la soixante-dix-huitième année de son âge, et demeurant, depuis 1745, dans la même maison, quay des Augustins, n° 35. – Fait à Paris, le 9 septembre 1793, l'an II de la République françoise" (zit. nach Duplessis 1857, Bd. 2, S. 392).

61 Die traditionelle Datierung der Memoiren ins Jahr 1803 stützt sich auf den ersten Satz des Textes: „A l'âge de près de quatre-vingt-huit ans, il me paroît qu'il seroit temps, mon très-cher fils, d'écrire, selon tes désirs, quelques traits de ma vie dont je puisse me souvenir encore" (Duplessis 1857, Bd. 1, S. 1). Zur Argumentation, dass Wille schon rund zehn Jahre

ins hohe Alter entstandenen Zeichnungen – ein Alterswerk im emphatischen Sinn, das noch für sein 92. Lebensjahr dokumentiert ist.[62]



Abb. 17: Johann Georg Wille, *Streit zwischen landfahrenden Musikanten und Bauersleuten*, 1805; braune Feder, koloriert, 116 x 161 mm (Blatt); 108 x 153 mm (Bildfeld); bez. oben rechts: „dess. par J. G. Wille dans la 90e année de son âge 1805"; Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Inv. Nr. OHM 98/36

Das bildnerische Werk Johann Georg Willes umfasst also fast sieben Jahrzehnte. Eine angemessene Würdigung der damit verbundenen Leistung scheint mir erst dann möglich zu sein, wenn man es in seiner Gesamtheit – in ihrem Stil- und in ihrem Gattungspluralismus – in den Blick nimmt:[63] wenn man die einander

früher mit der Niederschrift begonnen haben könnte, siehe Fuhring/Buijs 2009 (wie Anm. 66), S. 224-225. Diese Argumentation berücksichtigt allerdings zu wenig die Ironie, mit der Wille auf die Bitte des Kunsthändlers und Verlegers Johann Friedrich Frauenholz, eine Autobiographie zu schreiben, reagiert hatte: „[…] il me demande l'histoire de ma vie depuis ma naissance jusqu'à ce moment […]; le nom de mon pays, le nom de mon père, sa profession, le nom de ma mère, le nom de …. Je suis étonné de ce qu'il ne m'ait pas demandé les noms de mon boucher, de mon boulanger, de mon tailleur et de mon cordonnier" (Duplessis 1857, Bd. 2, S. 338; Brief vom 24.3.1792).

62 Siehe dazu die letzte dokumentierte Arbeit – eine Zeichnung mit der Aufschrift „Croquis fait par J. G. Wille dans la 92eme année de son âge 1806" (Schulze Altcappenberg 1987, S. 95 und S. 296, Kat. Nr. 149). – Zum Thema ‚Alterswerk' generell siehe: Kei Müller-Jensen, *Das Alterswerk eine Gratwanderung*, Karlsruhe: Rottloff, 2007.

63 Die selektive Wahrnehmung beginnt schon mit dem Katalog von Le Blanc, wenn er in der alphabetischen Tabelle im Anhang seines *Catalogue de l'œuvre de Jean Georges Wille* (Le Blanc

ablösenden, aber auch parallel laufenden und sich überlagernden Werkgruppen nicht isoliert betrachtet, sondern wenn man sie zu verstehen sucht als Zeugnisse „*eines* Geistes, aber auf verschiedenen Graden angewandt".[64] Bei der Bewältigung dieser Aufgabe steht die Wille-Forschung noch am Anfang.

1965 hatte Wolf Erich Kellner in seinem hier bereits zitierten Beitrag für die *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins* von einer „vielleicht doch einmal zu erwartende[n] Monographie über Jean Georges Willes Leben und Werk" gesprochen, „die eigentlich den 250. Geburtstag dieses Mannes am 5. November 1965 zum Anlaß ihres Erscheinens hätte nehmen sollen".[65] Die Aufgabe, eine solche Monographie zu schreiben, die dem Künstler *und* der „Gestalt der europäischen Geistesgeschichte" gleichermaßen gerecht wird, ist seitdem gerade wegen der unvergleichlichen Fülle des heute zur Verfügung stehenden Quellenmaterials – erst jüngst aufgetaucht: der Teil des *Journals*, der die Lücke in der Ausgabe von Georges Duplessis füllt[66] – gewiss nicht leichter geworden. Inzwischen ist jedoch auch der 300. Geburtstag von Wille, der, seiner eigenen Aussage zufolge, zeitlebens stolz

1847, S. 137-142) die Radierungen der *Variétés de Gravures* nur pauschal und in der chronologischen Tabelle (S. 143-147) überhaupt nicht berücksichtigt.

64 Wie oben, Anm. 34. – Bei der hier vorgenommenen Übersicht handelt es sich im Wesentlichen um die Beispiele, die ich für eine kleine Präsentation zusammengestellt hatte, die im Rahmen des Vortrags gezeigt wurde, den Élisabeth Décultot auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins und der Professur für Neuere Deutsche Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Justus-Liebig-Universität Gießen (Prof. Dr. Joachim Jacob) am 22. April 2016 im Netanya-Saal des Alten Schlosses in Gießen gehalten hatte. Ich danke der Leiterin des Oberhessischen Museums, Frau Sabine Philipp, M. A., und ihren Mitarbeitern für die Unterstützung meiner Recherchen.

65 Kellner 1965 (wie Anm. 6), S. 150. Vgl. dazu auch Krüger 1965 (wie Anm. 14), S. 190, der diese Biographie eben diesem Wolf Erich Kellner zugetraut hatte: „Auch unsere Hoffnung, daß wir ‚die vielleicht doch einmal zu erwartende Monographie über Jean Georges Willes Leben und Werk' der Feder dieses begabten jungen Gelehrten [d. h.: Wolf Erich Kellner, der zuerst auf den schriftlichen Nachlass in Paris hingewiesen hatte] anvertrauen könnten, hat der unerbittliche Verkehrstod am 6. Juli 1964 zunichte gemacht". – Wolf Erich Kellner (Wetzlar 1930-1964 Marburg), Studium der Chemie, Mineralogie, Rechtswissenschaft, Geschichte, Kunstgeschichte und Historischen Hilfswissenschaften in Gießen, Marburg und Frankfurt, seit 1962 Archivassessor am Hessischen Staatsarchiv Marburg, seit 1961 im Landesvorstand der Deutschen Jungdemokraten in Hessen, seit 1962 Landesvorsitzender der Deutschen Jungdemokraten Hessen und Beisitzer im Bundesvorstand. (Lit: Wilhelm Alfred Eckhardt, „Nachruf: Wolf Erich Kellner", in: *Der Archivar. Mitteilungsblatt für deutsches Archivwesen* 18, Heft 1, Februar 1965, Sp. 109-112). – Zu Kellners Andenken rief sein Vater die heute von der ‚Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit' betreute Wolf-Erich-Kellner-Gedächtnisstiftung ins Leben, die jährlich einen Preis für herausragende Arbeiten zur Geschichte und zu den geistigen Grundlagen des Liberalismus vergibt.

66 Der Band, der die Jahre 1777-1783 umfasst, konnte 2005 von der Fondation Custodia, Collection Frits Lugt, Paris, erworben werden. Einen ersten Eindruck vermitteln Peter Fuhring und Hans Buijs, welche die kritische Edition vorbereiten, in ihrem Beitrag „Quelques relations de Wille en Hollande. Lecture préliminaire d'un volume du Journal récemment apparu", in: Décultot/Espagne/Martin (Hrsg.) 2009, S. 223-246. Dort, S. 224, auch die These, dass ein erster, die 1750er Jahre umfassender Band des Journal immer noch verschollen sein könnte.

war und sich rühmte, ein Hesse zu sein,[67] verstrichen selbst ohne auch nur eine Ausstellung im Oberhessischen Museum. Sinngemäß abgewandelt kann deshalb über Johann Georg Wille gesagt werden, was Ludwig Börne 1825 in seiner wunderbaren *Denkrede auf Jean Paul* geschrieben hatte:[68] Er aber steht geduldig an der Pforte des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis das schleichend Volk der Oberhessen ihm nachkomme.

Abgekürzt zitierte Literatur:

MOHG
Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins

Le Blanc 1847
Charles Le Blanc, *Catalogue de l'œuvre de Jean Georges Wille graveur, avec une notice biographique* (Le graveur en taille douce ou Catalogues raisonnés des estampes dues aux graveurs les plus célèbres, Bd. 1), Leipzig: Weigel, 1847

Duplessis 1857
Georges Duplessis (Hrsg.), Mémoires et journal de J.-G. Wille, graveur du Roi, publiés d'après les manuscrits autographes de la Bibliothèque Impériale, avec une préface par Édmond et Jules de Goncourt (2 Bde.), Paris: Renouard, 1857

Schulze Altcappenberg 1987
Hein-Thomas Schulze Altcappenberg, „Le Voltaire de l'Art". Johann Georg Wille (1715-1808) und seine Schule in Paris. Studien zur Künstler- und Kunstgeschichte der Aufklärung. Mit einem Werkverzeichnis der Zeichnungen von J. G. Wille und einem Auswahlkatalog der Arbeiten seiner Schüler von Aberli bis Zingg (Kunstgeschichte: Form und Interesse 16), Münster: Lit, 1987

Décultot/Espagne/Werner 1999
Élisabeth Décultot/Michel Espagne/Michael Werner (Hrsg.), *Johann Georg Wille (1715-1808). Briefwechsel* (Frühe Neuzeit – Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext 44), Tübingen: Niemeyer, 1999

67 „Je suis sensiblement penetré de la reponse gracieuse que Votre Altesse Serenissime a bien voulu me faire! Je me suis constament glorifié et j'etai[s] tousjour fier du titre de Hessois; mais à present il me parroit noble! Il est avantageux pour moi, puisque Princesse aussi Illustre que Votre Altesse Serenissime veut bien se souvenir que je suis né sous le meme Ciel où Elle a été, et cela d'une maniere si remplie de bonté et si gracieuse […]" (Wille an die aus dem Haus Hessen-Darmstadt stammende Karoline Luise, Markgräfin von Baden, am 23. November 1761; zit. nach: Frank, „Kunst, Korrespondenz und Marktgeschehen" [wie Anm. 50], S. 61).

68 Bei Börne heißt es: „Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die andern, die ihn nicht verloren. Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme." (Ludwig Börne, „Denkrede auf Jean Paul. Vorgetragen [durch Pfarrer Anton Kirchner] im Museum zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825", in: Ludwig Börne, *Sämtliche Schriften*, neu bearbeitet und hrsg. von Inge und Peter Rippmann, Bd. 1, Düsseldorf: Melzer, 1964, S. 789-798; zit. S. 790.

Décultot/Espagne/Martin 2009
Élisabeth Décultot/Michel Espagne/François-René Martin (Hrsg.), *Johann Georg Wille (1715-1808) et son milieu. Un réseau européen de l'art au XVIII^e siècle*, Paris: École du Louvre, 2009

Ein oberhessischer Hirtensohn beim ‚Letzten Mohikaner'.

George Schneider aus Fellingshausen im „French and Indian War" (1754-63) und die transatlantischen seiner Familie bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts[1]

HOLGER TH. GRÄF

I.

Bei dem Stichwort „Soldatenhandel" [2] denkt man meist zuerst an die „Hessian Mercenaries"[3]. Dabei handelt es sich um jene Einheiten, die ab 1776 aufgrund von Subsidienverträgen zwischen dem englischen König und dem Landgrafen von Hessen-Kassel im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg kämpften. Indes war die Vermietung von Truppen an kriegführende Mächte seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine völlig übliche und weitverbreitete Praxis der kleineren armierten Reichsstände. Doch nicht zuletzt die heftige historiographische Debatte um die „verkauften Hessen" und deren Präsenz in der kollektiven Erinnerung hierzulande wie in der amerikanischen Populärkultur haben seit dem 19. Jahrhundert dazu geführt, dass in der historischen Forschung wie im öffentlichen Bewusstsein diese anderen Kriegseinsätze nach wie vor unterbelichtet geblieben sind.[4] Insbesondere fehlt eine modernen Ansprüchen genügende größere Untersuchung zum Militär

1 Dieser Beitrag basiert auf meinem am 16. Dezember 2015 vor dem Oberhessischen Geschichtsverein im Netanya-Saal des Gießener Alten Schlosses gehaltenen Vortrag. Der Vortragsstil wurde im Wesentlichen beibehalten. – Ich danke herzlich Herrn Pfarrer Clotz i.R., Gießen, für den Hinweis auf die Tagebuchaufzeichnungen von George Schneider und Herrn Manfred Schmidt, Wettenberg, für genealogische Recherchen zur Familie der Lesch von Mühlheim.

2 Vgl. dazu Christof Mauch: Images of America – Political Myths – Historiography: „Hessians" in the War for Independence, in: Amerikastudien/American Studies 48/3 (2003), S. 411-423; Peter H. Wilson: The German ‚Soldier Trade' of the Seventeenth and Eighteenth Centuries: A Reassessment, in: The International History Review 18 (1996), S. 757-792 und Holger Th. Gräf/Andreas Hedwig/Annegret Wenz-Haubfleisch (Hg.): Die „Hessians" im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg(1776-1783). Neue Quellen, neue Medien, neue Forschungen (=Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 80), Marburg 2014.

3 Nach wie vor grundlegend: Rodney Atwood: The Hessians. Mercenaries from Hessen-Kassel in the American Revolution, Cambridge 1980; Charles Ingrao: The Hessian Mercenary State. Ideas, Institutions, and Reform under Frederick II, 1760–1785, Cambridge u.a. 1987; Inge Auerbach: Die Hessen in Amerika 1776-1783 (=Quellen und Forschungen zur Hessischen Geschichte 105), Darmstadt und Marburg 1996.

4 Vgl. Philippe Rogger: Söldnerhandel – Europäische Gewaltmärkte in historisch-vergleichender Perspektive (15.-18. Jahrhundert), in: Gräf/Hedwig/Wenz-Haubfleisch, „Hessians" (wie Anm. 2), S. 3-22.

allgemein wie zur Subsidienpolitik der Landgrafen von Hessen-Darmstadt im Speziellen.[5] Nicht zuletzt wurde lange Zeit auch übersehen, dass in jener Zeit der „Stehenden Heere" und der Subsidientruppen es auch nach wie vor den Typus des „Söldners" gab. Also den Kämpfer, der nicht mit seiner Einheit von seinem Landesherrn vermietet wurde, sondern der sich vielmehr individuell zum Dienst in einer ausländischen Armee entschloss – aus welchen Gründen auch immer.[6]



Abb. 1: George Schneider (1728-1796), um 1780
(HStAD Best. R 4 Nr. 36906 GF)

Vor diesem Hintergrund sind die Biographie George Schneiders aus Fellingshausen und seine Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1744-1758 von großem Interesse. Im Folgenden werden also George Schneider und sein Tagebuch[7] kurz

5 Vgl. daher immer noch Eckhardt G. Franz: Landgraf Ludwig IX., der hessische „Soldatenhandel" und das Regiment „Royal Hesse Darmstadt", in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde (AHG) 35 (1977), S. 177-227; hier insbesondere S. 181-188. Zu den in der modernen Forschung wenig beachteten „späten" Subsidienverträgen vgl. auch Wilhelm Haag: Die Subsidienpolitik Landgraf Ludwig X. von Hessen-Darmstadt 1790-1799, Diss. phil. Frankfurt/Main 1924.

6 Vgl. dazu mit der älteren Literatur Stefan Kroll: Art. „Soldat", in: Enzyklopädie der Neuzeit 12, Stuttgart 2010, Sp. 158-167 und Martin Rink: Art. „Söldner", ebda., Sp. 174-184.

7 Der Text wurde von mir auf der Grundlage der Veröffentlichung durch Carl Leimbach (1844-1905), in: Correspondenzblatt der Familie Bernbeck 13 (1888), S. 73-75, 81-83; 14 (1889), S. 5-7, 70-72, 76-77 und 15 (1890), S. 14-15, im AHG 73 (2015), S. 61-95 in einer kommentierten Version zugänglich gemacht. Über den Verbleib der Originalhandschrift ist nichts bekannt. In dem seit Ende 2012 im Staatsarchiv Darmstadt befindlichen

vorgestellt, dass mit seinen Erlebnissen im Österreichischen Erbfolgekrieg beginnt und mit seinem Einsatz im „French and Indian War“ endet, also jenem Teil des „Siebenjährigen Krieges“, der in Amerika zwischen den beiden Kolonialmächten England und Frankreich sowie ihren jeweiligen indianischen Verbündeten ausgetragen wurde.[8] Wesentlich ging es dabei um die weit in das 70 Jahre von den Engländern beanspruchte Ohio-Tal vorgeschobenen französischen Forts. Diese Kämpfe bildeten später den Hintergrund für James Fenimore Coopers Erzählung vom „Letzten Mohikaner“[9]. Anschließend folgt eine, wegen der wenigen bekannten Quellen notwendigerweise knappe Skizze seines Lebens nach der Rückkehr nach Europa und vor allem der weiteren Verbindungen seiner Familienangehörigen nach Amerika. Sie dienten zunächst, gewissermaßen seinem unmittelbaren Vorbild folgend, als hessische Soldaten im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1776-83) und als englische Offiziere im Ersten Koalitionskrieg (1792-97) in der Karibik. Im 19. Jahrhundert begegnen sie dann als texanischer Soldat im Unabhängigkeitskrieg gegen Mexiko (1835-36) und schließlich im Umfeld der „Gießener Auswanderungsgesellschaft“.

II.

George Schneider kam am 30. Juni 1728 in Fellingshausen ca. 8 km nordwestlich von Gießen als Sohn des örtlichen Dorfhirten zur Welt.[10] Anfang März 1744, also noch nicht einmal sechszehnjährig, ließ er sich als einfacher Musketier in einem holländischen Infanterieregiment anwerben. Die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt hielt in dem damals tobenden Österreichischen Erbfolgekrieg zwar noch an ihrer Neutralität fest, stand aber bereits ab Ende 1742 mit den mit Österreich verbündeten Seemächten Großbritannien und der Republik der Vereinigten Niederlande in Verhandlungen über einen Subsidienvertrag.[11] Doch erst nach dem Friedenschluss mit Preußen 1745 kam schließlich im Sommer 1747 ein Vertrag mit den Niederlanden zustande.[12]

Familienarchiv (Best. 0 16) befindet sie sich offenbar nicht, vgl. Eva Haberkorn: Familienarchiv Bernbeck im Staatsarchiv Darmstadt: ein weitverzweigter Familienverband, in: Archivnachrichten aus Hessen 14/2104, S. 21-22.

8 Dazu zuletzt Daniel Baugh: The Global Seven Years' War 1754-1763. Britain and France in a Great Power Contest, London u.a. 2011.

9 Erstausgabe: The Last of the Mohicans. A Narrative of 1757, Philadelphia 1826.

10 Franz Wahl: Stammbaum der Familie Bernbeck, Leipzig 1896, S. 49.

11 HStAD Best. E 8 B Nr. 259/6: Bedenken des Geheimen Rats in Bezug auf die Überlassung eines Infanterie-Regiments nebst der Garde des Dragons in Englischen Sold, 1744. Absendung des Obristleutnants und Kriegsrates Hoffmann nach Hannover wegen eines zu errichtenden neuen Subsidien-Traktats, 1744-1750. Dazu zuletzt Rouven Pons: Die Kunst der Loyalität. Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt (1691-1768) und der Wiener Kaiserhof (=Untersuchungen und Materialien zur Verfassungs- und Landesgeschichte 25), Marburg 2009, S. 73-78, 166-189.

12 Vgl. dazu Ludolf Pelizaeus: Nemo potest duobus dominis servire. Hessen-Darmstadt im Spannungsfeld zwischen Kaiser und Frankreich im Umfeld des hanauischen Erbfalls 1717-1748 (=Quellen und Forschungen zur Hessischen Geschichte 125), S. 187-189.

Schneider war mit seiner Einheit indes schon Mitte April 1744 über Bergen op Zoom und Wilhelmstadt an der Scheldemündung nach England übergesetzt, da man in London eine Invasion der Franzosen befürchtet hatte.[13] In dem ca. 40 km nordwestlich von London gelegenen Hemel Hempstead stieß diese Truppe zu der bereits drei Wochen zuvor gelandeten Hauptstreitmacht.[14] Schon nach wenigen Monaten wurde dieses Korps wieder auf den Kontinent verlegt. Bei Gent vereinigte es sich mit der englisch-niederländisch-österreichischen Hauptarmee. Nach dem Winterquartier in Nijmegen setzte sich die Armee im März 1745 in Marsch.

Am 11. Mai erlitt diese sogenannte pragmatische Armee bei Fontenoy eine folgenreiche Niederlage gegen die Franzosen unter dem Marschall Moritz von Sachsen. Die Einheit von Schneider zog sich zunächst in die Festung Ath zurück und verbrachte den anschließenden Winter in Namur. Im Zusammenhang mit dem Winterfeldzug der Franzosen, in dessen Verlauf Ende Februar Brüssel und seine Umgebung von ihnen besetzt wurden, geriet Schneider in Kriegsgefangenschaft. Nach wenigen Tagen gelang ihm jedoch die Flucht und er kehrte zu seinem Regiment zurück, das damals in Mecheln lag.

Wahrscheinlich erfolgte damals seine Beförderung zum Sergeanten, zumindest wurde er im Januar 1747 als Werber in seine Heimat geschickt und konnte seinen Vater einige Wochen in Fellingshausen besuchen. „Folgenden Monat January 1747 wurde ich nach Teuschland auff Werbung abgeschücket, allwo ich eine Gelegenheit hatte, meinen Vatter zu besuchen und hielte mich allda ein paar Wochen auff.“[15] Im April stieß er mit fünf neuen Rekruten wieder zu seiner Einheit, die in den kleinen Festungen Lillo und Liefkenshoek an der Scheldemündung wenige Kilometer vor Antwerpen stationiert war.

Nach fünftägigem schwerem Bombardement durch die Franzosen kapitulierte die Besatzung und Schneider geriet am 25. April zum zweiten Mal in französische Gefangenschaft. Bis Anfang Juli marschierten die Gefangenen nach Nordburgund, wo sie in dem kleinen Ort Montbard einquartiert wurden. Kaum dort angekommen, ergriff Schneider am 6. Juli mit sieben weiteren „Comradten“[16] die Flucht, um über die Schweiz in die Heimat zu gelangen. Vier von ihnen verliefen sich allerdings in einem Wald; mit den anderen drei kam Schneider in Besançon bis auf ca. 45 km an die Schweizer Grenze heran. Von einem ehemaligen Schweizer Soldaten erfuhren sie, dass man ohne Pass jedoch nicht durch die Stadt käme und der Doubs eine Umgehung unmöglich mache. Zudem sei der Weg durch das Elsass erheblich kürzer als über die Schweiz. Daher entschlossen sie sich zu einer List.

13 Vgl. The British Chronologist: Comprehending Every Material Occurrence, Ecclesiastical, Civil, Or Military, Relative to England and Wales, from the Invasion of the Romans to the Present Time, Bd. 2, London 1775, S. 317.

14 „March 17. landed at Gravesend, three regiments of Dutch troops, viz. Lindeman’s, Eck van Pantalion’s and Glinstra’s, commanded by major-general Rompf“; The British Chronologist (wie Anm. 13), S. 317.

15 Gräf, (wie Anm. 7), S. 84.

16 Gräf, (wie Anm. 7), S. 85 f., dort auch die folgenden Zitate.

Sie gingen am nächsten Tag in die Stadt und wurden prompt vor den Gouverneur geführt „welcher unß vor einen Pass genau fragte. Weilen wir unß schon auff die Antwort zuvor besonnen, berichteten ihn, daß wir mit noch zwey andern von den Bayerischen Tropen so kürtzlich in Holländische Dienste wären komen, gedesertieret wären, und hätten die zwey Letztere sich vor etlichen Tagen von unß abgestohlen und den Pass, wo wir von General Count des Sax bekomen (entwendet hätten, daher) wir ihn, als den Governeur unterthänigst gebäthen wolten haben, uns einen anderen Pass mit zu theilen, damit wir wider sicher durch französische Städte nach unßerem Vatterland könten passieren, welches er unß kürtzlich bewilligte. Da setzten wir unßere Reiße getrost fort auf Bedford, Colmar, Slittstadt, Straßbourg und Landau, allwo unser Pass ein Ende nahm."

Wohl zufällig traf Schneider in Groß-Rohrheim, wenige Kilometer nördlich von Biblis mit seinem namentlich nicht bekannten, im darmstädtischen Füsilier-Regiment Prinz Georg Wilhelm, dienenden Bruder. Das Regiment wurde damals aufgrund der Subsidienverhandlungen mit den Niederlanden aufgestockt und sammelte sich zum Abmarsch nach Flandern.[17] Im benachbarten Stockstadt begegneten Schneider und einem letzten noch mit ihm reisenden „Comradten" bei einem Wirtshausbesuch dem „Sergent Bringman", der sie für dieses Regiment anwerben wollte. Als Schneider ablehnte und sagte, er wolle wieder zu seinem holländischen Regiment zurückkehren, ließ sie der Werber auf der „Wacht einsperren, allwo wir nicht ein Tropfen Wasser konnten bekommen." Schließlich willigte Schneider ein und kam nun als hessen-darmstädtischer Soldat im November nach Nijmegen. Von dort schrieb er seinem alten Kommandeur und bat ihn, sich für seine Rückkehr in das holländische Regiment einzusetzen, nicht etwa aus sentimentalen Gründen, sondern „weilen mir wohl bekant ware, dasz ein holländischer Sergent mehr Besoldung als ein Darmstädischer Musquitier hatte." An größeren Kampfhandlungen nahm Schneider offenbar nicht mehr teil. Nach dem Frieden von Aachen im Oktober 1748 verbrachte er das Winterquartier anfangs in Tilburg, zog aber schon im Januar 1749 nach Maastricht, von wo die französische Garnison entsprechend des Friedensvertrages abziehen musste.

Dank des Subsidienvertrages mit den Niederlanden erhielt Schneider für insgesamt weitere drei Jahre seinen Sold, auch als er im August 1749 in die Garnison in Gießen einrückte.[18] Das Leben in der engen Festungsstadt scheint dem nun Anfang Zwanzigjährigen indes nicht besonders behagt zu haben. Er suchte mehrmals um seinen Abschied an, erhielt aber erst im Mai 1753 einen Urlaubspass und ging wieder nach Holland „mein Furtun"[19] zu suchen. Hier trat er im Juni 1753 in das Schweizer Garderegiment ein. Eigentlich sollten in diesem Regiment, anders

17 HStAD Best. E 8 B Nrn. 260/ und 260/7: Die in holländischen Subsidien stehenden hessen-darmstädtischen Regimenter Erbprinz und Prinz Georg, 1747-1750; Franz, Landgraf Ludwig IX. (wie Anm. 5), S. 183 f.

18 HStAD Best. E 8 B Nr. 264/4: Zurücknahme der beiden in Dienst und Sold der Generalstaaten überlassenen Infanterie-Regimenter und die desfalls eingelangten Berichte, nebst der neueren Konvention wegen der Bezahlung für das 3. Jahr, 1749.

19 Fortune/Glück; Gräf, (wie Anm. 7), S. 87.

als in den fünf anderen Schweizer Regimentern in niederländischen Diensten während des 18. Jahrhunderts, keine Ausländer dienen.[20] Möglicherweise verdankte sich dieser Umstand persönlichen Kontakten, die Schneider während des Österreichischen Erbfolge Krieges geknüpft hatte. Bis Anfang April 1755, also fast zwei Jahre, blieb er nun in diesem Dienst.

Bereits Ende 1754 hatten sich die Konflikte zwischen England und Frankreich in ihren nordamerikanischen Besitzungen wieder erheblich zugespitzt.[21] Im September erhielt der englische General Braddock die Geheiminstruktion, die Franzosen aus ihren Forts im Ohiotal, am Ontariosee und am Lake Champlain zu vertreiben. In Paris blieb dieser Befehl freilich nicht unbekannt und man entsandte Anfang Dezember ein Geschwader von fast 20 Schiffen nach Kanada.

Als Braddocks Armee in Richtung Pennsylvania aufbrach und Anfang Juli 1755 am Monongahela-Fluss im Bereich der heutigen Stadt Pittsburgh gegen die verbündeten Indianer und Franzosen eine verheerende Niederlage[22] erlitt, hatte Schneider schon längst von den anstehenden Kriegsrüstungen in England gehört. Er ging daher im April nach London und ließ sich in das 3rd Regiment of Foot Guards (Scots Fusilier Guards) anwerben. Auch hier mögen persönliche Kontakte aus dem Österreichischen Erbfolgekrieg eine Rolle gespielt haben, denn diese Einheit operierte öfters in der Nähe von Schneiders Einsatzorten.

Allerdings blieb er nicht lange in diesem schottischen Regiment. Als im Spätsommer 1755 die Nachricht von der Niederlage Braddocks London erreichte, beschloss das Parlament die sofortige Aufstellung neuer Regimenter. Der gebürtige Schweizer Jacques (James) Prevost (um 1720-1778) regte in diesem Zusammenhang beim britischen Oberbefehlshaber, dem Herzog von Cumberland, die Schaffung eines Regimentes an, das sich aus deutschen und Schweizer Siedlern in Neuengland, britischen Regulären und vor allem „a large number of foreign-born Protestant soldiers of fortune" zusammensetzen sollte.[23] Dieses, später als „Royal American Rifles" oder „King's Royal Rifle Corps" bekannte 60th Regiment on Foot, wurde im November 1755 offiziell gegründet.[24] Prevost war ein Offizier aus

20 Vgl. Jürg A. Meier: Vivat Hollandia. Zur Geschichte der Schweizer in holländischen Diensten 1740-1795, Lingenfeld 2008, S. 118, sowie immer noch Paul de Vallière: Treue und Ehre. Geschichte der Schweizer in fremden Diensten, 2. Aufl. Lausanne 1940, S. 439-464, 510-526 und 572-581.

21 Dazu ausführlich Fred Anderson: Crucible of War. The Seven Years' War and the Fate of Empire in British North America, 1754-1766, London 2000, S. 77-107; Hermann Wellenreuther: Ausbildung und Neubildung. Die Geschichte Nordamerikas vom Ausgang des 17. Jahrhunderts bis zum Ausbruch der Amerikanischen Revolution 1775 (=Geschichte Nordamerikas 2), Münster 2001, S. 278-285.

22 Rene Chartrand: Monongahela, 1754-1755. Washington's Defeat, Braddock's Disaster, Oxford 2004.

23 Zum Folgenden vgl. Baugh, Seven Years' War (wie Anm. 8), S. 203-2011 und vor allem Daniel P. Marston: Swift and Bold: the 60th Regiment and Warfare in North America, 1755-1765, M.A.-Thesis Montreal 1997, hier S. 23-28, Zitat S. 23.

24 Nesbit Willoughby Wallace: A Regimental Chronicle and List of Officers of the 60th, or the King's Royal Rifle Corps, formerly the 62nd, or the Royal American Regiment of Foot, London 1879. Vgl. zur sozialen und nationalen Zusammensetzung der englischen Truppen

Schneiders Schweizer Garderegiment in den Niederlanden, und wahrscheinlich hatte er schon im Oktober von ihm erfahren, „dass ein Teutsches Regiment in Amerika auff englische Besoldung auffgerichtet sollte werden“[25]. Daraufhin meldete er sich bei Prevost, der ihm auch umgehend eine Stelle als Sergeant zusagte. Regimentschef wurde der Earl of Loudoun; Prevost selbst kommandierte das vierte Bataillon.

Am 6. Mai ließ die Flotte mit insgesamt 22 Transportschiffen und einem Kriegsschiff die englische Küste bei Portsmouth hinter sich. Nach zwei heftigen Stürmen, an Schneiders Schiff brach der Vormastbaum, und mehr als drei Monaten auf See warf sie am 16. August vor New York Anker. Nach wenigen Erholungstagen wurde Schneider mit dem Leutnant Graf von Bentinck nach Philadelphia geschickt, damals die größte Stadt in den Kolonien, die ihm mit ihrem rektangulären Straßenraster „angelegt, wie Manheim in der Pfaltz“[26] vorkam.

Dort warteten gut 200 Rekruten, die Schneider nach New York führte, von wo man auf kleinen Booten den Hudson hinauf nach Albany aufbrach. In den nächsten Wochen waren die Soldaten mit Exerzieren und dem Wegebau von Fort Saratoga zu dem neuangelegten Fort Edward beschäftigt. Hier sah Schneider erstmals Indianer, die er in ihrem Lebenswandel und Aussehen vergleichsweise detailliert beschrieb, fast so wie die Delaware wenige Jahre später von Benjamin West ins Bild gesetzt wurden. „Hier sahe ich die Wilden oder Indianer in grosser Menge. Theils von denen sind beständig auss gegen unssere Feinde, andere aber gehen nur auff die Jagd und bringen derowegen grosse Nahrung zu den Einwohnern in Albany, gleich wie Beltzfellen und dergleichen. Die Einwohner der Stadt Albany sind mehrer Theil Nider Teutsche. Es ist um diesse Gegend biss in Canada sehr gute Jagt von Bearen, Wildpret genug, sowohl Roth- als Federwildpret. Die Wilden oder Indianer Manspersonen sind starcke Männer auch wohl gewachsen, schwartzbraune von Farbe und wie die Mohren oder Tartarn einige eingebogene Hunds-Naaße. Dabey schneiden die Selbige die Ohren Lappen ab, dass sie nur noch ein wenig anhangen und flechten einen eißernen oder silbernen Trad darum. In der Naaße tragen Sie gemeiniglich einen Ring von Silber oder in eine Figure gearbeitetes Stückgen Sielber. Um die arme ober die Elbogen tragen sie gemeiniglich ein breides silbernes Band, worein der Nahme von der Nation und deren Helden Thaten eingegraben ist.“

Bemerkenswert ist die Beschreibung der Indianer als „schwartzbraune von Farbe“. Tatsächlich bezog sich die erste Beschreibung der Delaware als „rothäutig“ auf die Öle und Fette, mit denen sie sich einrieben. Linné sprach zwar bereits in seiner *Systema Naturae* von 1740 vom „*Homo Americanus rubescens*“, die Vorstellung einer „Roten Rasse“ setzte sich indes erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch.[27]

---

im French and Indian War vor allem Stephen Brumwell: Redcoats. The British Soldier and War in the Americas, 1755-1763, Cambridge 2002, S. 69-98.

25 Gräf, (wie Anm. 7), S. 87.

26 Gräf, (wie Anm. 7), S. 88.

27 Vgl. Walter Demel: Wie die Chinesen gelb wurden: ein Beitrag zur Frühgeschichte der Rassentheorien, in: Historische Zeitschrift 255 (1992), S. 625-666, hier S. 645.

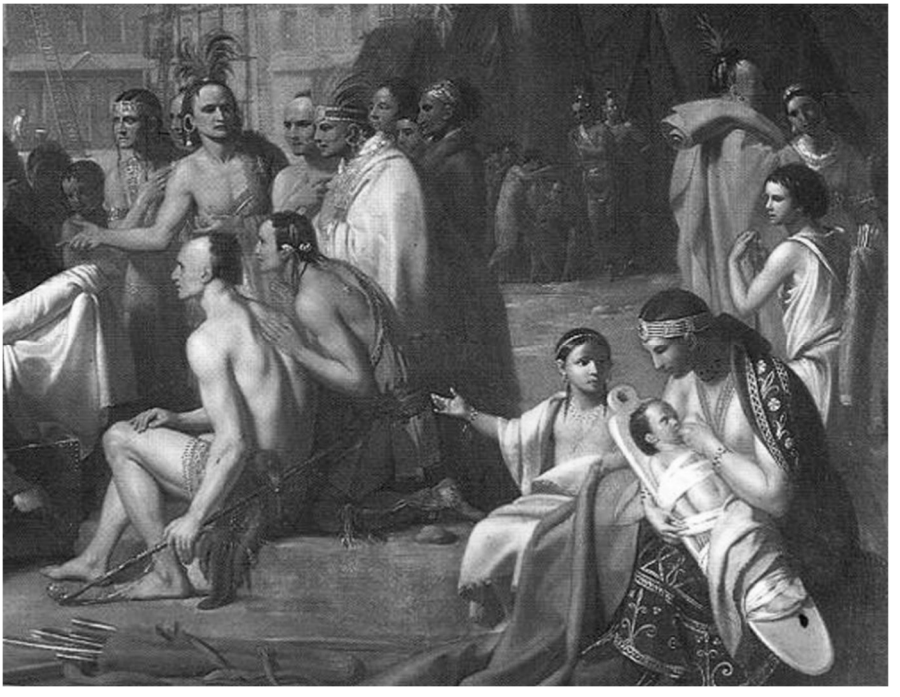


Abb. 2: Benjamin West (1738-1820): The Treaty (1683) of Penn with the Indians, 1771-72 (Ausschnitt), Pennsylvania Academy of Fine Arts, Philadelphia.

Wegen der beträchtlichen Zahl an Desertionen, wurden die Bataillone in das Winterquartier nach Philadelphia verlegt, wo sie den Winter über gedrillt werden sollten. In dieser Zeit erfolgte Schneiders Beförderung zum „Sergeant Mayor“[28]. Er war damit der höchste Unteroffizier in der Leibkompanie des Regimentskommandeurs und hatte meist Stabsfunktionen inne. Schneider erlebte sein Winterquartier in „Mürenland“, also Maryland, als sehr angenehm, tatsächlich dezimierte eine Pockenepidemie aber das Regiment erheblich, was er allerdings mit keinem Wort erwähnte.[29]

Im nächsten Mai, also 1756, ging Schneider mit seinem Bataillon von Philadelphia über New York und Albany zurück nach Fort Edward, an dessen Befestigung man weiter baute. Am 12. Mai gab es die ersten Verluste, als ein französisch-indianischer Streiftrupp vier Mann des Bataillons tötete und drei weitere als Gefangene wegführte. Die Opfer wurden skalpiert und ihre Schädel mit Kriegskeulen eingeschlagen. Schneider sah diese Praxis, die er lautmalerisch aus dem Englischen als „scaben“[30] beschrieb, als Zeichen für die barbarische Grausamkeit der Indianer.

28 In der englischen Armee des 18. Jahrhunderts war der Sergeant Mayor der höchste Unteroffizier in der Leibkompanie des Kommandeurs und hatte meist Stabsfunktionen inne.

29 Marston, Swift (wie Anm. 23), S. 28.

30 Gräf, (wie Anm. 7), S. 89.

Er reflektierte allerdings nicht, dass dies damals von allen Seiten praktiziert wurde und von den Engländern bzw. den Kolonisten durch die Aussetzung von Skalpprämien ökonomisiert und dadurch zusätzlich gefördert worden war und bis weit in das 19. Jahrhundert auch von den US-Amerikanern weiter gefördert wurde.[31]



Abb. 3: William Charles (1776-1820): Propagandakarikatur aus dem Englisch-Amerikanischen Krieg, 1812, Library of Congress.

Im Juni fielen dann weitere 15 Mann einem Überfall der Indianer zum Opfer, die nicht nur skalpiert wurden, sondern „einem haben Sie das Hertz auszgehaugen, ihm solches um den Mundt geschlagen und hernach sie es ausz Böszheit gantz rauhe[32] gegeszen."[33] Offensichtlich wurde Schneider also Zeuge einer Form des rituellen Kannibalismus. Mittlerweile scheint in der Forschung die Authentizität einschlägiger Berichte aus dem 17. und frühen 18. Jahrhundert unbestritten und wird nicht mehr als exotischer Topos der damaligen Reiseliteratur gesehen.[34] Es

31 Vgl. James Axtell: Scalping: the Ethnohistory of a Moral Question, in: Ders., The European and the Indian. Essays in the Ethnohistory of Colonial North America, Oxford 1981, S. 207-241.

32 Roh.

33 Gräf, (wie Anm. 7), S. 91.

34 Zu diesem in der ethnologischen Forschung immer wieder heiß umstrittenen Thema der Anthropophagie vgl. Franz-Joseph Post: Ritueller Kannibalismus in Übersee – ein europäischer Mythos?, in: Thomas Beck u.a. (Hg.): Überseegeschichte. Beiträge der jüngeren Forschung, Stuttgart 1999, S. 76-86, hier S. 79-81 und vor allem Thomas S. Abler: Iroquois Cannibalism: Fact not Fiction, in: Ethnohistory 27 (1980), S. 306-316, hier S. 312.

liegen neben Schneiders Beobachtungen eine ganze Reihe weiterer glaubwürdiger Darstellungen von anthropophagen Praktiken der Irokesen aus dem French and Indian War vor.[35]

Im August erlebte Schneider die Belagerung des rund 20 km nördlich von Fort Edward gelegenen Fort William Henry. Am 2. August hatten etwa 3.000 französische Reguläre, etwa ebenso viele kanadische Milizionäre und an die 2.000 verbündete Indianer unter dem Kommando von General Montcalm das Fort eingeschlossen.[36] Schneider setzt die Zahlen hier zu hoch an und spricht von 11.000 Angreifern. Möglicherweise folgte er einem zeitgenössischen Bericht.[37] Im Fort selbst und einem rasch errichteten befestigten Feldlager drängten sich fast 2.400 englische Soldaten, darunter 122 Royal Americans, also aus dem Regiment Schneiders.[38] Nach einem einwöchigen Beschuss der Forts beschlossen die Offiziere und sein Kommandant Monro die Kapitulation, zumal unter der Besatzung die Pocken ausgebrochen waren. Hauptmann Rudolf Faesch, ein Schweizer aus dem 3. Bataillon, der selbst in der französischen Armee gedient hatte, wurde zu Montcalm geschickt, um die Konditionen für einen ehrenvollen Abzug zu verhandeln.

„Der englische Commandant Lt Colonel Munro"… machten eine Capitulation mit ihm (also Montcalm), daß alle die Troopen nach Pfort Edward marchiren solten mit Gewehr und Waffen, nur nicht gegen den Feind in einem Jahr und 6 Wochen zu dienen. Aber Sie funden es sehr anderst den nächsten Tag, da sie durch die äußerste Brüstwerker marchierten, da bey 3 oder 4 Taußend Wilde standen, die fingen erstlich an zu rauben die Tornester von den Leuthen, die Degen unnd Uhren von den Officiere, dann die Monture und Gewehr, biß zu Letzt nahmen sie die Leuth auß den Gliedern neben am Weg, schlugen ihn die Beyle in die Köpf und scabten sie vor Augen lebendig und würden sie sie alle, welches waren bey 1.100 getödtet haben, wann sie sich nicht auff das Lauffen begeben hätten. Mit dießer Graußamkeit haben bey 400 Seelen leiden müßen, ohne welche, von den Indianer als Gefangene sindt weggeführet worden. Die Übrigen kamen den 10ten August nach Pfort Edward ohne Gewehr, theils die Monture außgezogen biß auff die bloße Haut. Dießes ware ein von den französischen politischen Capitulationen."[39]

Tatsächlich waren aber „nur" zwischen 69 und 184 Personen getötet worden. Viele andere wurden als Gefangene nach Kanada gebracht und später ausgetauscht oder hatten sich in den Wäldern versteckt und kamen erst nach und nach zurück, wie mittlerweile minutiös nachgewiesen wurde.[40] Doch die zeitgenössische Presse

35 Vgl. Ian K. Steele: Betrayals. Fort William Henry and the Massacre, New York und Oxford 1990, S. 84-85, 89-90.

36 Steele, Betrayals (wie Anm. 35), S. 94.

37 Vgl. http://www.militaryheritage.com/wm_henry.htm (eingesehen am 8.4.2014), wo in einem anonymen Augenzeugenbericht „between Ten and Eleven thousand French Regulars, Canadians and Indians" genannt werden.

38 Das Folgende detailliert beschrieben bei Steele, Betrayals (wie Anm. 35), S. 96-124.

39 Gräf, (wie Anm. 7), S. 91.

40 Steele, Betrayals (wie Anm. 35), S. 123-124, 144.

und die englischen Militärs blieben dankbar bei den hohen Schätzungen, dichteten wohl auch einige Gräueltaten hinzu, um mehr Freiwillige zur Abwehr eines befürchteten französisch-indianischen Vormarsches durch das Hudson-Valley in Richtung Albany oder gar New York zu gewinnen. Nicht zuletzt wurde das „Massaker" von Fort William Henry mit James Fenimore Coopers 1826 publiziertem „Last of the Mohicans" in der amerikanischen „Schwarzen Legende" von der barbarischen Grausamkeit der Indianer fixiert und zu einem Argument für deren Vernichtung.[41]

Den Versuch Montcalms, seine indianischen Verbündeten von Ihren Untaten abzuhalten, lässt Schneider unerwähnt. Und selbstverständlich berichtet er auch nichts über die Entführung der fiktiven beiden Töchter Alice und Cora des britischen Kommandanten Monro, um die Cooper seine Romanhandlung aufbaut.

Die Einheit Schneiders blieb bis zum Anbruch des Winters in Fort Edward, das allerdings weder von den Irokesen noch von den Franzosen angegriffen wurde. Am 11. November brach die Truppe in Richtung Süden auf und lag bis im März 1758 in den Winterquartieren auf Long Island. Anschließend schloss man sich dem Expeditionskorps an, das bis Ende Mai in Halifax gesammelt wurde, um das französische Louisbourg zu erobern.

Bereits 1745 hatten die Engländer diese Schlüsselfestung am östlichen Ende von Nova Scotia in ihren Besitz gebracht, mussten sie aber 1748 im Frieden von Aachen an Frankreich zurückgeben. Ihr Besitz war nun für die Engländer unabdingbar, um mit der Navy in den St. Lorenz-Strom einzufahren und in das Herz Französisch-Kanadas vorzustoßen, was auf dem Landweg in den Jahren zuvor ja in den Wäldern des Hudson-Valleys gescheitert war. Dementsprechend groß war der militärische Aufwand. Mit Jeffrey Amherst, der zum Oberbefehlshaber der Landtruppen befördert wurde, schickte man einen auf dem europäischen Kriegsschauplatz erprobten Offizier, der bei Fontenoy, Dettingen und Hastenbeck gekämpft hatte und bis Anfang 1758 noch als Kommissar für die hessischen Subsidientruppen in Deutschland zuständig gewesen war. Insgesamt bestand die Flotte aus 23 Linienschiffen und fast 20 Fregatten „nebst zwey Bombardier und drey Feuerschieffe ohne die Transportschieffe"[42], wie Schneider die meisten gängigen Angaben präzise wiedergibt.[43] Auch seine Angaben zu den Geschützen und den Verlusten bei der Landung am Morgen des 8. Juni zeigen, dass er als Sergeant Mayor zumindest Einblick in diese gewöhnlich sehr vertraulich behandelten Zahlen hatte. Mit der Beschreibung der Landung unter dem Kommando von General Wolfe, der Errichtung des befestigten Feldlagers und dem Beginn der eigentlichen Belagerung von Louisbourg[44] enden leider die Aufzeichnungen Schneiders.

41 Steele, Betrayals (wie Anm. 35), S. 169-176.
42 Gräf (wie Anm. 7), S. 92.
43 Das folgende nach Baugh, Seven Years War (wie Anm. 8), S. 338-348 sowie Andrew John Bayly Johnson: Endgame 1758. The Promise, the Glory and the Despair of Louisbourg's Last Decade, Sydney, Nova Scotia 2008, S. 292-293, 295-296.
44 Dazu Marston, Swift (wie Anm. 23), S. 58-60.

„Den 8t. Juni früh morgens gingen wir in die kleine Boots in drey Divisions und machten etlich Versuche zu landen, wehrender Zeit unßere Frigaden hefftig in der Feinde Trenchementer feuerten. Die Feinde feuerten hefftig auff unßere kleine Booten, allein der Nebel ware so dick, daß sie dieselbe nicht zu ihrem Besten sehen konten. Die Wellen sind so graußam wild an dießem Orth, daß es fast unglaublich ist, zu glauben, wie unßere kleine Bootges bald so hoch als ein großes Hauß, bald wieder nicht von den nechsten Boots konnte gesehen werden, so tief Sie zwischen den Wellen waren, daß Vielen von unß gedachten, niehmer mehr ans Land zu komen. Da dann unßere Frigaden ein Theil von dem Trenchement gestillet hatten, machten wir unßer Haubt Landing in jedoch gefehrlichen Orth. Die Wellen schlugen unßere booten gegen die Steinfelßen, daß die Leuthe ihre beste Gelegenheit außsahen auß zu springen, daß wenig Soldaten ans Land kamen mit truckner Amunition … dann es hieße bey unß Vogel frieß oder stirb, ob wir verlohren hatten, so ware anders keine Rettung als zu sterben oder gefangen zu werden. Auff die Schieffe wäre unmöglich zu komen. … Unßer Verlust ware auff dem Waßer ein Boot mit 22 Grenadier, ein Officier, ein Sergent und 3 Man in einem andern Boot wurden todt geschoßen. Bei dem Landen verlohren wir 77 Man wovon bey 40 nur pleßieret waren, musten aber vast alle sterben, indeme sie mit vergiffteten Kugeln plessieret waren. Der gröste Theil von den Boots worden von den Wellen zerschlagen gegen die Steinfelße.“[45]

Aus der englischen und französischen Literatur lässt sich der Verbleib seiner Einheit und damit wohl von ihm selbst zumindest skizzieren. Die eigentliche Festung Louisbourg ergab sich am 26. Juli und diente im nächsten Jahr, also 1759, als Ausgangspunkt für die Expedition unter General James Wolfe gegen Quebec.[46] Im Verlauf der entscheidenden Schlacht auf der Abrahams-Ebene am 13. September, die das Ende der französischen Herrschaft in Nordamerika einläutete, wurden Wolfe und sein Gegner Montcalm, der Sieger von Fort William Henry, beide tödlich verwundet.

Geht man davon aus, dass Schneider im 3. Bataillon verblieb, so dürfte er auch an diesem Feldzug teilgenommen haben, nachdem er das Winterquartier in Halifax oder Louisbourg verbracht hatte.[47] Während des Winters 1759/60 durchstand die Einheit ein entbehrungsreiches Winterquartier im Umland von Quebec. Fast die Hälfte der damals knapp 600 Mann starken Einheit wurde im April 1760 als krank oder verstorben registriert. Schuld waren keine feindlichen Angriffe, sondern die Kälte und Krankheiten wie Skorbut und Fieber. 1761 war das 3. Bataillon dann auf Barbados in der Karibik stationiert. Nach der kanadischen Kälte hat man das vielleicht genossen, ein Karibik-Urlaub war es freilich nicht. Tropische Krankheiten drohten und im Januar 1762 nahm die Einheit Schneiders an der Eroberung von Martinique teil. Später war die Truppe gegen die Spanier auf Hispaniola und Kuba

45 Gräf, (wie Anm. 7), S. 94 f.

46 Anderson, Crucible (wie Anm. 21), S. 344-368.

47 Zu den folgenden Einsätzen des 3. Bataillons vgl. Marston, Swift (wie Anm. 23), S. 72, 79-98.

im Einsatz, u.a. bei der Einnahme von Havanna im August 1762.[48] Kurz danach, am 27. September 1762, wurde Schneider zum Leutnant befördert.[49]

III.

Nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges und der Rückkehr nach Europa wurden das 3. und 4. Bataillon der Royal Americans in London ausgemustert. Damals oder kurz danach dürfte auch Schneider in seine Heimat zurückgekehrt sein. Ein Hinweis dafür liefert die Überschrift seines Tagebuchs, das er offensichtlich „bis zum Jahre 1764“[50] geführt hatte. Es kann daher auch davon ausgegangen werden, dass er die Aufzeichnungen auch erst nach 1764 zu Papier gebracht hat, vielleicht auf der Grundlage von Notizen oder Briefen. Fest steht, dass er laut Kirchenbucheintrag am 31. Juli 1766 in Rodheim als großbritannischer Leutnant die damals 25jährige Louise Eleonore Caroline Christine Lesch von Mühlheim (1741-1811) heiratete.[51] Der bereits am 28. April 1767 geborenen ersten Tochter Charlotte sollten bis zum Oktober 1782 noch acht weitere Kinder, drei Söhne – davon einer totgeboren – und fünf Töchter folgen.[52]

Schneider dürfte nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Militärdienst die übliche Pension erhalten haben, blieb dem Regiment aber auch weiter verbunden. So wird er bei der Neuaufstellung des 3. Bataillons beim Ausbruch der Amerikanischen Revolution in der entsprechenden Rangierliste vom 5. September 1775 als „Lieutenant George Snyder“ genannt und am 26. Dezember 1778 erfolgte seine Ernennung zum „Captain“, also zum Hauptmann.[53] Dass er tatsächlich auch aktiv am Unabhängigkeitskrieg teilgenommen hat, ist hingegen eher unwahrscheinlich. Im Einsatz war sein Bataillon auf jeden Fall bis 1783 in Florida und in der Karibik.[54] Gegen seine Teilnahme spricht nicht zuletzt die Tatsache, dass im Juni 1777, im Juni 1779, im Mai 1781 und im Oktober 1782 vier seiner Kinder zur Welt kamen.[55] Zudem erwarben Schneider und seine Ehefrau am 20. Oktober 1780 den Burghof mit allen Rechten auf dem Gleiberg für 400 Gulden.[56]

48 Wallace, Regimental Chronicle (wie Anm. 24), S. 11 und S. 21.
49 Wallace, Regimental Chronicle (wie Anm. 24), S. 98.
50 Gräf, (wie Anm. 7), S. 82.
51 Vgl. auch August Nies: Die Lesche von Mühlheim. Urkundliche Beiträge zur oberhessischen Ritterschafts- und Ortsgeschichte, in: Mitteilungen des oberhessischen Geschichtsvereins 26 (1925), S. 40-99, hier S. 91. Zur Familie außerdem Jürgen Leib: Krofdorf-Gleiberg zwischen Tradition und Fortschritt, Gießen 1974, S. 557-563; Alexander Jendorff: Condominium. Typen, Funktionsweisen und Entwicklungspotentiale von Herrschaftsgemeinschaften in Alteuropa anhand hessischer und thüringischer Beispiele (=Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 72), Marburg 2010, S. 251-270.
52 Wahl, Stammbaum (wie Anm. 10), S. 49-51.
53 Wallace, Regimental Chronicle (wie Anm. 24), S. 98 und 121.
54 Wallace, Regimental Chronicle (wie Anm. 24), S. 2 und 12.
55 Wahl, Stammbaum (wie Anm. 10), S. 50.
56 HStAD Best. O 16, Nr. 138.



Abb. 4: Louise Eleonore Caroline Christine, geb. Lesch von Mühlheim (1741-1811), um 1780 (HStAD Best. R 4 Nr. 36907)



Abb. 5: George Schneider (1728-1796), um 1780 (HStAD Best. R 4 Nr. 36905)

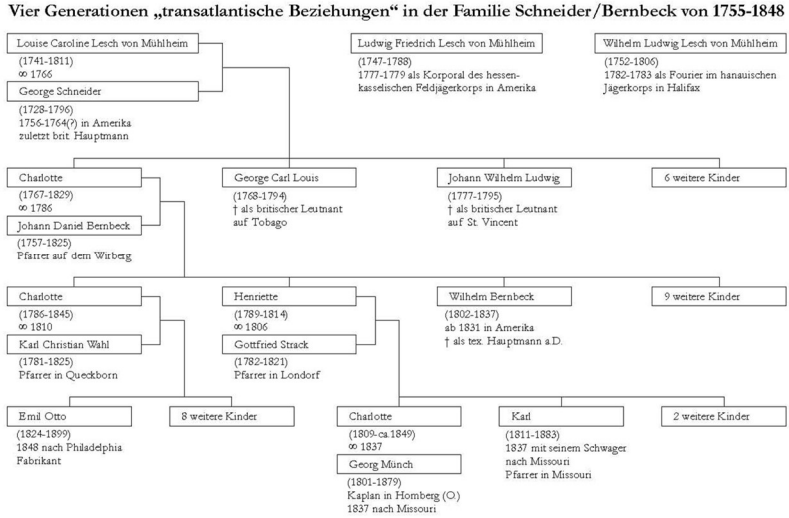


Abb. 6: Verwandtschaftstafel

Bekannt ist hingegen der Einsatz zweier Vettern von Georg Schneiders Ehefrau. Der ältere, Ludwig Friedrich Karl Lesch von Mühlheim (1747-1788) war ab Frühjahr 1777 mit dem hessen-kasselischen Feldjägerkorps in Amerika. Er wurde dort aus unbekannten Gründen Ende 1779 als Korporal verabschiedet, kehrte nach Krofdorf zurück und heiratete hier eine Cousine.[57] Der jüngere, ein entfernterer Vetter aus der älteren Linie der Lesche war Wilhelm Ludwig (1752-1806). Er ließ sich noch im Januar 1782 als Fourier im hanauischen Jägerkorps anwerben. Mit dem gleichen Nachschubtransport wie der später berühmte Dichter Johann Gottfried Seume ging er im Mai 1782 über den Atlantik. Zu einem Einsatz kam die Einheit nicht mehr. Sie verbrachten das Winterquartier in Halifax und kehrten im Oktober 1783 nach Europa zurück.[58] 1787 heiratete Wilhelm Ludwig die „Leibeigene“ Anna Maria Schweitzer aus dem Hüttenberg und verstarb 1806 als Leutnant der Miliz.

57 „Lesch, von, Karl Friedrich (* ca. 1747)“, in: Hessische Truppen in Amerika <http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/hetrina/id/42014> (Stand: 15.12. 2012); Nies, Lesche (wie Anm. 38), S. 92.

58 „Loesch, von, Wilhelm Ludwig (* ca. 1756)“, in: Hessische Truppen in Amerika <http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/hetrina/id/72660> (Stand: 15.12. 2012); Nies, Lesche (wie Anm. 51), S. 88-89; Inge Auerbach: Seume und die Hessen. Seume als Militär und sein gesellschaftliches Umfeld im Unabhängigkeitskrieg, in: Jörg Drews (Hg.), Seume: „Der Mann selbst“ und seine „Hyperkritiker“. Vorträge der Colloquien zu Johann Gottfried Seume in Leipzig und Catania, Bielefeld 2004, S.139-179.

Wie bereits nach dem Siebenjährigen Krieg wurden das 3. und 4. Bataillon des 60th Regiment auch nach dem Frieden von Paris, der den Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg beendete, 1783/84 aufgelöst. Als sich im Zusammenhang mit der Patrioten-Revolution in den Niederlanden ab 1787 auch die Lage in der Karibik zu destabilisieren begann, wurden die beiden Bataillone jedoch rasch wieder aufgestellt und nach Westindien verlegt.



Abb. 7: Johann Wilhelm Ludwig „Louis" Schneider (1777-1795), um 1790 (HStAD Best. R 4 Nr. 36909 GF)

In diesem Zusammenhang trat der 1768 geborene gleichnamige Sohn Schneiders als „Ensign", also Fähnrich, in das 60th Regiment ein und ging bald darauf mit dem 4. Bataillon in die Karibik, wo er im Juli 1793 nach der Einnahme von Tobago zum Leutnant befördert wurde. Bereits ein Jahr später, am 10. Juli 1794, erlag er jedoch einem Tropenfieber.[59] Nur wenige Wochen zuvor war sein noch nicht achtzehnjähriger Bruder Johann Wilhelm Ludwig ebenfalls zum Leutnant in diesem Regiment ernannt worden. Er fiel allerdings schon ein Jahr später bei einem Gefecht auf der Karibik-Insel St. Vincent gegen aufständische Kariben und entflohene Sklaven.[60] Zweifellos hat bei den vergleichsweise frühen Beförderungen

59 Wallace, Regimental Chronicle (wie Anm. 24), S. 13, 113 und 123; Wahl, Stammbaum (wie Anm. 10), S. 50.

60 Wallace, Regimental Chronicle (wie Anm. 24), S. 125; Wahl, Stammbaum (wie Anm. 10), S. 50; James L. Sweeney: Caribs, Maroons, Jacobins, Brigands, and Sugar Barons: The Last

seiner Söhne George Schneider seinen Einfluss im Regiment geltend gemacht, in dessen Rangierlisten er 1793, also als 65jähriger und drei Jahre vor seinem Tod, letztmalig Erwähnung findet.[61]



Abb. 8: George Carl Louis Schneider d.J. (1768-1794), um 1790 (HStAD Best. R 4 Nr. 36908 GF)

Die Familie hatte mit dem Tod der beiden einzigen, das Erwachsenenalter erreichenden Söhne den Dienst im 60th Regiment also teuer bezahlt.[62] Doch auch vier der Töchter verstarben vor den Eltern: Louise (1770-1790), Henrietta (1774-1791), Eleonora (1779-1783) und Friedericia (1782-1785).[63] Eine weitere Tochter, Christiana (1772-1800), war wohl von Geburt an gelähmt und blieb unverheiratet. Nur die erstgeborene Charlotte (1767-1829) überlebte ihre Eltern.

Stand of the Black Caribs on St. Vincent, 2007, S. 26-30 (http://www.diaspora.illinois.edu/news0307/news0307-7.pdf, eingesehen am 10.4.2014).

61 Wallace, Regimental Chronicle (wie Anm. 24), S. 121.

62 Die folgenden biographischen Daten stammen alle, wenn nicht anders angegeben, aus Wahl, Stammbaum (wie Anm. 10) und Wilhelm Diehl: Hessen-darmstädtisches Pfarrer- und Schulmeisterbuch, Friedberg 1921.

63 Den drei zuerst verstorbenen Töchtern ließen die Eltern einen gemeinsamen Grabstein errichten, der sich in der Kirche von Gleiberg neben der Kanzel erhalten hat. Vgl. Leib, Krofdorf-Gleiberg (wie Anm. 51), S. 348.



Abb. 9: Johann Daniel Bernbeck (1757-1825) und Charlotte, geb. Schneider (1767-1829), um 1810, (HStAD Best. R 4 Nr. 36911)

Sie wurde in der Ehe mit Johann Daniel Bernbeck (1757-1825), Pfarrer auf dem westlich von Grünberg gelegenen Wirberg, zur Stammmutter einer im weiteren Gießener Umland verstreuten Familie, die zahlreiche Pfarrer und Beamte hervorbrachte. Deren gleichnamige älteste Tochter (1786-1845) heiratete Karl Wahl (1781-1825), Pfarrer in Queckborn; die etwas jüngere Henriette (1789-1814) heiratete den Londorfer Pfarrer Gottfried Strack (1782-1821), der nach ihrem frühen Tod deren jüngere Schwester Karoline (1792-1864) ehelichte.

Nach dem Tod Bernbecks zog seine Witwe 1825 mit vier ihrer jüngeren Kinder in das Haus der Lesche von Mühlheim nach Gleiberg, das sie von ihrer 1811 verstorbenen Mutter geerbt hatte. Hier lebte bereits seit vier Jahren ihre ebenfalls früh verwitwete Tochter Karoline Strack mit vier Kindern. Die zeitgleich 1825 verwitwete Tochter Charlotte Wahl kam mit ihren drei Kindern auch in den alten Familiensitz. Man darf annehmen, dass hier die abenteuerlichen Kriegseinsätze des Vaters bzw. Großvaters sowie der beiden Onkel und der Vettern Lesch durchaus noch frisch in Erinnerung waren, vielleicht las man sogar die Aufzeichnungen George Schneiders. Ihre Porträts in englischen Offiziersuniformen dürfte man auf jeden Fall vor Augen gehabt haben.

Als gesichert kann hingegen gelten, dass der Enkel Wilhelm Bernbeck (1802-1837) als erster seiner Generation aus der Familie nach Amerika ging. Er brach sein 1823 begonnenes Jurastudium in Gießen ab und verließ im Juni 1831 Gleiberg in Richtung Amerika.[64]

64 HStAD Best. R 21 B Nr. NACHWEIS (Bernbeck, Wilhelm Christoph Friedrich, Herkunft: Wirberg. - Auswanderungsdatum: 1831); Wahl, Stammbaum (wie Anm. 10), S. 60-61;



Abb. 10: Wilhelm Bernbeck (1802-1837), um 1830 (HStAD Best. R 4 Nr. 36790 UF)

Zunächst war er in Pittsburgh als Lehrer, später auch als Advokat tätig. 1834 ging er zunächst nach New Orleans, dann im Frühjahr 1836 nach Texas und trat in die

Wilhelm Wahl: Von Gießen in den texanischen Freiheitskampf, in: Hessische Heimat (Beilage zur Gießener Allgemeinen), Nr. 9 vom 4. Mai 1957.

Texanische Armee ein, die in der Schlacht von San Jacinto am 21. April 1836 die Unabhängigkeit von Mexiko erfocht.[65]

Bis zu seinem frühen Tod ein Jahr später ermunterte er in seinen Briefen die Verwandten in Deutschland zur Auswanderung und engagierte sich in der in Philadelphia tätigen „Deutschen Ansiedlungsgesellschaft“[66], die gewissermaßen in Reaktion auf die 1833 in Gießen von Paul Follen und seinem Schwager Friedrich Münch gegründeten Auswanderungsgesellschaft entstanden war.[67] Hier schließt sich dann insofern ein Kreis, als Friedrich Münchs jüngerer Bruder Georg (1801-1879)[68] am Tag seiner Abreise in die Kolonie nach Missouri im April 1837 Charlotte Strack (1809-ca. 1849), die Tochter von Henriette – also eine Nichte von Wilhelm Bernbeck – heiratete.[69] Ausweislich der Einträge in Georgs Studenten-Stammbuch unterhielt er während des Theologiestudiums in Gießen Kontakte unter anderem zu Georg Büchner und dessen Geschwistern, wie zu Mitgliedern der Familie Liebknecht/Kempf.[70] Bis zu seiner Entlassung aus dem Kirchendienst war er Rektor und Kaplan in Kirtorf gewesen. Das Paar ließ sich in Missouri in der Nähe von Dutzow, Warren County, nieder. Dort betrieb sein Bruder Friedrich (1799-1881)[71] bereits seit 1834 eine Farm. Sein Schwager Karl Strack (1811-1883) begleitete das Paar und betätigte sich nur wenige Meilen von ihnen entfernt eben-

65 Einige seiner Briefe, darunter sein Bericht über die Schlacht von San Jacinto am 21. April 1836 sind ebenfalls im Correspondenzblatt der Familie Bernbeck ediert: 2 (1877), S. 22; 4 (1879), S. 102, 126, 139-138; 5 (1880), S. 85-86, 91-94, 96-98, 101-102, 105-107; 6 (1881), S. 15-17, 19-20, 27-29, 37-39, 42, 49-50, 50-60 und 8 (1883), S. 2. Die darin angegebenen Daten stimmen allerdings nicht mit jenen der amerikanischen Überlieferung überein, was möglicher Weise mit Transkriptions- bzw. Lesefehlern zusammenhängen mag. Vgl. http://www.san-jacinto-museum.org/Library/Veteran_Bios/Bio_page/?id=66&army=Texian (eingesehen am 29.4.2014). Ich bin Herrn Prof. David Mayes, Sam Houston University Huntsville, TX und seinen Kollegen für diesen Hinweis dankbar.

66 William Godfrey Bek: The German Settlement Society of Philadelphia, and its Colony Hermann Missouri, Philadelphia 1907, hier S. X-XI.

67 Paul Follenius/Friedrich Münch: Aufforderung und Erklärung in Betreff einer Auswanderung im Großen aus Teutschland in die Nordamerikanischen Freistaaten, Gießen 1833.

68 Zu ihm Anita M. Mallinckrodt: The Other Muench: George, Augusta, Missouri 2012.

69 Diese in der weiteren Familie über Generationen zurückreichenden Beziehungen nach Amerika bleiben in dem aktuellen Ausstellungsbegleitband zur „Gießener Auswanderungsgesellschaft“ unberücksichtigt. Möglicher Weise haben aber auch bereits die zeitgenössischen Verwandten den abenteuernden Wilhelm eher gemieden und sein Engagement für die Texaseinwanderung sogar als Konkurrenz zur „Gießener Auswanderungsgesellschaft“ gesehen. Vgl. Reisende Sommer-Republik/Stadtarchiv Gießen (Hg.): Aufbruch in die Utopie – Auf den Spuren einer deutschen Republik in den USA, Bremen 2013, zu Georg Münch S. 195, 201, 246 und 287-288.

70 HStAD Best. O 16 Nr. 170, Stammbuchblätter von Georg Münch.

71 Friedrich Münch war 1854 Mitbegründer der Republikanischen Partei, die sich damals vehement für die Abschaffung der Sklaverei einsetzte, war Abgeordneter des Senats von Missouri und Freund von Lincoln. Jörg Nagler: Art. „Münch, Friedrich“, in: Neue Deutsche Biographie 18 (1997), S. 518-519.

falls als Farmer. Charlotte und Karl waren also eine Urenkelin bzw. Urenkel unseres Tagebuchschreibers George Schneider. Aber auch Charlotte Wahls Sohn Emil Otto (1824-1899), der einen Teil seiner Kindheit ebenfalls in Gleiberg verbracht hatte, wanderte 1848 nach Amerika aus und kam in Philadelphia als Fabrikant zu Wohlstand.[72] 1859 zogen Friedrich und Georg Münch in das benachbarte Augusta und gründeten hier ein Weingut, das als Kristallisationskern des ältesten Weinanbaugebietes der Vereinigten Staaten gilt.[73]

Schluss

Sowohl die Biographie Schneiders – so holzschnittartig sie aus den vorliegenden Quellen auch geraten musste – als auch seine Tagebuchaufzeichnungen liefern zum einen schlaglichtartige Einblicke in die Existenz eines Söldners und in die alltägliche Praxis der Truppenvermietungen in der Zeit vom Österreichischen Erbfolgekrieg (1740-1748) bis zum Siebenjährigen Krieg (1756-1763). Zum andern lassen sie den Solddienst und die Militärlaufbahn als einen wichtigen sozialen Mobilitätskanal erscheinen. Schneider, der Sohn eines Dorfhirten, war als einfacher Musketier in das Militär eingetreten und beendete sein Leben immerhin als großbritannischer Hauptmann. Zudem hat er nach seiner Rückkehr aus Übersee 1766 in die niederadlige Familie der Lesch von Mühlheim eingeheiratet.[74] Das bedeutet, dass ein sozialer Aufstieg keineswegs nur in der Neuen Welt möglich war, sondern auch der Militärdienst in Übersee Aufstiegschancen eröffnete, die einem „Hirtensohn" in der altständischen Gesellschaft des Ancien Régime sonst wohl eher verschlossen geblieben wären. Die Karriere George Schneiders in großbritannischen Diensten mag daher durchaus ein Anreiz für die nachfolgenden Generationen gewesen sein, in englische Dienste zu treten, bzw. nach Amerika zu gehen.

Zudem lässt der Dienst von zwei Vettern seiner Ehefrau in den hessen-kasselischen bzw. hessen-hanauischen Subsidientruppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg sowie der Dienst seiner beiden Söhne George Carl und Wilhelm Ludwig ab den späten 1780er bzw. den frühen 1790er Jahren in seinem englischen Regiment die Familie als einen geradezu idealtypischen Teil des über- bzw. vornationalen „Military Europe" des Ancien Regime erscheinen.[75]

Nicht zuletzt wurde bei der ausblickartigen Beschäftigung mit der weiteren Nachkommenschaft Schneiders und seiner Gattin gewissermaßen eine biographische Kontinuitätslinie über mehrere Generationen für Kontakte zwischen dem „Binnenland Hessen" und der Neuen Welt von den 1750er Jahren bis zu den großen Auswanderungsbewegungen von 1834ff. und 1848ff. nachvollziehbar. Dies lässt in den Familienverbänden praktische Kenntnisse und Vorstellungen über Amerika erwarten, die möglicherweise über das damals niedergeschriebene

72 Wahl, Stammbaum (wie Anm. 10), S. 114-116.
73 Wahl, Stammbaum (wie Anm. 10), S. 120-121.
74 Vgl. Nies, Lesche (wie Anm. 51), hier bes. S. 91.
75 Stephen Conway: The British Army, „Military Europe" and the American War of Independence, in: The William and Mary Quarterly 57 (2010), S. 69-100, hier besonders S. 70-71.

und publizierte Wissen erheblich hinausgingen.[76] Mithin hängen die Militärdienste, die Kolonialkriege und die Migrationsbewegungen nicht nur unmittelbar zusammen, sondern müssen letztlich als Facetten einer sich bereits in der Frühneuzeit globalisierenden Welt begriffen werden.

76 Inge Auerbach: Die hessischen Soldaten und ihr Bild von Amerika 1776, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 35 (1985), S. 137-158, konstatiert in diesem Zusammenhang zu Recht eine „Sprachlosigkeit" der Quellen; vgl. auch Dies.: Die Hessen in Amerika 1776-1783, (= Quellen und Forschungen zur Hessischen Geschichte 105), Darmstadt und Marburg 1996, S. 235 und Horst Dippel: Germany and the American Revolution 1770-1800, Chapel Hill 1977, S. 7-10 zum geringen Kenntnisstand, aber dem langsam zunehmenden Interesse an Amerika nach dem Siebenjährigen Krieg.

Moriz Carriere und Carl Vogt. Eine Neubetrachtung.

(Aus Anlass ihres 200. Geburtstages)

ROLF HAASER

Der Lebenslauf des Kulturphilosophen Moriz Carriere (1817-1895) und der des Naturforschers Carl Vogt (1817-1895) weisen eine kuriose gemeinsame Struktur auf, wie der aufmerksame Leser bereits beim Überfliegen der jeweiligen Lebensdaten erahnen kann. Die frappante Parallelität der Biographien zweier enorm heterogener Charaktere, die gleichwohl zu den herausragenden Repräsentanten des Gießener Universitäts- und Stadtlebens im Vormärz zählten, soll im Folgenden rekonstruiert und mit unbekannten Dokumenten unterlegt werden. Der besondere Reiz, der darin liegt, eine solche Parallelbiographie zu skizzieren, liegt nicht zuletzt darin, dass die gemeinsame Gießener Zeit der beiden in ihrem Temperament so unterschiedlichen Protagonisten eine lebenslange Freundschaft begründete, die trotz der später eintretenden großen räumlichen wie weltanschaulichen Distanz zwischen beiden mehr oder weniger ungebrochen fortbestand. Freilich fehlte es auch nicht an wechselseitigen Reibepunkten, die es ebenfalls zu beleuchten gilt. Man darf es wohl als einen glücklichen Zufall ansehen, dass Carl Vogt noch kurz vor seinem eigenen Tod einen Erinnerungstext über diese merkwürdige Freundschaft verfasste.[1] Diese Reminiszenz ist nicht zuletzt auch deshalb interessant, weil es sich dabei um die letzte noch persönlich verantwortete Publikation des „alten Mannes von Genf" handelt. Sie hat damit gewissermaßen den Charakter einer Erinnerung letzter Hand und stellt eine wichtige Ergänzung zu der nach seinem Tod erschienenen Autobiographie dar.

Gemeinsamkeiten

Zunächst seien zur besseren Orientierung derjenigen Leser, denen die biographischen Zusammenhänge der hier vorzustellenden Jubilare weniger geläufig sind, die wichtigsten Eckdaten ihrer äußeren Lebensläufe im Stenogrammstil einender gegenübergestellt:

Philipp Moriz Carriere, geb. 5.3.1817 in Griedel bei Butzbach, gest. 18.1.1895 in München; Sohn eines solms-braunfelsischen Rentamtmanns und Gutsbesitzers; Schulbildung ab 1832 in Butzbach bei Friedrich Ludwig Weidig; 1835 (Abitur) Preußisches Gymnasium in Wetzlar; 1835-1838 Studium der Philosophie, daneben auch Literatur und Kunstgeschichte, in Gießen (1835-1836, bei Joseph Hillebrand), Göttingen (1836-1837, bei Georg Gottfried Gervinus, Johann Friedrich Herbart sowie Jakob und Wilhelm Grimm) und Berlin; 1838 Promotion bei Friedrich Adolf Trendelenburg in Berlin; 1839-1841 kunsthistorische Studien in Italien,

1 Siehe Anhang 1 zu diesem Beitrag.

insbesondere in Rom; 1843 Habilitation in Gießen (unterstützt durch Joseph Hillebrand); SS 1843-1849 Privatdozent für Philosophie und Literatur ohne Bezüge an der Universität Gießen; 1848 Vertreter Gießens im Frankfurter Vorparlament; 1849 außerordentlicher Professor für Philosophie in Gießen; 1853-1855 Honorar-Professur für Ästhetik, Kunst- und Literaturgeschichte, Logik und Psychologie an der Universität München; 1855-1887 außerordentlicher Professor für Kunstgeschichte und Sekretär an der Akademie der bildenden Künste in München; 1887-1895 ordentlicher Professor für Ästhetik an der Universität München.

August Christoph Carl Vogt, geb. 5.7.1817 in Gießen, gest. 5.5.1895 in Plainpalais (Genf); Sohn eines Gießener Medizinprofessors, Schulbildung: Großherzoglich-Hessisches Gymnasium in Gießen (Abitur 1833); 1833-1835 Studium in Gießen (1833-1834, Medizin bei Johann Bernhard Wilbrand; 1834-1835 Chemie bei Justus Liebig); 1835 politisch motivierte Flucht über Straßburg nach Bern, wohin die Familie Vogts bereits 1834 emigriert war; Ende 1835 bis 1839 Studium der Medizin und der Chemie in Bern (bei Gabriel Gustav Valentin bzw. Carl Emmanuel Brunner); 1839 Promotion in Genf bei seinem Vater; 1839-1844 Assistent des Gletscherforschers Louis Agassiz in Neuchâtel; 1844-1845 Hospitant an der École des mines (Bergbauschule) in Paris (bei Élie de Beaumont); Pariser Wissenschaftskorrespondent für Cottas *Allgemeine Zeitung*; 1845-1847 zoologische Meeresforschung in St. Malo und Nizza; 1846 Schweizer Bürgerrecht Gemeinde Erlach (infolge des Bürgerrechtes seines Vaters); 1847 Professor für Zoologie in Gießen (auf Betreiben Justus Liebigs); 1848 Vertreter Gießens im Frankfurter Vorparlament; 1848-1849 Abgeordneter in der Frankfurter Nationalversammlung; 1849 Flucht nach Bern; 1850-1852 zoologische Meeresstudien in Nizza; 1852 Professor für Geologie an der Akademie in Genf; 1861 Bürgerrecht Plainpalais; 1867-1870 Vortragsreisen in Deutschland, Belgien, Holland, Österreich, Böhmen und Ungarn; 1872-1895 Professor für Paläontologie, Zoologie und vergleichende Anatomie; 1874-1875 erster Rektor der neugegründeten Universität Genf; 1857-1895 Präsident des Institut national genevois; politische Laufbahn in Genf: 1856-1862, 1870-1876 und 1878-1880 Mitglied des Großen Rats von Genf; 1856-1861 und 1870-1871 Mitglied des Ständerats; 1878-1881 Sitz im schweizerischen Nationalrat.

Carriere wie Vogt waren ausgesprochene Vielschreiber, keineswegs etwa nur auf ihre jeweiligen wissenschaftlichen Felder beschränkt, sondern auch auf politischem, tagespublizistischem und nicht zuletzt auch belletristisch-literarischem Gebiet taten sie sich hervor.[2] Zu den hervorstechenden Gemeinsamkeiten gehört

2 Vollständige Personalbibliographien existieren bislang weder zu Moriz Carriere noch zu Carl Vogt. Das umfangreichste Literaturverzeichnis zu Carriere hat die Chemikerin und Gymnasiallehrerin Brigitte Jaschke 1996 in ihrer Doktorarbeit, der einzigen neueren Studie, die sich ausgiebig mit Leben und Werk Moriz Carrieres befasst, erstellt: Brigitte Jaschke, *Ideen und Naturwissenschaft. Wechselwirkung zwischen Chemie und Philosophie am Beispiel des Justus von Liebig und Moriz Carrière*. Stuttgart: Chemisches Institut der Universität Stuttgart, 1996, S. 248-251. – Stellvertretend für mehrere Arbeiten, die Literaturverzeichnisse zu Carl Vogt vorhalten, sei an dieser Stelle auf die, soweit ich sehe, vollständigste, von D. Bui erstellte, Bibliographie verwiesen: Jean-Claude Pont, Danièle Bui, François Dubosson et Jan Lacki.

in diesem Zusammenhang, daß sie beide relativ umfangreiche Autobiographien hinterließen, allerdings lediglich als unabgeschlossene Fragmente,[3] die erst nach ihrem Tod veröffentlicht wurden. Weder Carriere noch Vogt verfassten ihre Lebenserinnerung in einem Fluss, sondern nach und nach, wobei weder der eine noch der andere über die Beschreibung der ersten drei Lebensjahrzehnte hinauskam. Insbesondere die für das beiderseitige Verhältnis entscheidenden Jahre zwischen 1847 und 1849 müssen aus anderen Quellen rekonstruiert werden. Dabei ist es hilfreich, dass beide unabhängig von ihren autobiographischen Manuskripten eine ganze Reihe von Reminiszenzen und Erinnerungsstücken in den Feuilletons der Tagesblätter und der Kulturzeitschriften veröffentlichten, die in ihrer Summe das fragmentarische autobiographische Bild abrunden helfen.

Beide zeichnet auch ein engeres Verhältnis zu Justus Liebig aus; so bildet das Gießener Liebig-Umfeld nicht nur einen stabilen Freundeskreis, dem sich beide auf nachhaltige Weise zugehörig fühlen, sondern beide verbindet auch ein ganz besonderes persönliches Verhältnis zu der Person Liebigs, das man als ein fast verwandtschaftliches bezeichnen könnte. Während der junge Carl Vogt nach dem Wegzug seiner Eltern und Geschwister aus Gießen sich Liebig als väterliche Referenzperson erwählt, wird Moriz Carriere sogar durch seine Heirat mit Liebigs Tochter Agnes dessen Schwiegersohn werden.

Das Geburtsjahr 1817

Das herausragende politische Ereignis des Jahres 1817 war zweifellos das Wartburgfest, das am 18. Oktober auf der Wartburg bei Eisenach von einer Anzahl von rund 500 Studenten und mehreren nichtstudentischen Gästen gefeiert wurde. Äußerer Anlass war der 300. Jahrestag des Beginnes der Reformation, weshalb nahezu alle protestantischen Universitäten studentische Vertreter entsandt hatten. Die Versammlung trug den deutlichen Charakter einer Protestkundgebung gegen reaktionäre Politik und Kleinstaaterei und einer Demonstration für einen Nationalstaat mit einer eigenen Verfassung. Neben der einladenden Urburschenschaft der Universität Jena spielten die durch den charismatischen Studentenführer Karl Follen radikalisierten teilnehmenden Gießener Delegierten eine entscheidende Rolle bei dem Verlauf des Festes.[4]

Carl Vogt, science, philosophie et politique (1817-1895), actes du colloque de mai 1995. Chêne-Bourg, Suisse: Georg, 1998 [collection *Bibliothèque d'histoire des sciences*], S. 377-389.

3 Moriz Carriere, „Lebenserinnerungen (1817-1847)“, hg. v. Wilhelm Diehl, in: *Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde* N.F. 10 (1914), S. 133-254. – [auch als Sonderdruck: Darmstadt 1914]. – Carl Vogt, *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke*. Stuttgart: Erwin Nägele, 1896. – [Digitalisat: https://archive.org/details/ausmeinemlebene00vogtgoog] – Neuauflage: Dass., hg. v. Eva-Maria Felschow, Heiner Schnelling und Bernhard Friedmann (unter Berücksichtigung der Vorarbeiten von Gerhard Bernbeck). Gießen: Ferber, 1997. - Mit Abbildungen und modernem Anmerkungsapparat.

4 Vgl. meine Grundlagenstudien: Rolf Haaser „Der Herd des studentischen Fanatismus und Radikalismus“. Die Universität Gießen und das Wartburgfest, in: Burghard Dedner (Hg.), *Das Wartburgfest und die oppositionelle Bewegung in Hessen*. Marburg: Hitzeroth 1994, S. 31-77. (Marburger Studien zur Literatur; 7); - ders., „Politische Verfolgung und Autodafé auf dem

Es ist eine Atmosphäre der Aufbruchsstimmung, die das Bewusstsein der demokratisch und freiheitlich gesinnten Bevölkerungsteile in dieser Zeit bestimmte. Die Vätergeneration hatte aktiv dazu beigetragen, dass die Suprematie Napoleons über Deutschland gebrochen wurde und leitete daraus den Anspruch auf politische und bürgerliche Freiheiten ab. Dieses ausgesprochene politische Selbstbewusstsein wirkte sich auch auf die in diese Situation hineingeborene zweite Generation aus. Mit der nach der Ermordung Kotzebues 1819 verstärkt einsetzenden Reaktionszeit, einer anhaltenden repressiven Phase der verweigerten Freiheitserwartungen, war sie von Kindesbeinen an konfrontiert.[5] Dies trifft in exemplarischer Weise auf Moriz Carriere und Carl Vogt zu.

Kaum ein Autor, der sich mit Carl Vogt beschäftigt, versäumt es, auf seine biographische und geistige Nähe zu den Brüdern Follen hinzuweisen; auch Vogt selbst hat kaum eine Gelegenheit ausgelassen, die politische Seite seiner Persönlichkeit auf das mütterliche Erbe zurückzuführen. Seine Mutter Luise, geb. Follenius, war eine Schwester der Follenbrüder, und sein Elternhaus in Gießen an der Mäusburg/Ecke Teufelslustgärtchen war auch deren Elternhaus.[6]

Moriz Carrieres Vater Wilhelm hatte seine Laufbahn als Verwaltungsbeamter mit einem 1808 begonnen Kameralistikstudium in Gießen eröffnet. Er war Kommilitone und Studienfreund Ludwig Börnes und wie dieser Schüler des politisch nicht unumstrittenen und in der Zeit um 1817 vor allem von den studentischen Burschenschaften angefeindeten Staatswissenschaftlers August Friedrich Wilhelm Crome. Moriz Carriere selbst war Schüler Ludwig Weidigs, der sein Onkel war und

---

Wartburgfest 1817 aus Gießener Perspektive", in: *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen*, Bd. 79 (1994), S. 145-193.

5 Vgl. Rolf Haaser, Von der Waffenbrüderschaft zur ideologischen Anfeindung: Politisierung des universitären Lebens in deutschen Ländern, publizistische Skandale um August von Kotzebue und Alexander Stourdza und das Russlandbild der nationalen Einheitsbewegung von 1813-1819. Tübingen: Universitätsbibliothek, 2017 [Elektronische Ressource].

6 Die emphatische Bezugnahme Vogts und seiner Biographen, insbesondere seines Sohnes William, auf das geistige Erbe der drei Onkel mütterlicherseits sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Verhältnis alles andere als ungetrübt war. Paul Follenius, der als einziger von den Brüdern bis zu seiner Auswanderung nach Nordamerika in Gießen geblieben war, scheint keine nachhaltige Rolle in der Sozialisation Carl Vogts gespielt zu haben. Der in der Nähe von Zürich im Exil lebende August Follen äußerte sich über Carl Vogt, - wohl wegen seiner atheistischen Grundüberzeugung und nicht zuletzt auch wegen seiner, ihn für einen Burschenturner disqualifizierenden, Fettleibigkeit, - eher abschätzend über seinen Neffen, als dieser in der Schweiz auftauchte. August Follens Aversion weitete sich sogar so weit aus, dass er sich in den vierziger Jahren des 19. Jhs. förmlich von der gesamten Familie Vogt lossagte und nicht mehr ihr Verwandter sein wollte. An Karl Follen dürfte Vogt kaum noch über eine Kindheitserinnerung verfügt haben, da dieser schon früh über die Schweiz nach Nordamerika auswanderte, ohne noch einmal nach Europa zurückzukehren. Lediglich dessen Ehefrau Eliza sollte Carl Vogt später während ihrer Europareise kennenlernen. Vogt sah übrigens die Parallelität zwischen seiner bezahlten Propagandatätigkeit für Napoleon III. um 1859 und der Konfidententätigkeit August von Kotzebues im Jahre 1818 für den Kaiser von Russland, und er machte sich keine Illusionen darüber, dass er zu Zeiten der Gießener Schwarzen durchaus in das Visier der Attentäter vom Schlage Karl Sands geraten wäre.

ebenfalls als Student in Gießen bereits vor der Befreiungsbewegung von 1813 politisch und publizistisch aktiv war. In seinen „Lebenserinnerungen" lässt Carriere keinen Zweifel daran, welche wichtige Rolle Weidig, der „mit den beiden begabten Brüdern *Follenius* befreundet"[7] war, auf sein Leben und Denken ausübte.

Die Schul- und Gymnasialzeit um 1830

Die Schulzeit unserer Protagonisten fiel, wie bereits erwähnt, in die politische Restaurationsphase, die im öffentlichen Gedächtnis mit dem Namen Metternich verknüpft ist. Der führende Politiker und rigorose Vertreter des monarchischen Prinzips bekämpfte die nationalen und liberalen Bewegungen in Deutschland auf das heftigste. Alle Feste und Versammlungen der Demokratiebewegung, alle öffentlichen Bekundungen und Aktionen der politischen Opposition, vom Hambacher Fest über den oberhessischen Bauernaufstand, den Frankfurter Wachensturm, die Aktivitäten der verbotenen Burschenschaften, die Konspirationen des Weidig-Büchner-Kreises usw. wurden von ihm und seiner Geheimpolizei argwöhnisch beobachtet und deren Hintermänner, soweit möglich, mittels seiner Helfershelfer der polizeistaatlichen Strafverfolgung zugeführt. Alle diese Unterdrückungsmaßnahmen verhinderten freilich nicht, dass besonders die Jahre von 1830 bis 1835 Zeiten tiefgehender politischer Unruhe waren.[8]

Ein Schlüsselerlebnis für die eigene Politisierung waren für Carriere die Sympathiekundgebungen der Butzbacher Bevölkerung bei den Polendurchzügen im Januar des Jahres 1832, wobei er sich zugutehalten konnte, sie als damals erst vierzehnjähriger Schüler mit ausgelöst zu haben. Im November 1830 waren in Warschau und danach in einigen anderen ebenfalls unter russischer Oberhoheit stehenden polnischen Gebieten Aufstände ausgebrochen. Diese wurden von Truppen des russischen Kaisers niedergeschlagen, woraufhin es zu einer Emigrationswelle polnischer Aufständischer nach Deutschland und Frankreich kam. Die Flüchtlinge wurden nicht nur in Oberhessen, sondern auch landesweit überwiegend mit euphorischer Sympathie empfangen. In Gießen wurden damals 400 politische Flüchtlinge aus Polen versorgt.[9] Carriere erinnert sich, dass auf der Butzbacher Post ein Durchreisender ihm erzählt habe, wie am Abend zuvor zwanzig Wagen mit Polen in Gießen angekommen seien und auf ihrem Weg nach Frankfurt in Kürze durch Butzbach passieren würden. Carriere habe diese Neuigkeit umgehend seinem Lehrer Weidig zugetragen. Dieser habe daraufhin kurzerhand die Schule geschlossen und sei mit der gesamten Schuljugend den Polen entgegengegangen. Das ganze Städtchen sei in Bewegung gekommen und habe die politi-

7 Carriere, „Lebenserinnerungen" (1914), S. 142.

8 Für Hessen-Darmstadt nach wie vor grundlegend: Erich Zimmermann, *Für Freiheit und Recht! Der Kampf der Darmstädter Demokraten im Vormärz (1815-1848)*. Darmstadt: Hessische Historische Kommission, 1987.

9 Vgl. Eckhardt G. Franz, Peter Fleck und Firtz Kallenberg, „Grossherzogtum Hessen (1800) 1806-1918", in: Walter Heinemeyer (Hg.), *Handbuch der hessischen Geschichte*. Bd. 4. *Hessen im Deutschen Bund und im neuen Reich (1806) 1815 bis 1945*. Zweiter Teilband: Die hessischen Staaten bis 1945. 3. Lieferung. Marburg: Elwert, 2003, S. 667-884; hier S. 787-788.

schen Flüchtlinge unter Hoch- und Freiheitsrufen empfangen. In gast- und Privathäusern seien sie bewirtet worden, und die Begeistertsten hätten sie noch bis nach Friedberg begleitet. In einer Wirtsstube habe Carriere mehreren Offizieren die lateinischen Stammbuchsprüche Gießener Studenten, ins Deutsche übersetzt, vorgelesen, was die Herren so sehr begeisterte, dass auch er als vierzehnjähriger Schüler mit ihnen auf einem der Wagen nach Friedberg mitreisen durfte. Der Enthusiasmus veranlasste Carriere damals, seine ersten ernstzunehmenden Gedichte zu machen. Diese feierten die polnischen Flüchtlinge und erschienen, von Weidig revidiert, in der *Hanauer Zeitung*.[10]

Carl Vogts Erinnerungen an die eigene Schulzeit, von denen es auch außerhalb der eigentlichen Autobiographie eine ganze Reihe gibt, entbehren solcher Glanzpunkte. Er ergeht sich überwiegend in der Ausmalung eines niederdrückenden Unterrichtswesens und der Charakterisierung eines seiner Meinung nach unfähigen Lehrerpersonals. Außer relativ spärlichen Hinweisen auf Berührungen mit der verbotenen Burschenschaft und dem renommistischen Imponiergehabe der Gießener Gymnasiasten in der Durchführung wilder, d.h. weitgehend regelloser Fechtduelle erfährt der Leser wenig über eine wie auch immer geartete Anteilnahme an den politischen Bewegungen und Kundgebungen, die in der damaligen Zeit in Gießen bzw. Oberhessen nicht gerade selten waren. Spätestens gegen Ende seiner Gymnasialzeit war er zweifellos alt genug, solche Ereignisse und Stimmungen mit wachen Augen und offenen Ohren wahrzunehmen. Sollte wirklich nichts von alledem in der Sozialisation des jungen Mannes eine Rolle gespielt haben? Anders als bei Carriere erfährt man bei Vogt beispielsweise so gut wie nichts über das Auftauchen der polnischen Flüchtlinge in Gießen, obwohl zweifellos Vogts Onkel Paul Follenius und ohne Zweifel auch Vogts Vater als einer der führenden Gießener Liberalen, - von der Mutter ganz zu schweigen, - ihnen ihre Unterstützung angedeihen ließen.[11]

10 Vgl. Carriere, „Lebenserinnerungen“ (1914), S. 142-143.

11 Lediglich der Umstand, dass überlegt wurde, einem begüterten Gießener Metzger mit dem Spitznamen „Wurstrat Möhl“ im Zuge der Polenbegeisterung den Übernamen „Möhlowitsch Wurstratski“ zu verpassen, ist Vogt einer Erwähnung in diesem Zusammenhang wert. Außerdem nutzt er eine Anekdote, seinen Schulkameraden und späteren universitären Gegner Julius Wilbrand der Lächerlichkeit preiszugeben. Angeblich habe der junge Wilbrand einen Gießener Schuster, der in der Polenzeit eine polnische Ulanenmütze als Kopfbedeckung trug, für einen echten Polen gehalten und diesen zur Bewirtung in das Wilbrandsche Haus abgeschleppt. Vgl. Carl Vogt, *Aus meinem Leben* (1997), S. 36-37. - Vogt ließ kaum eine Gelegenheit aus, Julius Wilbrand wie auch dessen Vater, den Medizinprofessor Johann Bernhard Wilbrand, als hoffnungslose Witzfiguren darzustellen. Zu der Begründung von Vogts Aversion gegen die beiden Gießener Mediziner und zur Korrektur des von Vogt erzeugten Negativimages vgl. Rolf Haaser, „1836 - Skizze einer medizinischen Topographie Gießens von Julius Wilbrand (1811-1894) und Johann Jakob Sachs (1804-1846): Prolegomena zu einem "Georg-Büchner-Handbuch Gießen", in: *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen*, Bd. 98 (2013), S.23-80. – Ders.: „Woyzecks Katze“, in: *Enttäuschung und Engagement. Zur ästhetischen Radikalität Georg Büchners*, hg. v. Hans R. Brittnacher und Irmela von der Lühe. Bielefeld: Aisthesis, 2014, S. 205-224.

Die Quellentexte für die Schulerinnerungen Carl Vogts, wie sie in die Autobiographie eingeflossen sind, stammen im Wesentlichen aus dem Jahr 1873. Diese spezielle Erinnerungsarbeit begann damit, dass Vogt aus den Zeitungen die Entdeckung eines Athenekopfes durch Heinrich Schliemann zur Kenntnis genommen hatte. Der Umstand, dass die Göttin der Weisheit mit Eulenaugen ausgestattet war, rief bei Vogt herbe Erinnerungen an seinen Latein- und Griechischlehrer am Gießener Gymnasium wach. Dessen Erziehungsmethoden erschöpften sich in der Rückschau Vogts nicht nur in Prügelstrafen und Moralpredigten, sondern auch in einem unmenschlichen, zynischen Unterrichtsstil. „Ich befand mich in Tertia", so erinnerte sich Vogt 1873, „als der Finker in Folge einer neuen Vertheilung der Lehrgegenstände statt des bisher gepaukten Latein einige Stunden Griechisch übernahm. ‚Nun, ihr Buben,' redete er uns beim Beginn des neuen Semesters an, ‚ich habe also jetzt die griechische Grammatik übernommen. Da sollt ihr mir aber auswendig lernen, daß ihr schwarz werdet!' Das war die ganz liebevolle Einleitung! Es wurde in der That auswendig gelernt, daß man schwarz wurde […]."[12] Übertriebenes Drangsalieren und Karzerstrafen waren nach der Schilderung Vogts in Gießen an der Tagesordnung. Unverkennbar hatte er bei diesem schwarzen Schulgemälde die Gymnasialhumoreske seines Neffen Ernst Eckstein zum Muster genommen, die unter dem Titel „Der Besuch im Carcer" gerade auf den literarischen Markt geworfen worden war.[13] Der wohl allzu harschen Kritik am Gießener Gymnasialwesen widersprach dann auch umgehend ein ehemaliger Klassenkamerad Carl Vogts, ein gewisser Pfarrer E. M. in H., in einem Brief, der leider nicht erhalten geblieben ist. Zwei Fragmente des Antwortbriefes, in dem Carl Vogt seine Position begründete und weitere Lehrerporträts hinzufügte, befinden sich allerdings unter den Autographen Carl Vogts, die im Gießener Universitätsarchiv aufbewahrt werden.[14] Unbekannt war bisher, dass Carl Vogt diesen Brief gleichzeitig in die *Frankfurter Zeitung* einrückte, wodurch wir nun über den vollständigen Brief in Kenntnis gesetzt sind.[15] Hier ließ Carl Vogt nun nahezu die komplette Lehrerschaft Revue passieren, die er in seiner Gymnasialzeit genossen hatte. Auch

12 Carl Vogt, „Glaukopis Athene", in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Nr. 32 (1.2.1873), Zweites Blatt, S. [1]-[2].

13 Nämlich im November 1872 fortsetzungsweise vorabgedruckt in den Münchener *Fliegenden Blättern*.

14 Als Bernd Bader im Jahrgang 2009 der *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins* diese Handschriften edierte, war ihm der Zusammenhang der beiden Brieffragmente mit dem Glaukopis-Artikel Vogts nicht bekannt. Sein Kommentar musste sich daher in diesem Fall auf Mutmaßungen einlassen, die tw. zu korrigieren sind. So ist die vermutete Datierung nun konkret auf die Zeit zwischen dem 1. und dem 19. Februar 1873 einzugrenzen. Baders Vermutung, Adressat des Briefes könnte sein Klassenkamerad Franz Eckstein sein, lässt sich nicht mehr aufrechterhalten. Vgl. Franz Bader, „Briefe von Carl Vogt in der Universitätsbibliothek Gießen", in *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen*. 94. Bd. (2009), S. 91-123; hier S. 114-118. Digitalisat: http://www.ohg-giessen.de/mohg/94_2009/06-bader-vogt-briefe-out.pdf

15 Carl Vogt, „Glaukopis Athene. II. An Herrn Pfarrer E. M. in H.", in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Nr. 50 (19.2.1873), 2. Blatt, S. [1]-[2].

in anderen Feuilletonbeiträgen beklagte Vogt die eigene Schulzeit, wobei ihm insbesondere der Unterricht in den alten Sprachen Gegenstand heftiger Polemik wurde; so beispielsweise in einem Artikel über den Lateinzwang an Realschulen[16] und in einem weiteren Beitrag über das Unterrichtswesen im Kulturkampf.[17] In dem letzteren dieser beiden Feuilletons konstatiert Vogt beispielsweise, er habe fast täglich Gelegenheit, einem Bildungssystem zu fluchen, „das mir neun Zehnteile meiner Jugend-Lernzeit stahl, um mich mit klassischen Sprachen zu füttern." Als vollkommen nutzlos für sein praktisches Leben erschien ihm in diesem Sinne u.a. „der leidige Chorgesang der Antigone von Sophokles, den ich metrisch zu übersetzen mich abgequält".[18]

Es ist interessant, solchen Schulreminiszenzen Carl Vogts, die diametral entgegengesetzten Erinnerungen Moriz Carrieres an seine Wetzlarer Gymnasialzeit gegenüberzustellen. Für ihn stand besonders der klassisch philologische Unterricht bei dem Homerübersetzer Ernst Wiedasch als Inspirationsquelle für ein eigenes produktives Arbeiten im Zentrum einer äußerst fördernden Schulsozialisation. „Blicke ich auf meine Gymnasialzeit zurück […], so war es ein Vorzug, daß in der Schule nicht bloß abgehört, sondern vor allem unterrichtet ward, daß wir […] Zeit hatten, auch für uns nach Lust und Liebe zu studieren […]."[19] Im Übersetzen aus dem Griechischen und Lateinischen habe er stets die erste Note erhalten. Als Wiedasch einige Gesänge der Ilias im Unterricht behandelte, las Carriere mit einem Freund das komplette Epos privatim im Original und überraschte so den Lehrer durch seine genaue Kenntnis des Werkes. Während Carl Vogt sich mit der Übersetzung der Antigone abquälte, konnte Moriz Carriere nicht genug an klassischen Texten in sich aufnehmen. Er übersetzte Vergils Georgica, Horazsche Oden und Satiren und auch die Sophokleische Antigone metrisch statt in Prosa. Er kam zu der Auffassung, dass es dem deutschen Charakter angemessener sei, den Homer in Nibelungenstrophen zu übertragen und nicht in deutschen Hexametern, die trotz aller Virtuosität dem lyrischen Gefühl der Deutschen durch ihre Schwerfälligkeit widersprächen. Solche Versuche setzte Carriere dann noch während seines Studiums in Gießen fort und schickte sie an Moriz Axt, der Wiedasch als Lehrer Carrieres in Wetzlar abgelöst hatte, zur Begutachtung.

Die Studienzeit in Gießen 1833/1835

Dass es während der gemeinsamen Studienzeit in Gießen nur zu einer „flüchtigen Studienbekanntschaft"[20] reichte, wie Carriere sich ausdrückte, lag zunächst an den unterschiedlichen Immatrikulationsdaten, die zu einer gewissen Phasenverschie-

16 Carl Vogt, „Bei Gelegenheit der Schrift: Der Lateinzwang in der Realschule. Von Dr. Friedrich Schoedler, Direktor in Mainz", in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Nr. 282 (9.10.1873), 2. Blatt, S. [1]-[2].

17 Carl Vogt, „Randglossen zu Schul-Conferenzen", in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Nr. 323. Zweites Blatt. (19.11.1873), S. [1]-[3].

18 Ebd.

19 Moriz Carriere, „Lebenserinnerungen" (1914), S. 149.

20 Moriz Carriere, „Lebenserinnerungen" (1914), S. 253.

bung bei der Absolvierung des Studiums zum Tragen kam. Carriere immatrikulierte sich am 19.5.1835 als „stud. phil." in Gießen, exakt drei Tage bevor Carl Vogt seine Immatrikulation vom 31.10.1833 erneuerte. Vogt hatte also bereits drei Semester hinter sich gebracht und sich auf die Arbeit in Liebigs Labor verlegt, als Carriere zum Studium in Gießen antrat.

Die oberflächliche Bekanntschaft beider dürfte von einem gemeinsamen Besuch der Vorlesungen Justus Liebigs herrühren, in denen Carriere als fachfremder Philosophiestudent hospitierte.[21] Da Carriere sein Interesse vor allem auf die geisteswissenschaftlichen Vorlesungen Joseph Hillebrands konzentrierte, kann man wohl konstatieren, dass die Studienwelten Vogts und Carrieres mehr oder weniger unabhängig voneinander existierten. Jedenfalls lief man sich unter diesen Voraussetzungen auch in dem „Studentendorf Gießen" nicht unbedingt zwangsläufig über den Weg. Vogt und Carriere entwickelten bzw. verstärkten in ihrer Studienphase auch ihre gegensätzlichen Weltanschauungen. Insbesondere die Beschäftigung mit Hillebrands Bearbeitung literaturgeschichtlicher Fragestellungen führte bei Carriere zu der festen Vorstellung, dass die Entstehung des Neuen aus der Vermittlung der Vergangenheit mit der Gegenwart auf dem Wege der Auseinandersetzung mit den literarischen Zeugnissen früherer Zeiten, etwa der Heldensagen oder der kanonisierten Dichterpersönlichkeiten (Goethe, Shakespeare, Schiller) die große Herausforderung der Gegenwart darstelle. Anders Vogt, der unter dem Einfluss Liebigs weitgehend ausschließlich auf die endgültige Verabschiedung des überkommenen Denkens in der Naturwissenschaft konditioniert wurde und in der Folge eine weitaus größere Bereitschaft entwickelte, sich in der Wissenschaft ohne zu zögern auf das jeweils radikal Neue zu stürzen. Genannt seien beispielsweise neben der Chemie im Sinne Liebigs die von Agassiz verfochtene Eiszeittheorie, die Denkmuster des wissenschaftlichen Materialismus und insbesondere die Propagierung des Darwinismus.[22] Ohne Zweifel begriff sich Vogt auf allen diesen und noch einigen anderen Feldern als Speerspitze der wissenschaftlichen Innovation.

Trotz der engen Bekanntschaft mit Weidig scheint Carriere während seiner Studienzeit keine Kontakte zum Weidig-Büchner-Kreis, bzw. zu der von Georg Büchner begründeten Sektion der Gesellschaft der Menschenrechte als den damals politisch avanciertesten Vereinigungen gehabt zu haben. Die persönliche Bekanntschaft mit Georg Büchner hatte Carl Vogt seinem Kommilitonen Carriere voraus. Das bedeutet allerdings nicht, dass Carriere während seines Gießener Studiums nicht politisch aktiver gewesen wäre als Carl Vogt. Carriere hatte zum Beginn seines Studiums mit dem später als Publizist und Lyriker bekannt gewordenen Theodor Creizenach aus Frankfurt am Main einen Lesekreis gegründet. Literarisch wie politisch orientierte sich diese Runde an den Ideen der Spätromantik und des

21 Moriz Carriere, „Lebenserinnerungen" (1914), S. 159.

22 Mit Vogts Verhältnis zum Darwinismus befassen sich zwei wichtige neuere Arbeiten, auf die an dieser Stelle hingewiesen sei: Hanna Engelmeier, *Der Mensch, der Affe. Anthropologie und Darwin-Rezeption in Deutschland 1850–1900*. Köln, Weimar: Böhlau, 2016. – Nick Hopwood, *Haeckel's Embryos. Images, Evolution, and Fraud*. Chicago: University of Chicago Press, 2015.

Jungen Deutschland. Bei der Erwähnung, dass neben Texten von Gutzkow, Heine, Börne, Laube und Wienbarg auch einmal das hohe Lied der Brüder Follen zum Vortrag kam, in dem unverblümt zum Sturz der Fürsten und zur Gründung eines Freistaates aufgerufen wurde, entfährt Carriere der Ausruf: „Wenn der Universitätsrichter gewußt hätte, was für Dinge in dem von ihm erlaubten Kränzchen vorkamen!“[23]

Zu den Gemeinsamkeiten zwischen Moriz Carriere und Carl Vogt zählte, dass sie beide ihr in Gießen begonnenes Studium nicht an der Landesuniversität abschlossen. Als Arnold Ruge im Herbst 1837 auf der Durchreise kurze Zeit in Gießen weilte, um sich nach eventuellen Mitarbeitern für seine *Hallischen Jahrbücher* umzusehen, war sein Fazit niederschmetternd. „Ich habe in Gießen schlechterdings nichts Erfreuliches ausgemistelt. […] Liebig, der berühmte Chemikus, war nicht anwesend, und wenn er es gewesen wäre, was soll man mit so einem anstellen? An eine Correspondenz nicht zu denken, man muß selbst eine machen, und was soll sie sich anknüpfen an dies caput mortuum? Man läßt es vorläufig laufen. Die Studiosen sind herrliche Kerle in Gieße, lustige Leit‘ und gar gescheite Junge, aber zu dumm zum Schreibe.“[24] Das harsche Urteil Ruges wäre möglicherweise anders ausgefallen, wenn Vogt und Carriere zu diesem Zeitpunkt nicht Gießen bereits verlassen gehabt hätten, um an anderen Universitäten ihr jeweiliges Studium abzuschließen. Vogts Abschied von Gießen war ungewollt,[25] der Carrieres dagegen geplant.

23 Moriz Carriere, „Lebenserinnerungen“ (1914), S. 160. – Zweifellos meint Carriere an dieser Stelle das berüchtigte „Große Lied“, für das vor allem Karl Follen verantwortlich zeichnete. Als Einstieg in die politische Agitationslyrik der „Gießener Schwarzen“ sei hier verwiesen auf Rolf Haaser, „Literarische Kultur: das 19. Jahrhundert“, in: Ludwig Brake und Heinrich Brinkmann (Hg.) *800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997*. Gießen: Brühl, 1997, S. 512-539; darin der Abschnitt „Im Zeichen der nationalen Befreiungs- und Demokratisierungsbewegung: die Agitationsliteratur der Brüder Follen und ihres Umfeldes“. S. 520-522.

24 Arnold Ruge an Theodor Echtermayer, Frankfurt a. M., den 6 Nov. 1837. In: Martin Hundt (Hg.), Der Redaktionsbriefwechsel der *Hallischen*, *Deutschen* und *Deutsch-Französischen Jahrbücher* (1837-1844) Bd. 1. Der Briefwechsel um die *Hallischen Jahrbücher*. Berlin: Akademie Verlag, 2010, S. 22f.

25 Zur überstürzten Flucht Carl Vogts aus Gießen im Jahr 1835 vgl. Rolf Haaser (Hg.), „‘Mein Freund Fritz‘ von Carl Vogt“, in: *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen*. Bd. 100 (1975), S. 51-113; hier S. 73 ff. Ergänzend zu meinen dort angeführten Quellen und Anmerkungen sei auf einen Brief Carl Vogts an Justus Liebig hingewiesen, den er unmittelbar vor dem Überschreiten der hessischen Grenze in Heppenheim verfasste. Die drastischen Sätze des Einleitungsabsatzes seien hier wiedergegeben: „So eben habe ich meine Postcharte gelöst, um auf dem Eilwagen mich allen Plackereien und Hundsföttereien des armseligen Darmstädter Ländchens wenigstens auf einige Zeit zu entziehen. Sehr leid thut es mir, so ohne allen Abschied von Ihnen und Hrn Dr. Ettling, den ich freundlichst in meinem Namen zu grüßen bitte, scheiden zu müssen, allein Holland war in Noth, und ich hätte keine zwölf Stunden länger in Gießen bleiben dürfen, ohne vielleicht in einige ärgerliche Controversen mit des Hrn. Universitätsrichters Liebenswürdigkeit zu gerathen.“ – Brief Carl Vogt an Justus Liebig, Heppenheim, 27.7.1835. Bayerische Staatsbibliothek München. Liebigiana II.B, Vogt, Karl 1. – Bemerkenswert ist, dass die Schilderung der Flucht in diesem Brief von verschiedenen anderen Narrativen abweicht, die Vogt in diesem Zusammenhang überliefert bzw. hinterlassen hat.

Die ersten Zeitungs- und Zeitschriftenartikel 1836/1837

Zu demselben Zeitpunkt, als Ruge über die schlechte Qualität des Schriftstellernachwuchses in Gießen klagte, betraten Carriere in Göttingen und Vogt in Bern die publizistische Bühne, auf der sie in den folgenden Dezennien von wechselnden Standorten aus eine beindruckende Präsenz behaupten sollten. Carriere publizierte erstmals 1837 in der *Zeitung für die elegante Welt*, und zwar verschiedene Gedichte. 1838 findet sich in diesem von Gustav Kühne in Leipzig redigierten Kulturblatt bereits ein Aufsatz über die Rezeption Rahel von Varnhagens in Paris. Ab Herbst 1838 verfasste Carriere auch Rezensionen in den *Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik* und im *Telegraph für Deutschland*. Vogt hatte sogar bereits 1836 verschiedene kleinere Resultate chemischer Experimente in den von Justus Liebig mitherausgegebenen *Annalen der Pharmacie*, - nicht ohne Liebigs wohlwollende Unterstützung, - untergebracht. Die erste Veröffentlichung Vogts überhaupt ist die Entlarvung eines gesundheitsgefährdenden Geheimmittels, das von Paris aus auf dem Schweizer Markt vertrieben wurde.[26] Vogts Warnung vor der Charlatanerie des angeblichen Universalheilmittels war von enormer Wirksamkeit. Verschiedene wissenschaftliche und belletristische Zeitschriften kolportierten die Resultate der chemischen Analyse Vogts, was zum Verbot des Arkanums in Bayern und nebenbei auch zur Aufnahme des noch nicht promovierten „Dr. Vogt" als korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Brüssel führte.

Eine negative Gemeinsamkeit weist die Rezeptionsgeschichte sowohl Vogts als auch Carrieres in dem Punkt auf, dass diese überwiegend aus werkzentrierter Forschung bestand und die in beiden Fällen recht umfangreiche feuilletonistische Tagespublizistik vernachlässigt wurde. Dieses Defizit kann an dieser Stelle freilich nicht ausreichend kompensiert werden, aber als Beleg für die Bedeutung und den beträchtlichen Umfang, den dieses kurzlebige Genre für Vogt und Carriere einnahm, seien die Arbeiten der beiden Freunde für die *Allgemeine Zeitung* aufgelistet, die von dem Tübinger Verleger Cotta in Augsburg und zeitweise in München herausgegeben wurde und neben der *Frankfurter Zeitung* und der *Kölnischen Zeitung* die wichtigste und auflagenstärkste deutsche Zeitung des 19. Jahrhunderts darstellte. Vogt veröffentlichte in der *Allgemeinen Zeitung* zwischen 1841 und 1855 insgesamt immerhin 80 umfangreiche und bisweilen sich über mehrere Ausgaben erstreckende Artikel, während Carriere, allerdings auf einen längeren Zeitraum verteilt, es sogar auf die stolze Anzahl von sage und schreibe 620 Beiträgen brachte.[27]

---

26 „Unverschämte Charlatanerie. Analyse des Universalheilmittels von Belliot in Paris", in: *Annalen der Pharmacie.* Vereinigte Zeitschrift des *Neuen Journals der Pharmacie für Aerzte, Apotheker und Chemiker* Band XXXIV. und des *Magazins für Pharmacie und Experimentalkritik* Band LII. Hg.v. Johann Bartholomä Trommsdorff, Justus Liebig und Emanuel Merck. Heidelberg; Universitäts-Buchhandlung von C. F. Winter, 1836. Bd. 17. H. 1. (1836), S. 113-114.

27 Dass die meist anonym erschienenen Artikel Vogts und Carrieres den Verfassern sich heute bequem zuordnen lassen, ist der akribischen Feinarbeit Bernhard Fischers zu verdanken, der das Redaktionsexemplar der Zeitung im Marbacher Cotta-Archiv ausgewertet und die dort von Cotta handschriftlich verzeichneten Honorarempfänger für die einzelnen Beiträge systematisch aufgelistet und veröffentlicht hat.

Zwei widerständige Universitätslehrer in Gießen 1843/1847

Für Moriz Carriere war die Anstellung in Gießen keineswegs die erste Wahl. Dass er dennoch nach seiner kunsthistorischen Reise nach Italien in seiner ehemaligen Studienstadt an der Lahn Fuß zu fassen begann, lag daran, dass es ihm nicht gelang, sich an seinen Wunschorten Berlin oder Heidelberg zu habilitieren. Kränkende Zurücksetzungen und größte Opfer prägen diese Lebensphase, die Mitte 1841 begann und im Januar 1843 damit endete, dass er als unbezahlter Privatdozent der Philosophie in die Reihen der akademischen Lehrer in Gießen aufgenommen wurde. Hier erging es ihm nicht viel besser. Erst nach langen Kämpfen brachte es Carriere zu einer außerordentlichen Professur, die weiterhin unbesoldet blieb. Zehn Jahre lang sollte der Junghegelianer und literarisch wie politisch äußerst rege Hochschullehrer, der sich in der literarischen und philosophischen Welt schon vor seiner Rückkehr nach Gießen einen Namen gemacht hatte und dessen Publikationen von namhaften Kritikern lobend aufgenommen wurden, die Demütigung ertragen, dass die Behörden im Großherzogthum Hessen-Darmstadt ihm eine sichere Lebensstellung verweigerten.[28] Man kann Wilhelm Diehl zustimmen, wenn er konstatiert, dass es nicht fachliche Gründe waren, die Moriz Carriere als Steine im Weg lagen, sondern seine politische und philosophisch-literarische Freisinnigkeit in Verbindung mit der ohnehin notorisch klammen finanziellen Ausstattung des Wissenschaftsbetriebes. „Nur einmal", so schreibt Diehl im Vorwort zu Carrieres „*Lebenserinnerungen*", „schien Carriere in Gießen ein günstigerer Stern leuchten zu wollen: 1848/49, als Jaup Minister war. Aber der Stern erblich, und mit ihm gingen hochgespannte Hoffnungen zu Grabe."[29]

Es gehört zu den Mystifikationen, die Vogt allenthalben in seinen zahlreichen Erinnerungstexten mit dem Leser treibt, dass er Carrieres Vorlesungen als Privatdozent in Gießen jegliche Wirkung auf die Studentenschaft abspricht. Das Gegenteil war aber der Fall. Carriere hatte seinen Vorlesungsstil so ausgerichtet, dass er im Anschluss an seinen Vortrag eine Diskussionsphase ermöglichte, in der die Studenten Rückfragen stellen und die eigene Meinung zu bestimmten Themen äußern konnten. Der Erfolg dieses Vorgehens brachte ihn auf den Gedanken, eigene Veranstaltungen anzubieten, in denen die Studenten sich in freiem mündlichem Vortrag, schriftlicher Darstellung und wissenschaftlicher Diskussion üben konnten. Als er im Jahr 1844 damit begann, solche Rhetorikkollegien anzubieten, meldeten sich eine Reihe interessierter Teilnehmer. Carriere legte die Vorstellungen über Sinn und Zweck der Veranstaltung in einer Eröffnungsrede dar, die er auch in der *Allgemeinen Zeitung* publizierte.[30] Die Sache kam so sehr in Gang, dass es sogar an hospitierenden Zuhörern nicht fehlte. Carriere war von der Überzeugung erfüllt, dass alle wahre Wissenschaft nicht äußerlich überliefert und mechanisch gelernt

28 Aufschlussreiche Zeugnisse dieser Demütigung liegen als Veröffentlichung vor: Wilhelm Diehl, „*Zur Geschichte von Moriz* Carriere's Gießener Dozententätigkeit", in: *Quartalblätter des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen.* Bd. 5 (1912), S. 100-111.

29 Moriz Carriere, „Lebenserinnerungen" (1914), S. 135.

30 M. [Moriz] C. [Carriere], „Akademisches", in: *Allgemeine Zeitung* (Augsburg), Nr. 172 (20.6.1844), Beilage, S. 1371-1373.

werden könne. Dementsprechend obliege es den Lehrenden, ihre Zuhörer in ihrem eigenen Sinn zu erwecken und sie zu eigenem Denken und Forschen anzuregen. Seiner Ansicht nach war eine größere Selbsttätigkeit der Studierenden auf allen Gebieten nötig, insbesondere aber in dem von Carriere selbst vertretenen Fach der Philosophie. Hier schien es Carriere unabdingbar, dass den Lernenden Gelegenheit gegeben werde, sowohl das Verständnis des Vorgetragenen zu bekunden als auch eigene Ideen zu äußern. Dabei sollten sie lernen, diese in zusammenhängender Entwicklung darzustellen und „im dialektischen Kampf der Unterredung" zu verteidigen, um so in Gemeinschaft mit anderen zu tieferer Einsicht zu gelangen. Dabei versäumte es Carriere nicht, darauf hinzuweisen, dass die Naturwissenschaften auf diesem Weg vorangegangen seien, die in Kliniken und Laboratorien für Physiologie und Chemie diesen methodischen Ansatz bereits seit längerem verfolgten. Gerade die Methode, die an der Universität Gießen in Liebigs chemischem Laboratorium perfektioniert worden war, wollte Carriere ausdrücklich auf die Geisteswissenschaften in Anwendung gebracht sehen.

Vogts im Vergleich zu Carriere verspätet einsetzende Lehrtätigkeit sollte keine vergleichbare Wirkung zeitigen; sein Angebot, insbesondere eine Vorlesung über Petrefaktenkunde, war weniger attraktiv. Auch waren Dauer und Anzahl seiner Veranstaltungen insgesamt zu gering, um sich eine kontinuierliche Zuhörerschaft zu sichern. Gelegentlich klagt Vogt darüber, dass die Biodiversität der Lahn doch zu eingeschränkt sei, um eine anschauliche, praxisnahe Forschung auf seinem Spezialgebiet, den niederen Lebensformen wie Muscheln und Krustentieren, betreiben zu können.[31] Freilich war Vogt durch die Meeresbiologie, die er in St. Malo und Nizza betrieben hatte, in diesem Punkt besonders verwöhnt.

Begegnung in Paris 1847

In einem seiner anonymen Lageberichte über die Verhältnisse an der Universität Gießen, die Moriz Carriere in unregelmäßigen Abständen für Cottas *Allgemeine Zeitung* verfasste, avisierte er bereits unter dem Datum vom 16. November 1846 die Rückkehr Carl Vogts nach Gießen. Der Artikel macht deutlich, dass Carriere sich inzwischen ein umfassendes Bild von seinem ehemaligen Kommilitonen gemacht hatte. Der auf Vogt bezogene Passus lautet: „Von Ostern an wird Karl Vogt als außerordentlicher Professor der Zoologie hier auftreten; wir freuen uns daß der thätige und geistvolle junge Mann somit eine sichere Lebensstellung gefunden hat, und daß unsere Lehrkräfte in ihm ein frisches und vielversprechendes Element gewonnen haben. Durch seine mit Agassiz unternommenen Arbeiten hat Vogt als Naturforscher entschiedene Verdienste, und als kenntnißreich gewandter Darsteller hat er sich durch seine physiologischen Briefe wie namentlich durch seine

31 So in einem wichtigen, im Folgenden noch ausführlicher zu zitierenden Brief an Georg Herwegh vom 12. Juni 1847: „Mir macht das Colleg schändlich viel zu thun. Ich lese alle Tage von 9-10 Morgens. Die Gegend ist sehr steril, nur an gemeinen Malermuscheln ist die Lahn reich und die sind dann auch wahre Herbergsmuttern von allem möglichen Chalk, tragen Embryonen von sich, von Wasserspinnen, von Fischen sogar in ihrem Zimmer herum, Cerrarienschläuche an allen Ecken und Enden […].

Berichte über die Pariser Akademie erwiesen, welche den Lesern der Allg. Zeitung in gutem Andenken stehen."[32] Damit war es Carriere, der das Geheimnis der Anonymität der Pariser Akademieberichte lüftete und Vogt als Verfasser in der Zeitung publik machte.

Zu einer ersten persönlichen Wiederbegegnung der ehemaligen Studiengenossen kam es aber bereits, noch ehe Vogt in Gießen antrat, nämlich während der Osterferien 1847, als sich beide in Paris aufhielten. Carriere kommt auf dieses Ereignis in seinen Erinnerungen leider nur am Rande zu sprechen: „Vogt war nach Gießen berufen, wir erneuten eine flüchtige Studienbekanntschaft."[33] Bevor Carriere von Gießen nach Paris aufgebrochen war, hatte er Justus von Liebig aufgesucht und ihn um einen Empfehlungsbrief gebeten, den er auch erhielt.[34] Da Liebig in dieser Zeit einen regen Briefwechsel mit Carl Vogt unterhielt, war ihm bekannt, dass Vogt sich nach einem längeren Aufenthalt in Nizza seit einiger Zeit in Paris aufhielt, um Material für seine anstehenden Vorlesungen in Gießen zu sammeln. Es liegt daher nahe, dass Liebig seinen jungen Kollegen Carriere auch an Vogt verwiesen haben dürfte. Aus einem Brief Carl Vogts an Emma Herwegh geht hervor, dass die Ehefrau des Dichters Georg Herwegh das erwähnte Aufeinandertreffen zwischen Vogt und Carriere in ihrem Pariser Salon gezielt herbeigeführt hatte. Vogt war dieses umsichtige Arrangement der gastgebenden Salonniere durchaus willkommen, denn er hatte ohnehin vor, das Konzept seiner Antrittsvorlesung für Gießen in der Runde der Freunde und Bekannten im Hause der Herweghs vorzutragen und diskutieren zu lassen. Er habe nämlich, so führt Vogt aus, „ein groß' Stück Revolution an meiner Antrittsrede machen können, was ich mitbringen will, um die beifälligen Äußerungen der Gesellschaft (andere nehme ich nicht an), entgegen zu nehmen."[35]

Es ist anzunehmen, dass Carriere aufgrund seiner genauen Kenntnis des Wissenschaftsbetriebes in Gießen den Entwurf der Gießener Antrittsrede Carl Vogts in dem Salongespräch im April 1847 durch den einen oder anderen hilfreichen Kommentar begleitete.

Die Antrittsvorlesung Carl Vogts 1847

Die Gießener Antrittsrede Vogts vom 1. Mai 1847 ist ein schlagendes Beispiel dafür, dass die Naturwissenschaften im Vormärz sich konsequent als analytisch-empirische Wissenschaften etablierten und sich von der idealistischen Naturphilosophie absetzten. Dies entbehrte gerade in Gießen nicht der Brisanz, denn hier hatte sich die naturphilosophische Richtung der Naturwissenschaft eine Hochburg geschaffen und in der Person Johann Bernhard Wilbrands in einer besonders krassen Form gehalten. Bereits Liebig hatte nach anfänglicher Kooperation alle

32 [Moriz Carriere], „Gießen (die Universität. Karl Vogt)", in: *Allgemeine Zeitung* (Augsburg), Nr. 326 (22.11.1846), S. 2604. – [Korrespondenz: „Gießen, 16 Nov."].

33 Moriz Carriere, „Lebenserinnerungen" (1914), S. 253.

34 Moriz Carriere, „Lebenserinnerungen" (1914), S. 247.

35 Billett von Carl Vogt an Emma Herwegh, [Paris, 5.4.1847]. Herwegh-Archiv im Dichtermuseum Liestal. Bestand: Carl Vogt (1817-1895) Briefe an Georg und Emma Herwegh. Signatur: BR H 2111.

Hebel in Bewegung gesetzt, den Einfluss dieser Wissenschaftsrichtung durch Publikationen und universitätspolitische Einflussnahmen zu beschränken. Vogt, dessen Berufung von Liebig nicht zuletzt als Garantie für den universitätsinternen Richtungswechsel betrieben worden war, stieß nun, wie erwartet, in dasselbe Horn.[36] Inhaltlich gipfelte die Rede in der polemischen Formulierung, dass das „glänzend ausgeputzte Schiff der Naturphilosophie" an dem „Felsen der Thatsache" zerschellt sei.[37] Es besteht kein Zweifel, dass sich hinter den zugespitzten Sätzen der Rede Vogts das neue Selbstverständnis der Naturwissenschaften abzeichnete. Den als abwegig charakterisierten Phantasien der Naturphilosophen, die in der Zeit „ihrer Blüthe wie Unkraut emporschossen", erteilte Vogt eine unmissverständliche Abfuhr.[38] Ihnen konnte, so fährt Vogt fort, „nur durch die nüchterne Thatsache entgegen getreten werden und die Streiter gegen die Naturphilosophie wurden dadurch zu stets weiter gehenden Forschungen angefeuert."[39] Im Grunde formulierte Vogt mit solchen Äußerungen die Programmatik einer exakten Wissenschaft, die Messung und Experiment nutzte und physiologisch forschte.[40]

Auf die äußeren Umstände der Antrittsvorlesung ist Vogt in seinen hinterlassenen Erinnerungen ausführlich eingegangen; wir beschränken uns daher auf zwei unmittelbar zeitgenössische Quellen, die noch nicht durch die Erinnerung geläutert erscheinen. Die für den bestehenden Wissenschaftsbetrieb provokante Wirkung der Antrittsrede Vogts schildert ein anonymer Korrespondentenbericht aus Darmstadt in Cottas *Morgenblatt für gebildete Leser* in unverblümter Deutlichkeit. Verfasser war laut einem handschriftlichen Vermerk in dem Redaktionsexemplar des Blattes der Darmstädter liberale Advokat Karl Buchner, der vor allem auf die gesellschaftliche Brisanz der Präsentation Vogts abhob:

> Professor Vogt hielt neulich bei gedrängt vollem Saal in der Aula seine Antrittsrede; der Stoff war der gegenwärtige Zustand der Zoologie. Ohne

36 Allerdings zeigen die Briefe Carl Vogts an Georg Herwegh, dass er bereits in der Anfangsphase seiner Gießener Lehrtätigkeit damit begonnen hatte, zu Liebig zumindest innerlich auf Distanz zu gehen: „Der Freiherr spielt hier die erste Flöte, ist aber wirklich trätabel wenn auch in andern Dingen als chemicis, sehr beschränkt. So stellte er neulich bei einer Discussion über Religion und Atheismus den Satz auf; es sei doch Religion nöthig, denn in England, wo man sehr religiös sei, wären auch die Dienstboten viel zuverlässiger und treuer als hier, wo so viel Atheismus und Irreligiosität herrsche, wodurch die Knechte und Mägde zum Stehlen und zur Unzucht verleitet würden. Ich wurde durch dieses Argument wirklich gänzlich entwaffnet. Liebig gibt sich indeß alle Heidenmühe, die Universität auf den Strumpf zu bringen." - Brief Carl Vogt an Georg Herwegh, Gießen, 12. Juni 1847. Herwegh-Archiv im Dichtermuseum Liestal. Bestand: Carl Vogt (1817-1895) Briefe an Georg und Emma Herwegh. Signatur: BR H 2112.

37 Carl Vogt, *Ueber den heutigen Stand der beschreibenden Naturwissenschaften. Rede gehalten am 1. Mai 1847 zum Antritte des zoologischen Lehramtes an der Universität Gießen*. Gießen: J. Ricker'sche Buchhandlung, 1847, S. 12. [Digitalisat: http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10076688.html]

38 Ebd.

39 Ebd.

40 Vgl. Andreas W. Daum, *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit, 1848-1914*. München: Oldenbourg, 1998, S. 2.

> große Phrasen und Anreden an Rector, Syndicus u.s.w. sprach er bloß: „Meine Herren." Ueberhaupt gefiel, daß er die altmodische Kleinigkeitskrämerei bei Seite geworfen, und ganz ein Kind der Neuzeit, sprach er in diesem Sinne sehr schön, zupfte muthwillig einige altväterische Perücken, daß der Puder flog, ging, jedoch in aller Bescheidenheit und mit allem Anstand, z.B. dem Professor B.[41] zu Leibe, der alle seine anatomischen Versuche an einem Hund, einem Kaninchen und einem Frosch anstellt. Kurz, Vogt hat sehr gefallen. Seine politisch-religiöse Stellung, oder vielleicht richtiger seine hiesige Parteistellung nimmt man daraus ab, daß er mit Professor Credner, dem bekannten Antagonisten des Universitätskanzlers v. Linde, befreundet ist und bei ihm wohnt; ein Umstand, der ihn bei vielen jüngeren Professoren und dem größern Theil der Studentenschaft bestens empfiehlt.[42]

Noch deutlicher wird Carl Vogt selbst in einem brieflichen Gießener Lagebericht an seinen Freund Georg Herwegh, der sich vorher bei Vogt über seinen Einstieg in das Gießener Professorendasein erkundigt zu haben scheint:

> Nun kam gar die Antrittsrede. Rector magnificens schickte mir einen Menschen, aber nicht offiziell, zu, der auf einem halben Bogen einen ganzen Haufen von Titulationen hatte, die alle auf issimi endigten. Ich schickte den Kerl weg. Tags darauf wurden etwa 20 Wetten gemacht, ob ich es wagen würde, meine Herren! kurzweg zu sagen und da dies geschah, so hab' ich natürlich 20 Gewinnende als gute Freunde und ebenso viel als abgesagte Feinde. Ich habe Ihnen die Rede durch den Buchhandel zugeschickt. Wenn Sie das Ding gelesen haben werden, so werden Sie wohl begreifen können, wie sie eine Art Begeisterung unter den Großherzoglichen Studenten erregt hat. Daß die Studenten von dem Redner mit den Ordinariis (die allein bei Anhörung einer solchen Rede sitzen dürfen) gleichgestellt, ja sogar in der Rede angeredet wurden, war unerhört – deßhalb Begeisterung, Deputation mit der Bitte, die Rede drucken zu lassen, Wuth von Seite vieler Ordinarii,

41 Gemeint ist der Anatom Theodor Ludwig Wilhelm Bischoff, der 1843 als Professor für Physiologie an die Universität Gießen berufen worden war. Aus der gedruckten Fassung der Antrittsrede lässt sich allerdings keine explizite Polemik Carl Vogts gegen Bischoff herauslesen. Der auf Bischoff abhebende Passus findet sich in der Druckfassung der Antrittsvorlesung auf S. 31. Dass die anfängliche Freundschaft zwischen Carl Vogt und Bischoff allerdings in der Tat relativ rasch in Gegnerschaft umschlug, lässt sich aus dem bereits zitierten Brief Vogts an Herwegh nachweisen: „Bischoff wird mir von Charakter weit mehr verdächtig; - ein entsetzlich beschränkter Egoist, der ungeheuer gut und fleißig ausgearbeitete Collegien liest, aber sonst nichts anderes kennt, als seine Pflichten als Professor, Familienvater und Staatsbürger. Die als Mensch liegen zu weit entfernt." Brief Carl Vogt an Georg Herwegh, Gießen, 12. Juni 1847. Herwegh-Archiv im Dichtermuseum Liestal. Bestand: Carl Vogt (1817-1895) Briefe an Georg und Emma Herwegh. Signatur: BR H 2112. Es mag daher sein, dass die Druckfassung der Antrittsrede Vogts nicht eins zu eins dem tatsächlich gehalten Vortrag entsprach und zumindest in Teilen möglicherweise schärfer formuliert war.

42 [Karl Buchner], „Darmstadt Mai (Schluß.) Gießen", in: *Morgenblatt für gebildete Leser*. Nr. 123 (24.5.1847), S. 492.

> Hohnlachen der Privatdocenten, bedauerliches Kopfschütteln gegen Liebig, da siehst du nun, was du uns für einen Kerl aufgebunden hast etc. […][43]

Die Gründung des Gießener „Sonderbundes“ 1847

Zu der Entstehung des Gießener Sonderbundes herrscht in der nicht gerade üppigen Forschungsliteratur kein einheitliches Bild. Hubert Treiber, der die Aktenlage des Gießener Universitätsarchives erkundet hat, hat vor allem den förmlich konstituierten Verein im Blick.[44] Danach war die Vereinsgründung der Anregung einer Anzahl jüngerer Mediziner und Naturwissenschaftler zu verdanken, die „zu dem Zwecke, daß jeder der Teilnehmer den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft die Resultate seiner Wissenschaft in ihrer Beziehung zur allgemeinen Wissenschaft und zum Leben mitteilte.“ Diese Anregung wurde, wie Treiber ausführt, von befreundeten Mitgliedern der juristischen und philosophischen Fakultät aufgegriffen, so dass es am 29. Oktober 1847 zur förmlichen Konstituierung der „Sonderbundes“ kam. Treiber betont vor allem den exklusiven Charakter der Vereinigung, der sich noch über Jahrzehnte erhalten habe. An Mitgliedern der ersten Stunde zählt er neben einer Reihe von Naturwissenschaftlern (Chemiker, Physiker, Mathematiker), darunter der Zoologe Carl Vogt, auch Moriz Carriere als Philosoph, Georg Christian Dieffenbach als Theologe, Karl Hillebrand als Essayist und Publizist und Georg Karl Neuner als Jurist auf. Von diesen seien die Statuten des Vereins entworfen worden. Darin sei das Amt eines die Sitzungen leitenden Präsidenten und das eines Sekretärs vorgesehen gewesen. Über die einzelnen Sitzungen hatte der Sekretär Protokoll zu führen. Eine bislang unbekannte Quelle stellt ein Brief von Heinrich Will dar, der sich im Genfer Teilnachlass Carl Vogts befindet. Will kommt auf das zehnjährige Jubiläum des Gießener Sonderbundes zu sprechen, und erinnert seinen Freund Carl Vogt in diesem Zusammenhang an die Gründungsphase:

> Bis nächsten Freitag feiert der Sonderbund an dessen Gründung Du so lebhaften Antheil hast, das Fest seines 10jährigen Bestandes. Die Zahl der Mitglieder hat sich in letzter Zeit beträchtlich vermehrt; wir bilden jetzt eine die Universitätsverhältnisse in mehr wie einer Beziehung dominierende Macht; die alten Zöpfe müssen sich beugen. Im übrigen sind die alten Statuten aufrecht erhalten; unser Zusammensein bietet in ernster wie fröhlicher Seite dasselbe Bild wie vor 10 Jahren. Zur Feier am 20 Nov. werden zum erstenmal auch die Frauen mitgenommen.[45]

---

43 Brief Carl Vogt an Georg Herwegh, Gießen, 12. Juni 1847. Herwegh-Archiv im Dichtermuseum Liestal. Bestand: Carl Vogt (1817-1895) Briefe an Georg und Emma Herwegh. Signatur: BR H 2112.

44 Hubert Treiber, „Der ‚Eranos‘ – Das Glanzstück im Heidelberger Mythenkranz?“, in: Wolfgang Schluchter und Friedrich Wilhelm Graf (Hg.), *Asketischer Protestantismus und der „Geist“ des modernen Kapitalismus. Max Weber und Ernst Troeltsch*. Tübingen: Mohr Siebeck, 2005, S. 75-154; hier S. 86.

45 Brief Heinrich Will an Carl Vogt, Gießen, 17. November 1857. Bibliothèque de Genève. Département des manuscrits et des archives privées. Correspondance de Carl Vogt. 1814-1913. Sign. Ms. fr. 2192, f. 121-122 – Bedauerlicher Weise hat Neill Busse in seiner ebenso

Im Gegensatz zu Treibers geschlossenem Modell hat Neill Busse ausgemacht, dass es sich um zwei Clubs handelte, die ineinander verschachtelt waren.[46] Busses Ansatz geht in die richtige Richtung; man sollte aber noch einen Schritt weitergehen. Es spricht vieles dafür, dass der „Sonderbund" aus der Verschmelzung des Lektüreclubs um Moriz Carriere und Gustav Baur mit dem Kristallisationskern der Naturforscher aus dem Umfeld von Liebigs chemischem Laboratorium entstand. Der gemeinsame Nenner war eine Art Jugendkult, der die gemeinsame Grundlage des Selbstverständnisses der Teilnehmer darstellte.

Dabei war die Bezeichnung „Sonderbund" eigentlich unglücklich gewählt und die Anspielung auf den Schweizer Sonderbundskrieg im Grunde irreführend. Denn bei dem Schweizer Sonderbund handelte es sich um einen Zusammenschluss konservativer katholischer Kantone, die gegen die liberalen eidgenössischen Kantone Front machten. Der von den Sonderbundkantonen angezettelte Bürgerkrieg endete im Herbst 1847 binnen eines Monats mit ihrer militärischen Niederlage. In diesem Zusammenhang ist es nicht ganz uninteressant, zur Kenntnis zu nehmen, dass der anonyme Berner Korrespondent der *Allgemeinen Zeitung*, der die deutsche Öffentlichkeit über den Sonderbundskrieg auf dem laufenden hielt, ein gebürtiger Gießener war; und zwar nicht irgendeiner, sondern der aus der Autobiographie Carl Vogts bekannte Georg August Frölich.[47] Er war gemeinsam mit Vogts Familie in die Schweiz emigriert und hatte in Bern als Hauslehrer der Schwestern Carl Vogts zum Hausstand gehört. Frölich hatte um 1843 Vogts Schwester Mathilde geheiratet und die erste höhere Mädchenschule in Bern gegründet, als deren langjähriger Direktor er zu einer geachteten Persönlichkeit des öffentlichen Lebens in Bern avancieren sollte.

Für Carriere und Baur basierte die beiden mehr oder weniger gemeinsame euphorische Bereitschaft, sich dem Neuen zu öffnen und sich für dessen Durchsetzung persönlich zu engagieren, auf den Ideen des Jungen Deutschland, wie sie von Ludolf Wienbarg in der berühmten Zueignung zu seinen *Ästhetischen Feldzügen* prägnant formuliert worden waren. Bereits im Eingangspassus hob Wienbarg speziell auf den Lehrbetrieb an den Universitäten ab. „Dir junges Deutschland widme ich diese Reden, nicht dem alten." Mit diesem fulminanten Satz war Wienbarg 1834 vor seine Leser und Zuhörer getreten. Derjenige, der für dieses junge Deutschland schreibe, so führte Wienbarg aus, erkläre gleichzeitig, dass er alle altdeutsche tote Gelehrsamkeit in die Grabgewölbe ägyptischer Pyramiden verwünsche und allem altdeutschen Philistertum den Krieg erkläre und dasselbe „bis unter den Zipfel der

informativen wie innovativen Arbeit über das Korrespondenznetzwerk der Liebig-Schüler den Teilnachlass Vogts in Genf nicht berücksichtigt. Hier finden sich Briefe von Heinrich Will, Max von Pettenkofer und Hermann Kopp an Karl Vogt, die die nach der Methode der Digital Humanities generierten Schaubilder der Korrespondenznetze der Schüler Liebigs anders, d.h. mit Blick auf Carl Vogt weniger eindimensional erscheinen lassen würden. – Vgl. Neill Busse, *Der Meister und seine Schüler. Das Netzwerk Justus Liebigs und seiner Studenten.* Hildesheim, Zürich, New York: Olms, 2015.

46 Neill Busse, *Der Meister und seine Schüler. Das Netzwerk Justus Liebigs und seiner Studenten.* Hildesheim, Zürich, New York: Olms, 2015, S. 122

47 Carl Vogt, *Aus meinem Leben.* (1997), S. 181.

wohlbekannten Nachtmütze unerbittlich zu verfolgen Willens“ sei.[48] Wienbarg konstatierte aus seiner eigenen kurzen Dozentenerfahrung heraus, dass die Universitätsluft eine verdorbene sei, wenn sie sich von der frischen Luft der „freien und sonnigen Völkertage“ absondere. Bereits unmittelbar nach dem Erscheinen der *Ästhetischen Feldzüge* im Jahr 1834 hatte Gustav Baur seinen Universitätsfreund Carriere in einem Gießener Lesekränzchen kursierenden Gedicht als den Gießener Wienbarg gefeiert:

> Und du sollst heißen Gießens Wienbarg, Carriere,
> Du Fähnrich, wenn einst unsre Schar ins Feld rückt!
> Wir gehen mit dir, und stehen nicht bei der Arrière-
> Gard‘, die beim Kampf sich bebend in das Zelt drückt:
> Wir wollen rütteln, reißen an der Barriere,
> Die uns das Herz, den Nacken, die die Welt drückt,
> Und wenn vergebens an dem Damm der Mut reißt,
> Wir stürzen auf die Fahn‘, wenn unser Blut fleußt.[49]

Von Seiten der Naturwissenschaften deckte sich dieser kontroverse Dualismus zwischen Alt und Neu mit den universitätspolitischen und wissenschaftsstrategischen Bestrebungen Justus von Liebigs, der dem empirischen Ansatz der Naturwissenschaft gegenüber den Prämissen der romantisch-naturphilosophischen Richtung zum Durchbruch verhelfen wollte. Dass dieses Denkmuster innerhalb des „Sonderbundes“ in Gießen fest verankert war, belegt nicht nur der bereits zitierte Brief Heinrich Wills an Carl Vogt, sondern es klingt auch noch in Hofmanns Nachruf auf Heinrich Will an, wenn er sich an die Zeit des Gießener Sonderbundes erinnert: „Wir schlossen uns bald eng aneinender. Es gärte damals schon in allen Gesellschaftskreisen, und namentlich an der Universität hatte sich ein scharfer Gegensatz zwischen der Mehrzahl der älteren Professoren und den jüngeren, aufstrebenden Kräften gebildet, welchen das Liebig’sche Laboratorium als Mittelpunkt diente […].“[50] Allgemein lässt sich sagen, dass der Gießener Sonderbund das Innovationspotential des damaligen Wissenschaftsbetriebes an der Landesuniversität bündelte. Er setzte sich überwiegend aus Privatdozenten und Extraordinarien zusammen, stand aber in der Praxis auch besonders vielversprechenden Studenten in der Promotionsphase offen, z.B. Ludwig Büchner, Karl Hillebrand und Karl Dilthey.[51] Letzteres war sicher noch ein Erbe der Rhetorikübungen, die Moriz Carriere mit diesen Studenten veranstaltet hatte.

Dass in diesem geselligen Debattierclub nicht nur wissenschaftliche Projekte und wissenschaftsorganisatorische Aktivitäten eine Rolle spielten, sondern bereits vor dem gravierenden Einschnitt der revolutionären Ereignisse in Paris im Februar 1848 auch um liberale politische Ziele im Sinne des Vormärz ging, zeigte sich bei der Eröffnung des preußischen Landtags 1847. Das Thema hatte Moriz Carriere

48 Ludolf Wienbarg, *Aesthetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1834, S. V f.

49 Moriz Carriere, „Lebenserinnerungen“ (1914), S. 161.

50 August Wilhelm Hofmann, „Heinrich Will. Ein Gedenkblatt“, in: *Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft*. 23 (1890), S. 852-899; hier S. 864.

51 Vgl. Anhang 2.

bereits umgetrieben, als er in den Osterferien des Jahres in Paris weilte. In seinen Lebenserinnerungen schildert er, wie er in einem Salongespräch mit maßgeblichen französischen Politikern und Intellektuellen über die Bedeutung dieses Ereignisses für die politische Stimmung in ganz Deutschland konversierte.[52] Zurück in Gießen war Carriere dann die treibende Kraft hinter einer Grußadresse, die ohne Zweifel aus den Kreisen heraus lanciert wurde, die bald darauf den Gießener Debattierclub förmlich ins Leben rufen sollten. Das Schreiben war an vier Abgeordnete des sogenannten „Vereinigten Landtages" gerichtet, deren fortschrittliche politische Haltung unterstützt werden sollte. Unter ihnen befand sich der als einer der führenden rheinisch-westfälischen Liberalen bekannte Georg von Vincke. In der vermutlich von Carriere aufgesetzten Solidaritätsadresse begrüßten „die unterzeichneten Bewohner Hessens" die Einberufung der Stände in Berlin als den ersten entscheidenden Fortschritt auf der Bahn „welche das deutsche Volk in den großen Tagen der Befreiungskriege" betreten hatte. Die Unterzeichner zeigten sich überzeugt, dass „unsere Nation […] nunmehr in dem Streben nach wahrhafter Selbständigkeit um so entschiedener vorangehen wird als sie in dem Wirken des ersten preußischen Landtags ein großartiges und erhebendes Beispiel politischer Thätigkeit vor Augen hat." In einem vom 20. Juli 1847 datierten Korrespondentenbericht veröffentlichte Carriere anonym den Wortlaut der Adresse in der *Allgemeinen Zeitung* mit dem Bemerken, dass sie als ein Zeugnis des neuerwachenden politischen Lebens in Gießen und im Großherzogtum Hessen gelten könne. Carriere verknüpft damit die Erwartung, dass dies nicht ohne Wirkung auch für den eigenen bevorstehenden Landtag bleiben werde.[53]

Durch die Publikation dieser Aktion in der *Allgemeinen Zeitung* sicherte Carriere ihr eine deutschlandweite Aufmerksamkeit. Diesen Effekt konnte er dann noch steigern, als aus Berlin ein Dankschreiben des Abgeordneten Vincke in Gießen einlangte, welches Carriere wiederum anonym in derselben Zeitung zur allgemeinen Kenntnis brachte. Vincke bezeichnete es als erhebend, dass jeder Fortschritt in den öffentlichen Zuständen eines deutschen Staates sofort zur gemeinsamen Errungenschaft des gesamten deutschen Vaterlandes sich gestalte und „von allen Stimmen deutscher Zunge mit begeistertem Zuruf" begrüßt werde.[54]

Die Märzerrungenschaften 1848

Wenn man sich ein wenig in die politische Haltung Moriz Carrieres vertieft hat, dann dürfte es keine wirkliche Überraschung mehr darstellen, wenn man zur Kenntnis nimmt, dass er schneller und geistesgegenwärtiger auf die Nachricht von der Revolution in Paris reagierte als Carl Vogt. Bereits auf der, nach der Schilderung Rudolf Fendts, recht chaotisch verlaufenden Volksversammlung im Busch'schen Garten am 28. Februar 1848 spielte er insofern eine Rolle, als er für

52 Moriz Carriere, „Lebenserinnerungen" (1914), S. 251.

53 [Moriz Carriere], „Gießen, 20 Jul.", in: *Allgemeine Zeitung* (Augsburg). Nr. 205 (24.7.1847), S. 1638.

54 [Moriz Carriere], „Gießen, 3 Nov.", in: *Allgemeine Zeitung* (Augsburg). Nr. 312 (8.11.1847), S. 2491.

diese Versammlung einen Petitionsvorschlag an die liberalen Abgeordneten des Landtags aufgesetzt hatte. Einem alternativen Vorschlag Fendts, der radikaler formuliert war, war Carriere in einer turbulenten Kampfabstimmung unterlegen.[55] Vielleicht wäre die Abstimmung anders verlaufen, wenn Carl Vogt, wie von den radikalen Studenten um Rudolf Fendt gewünscht, die Präsidentschaft dieser ersten spontanen Volksversammlung des Jahres 1848 in Gießen übernommen hätte. Vogt hatte zwar, nach den Erinnerungen Alexander Büchners, seine Teilnahme zugesagt, aber die ihm angetragene Leitung der Versammlung abgelehnt. Für Vogt kam die revolutionäre Veränderung im Februar 1848 nicht nur überraschend, sondern auch ungelegen. „Ihr jungen Leute", habe Vogt zu Rudolf Fendt und Alexander Büchner gesagt, „macht Euch keinen Begriff, was es für einen Beamten heißt, sich an die Spitze einer solchen Bewegung zu stellen. Ich will gern in Eurer Versammlung erscheinen und in Eurem Sinne sprechen, mehr aber kann ich nicht thun."[56] Hinweise darauf, dass Vogt tatsächlich auf dieser Versammlung war oder ob er dort gar in irgendeiner Form in Erscheinung trat, gibt es keine.

Carl Vogts etwas verzögertes Betreten der revolutionären Bühne fand am 6. März 1848 statt, als er sich zu einer spontanen Ansprache gegenüber einem Volksauflauf hinreißen ließ. Die von dem aus dem Schweizer Exil zurückgekehrten August Becker und dem radikalen Studenten Rudolf Fendt herausgegebene, in diesen Tagen ins Leben gerufene radikale Zeitung *Der Jüngste Tag* berichtete über dieses Ereignis. An der Post in der Walltorstraße war eine Delegation Hanauer Bürger angekommen, die auf dem Weg nach Kassel war, um dem Kurfürsten als ihrem Landesoberhaupt ihre freiheitlichen Forderungen zu unterbreiten. „*Es leben die Hanauer!* erschallte es tausendstimmig, als die Chaise an der Post anhielt," weiß der Artikel zu vermelden. Der Delegationsführer hielt eine kurze, von stürmischem Applaus der Umstehenden begleitete Ansprache an die Menge und bedankte sich für die Unterstützung. Nun sah Vogt seinen Augenblick gekommen:

> Nachdem diese bezüglichen Vociferationen verstummt waren, nahm unser wackrer und energischer Professor *Carl Vogt* den Delegirten das Wort ab, und hielt eine Rede, in der er diese braven Erfüller einer so peniblen Mission ermahnte, „fest darauf zu knieen" (wir wissen nicht, ob sich Herr *Vogt* gerade dieses populären Ausdrucks bediente) und sie im Namen der anwesenden Gießener Bürger und Einwohner versicherte, daß man sie von hieraus nicht im Stich lassen werde, es möge kommen was da wolle. Ein tausendstimmiges Ja! unterbrach diese Rede.[57]

Prompt wurde Carl Vogt dann von den Mitgliedern der neu konstituierten Bürgergarde am nächsten Tag zum provisorischen Oberbefehlshaber gewählt. Sein Stellvertreter wurde der ungestüme Büchsenmacher Großmann, der 1835 mit Carl Vogt den riskanten illegalen Grenzübergang von Frankreich in die Schweiz gewagt

55 Rudolf Fendt, *Von 1846 bis 1853. Erinnerung an Verlauf und Folgen einer akademischen und politischen Revolution von einem weiland Gießener Studenten und badischen Freischärler*. Darmstadt 1875, S. 88-89.

56 Alexander Büchner, *Das „tolle" Jahr. Vor, während und nach. Von einem der nicht mehr toll ist. Erinnerungen*. Gießen: Roth, 1900, S. 174.

57 [anonym], *Der jüngste Tag. Eine freie Zeitung aus Hessenland* (Gießen). Nr. 2 (7.3.1848) S. 7.

hatte. Für Carl Vogt war seine neue Funktion als Bürgerwehroberst nur eine vorübergehende und kurzfristige Episode auf dem Weg in das Frankfurter Vorparlament und später in die Nationalversammlung in der Paulskirche. Breits am 18. Mai reichte er bei dem Generalrat der Bürgergarde, dem paritätisch besetzten städtischen Kontrollgremium, das bald nach Konstituierung der Bürgergarde eingerichtet wurde, seine Demission ein.[58] Carl Vogts wichtigste Leistung in der Bürgerwehr war eine Reise mit dem Präsidenten des Generalrats, dem Gymnasiallehrer Soldan, nach Darmstadt, wo die beiden Emissäre die offizielle Zusage erwirkten, dass die Gießener Bürgergarde von der Regierung mit Schusswaffen versorgt werden würde. Dieses Zugeständnis scheint allerdings von Seiten der Regierung nur zögerlich und jedenfalls nicht in vollem Umfang eingehalten worden zu sein. Im Großen und Ganzen bewaffnete sich die Bürgergarde selbst, und zwar z.T. mit vorläufigen Attrappen, wobei sie, wie verschiedenen Augenzeugenberichten zu entnehmen ist, einen einigermaßen operettenhaften Eindruck gemacht zu haben scheint. Eine ganze Palette von Egodokumenten ließe sich hier anführen. Stellvertretend für diese in der Forschung wiederholt zitierten Passagen, sei hier eine Erinnerung des damaligen Jurastudenten und späteren Mainzer Schriftstellers Philipp Wasserburg als eine Quelle angeführt, die bislang in diesem Zusammenhang noch unberücksichtigt geblieben ist:

> Die Polizei war inzwischen so gut wie abgesetzt, und Bürger und Studenten nahmen es in die Hand, für Ordnung zu sorgen. Natürlich trat damit zunächst die Arbeit für das Studium in den Hintergrund. Die Herrn Professoren waren der Bürgergarde beigetreten und exerzierten, daß ihnen der Schweiß vom Gesicht troff. An der Spitze dieser Bürgergarde stand der damals sich eines großen Rufes erfreuende Professor Carl Vogt, der später nach Zürich [sic] kam und in der Schweiz auch starb. Ein nächtlicher Wachtdienst wurde eingerichtet und Patrouillengänge zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung unternommen. 40 Mann, zur Hälfte Bürger, zur Hälfte Studenten, durchzogen die Straßen, um die Aufgabe, die früher die drei Universitätspedelle besorgt hatten, zu erledigen. Sie waren mit Spießen, Rapieren, Säbeln und allerlei sonstigen merkwürdigen Waffen versehen. […] Auch ich habe einmal an einer solchen Nachtwache teilgenommen. Unser Patrouillenkommandant war der Geheimrat Dr. von Ritgen, Direktor der Universitätsentbindungsanstalt, ein schon hochbejahrter Mann, der sich selbst kaum fortbewegen konnte und viel gescheiter getan hätte, sich ins Bett zu legen. Der wandelte nun nächtlich mit uns durch die Straßen. Er trug einen grünen pelzgefütterten und verbrämten ungeheuren weiten Reisemantel. Darüber hatte er einen Pallach gegürtet, der auf dem

58 Das Schreiben befindet sich bei den Akten des Generalrats der Bürgergarde, die im Stadtarchiv Gießen aufbewahrt werden. Es lautet kurz und bündig: „An den Generalrath der Bürgergarde. – In Folge meiner Ernennung zum Deputirten nach Frankfurt, was eine längere Abwesenheit zur Folge haben dürfte, sehe ich mich genötigt, meine Entlassung als Oberst der hiesigen Bürgergarde zu nehmen und ersuche den Generalrath, meinen Dank für die Unterstützung, die er in dem erwähnten Amte gewährte, entgegen zu nehmen. – Mit größter Hochachtung – d. 18ten Mai 1848. CVogt.“ – Stadtarchiv Gießen Archivbox 105a Bürgergarde. Sitzungen u. Protokolle d. Generalrathes I. 1848/50.

> Pflaster weit hinten nachschleppte. Am Gürtel hatte er zwei große Reiterpistolen befestigt, die aber meiner Ansicht nach nicht geladen waren und den Feuerschlössern nach zu urteilen noch aus der französischen Zeit stammten.
> So zogen wir denn würdevoll hinter unserem Führer her zu tiefnachtschlafender Zeit und harrten der Ereignisse. Der erste Zwischenfall, den wir hatten, bestand darin, daß das Dienstmädchen des Herrn Geheimrats diesem nachgelaufen kam, um ihm mitzuteilen, daß seine Anwesenheit in der Entbindungsanstalt dringend erforderlich sei.
> Da übergab der Herr Geheimrat das Kommando dem Sekretär der städtischen Verwaltung, der mit einer Jagdflinte bewaffnet war, nahm seinen Säbel Gewehr über und enteilte nach der Entbindungsanstalt.[59]

Und Moriz Carriere? Dass auch er Mitglied der Bürgergarde war, berichtet die Tochter Gustav Baurs in ihren 1889 gedruckten Erinnerungen an ihren Vater. Carriere wohnte ab März 1848 auf dem Seltersberg zur Untermiete bei seinem engen Freund Gustav Baur. „An die Volksbewaffnung erinnerte in unserm Haus noch eine lange Pike," weiß Marie Baur zu berichten, „wie sie, da in der Geschwindigkeit nicht genug Flinten zu beschaffen waren, angefertigt wurden; doch rührte diese nicht von unserm Vater, sondern von Professor Carriere her und wurde von uns Kindern als „dem Petter Moritz sein Spieß" mit einer gewissen Scheu betrachtet."[60]

Die Gründung und Redaktion der *Freien Hessischen Zeitung* im März 1848

Eine der sogenannten Märzerrungenschaften war die Pressefreiheit, die wie überall in Deutschland auch in Gießen zu einer Reihe von Neugründungen meist kurzlebiger Zeitungen führte. Moriz Carriere und Carl Vogt sahen in den jüngsten revolutionären Veränderungen den Beginn eines sozialen Umschwungs. Als Kernstück dieses gesellschaftlichen Paradigmenwechsels erschien ihnen die Herausbildung einer neuen Öffentlichkeit, ein Prozess, in den sie u.a. durch die Gründung einer eigenen Zeitung einzugreifen gedachten. Am 18. März 1848 warteten sie mit der ersten Ausgabe ihres Blattes auf, dem sie den Namen *Freie Hessische Zeitung* gegeben hatten. Mit großem rhetorischem Schwung trat das Redaktions- und Herausgeberduo Carl Vogt und Moriz Carriere unter dem Motto „Alles durch das Volk - Jeder Arbeit ihr Lohn" in einem gemeinsam formulierten programmatischen Leitartikel an die Öffentlichkeit:

> Deutschland beginnt eine neue Zeit seines staatlichen Lebens. Das Volk, das bisher nur bevormundet wurde, ist nun zu selbständiger Verwaltung seiner Angelegenheiten berufen.

59 „Student in Gießen Anno 1848. Aus den Aufzeichnungen von Philipp Wasserburg - Mitgeteilt von Liesel Jakobs", in: *Hessische Heimat* (Gießen), (1966), S. 14-16.

60 Marie Baur, *Erinnerungen an unseren Vater Gustav Adolph Ludwig Baur. Als Manuskript für die Familie gedruckt*. o.O., o. J. S. 137. – Das Vorwort ist mit „Juni 1889" datiert; gedruckt wurde das Bändchen in der Fürstlich privaten Hofbuchdruckerei F. Witzlaff in Rudolstadt. Die Bezeichnung „Petter" rührte daher, dass Carriere Pate eines der Kinder Gustav Baurs war.

> Wir wünschen eine Zeitung zu gründen, welche zunächst in dem gesammten Hessen, dann aber auch in weiteren Kreisen des deutschen Vaterlandes das demokratische Element, welchem jetzt der Boden gewonnen ist, kräftig und entschieden verfechten soll.
> In der constitutionellen Monarchie erkennen wir unter den jetzigen Umständen die ihnen angemessenere Form des Staats; die Regierung aber soll nur der Ausdruck des Volkswillens sein, und nicht der Willkür einer besoldeten Beamtenklasse anheimgestellt werden.
> Damit der Volkswille sich kund thun könne ist die Bildung und Entwicklung politischer und socialer Vereine nöthig; wir erachten es für eine wesentliche Aufgabe unseres Blattes, ihnen als Organ zu dienen und ihren Interessen fördernd zur Seite zu stehen. Bildet Vereine zum Lesen und Reden, zum Turnen und Singen, für Landbau und Gewerbe, Klubs und öffentliche Zusammenkünfte und laßt durch unsere Zeitung auch Andern wissen was Ihr berathen und beschlossen.[61]

Das gemeinsame Zeitungsprojekt wurde aber bald wieder eingestellt, wofür in der Forschungsliteratur üblicherweise die überstarke Konkurrenz von August Beckers Blatt *Der jüngste Tag* als Begründung angegeben wird. Dabei wird allerdings übersehen, dass August Becker ein enger Freund Carl Vogts war und mit ihm auf mehr als einem Gebiet kooperierte. Es scheint daher nicht ausgeschlossen, dass die Einstellung der *Freien Hessischen Zeitung* Ergebnis einer gemeinsamen strategischen Entscheidung war, um bei der im Entstehen begriffenen Polarisierung der politischen Parteiungen die dezidiert demokratische Seite nicht weiter zu zersplittern.[62] Auf diese Polarisierung in der Gießener Parteienlandschaft im März 1848 zwischen Konstitutionellen und Demokraten hat Wettengel aufmerksam gemacht.[63] Interessant ist jedenfalls, dass Carriere und Vogt die Eröffnungsnummer an den Ministerpräsidenten von Gagern übersendeten und ihm brieflich mitteilten, dass

61 [Moriz Carriere und Carl Vogt], "Was wir wollen", in: *Freie Hessische Zeitung* (Gießen). Nr. 1 (18.3.1848), S. 1-2. - Reprint: Eckhart G. Franz (Hg.), *Der jüngste Tag / Wehr' Dich. Die Zeitungen der oberhessischen Demokratie Gießen 1848/1849. Nachdruck*. Bd. 3: *"Wehr' Dich!" - Anlagen - Register*. Darmstadt: Hessische Historische Kommission, 1999. Anhang [A3]-[A4].

62 Ein in der Forschung bislang durchweg noch nicht zur Kenntnis genommener Text Carl Vogts erweist sich in diesem Zusammenhang als äußerst aufschlussreich und verlangt auch in wissenschaftlicher Hinsicht einige Nachbesserungen. Demnach ist beispielsweise Becker, der in der Zeit, als Carl Vogt in Bern promovierte, im Haus der Vogts in Bern wohnte, nicht erst zu Beginn des Jahres 1848, sondern bereits im Herbst 1847 aus dem Exil nach Gießen zurückgekehrt und brachte sich hier u.a. mit Übersetzungsarbeiten für Carl Vogt über den Winter. Vgl. Carl Vogt, „August Becker", in: *Die Tages-Presse* (Wien). Morgenblatt. 3. Jg. Nr. 117 (29.4.1871), S. [1]-[3]. – Der Nekrolog enthält eine Fülle von interessanten Reminiszenzen (Stichworte: Georg Büchner, Ludwig Weidig, Sylvester Jordan, Georgi; Exil in Bern, Wilhelm und Luise Vogt, Weitling, Kuhlmann; Gießen 1847-49, Übersetzung für Carl Vogt, *Der jüngste Tag*, Wahlkampf zur Nationalversammlung, Karl Rahl als Wahlkampfhelfer Vogts, revolutionäre Nationaltracht 1848; Beckers Auswanderung in die Vereinigten Staaten, Brooklyn, Henriette Sontag).

63 Michael Wettengel, *Die Revolution von 1848/49 im Rhein-Main-Raum. Politische Vereine und Revolutionsalltag im Großherzogtum Hessen, Herzogtum Nassau und in der Freien Stadt Frankfurt*. Wiesbaden: Selbstverlag der Historischen Kommission Nassau, 1989, S. 196.

mehrere „jüngere Universitätslehrer“ sich „mit einigen Beamten und Bürgern vereinigt“ hätten, „um das Volk über seine neue Freiheit aufzuklären“ und um „die Regierung, deren Opposition wir früher teilten, nun in der Neugestaltung unseres politischen Lebens zu unterstützen und zur Fortbildung desselben mitzuwirken.“[64] Diese Formulierungen deuten darauf hin, dass das Zeitungsprojekt möglicherweise aus dem Kreis des Gießener Sonderbundes heraus entwickelt worden war. Auch die Tatsache, dass ab der dritten Nummer Ernst Diefenbach als Hauptredakteur genannt wurde, widerspricht dieser Vermutung nicht, da er zum engeren Kreis der Schüler Liebigs zählte.

Das Vorparlament 1848

Die Bezeichnung „Vorparlament“ hat sich für die Versammlung eingebürgert, die vom 31. März bis zum 3. April 1848 in der Frankfurter Paulskirche tagte. Die Konferenz kam auf Einladung von rund 50 demokratischen Intellektuellen zustande, die sich zur Aufgabe gesetzt hatten, Wahlen für eine deutsche Nationalversammlung in Gang zu setzen. Die vorbereitenden Entscheidungen über die Art und Weise, wie solche Wahlen durchzuführen seien, sollten während der genannten vier Tage in Frankfurt fallen.

In einem Interview, das Carl Vogt 1867 einem Journalisten der *Gartenlaube* gab, beantwortet er die Frage, wie es dazu kam, dass er ins Vorparlament gekommen sei, obwohl er nie vorher einer Landesvertretung angehört habe. Vogt meint, dass die Vertretung der Stadt Gießen wohl für eine erbliche Würde der Vogt'schen Familie gegolten haben müsse, denn sein Vater sei vor seiner Auswanderung in die Schweiz lange Jahre zum Abgeordneten der Stadt Gießen gewählt worden. Dann aber gesteht er ein, dass er seinen Sitz vor allem dem Historiker Heinrich von Sybel zu verdanken gehabt habe.[65] Auf die näheren Umstände geht Vogt in diesem Zusammenhang leider nicht ein. Ein Schreiben Sybels an Vogt vom 29. März 1848 bringt Licht in die Angelegenheit. „Hier lieber Freund“, so Sybel, „die verheißene Karte, oder vielmehr eine bessere. […] Ich hätte gerne mich noch mehrerer Exemplare bemeistert, aber es ging nicht. Dem Herrn Jucho habe ich die Auswahl unter den Gießer Freunden überlassen. Übrigens hoffe ich für Knapp noch eine Zuhörerkarte belegen zu können. Kommen Sie nur Bald. Ihr Sybel.“[66] Das Dokument belegt, dass die Veranstalter des Vorparlaments nicht an eine Teilnahme von

64 Zitiert nach Eckhardt G. Franz, „Einführung“, in: Ders. Hg. *Der jüngste Tag / Wehr' Dich. Die Zeitungen der oberhessischen demokratie Gießen 1848/1849*. Bd. 1: Einführung – „Der Jüngste Tag“ Nr. 1-101. S. E 19. – Der Abdruck des nach Meinung Franz' im Original wohl nicht erhaltenen Briefs an Heinrich von Gagern findet sich bei Alexander Burger, „Vom ‚Jüngsten Tag' und seinen Gegnern“, in: *Heimat im Bild. Beilage zum Gießener Anzeiger*. Jg. 1927., Nr. 51., S. 202-204.

65 „In einem Genfer Landhause“, in: *Die Gartenlaube. Illustrirtes Familienblatt* (Leipzig). (1867), H. 10., S. 148-152; hier S. 149. – Die Fragen und Antworten für das Interview hatte Carl Vogt vermutlich selbst aufgesetzt und dem ihn in Genf besuchenden offiziellen Verfasser, einem bedürftig gewordenen alten Gletscherfreund, zur Verfügung gestellt.

66 Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg in Frankfurt am Main. Nachlass Richard Hirsch. Signatur: Ms.Ff.R.Hirsch B Nr. 118, Blatt 304. – Bei dem Schriftstück handelt es sich um einen gedruckten Aufruf vom 12.3.1848, in dem

Delegierten dachten, die durch Abstimmungen in Volksversammlungen bestimmt wurden, sondern über ein ausgeklügeltes, kontrolliertes Verteilersystem mittels Teilnehmerkarten einluden. Carl Vogt hatte seine Beziehungen spielen lassen und auf diesem Wege seine Teilnahmeberechtigung gesichert.

Anders Moriz Carriere. Am 24. März 1848 stellte er im Gießener Bürgerclub den Antrag, Delegierte zum Vorparlament nach Frankfurt zu senden, womit er sich über das von den Veranstaltern gewünschte Einladungsprozedere gezielt hinwegsetzte. Diese Delegierten sollten sich nach Carrieres Auffassung „für eine republikanische deutsche Zentralgewalt mit einem einheitlichen Parlament und einem diesem verantwortlichen Präsidenten sowie für freie Verfassungswahl in den Einzelstaaten" einsetzen.[67] Die Abstimmung hatte das Ergebnis, dass er und neben ihm noch Carl Vogt als Delegierte gewählt wurden. Ein weiterer Gießener Exponent des Vorparlaments, Josef Hillebrand, ignorierte die Abstimmung im Bürgerclub. Er hatte es auch gar nicht nötig, sich zur Wahl zu stellen, da er als Mitglied einer deutschen Ständeversammlung ohnehin ein Teilnahmerecht hatte. Insgesamt waren es schließlich neun Politiker unterschiedlicher Couleur, die als Repräsentanten der Stadt Gießen im Frankfurter Vorparlament saßen.[68]

Es gab noch weitere Möglichkeiten, an Plätze in der Paulskirche zu gelangen. Zum einen hatten die Veranstalter auch Gästekarten verteilt, wodurch sich die, wie Ludwig Büchner sich erinnert, in zwei „Omnibussen" angereisten Gießener Studenten, die sich das Schauspiel nicht entgehen lassen wollten, Eingang zu verschaffen wussten. Schließlich gab es noch Presseplätze, die ebenfalls weidlich genutzt wurden. So verbrachte beispielsweise das komplette Redaktionsteam des *Jüngsten Tages* die gesamte Sitzungszeit auf den Rängen der Paulskirche. Lediglich Alexander Büchner blieb in Gießen zurück, um die Stellung in der Redaktion zu halten und den Zeitungsbetrieb aufrecht zu erhalten.

So wurden sie u.a. Augen- und Ohrenzeugen eines Vorfalls, der auf Carl Vogts Kappe ging und der sich zu einem nationalen Medienereignis ausweitete. Das im Wesentlichen als Arbeitstreffen geplante Vorparlament geriet durch die weitgehende Öffentlichkeit der Sitzungen und lautstarke Zwischenrufe des Publikums zunehmend zu einem Schauplatz, auf dem meist Anhänger der radikalen Linken ihren politischen Willen bekundeten. Diese teilweise angeheizte Stimmung war das Element, in dem Carl Vogt sich wohlfühlte. Er selbst sorgte gleich mit seiner ersten Wortmeldung für den größten Eklat, indem er Karl Theodor Welcker, einen der Hauptinitiatoren der Versammlung, persönlich angriff.

---

das Komité zur Gründung eines Parlamentes zur Teilnahme an der ersten Versammlung am 31.3.1848 auffordert. Auf diesem Blatt hat Heinrich von Sybel eine sechszeilige handschriftliche Nachricht an Carl Vogt vermerkt. Ich danke Raschida Mansour für die freundliche Mitteilung der Archivalie.

67 Michael Wettengel, *Revolution* (1989), S. 196.

68 Neben den drei genannten noch der Hofadvokat Christian Bansa, der Universitätskanzler Johann Michael Franz Birnbaum, Hofgerichtsadvokat Ludwig Buff, der ehemalige Erzieher des Erbprinzen Ludwig und Rektor der Augustinerschule in Friedberg Johann Philipp Dieffenbach, der merkwürdigerweise als Gießener Teilnehmer gelistet wurde, der Zigarrenfabrikant Georg Philipp Gail und der Hofgerichtsrat Franz Köster.

Carl Vogt brauchte nicht mehr als zehn Worte, um mit einem Schlag zu nationaler Berühmtheit aufzusteigen. Kein politisches Blatt, das etwas auf sich hielt, versäumte es, diese Worte, die noch nicht einmal ein Satz waren, sondern bloß eine Bezugnahme auf den vorherigen Redner, mit entsprechenden Kommentaren abzudrucken und den Repräsentanten der Stadt Gießen in aller Munde zu bringen: „Der Herr Abgeordnete Welcker, oder vielmehr der Herr Bundestagsgesandte Welcker …" Allen Anwesenden war sofort klar, dass Vogt damit unterstellte, Welcker habe seine Loyalität gegenüber den Interessen des Volkes durch die kurz zuvor angenommene Position als Bundestagsgesandter aufgegeben und sei damit den demokratischen Vorkämpfern für ein deutsches Parlament in den Rücken gefallen. Diese Tabuverletzung Vogts verursachte eine solche Unruhe, dass die Sitzung unterbrochen werden musste.

Carl Vogt hat dieses Aufeinanderprallen mit Welcker zwei Jahre später in einem handschriftlich hinterlassenen Text noch einmal rekapituliert. Demnach will Vogt die Provokation wohlkalkuliert und die Wirkung seiner Worte genau berechnet haben. Die Situation habe verlangt, dass „Welker […] durch einen derben Lungenhieb zusammengehauen werden [musste].[69] Dass Moriz Carriere diese Frontstellung Carl Vogts gegen Welcker mitgetragen zu haben scheint, lässt sich nach einem Zeitungsartikel vermuten, den er zweieinhalb Monate nach dem Ereignis veröffentlichte. „Wir haben mit einem Welcker zusammengestanden", führte Carriere darin aus, „weil er die Volksrechte vertheidigte". Wenn er aber den Übergangszustand für das Vollendete halte, so wolle „er uns an eine Vergangenheit ketten, die wir überwunden haben", und da sei Welcker dann „so gut unser Gegner als Metternich."[70]

Einer Initiative der radikalen Republikaner Struve und Hecker war es geschuldet, dass in den Sitzungen des Frankfurter Vorparlaments die Frage diskutiert wurde, ob sich die konstituierende Versammlung auflösen oder für permanent erklären solle. Moriz Carriere unterstützte in einem Redebeitrag den letzteren Standpunkt, der von Struve und Hecker vehement vertreten worden war. Eine protokollarische Zusammenfassung dieser Rede Carrieres wurde in der *Allgemeinen Zeitung* abgedruckt:

> Ich stimme für die Permanenz aus zwei Gründen. Man will uns von verschiedenen Seiten glauben machen die Reaction sey todt. Ich glaube dieß nicht, sondern halte sie nur für scheintodt: denn ich kenne sie als rachgierig und so schlau wie der Fuchs, dem die Zunge aus dem Halse hängt um den Vogel zu fangen. Wir haben das Heft in Händen; geben wir es weg, so sind wir dem Volk verantwortlich für den Druck der wieder kommen kann. Mein zweiter Grund beruht auf der Anarchie, die, so weit ich Deutschland persönlich kenne, allerdings da herrscht. Selbst in Oberhessen ist man ungeachtet unseres trefflichen Ministeriums bange über die Bauernaufstände welche die Bürger erschrecken. Wir haben uns bemüht den herrschenden

69 Günther Klaus Judel, *Carl Vogt – Erinnerungen an die Deutsche Nationalversammlung 1848/49. Briefe aus dem Exil*. Frankfurt/M.: Cornelia Goethe Verlag, 2005, S. 44.

70 Moriz Carriere, „Der Constitutionalismus und die Aufgabe der Gegenwart", in: *Deutsche Reichstags-Zeitung* (Frankfurt am Main). Nr. 45 (12.7.1848), S. 190-191.

> Bestrebungen einen Mittelpunkt zu geben, indem wir die Einberufung einer deutschen constituirenden Nationalversammlung verlangt haben. Wachen wir darüber daß sie erfolgt, und dieß können wir nur wenn wir alle insgesammt bereit sind mit Gut und Blut diesem unserm Willen Nachdruck zu geben, und wenn wir beisammen sind. Deutsche Männer! Ich drohe nicht mit Empörung; ich fürchte die Straßenkrawalle und möchte nicht daß es auf den Straßen heißt: Schwarz ist das Pulver, roth ist das Blut! Deshalb wollen wir in Ruhe durch das Dunkel zu dem Morgenroth des Lichtes schreiten, und dieß können wir nur dann wenn Sie den Muth haben hier zu bleiben.[71]

Als der Antrag auf Permanenz in der Abstimmung sich als unterlegen erwies, verließen Hecker und Struve mit ihren Anhängern in demonstrativem Protest die Versammlung. Über das Verhalten Vogts und Carrieres bei dieser Gelegenheit schreibt Ludwig Büchner, der als Korrespondent des *Jüngsten Tag* auf den Rängen anwesend war, in einer rückblickenden Erinnerung. „In diesem großen Moment strengte die Radical-Rotte", so bezeichnete Ludwig Büchner sich und seine Gießener Gesinnungsgenossen, „nach dem sie schon lange vorher durch Zeichen von Beifall oder Mißfallen möglichst auf den Gang der Verhandlungen einzuwirken gesucht hatte, die ganze Kraft ihrer vereinigten Zungen an, um unsere Gießener Abgeordneten ebenfalls zum Austritt zu bewegen." Der Erfolg dieser Anstrengung war für Büchner und seine Freunde allerdings eher ernüchternd. „In der That gelang dieses auch bei dem ‚süßen Moriz', wie sein Kollege Carl Vogt den etwas süßlich-schwärmerisch angelegten Carrière getauft hatte, so weit daß er den Austretenden bis zur Thür folgte". Dabei habe Carriere seine Blicke „bald nach dem ‚bittren Carl', mit welchem Namen er an Vogt Revanche genommen hatte, bald ängstlich nach der Gallerie" gerichtet. Als Carriere aber gesehen habe, dass Vogt unbeweglich auf seinem Sitz geblieben war, „fand er den Mut, dem Toben seiner Galleriefreunde zu trotzen, und begab sich wieder auf seinen Sitz zurück."[72]

Der Wahlkampf 1848

Nach der Rückkehr aus Frankfurt warfen sich Vogt und Carriere, die sich beide in die Nationalversammlung wählen lassen wollten, in den Wahlkampf. Moriz Carriere war auf dem Felde des politischen Lebens in Hessen kein Neuling. Bereits zu den Wahlen zum hessischen Landtag 1847 hatte er sich als Kandidat für den Bezirk

71 „Officieller Bericht über die Verhandlung zur Gründung eines deutschen Parlaments. (Beschluß.)", in: *Allgemeine Zeitung* (Augsburg). Nr. 105 (14.4.1848), Außerordentliche Beilage, S. 6. – Carl Vogt kommt in seinem Nachruf auf Moriz Carriere auf diese Rede zu sprechen, wobei er sich insbesondere über die von Carriere benutzte Fuchsmetapher lustig macht. Ganz so unverständlich, wie Vogt unterstellt, scheint das Bild aber keineswegs gewesen zu sein; jedenfalls hatte der Protokollant des Vorparlaments offensichtlich keine Probleme damit.

72 Ludwig Büchner, „Erinnerungen eines Zweiundsiebzigjährigen an Frankfurter Vergangenheiten", in: Ders., *Kaleidoskop. Skizzen und Aufsätze aus Natur und Menschenleben.* Gießen: Roth, 1901, S. 175.

Butzbach aufstellen lassen.[73] Es ist nicht eindeutig feststellbar, ob Carl Vogt Carriere in dieser Angelegenheit unterstützte. Er ließ aber keinen Zweifel daran, was er von den gegnerischen Wahlkandidaten hielt. Weil er seine Meinung nicht nur im privaten Kreis, sondern auch in der Öffentlichkeit im Beisein von Wahlmännern äußerte, wurde er von dem Gießener Kreisrat Prinz beim Minister Linde in Darmstadt angezeigt. Vogt, der von der Anzeige Wind bekommen hatte, verfasste umgehend ein Rechtfertigungsschreiben an das Ministerium, und auch in einem Brief an Liebig verwahrte er sich gegen die Denunziation des Kreisrats.

Im April 1848 ließ Carriere ein Flugblatt mit dem Titel *Deutsche Männer und Mitbürger!* drucken, in dem er seine politischen Ziele darlegte. Dieses von Carriere selbst als sein politisches Glaubensbekenntnis bezeichnete Dokument, das sich in Familienbesitz erhalten hat, wurde von Brigitte Jaschke 1996 veröffentlicht.[74] In dem Flugblatt stellte Carriere u.a. folgenden Forderungskatalog auf:

> Ich glaube es wird die Aufgabe der Nationalversammlung sein erstens die Rechte zu bestimmen, welche jedem Deutschen fortan ungeschmälert zukommen und durch das Volk gewährleistet werden. Jeder soll seinen Lebensberuf nach Kraft und Gabe wählen und zur Ausbildung dafür Mittel finden, so daß er mit Lust arbeite und seiner Fähigkeit jeder Weg offenstehe; Jeder genieße volle Glaubens- und Gewissensfreiheit, und die Religion begründe keinen Unterschied bürgerlicher Rechte; Jeder erfreue sich der Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums; Jeder äußere seine Meinung durch Wort, Schrift und Presse, und sei nur für Vergehen dem Gesetz verantwortlich; Jeder habe das Befugniß Versammlungen beizuwohnen und solche zu berufen, für alle Angelegenheiten Vereine zu bilden oder solchen beizutreten; Jeder werde nach Vermögen und Einkommen besteuert; jeder sei wehrhaft zu Schutz seiner eigenen und vaterländischen Rechte. Der deutsche Mann sei frei in seinem Haus, und selbstständig sei die Gemeinde der er angehört; sie berathe und entscheide in öffentlicher Versammlung, sie wähle ihre Vorstände, sie habe eine Stimme bei der Einführung gemeinsamer Maßregeln. - Das sei die Grundlage unsres Bundesstaats. An seiner Spitze stehe eine vom Volk auf drei Jahre gewählte Nationalversammlung […].[75]

---

73 Dies berichtet jedenfalls die von G. G. Gervinus und anderen redigierte, in Heidelberg erscheinende *Deutsche Zeitung*: „Der, wie man annimmt, von der Regierung aufgestellte Kandidat ist Hofgerichtsrath Völker von Gießen, und der von einigen Seiten des Wahlbezirks vorgeschlagene der Privatdozent Dr. Carriere von Gießen. Hr. Carriere ist in der Nähe von Butzbach geboren; in Butzbach erhielt er seine erste Jugendbildung, ein ererbtes ansehnliches Vermögen gewährt ihm die Möglichkeit, die nöthigen 20,000 Gulden Kaution in hessischen Staatspapieren zu stellen. In Folge dieses letzten Umstandes erscheint er auch als ganz unabhängig, und ein durchgebildeter, wissenschaftlicher Sinn und achtbarer Freimuth lassen als Vertreter einer Richtung wünschen, welche auf dem vorigen Landtage – freilich von der entgegengesetzten Seite her – nur den Abgeordneten Geheimregierungsrath Schmitthenner zum Vertreter hatte. Schon am 10. Sept. wird die Wahlmännerwahl stattfinden."

74 Der Abdruck erfolgte im Anhang zu ihrer Dissertation: Brigitte Jaschke, *Ideen und Naturwissenschaft*. (1996).

75 Brigitte Jaschke, *Ideen und Naturwissenschaft*. (1996), S. 312-314; hier S. 312.

Carriere betrieb die Wahlpropaganda nicht nur für sich selbst, sondern gelegentlich auch für seinen Freund Vogt, der bald zur Gallionsfigur für die Gießener Demokraten wurde, gleichzeitig aber auch gemäßigtere Liberale an sich zu binden wusste. Carriere hingegen, der neben der zunehmenden auratischen Präsenz Vogts mehr und mehr verblasste, hatte einen schwierigen Stand und konnte sich letztlich nicht durchsetzen. Es ist aber nicht zutreffend, dass er, wie Vogt in seinem Carriere-Nekrolog unterstellt, der politischen Bühne den Rücken gekehrt und sich wieder hinter seinen Vorlesungskatheder zurückgezogen habe. So kandidierte er noch nach Carl Vogts zweiter Flucht in die Schweiz im Jahr 1850 für das Erfurter Parlament. „Ich weiß daß ich der Fahne der Freiheit treu bin und daß ich das Endziel des gottinnigen harmonischen Menschenlebens unverrückt im Auge habe" schrieb Carriere damals an seine Briefpartnerin Bettine von Arnim,[76] und auch bei späteren Urwählerversammlungen in München 1869 und 1875 trat er als politischer Redner auf.[77]

Wie Helmut Berding bereits im Jahr 2000 konstatierte, steht eine umfassende und modernen Ansprüchen genügende Analyse der Rolle Carl Vogts als Politiker im Allgemeinen und als Abgeordneter in der Paulskirche im Besondern noch aus.[78] Dieser Befund gilt nach wie vor, trotz einiger seither erschienener Arbeiten, die sich mit dem Politiker Carl Vogt befassen.[79] Die nicht unbeträchtlichen außerparlamentarischen Aktivitäten Vogts in den Jahren 1848 und 1849 sind überhaupt noch ein unbeschriebenes Blatt. Letzteres gilt erst recht für Moritz Carriere.

---

76 Brief Moriz Carriere an Bettine von Arnim, 7.7.1852. Biblioteka Jagiellońska, Kraków, Sammlung Varnhagen, Kasten 43. – Ich danke Wolfgang Bunzel für die Mitteilung einiger aufschlussreicher Auszüge aus den Briefen Carrieres an Bettine von Arnim, deren Veröffentlichung in Vorbereitung ist.

77 Vgl. „Zu den Wahlen", in: *Münchener Nachrichten*. Nr. 191 (10.7.1875), S. [2]: „Der Vorsitzende des Wahl-Komites […] erteilte sodann Prof. Moriz *Carrière* das Wort. Das Organ des Redners eignet sich bekanntlich mehr für den Katheder als die politische Rednerbühne, diesmal aber lieh die Begeisterung ihm Kraft und Fülle, man merkte deutlich, wie der Redner selbst von der Sache ergriffen war und ihr Ausdruck gab." – Der Wortlaut der Rede Carrieres wurde von Brigitte Jaschke, *Ideen und Naturwissenschaft* (1996) als Anhang Nr. 21, S. 315-320 abgedruckt.

78 Helmut Berding, „Carl Vogt (1817-1895). Der politische Lebensweg eines liberalen Demokraten", in: *Reich, Regionen und Europa in Mittelalter und Neuzeit. Festschrift für Peter Moraw*. Hg.v. Paul-Joachim Heinig, Sigrid Jahns, Hans-Joachim Schmidt, Rainer Christoph Schwinges und Sabine Wefers. Berlin: Duncker und Humblot, 2000, S. 479-496; hier S. 480. – Eine wichtige, fast zeitgleich erschienene Studie hat Berding in seinem Aufsatz noch berücksichtigen können: Cristian Jansen, *Einheit, Macht und Freiheit. Die Paulskirchenlinke und die deutsche Politik in der nachrevolutionären Epoche 1849-1867*. Düsseldorf 2000.

79 Christian Jansen, „Politischer Streit mit harten Bandagen. Zur brieflichen Kommunikation unter den emigrierten Achtundvierzigern – unter besonderer Berücksichtigung der Kontroverse zwischen Marx und Vogt", in: Jürgen Herres, Manfred Neuhaus (Hg.), *Politische Netzwerke durch Briefkommunikation. Briefkultur der politischen Emigration und frühen Arbeiterbewegungen im 19. Jahrhundert*. Berlin 2002, S. 21-72. – Carl Vogt, *Erinnerungen an die Deutsche Nationalversammlung 1848/49*. Bearb. von Günther Klaus Judel. [Hrsg.: Justus-Liebig-Gesellschaft zu Gießen e.V.] Gießen, 2002. - Christian Jansen, „'Revolution' – 'Realismus' – 'Realpolitik'. Der nachrevolutionäre Paradigmenwechsel in den 1850er Jahren im deutschen oppositio-

Zwei literarische Vermächtnisse des Jahres 1848

Im Verlauf des Jahres 1848 veröffentlichte Moriz Carriere ein umfangreiches Poem, das sich mit einem Thema aus der Zeit der Französischen Revolution von 1789 befasste und das u.a. als ein poetischer Kommentar zu den revolutionären Ereignissen von 1848 verstanden werden wollte. Die Anfänge der Arbeit daran gingen allerdings schon auf das Jahr 1847 zurück, und es spricht einiges dafür, dass die Osterferienreise nach Paris mit den Vorarbeiten an diesem Langgedicht zusammenhingen. Vermutlich war es kein Zufall, dass er im Hotel „Girondins" abgestiegen war. Auch sein Besuch bei dem Politiker und Dichter Alphonse de Lamartine, der zu diesem Zeitpunkt die ersten Bände seines umfangreichen Werkes *Histoire des Girondins* veröffentlicht hatte, stand zweifellos im Zeichen der eigenen Bearbeitung des Girondisten-Stoffes. Bei den Gesprächen im Pariser Salon von Emma Herwegh war das Thema ebenfalls aktuell, da Georg Herwegh mit der Übertragung des Werkes von Lamartine über die Geschichte der Girondisten beschäftigt war.

Wegen der genauen Ortskenntnis, die aus Carrieres Poem „Die lezte Nacht der Girondisten" spricht, darf man wohl voraussetzen, dass der Verfasser jenes Karmeliterkloster in Augenschein genommen hatte, in dem die 21 führenden Abgeordneten der Partei der Gironde im Französischen Nationalkonvent von 1791 die letzte Nacht vor ihrer Hinrichtung mit einem gemeinsamen Nachtmahl begingen.[80] In philosophischer Hinsicht handelte Carriere hier die Frage der Unsterblichkeit ab, ein Thema, das ihn noch einmal auf einer ganz persönlichen Ebene einholen sollte, als seine Frau Agnes in der Blüte ihres Lebens starb. Die Frage der Unvergänglichkeit der Seele stand auch im Mittelpunkt des Gespräches, das Carriere mit Heinrich Heine führte, als er ihn in Paris aufsuchte. Ausführlicher und aus noch frischerer Erinnerung als in seinen *Lebenserinnerungen* schilderte Carriere diese Begegnung aus Anlass einer Rezension von Heines Tanzpoem *Faust*, die er Ende 1851 anonym in Form einer Zuschrift „Von der Lahn" in der *Allgemeinen Zeitung* Cottas veröffentlichte:

> Damit war unsere Unterhaltung in jenes Gebiet eingetreten wo die strenge Wissenschaft, die sowohl der Vernunftschlüsse und Begriffe als auch der Erfahrung und Anschauung bedarf, der Ahnung und subjectiven Ueberzeugung das Feld läßt, und bald kamen wir überein daß wohl eine opferlustige Jugend im All mag zerfließen wollen, daß das Mannesgefühl der Persönlichkeit aber die Dauer der Individualität fordert und verbürgt. Heine machte kein Hehl daraus wie ihm in schweren Leiden die Nothwendigkeit eines Gottes, der da helfen und retten könne, für die Menschen aufgegangen; seine Ergebung in den heiligen Willen dieses Gottes, seine Hoffnung daß

nellen Diskurs und sein historischer Kontext", in: Kurt Bayertz, Myriam Gerhard und Walter Jaeschke (Hg.), *Weltanschauung, Philosophie und Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert. Band 1: Der Materialismus-Streit*. Hamburg: Meiner, 2007, S. 223-259. – Christian Jansen (Hg.), *Nach der Revolution 1848/49: Verfolgung, Realpolitik, Nationsbildung. Politische Briefe deutscher Liberaler und Demokraten 1849-1861*. Düsseldorf: Droste, 2004.

80 Zum Inhalt dieses Poems sowie zur literarischen Tätigkeit Moriz Carrieres überhaupt vgl. Rolf Haaser, „Literarische Kultur" (1997), S. 530-534.

> gerade die Schmerzen der Gegenwart nicht verloren seyen für eine künftige Fortentwicklung, war mir rührend und erhebend, zeigte mir eine sittliche Läuterung, einen Ernst der Seele der ihn in den Jahren seiner gesunden Kraft zum großen Manne hätte machen können. Nun müssen wir's beklagen daß er erst im Unglück das Dauernde sehen lernte.[81]

Und Carl Vogt? Liest sich der zitierte Passus nicht auch wie eine unterschwellige Distanzierung von Carl Vogt? Carrieres Girondisten-Poem, das wohl sein wichtigstes lyrisches Werk war, erwähnte Vogt an keiner Stelle, obwohl er dessen Entstehung hautnah miterlebt hatte. Dass Vogt Heine in Paris persönlich kennengelernt habe, wird in der Forschungsliteratur gelegentlich als Vermutung geäußert. Warum aber schweigt sich Vogt über Heine aus? Sicher ist, dass Vogt Heine gelesen hat und namentlich die „Harzreise" gekannt hat. In seinen eigenen Reisebeschreibungen eiferte Vogt zweifellos Heines Erzählhaltung nach. Aber der Heine Vogts war nicht der Heine Carrieres. Hatten Vogt und Carriere womöglich Heine gemeinsam besucht, und war Heine für Vogt nach dem von Carriere geschilderten Gespräch „gestorben"?

Wenn im vorliegenden Beitrag Moriz Carrieres „Die lezte Nacht der Girondisten" als das literarische Vermächtnis dargestellt wird, das er dem Jahr 1848 hinterlassen hat, so liegt es nahe, gleichzeitig darauf hinzuweisen, dass es auch einen Text von Carl Vogt gibt, auf den sich die gleiche Etikettierung in Anwendung bringen lässt. Wäre es nach Vogts Willen gegangen, dann wären seine „Skizzen aus der ersten deutschen Nationalversammlung", wie der Arbeitstitel lautete, in der ersten Hälfte des Jahres 1849 bei Cotta in Tübingen bzw. Stuttgart erschienen. In einem Schreiben vom 27. Januar 1849 „An die löbl. J.G. Cotta'sche Buchhandlung" skizzierte er sein Publikationsvorhaben:

> Ich habe viele Materialien zu einem Buch gesammelt, mit dessen Ausarbeitung ich mich eben beschäftige. Dasselbe wird etwa 20 Bogen gewöhnliches Octav stark sein und den Titel führen „Skizzen aus der ersten deutschen National-Versammlung". Es enthält Schilderungen von Personen und Zuständen, aus der ganzen Dauer der Nat. Vers. vom Vorparlamente an, freilich von meinem politischen Standpunkte aus. – Sollten Sie geneigt sein, den Verlag zu übernehmen? Ich bemerke nur noch, daß ich die Lieferung des Manuscriptes so einrichten würde, daß 14 Tage nach dem Schlusse des Parlamentes das Ganze in Ihren Händen sein würde.[82]

Das Manuskript, aus dem die Vogt-Forschung, insbesondere Hermann Misteli und Werner Näf in den 1930er Jahren, immer wieder Auszüge publizierte, wurde 2002 von Günther Klaus Judel erstmals vollständig ediert.[83] Da weder die ältere Vogt-

81 [Moriz Carriere], „Faust. Ein Tanzpoem von Heinrich Heine", in: *Allgemeine Zeitung* (Augsburg). Nr. 316 (12.11.1851), Beilage, S. 5049.

82 Brief von Carl Vogt an J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Frankfurt, 27.1.1849. Deutsches Literaturarchiv Marbach am Neckar. Handschriftenabteilung. Sign. Cotta Br. – Laut dem Konzept des Antwortbriefes, das auf dem Blatt notiert ist, lehnte Cotta Vogts „freundliches Verlags-Anerbieten" dankend ab.

83 Carl Vogt, *Erinnerungen an die Deutsche Nationalversammlung 1848/49*. Bearb. von Günther Klaus Judel. [Hrsg.: Justus-Liebig-Gesellschaft zu Gießen e.V.] Gießen, 2002.

Forschung noch Judel den Titel kannten, den Vogt für das Werk vorgesehen hatte, schwankt die Bezeichnung dafür zwischen „Aufzeichnungen“ (Misteli, Näf u.a.) und „Erinnerungen an die deutsche Nationalversammlung 1848/49“ (Judel). Die Edition Judels zeigt, dass Vogt trotz der Absage Cottas weiter an dem Manuskript arbeitete und noch in seinem Exil in der Schweiz ein Konvolut von überwiegend fiktiven, sogenannten „unechten“, Briefen hinzufügte. Moriz Carriere wird in diesen Aufzeichnungen Vogts nicht erwähnt. Allerdings übt Vogt in einem fingierten Brief aus Bern vom 1. November [1849] mit Blick auf Heinrich Laube heftige Kritik an dem Schreibstil des Jungen Deutschland, die in weiten Teilen auch auf Moritz Carriere hätte zutreffen können.[84]

Die Zeit der Entfernung voneinander, kritische Töne aus der Distanz ab 1852

Bei Moriz Carrieres lebenslanger Beschäftigung mit der Philosophie konnte es nicht ausbleiben, dass er sich auch implizit wie explizit mit den öffentlich geäußerten Vorstellungen seines ehemaligen Gießener Kollegen, politischen Weggefährten und persönlichen Freundes auseinandersetze. Dies geschah im Grunde immer dann, wenn er die Ideen des Materialismus und des Atheismus zu widerlegen bestrebt war. Dass Carl Vogt hier konkret ins Blickfeld geriet, lag nicht zuletzt an der exponierten Rolle, die dieser im sogenannten Materialismusstreit spielte. Auf ein frühes Beispiel, bei dem Carriere, noch ohne Vogt beim Namen zu nennen, Kritik übt, sei hier kurz hingewiesen. In einem anonymen Feuilletonbeitrag zur Cottaschen *Allgemeinen Zeitung* wendet sich Carriere gegen die „gegenwärtige Richtung der Philosophie“, die er als „die moderne Dogmatik des Unglaubens“ charakterisiert. Dabei kritisiert Carriere, dass die Vertreter dieser Richtung den Diskurs aus dem Gelehrtenzimmer heraus auf die Gasse und in die Bierkneipen verlagerten, wo eine anspruchsvolle argumentative Auseinandersetzung verunmöglicht sei. Da aber die ernsten Wissenschaftler, worunter er sich zweifellos selbst zählte, die Lärmtrommel des Tags verschmähten, so sei in weiten Teilen der Öffentlichkeit der Eindruck entstanden, als habe die Philosophie der Gegenwart „wirklich mit Religion und Sittlichkeit gebrochen, und an die Stelle des Geistes die Materie gesetzt. „Hat denn Einer nachgewiesen“, so fragt Carriere in einem polemischen Unterton unter Anspielung auf das berüchtigste Diktum Carl Vogts weiter, „daß das Denken nur eine Secretion des Gehirns wie die Galle eine der Leber sey […]?“[85]

In seinen 1863 erschienenen *Vorlesungen über den Menschen* nahm Carl Vogt dann auch keinen Anstand, frontal zurückzuschießen. In einem Zusammenhang, in dem Vogt sich über das „geistige Schauen“ seines ehemaligen Gießener Lehrers im Fach Medizin Johann Bernhard Wilbrand lustig machte, holte er auch zu einem polemischen Seitenhieb gegen Carriere aus:

84 Günther Klaus Judel, *Carl Vogt – Erinnerungen an die Deutsche Nationalversammlung 1848/49. Briefe aus dem Exil*. Frankfurt/M.: Cornelia Goethe Verlag, 2005, S. 38-39.

85 [Moriz Carriere], „Die gegenwärtige Richtung der Philosophie“, in: *Allgemeine Zeitung* (Augsburg). Nr. 19 (19.1.1852), S. 297-298.

> Ganz in ähnlicher Weise schauen unsere Philosophen auch mit dem geistigen Auge, und wenn sie nun gar die Phantasie zu Hilfe rufen, die nach *Carrière* „eine directe Inspiration von Oben ist, die Gestaltung der Gedanken Gottes in der Natur unmittelbar sieht und ein Uebergreifen des ewigen und allgemeinen Denkens über das specielle Denken des Individuums darstellt," wenn die phantasirenden Philosophen, sage ich, in solcher Weise als direct [von] Gott inspirirte Propheten auftreten, so müssen wir armen gewöhnlichen Menschenkinder uns ducken und zugestehen, daß unsere Resultate nur die Früchte speciell menschlicher Arbeit, nicht aber Gnadenausgüsse eines im übrigen uns durchaus unbekannten höchsten Wesens sind. – Das bei Seite, meine Herren. Das Getöne dieser leeren Schellen hat in der That manchen, sonst vorurtheilsfreien Naturforscher so umnebelt und verwirrt, daß wir den auffallendsten Widersprüchen in dieser Hinsicht begegnen und alle unsere Kraft aufbieten müssen, um nicht selbst mit in den Strudel hineingerissen zu werden.[86]

Diese Breitseite konnte Carriere begreiflicherweise nicht unbeantwortet lassen. Er replizierte in Form einer Rezension von Vogts *Vorlesungen über den Menschen*, die er im Mai 1864 in der *Allgemeinen Zeitung* platzierte. In diesem Fall verzichtete Carriere auf die übliche Anonymität seiner Artikel in diesem Blatt und unterzeichnete mit seinem vollen Namen. Damit signalisierte er, dass er mit offenem Visier in diese persönlich brisante Auseinandersetzung eintrat. Seine Antikritik zeichnete sich durch einen ruhigen, abwägenden Duktus seiner Besprechung aus, in der er sich deutlich bestrebt zeigte, Sachlichkeit walten zu lassen. Am härtesten dürfte Vogt getroffen haben, dass Carriere ihn in einem Zusammenhang bloßstellte, wo Vogt sich abschätzig über Schopenhauer geäußert hatte. Carriere wies dabei nach, dass Vogt sachlich schlichtweg danebenlag. „Wer aber nicht einmal weiß," so führt Carriere aus, „daß Schopenhauer ein Buch über den Willen in der Natur geschrieben, daß er den Willen selbst in der Schwerkraft, wie vielmehr im Leben der Thiere annimmt, der sollte vor allen Dingen über Philosophie nicht mitreden."[87] Im unmittelbaren Anschluss daran wies Carriere die Polemik Vogts gegen Johann Bernhard Wilbrand zurück und verteidigte dessen Idee des geistigen Sehens, wobei er selbstverständlich auch für sich selbst sprach: „Dem geistigen Auge ist vor allem das Denken, das Selbstbewußtseyn, gewiß; das geistige Auge sieht daß die objective Welt zunächst die Vorstellung ist, welche sich in uns erzeugt […]." Die Materie sei nach dem Bekunden Carrieres keineswegs „das unmittelbare Gewisse", sondern das Erzeugnis eines Denkprozesses. Er sieht in den großen Geistestaten bedeutender Menschen, wie Moses, Zarathustra, Buddha, Sokrates, Christus, Paulus etc., „die sich aus der Materie in das Ideale erhoben", Zeugnisse der Realität des menschlichen und göttlichen Geistes, jedenfalls so lange, „bis ihre Werke aus bloß materiellen Potenzen erklärt, bis von Affen einmal ähnliche hervorgebracht sind." Seine Wendung gegen Vogt gipfelte in dem pointierten Schlusssatz: „Das hat Vogt,

86 Carl Vogt, *Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde*. 2 Bde. Gießen: J. Ricker, 1863, Bd. 1., S. 10.

87 Moriz Carriere, „Alter und Ursprung des Menschengeschlechts", in: *Allgemeine Zeitung* (Augsburg). Nr. 131 (10.5.1864), S. 2138.

das haben die Affen zu leisten, dann wollen wir weiter sehen ob wir uns dem Materialismus gefangen geben, oder ob wir alsdann doch das Ideale auch als Grund der Materie retten."[88] Es ist unbestreitbar, dass sich hier ein Gegensatz zwischen Carriere und Vogt manifestierte, der im Grunde nicht auflösbar war. Die Tatsache, dass Johann Bernhard Wilbrand zum Zankapfel für die Grundsatzdebatte über Materialismus und Idealismus wurde, erklärt die extreme harsch formulierte Polemik Vogts gegen Wilbrand in seiner Autobiographie. Denn zweifellos wird dort unterschwellig die Auseinandersetzung zwischen Carriere und Vogt weiterverhandelt.[89]

Moriz Carrieres Eheschließung mit Agnes von Liebig 1853

Die entscheidende Wende in der Biographie Carrieres trat durch seine Ehe mit Agnes Liebig ein. Liebigs älteste Tochter Agnes (1828-1862), eine hochaufgeschossene, blonde Schönheit, die als besonders klug galt, aber eine schwache Gesundheit hatte, wurde, da Liebigs Frau eine Katholikin war, nicht wie Liebigs Söhne lutherisch, sondern wie ihre beiden Schwestern katholisch erzogen. In einem in der Zeitschrift *Die Gegenwart* veröffentlichten Erinnerungstext erwähnt Carriere, dass er Agnes Liebig durch seine öffentlichen ästhetischen und literaturgeschichtlichen Vorträge, die er im Winter an den Samstagabenden in der Gießener Universitätsaula hielt, nähergetreten war. In den Vorträgen, so Carriere, saßen „auch holde Mädchen", die wechselnd seine Musen waren, „bis die schöne Agnes Liebig herangereift war und bei mir wie ich bei ihr den Sieg davontrug."[90] Allerdings verheimlichten sie dieses Verhältnis solange, bis Justus von Liebig seinen Ruf nach München annahm. Ein Freund Carrieres, der Religionspädagoge Bernhard Baehring, weiß in einem 1895 veröffentlichten Nachruf zu berichten, dass Carriere mehrere Jahre um Agnes Liebig geworben habe und diese ihn erst 1852 während eines Aufenthaltes in Bad Soden erhört habe.[91] Die Ehe wurde dann 1853 in München geschlossen, wohin Carriere seinem zukünftigen Schwiegervater gefolgt war. „So siedelte ich 1853 nach München über, heirathete, reiste mit der Gattin nach Italien, und lebte durch ihre Liebe zehn glückliche Jahre, bis zu ihrem frühen Tode."[92] Nach der Geburt zweier Kinder starb Agnes Carriere am 29. Dezember 1862 an Tuberkulose.

88 Ebd.

89 Die Georg-Büchner-Forschung, in der die von Vogt in seiner Autobiographie gefahrene Wilbrand-Polemik eine große Rolle spielt, hat diesen entstehungsgeschichtlichen Hintergrund bislang nicht zur Kenntnis genommen.

90 Moriz Carriere, „Von meinem Leben und Wirken", in: *Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben* (Berlin). Bd. 7., Nr. 15 (10.4.1875), S. 226-230; Nr. 16 (17.4.1875), S. 250-252; hier S. 229.

91 Bernhard Baehring, „Zur Erinnerung an Moriz Carriere", in: *Monatshefte der Comenius-Gesellschaft*. Bd. 4., H. 4 und 6 (Mai-Juni 1895), S. 185-192; hier S. 186.

92 Moriz Carriere, „Von meinem Leben und Wirken", in: *Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben* (Berlin). Bd. 7., Nr. 15 (10.4.1875), S. 226-230; Nr. 16 (17.4.1875), S. 250-252; hier S. 229.

Über die Einzelheiten, wie es zu dieser Paarbeziehung kam, ist leider wenig bekannt. Deswegen seien hier zwei Quellen analysiert, die einen gewissen Aufschluss geben. Die erste dieser Quellen ist ein Gedicht Carrieres mit dem Titel „Der Krystallpalast", das er in der von Robert Prutz herausgegebenen Zeitschrift *Deutsches Museum* veröffentlichte.[93] Der Dichter feiert darin in einer grandiosen Fortschrittsphantasie das Modernitätsversprechen, das sich ihm in der Weltausstellung von 1851 im Londoner Crystal Palace präsentierte. Die „Great Exhibition" nimmt Carriere als großartige Feier der Idee der Völkerverständigung und des Weltfriedens wahr und beschreibt diese visionäre Schau in hymnischen Versen. Wie aus den letzten Strophen des Gedichts hervorgeht, teilte Carriere das erhebende Kristallpalasterlebnis mit Liebigs Tochter Agnes, die ihn ganz offensichtlich auf dem Rundgang durch die lichtdurchfluteten Hallen begleitete.

> So wird's erreicht, froh hab' ich es gelesen,
> Holdselige, in deines Auges Strahl,
> Die sinnig du mir Führerin gewesen
> Im ätherblauen hohen Völkersaal,
> Die mir in Baumeskühle mit den Wellen
> Des perlenschäumenden, des wonnenhellen
> Kastal'schen Quells gefüllet den Pokal![94]
>
> Was galt mir da mit seinem Funkelscheine
> Der Berg des Lichts, der todte Diamant,[95]
> Wenn so der herrlichste der Edelsteine
> Lebendig lächelnd mir zur Seite stand?
> Und hat den Reim dein Wort mir angeklungen,
> Sei dir zu Ehren dieses Lied gesungen,
> Zum Wiegenfest dir grüßend zugesandt.

Es hat sich bisher nicht herausfinden lassen, wie die Begegnung zwischen Agnes Liebig und Moriz Carriere auf der „Great Exhibition" in London 1851 im Einzelnen eingefädelt wurde. Agnes Liebig hatte ihren Vater auf einer Reise nach Großbritannien begleitet, die von Anfang August bis Oktober 1851 dauerte. In London trennte sich Agnes Liebig von ihrem Vater, um nach Largs, einer Kleinstadt am Firth of Clyde in der Nähe von Glasgow, weiterzureisen. Dort scheint sie auf Einladung der Familie des Glasgower Chemikers Professor Thomas Graham in einem Seaside-House unter der Obhut von dessen Schwester Margaret gewohnt zu haben. Thomas Graham und seine Schwester waren der Familie Liebig von einem vorausgegangenen Besuch in Gießen bekannt. Vermutlich war mit dem Aufenthalt an der schottischen Westküste die Hoffnung verknüpft, dass sich der labile Gesundheitszustand Agnes Liebigs bessern könnte. Sie blieb rund zwei Monate in

93 Moriz Carriere, „Der Krystallpalast", in: *Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Öffentliches Leben* (Leipzig). Jg. 2 (Januar-Juni 1852), S. 321-323. [Digitalisat: https://books.google.de/books?id=2lseAQAAIAAJ&hl].

94 Die kastalische Quelle am Fuß des Parnass war in der Antike Apoll und den Musen geweiht. Nach einer Sage verlieh der Genuss ihres Wassers die Dichtergabe; hier vielleicht auch ein Hinweis darauf, dass das Paar den Anlass mit Champagner feierte.

95 Gemeint ist wohl die Glaskonstruktion des Crystal Palace.

Largs, bis ihr Vater sie dann im Oktober abholte, um mit ihr gemeinsam über Glasgow und London die Rückreise nach Gießen anzutreten. In den Briefen, die Liebig von dieser seiner sechsten britischen Reise an seine in Gießen zurückgebliebene Frau Henriette schrieb, lässt sich kein Hinweis darauf finden, dass Carriere während dieses Zeitraums in London war. Der Weltausstellung hatte Liebig zweimal einen Besuch abgestattet, ohne besonders von ihr beeindruckt worden zu sein. Seiner Gattin teilte er mit, dass er sich der großen Ermüdung wegen fürchte, ein weiteres Mal hinzugehen. „Die Ausstellung erdrückt die Phantasie", konstatierte er lapidar.[96] Es dürfte also für die Tochter Agnes keine Schwierigkeit dargestellt haben, ohne Begleitung ihres Vaters die Ausstellung zu besuchen. Wahrscheinlich war Liebig sogar froh, dass Carriere ihm die Aufgabe der Begleitung abnahm. Im Gespräch während des Rundgangs oder nach der Besichtigung unter den schattigen Bäumen des Hyde Park scheint sich das Besucherpaar auch über die soziale Dimension und proletarische Perspektive der Ausstellung verstanden und verständigt zu haben. Dies lässt sich jedenfalls aus den Zeilen vermuten, die in einer fast schon Brechtschen Manier solche Fragen thematisieren:

> Doch die ihr jauchzend laßt die Banner wehen,
> In eurer Schätze buntem Glanz beglückt,
> Denkt derer auch, die euch die Banner woben,
> Die an des Ofens Gluth den Hammer hoben,
> Aus Bergesschooß den Schatz emporgerückt![97]

Das Empfinden sozialer Wirklichkeitsferne, das die beiden verliebten Ausstellungsbesucher beim Durchgang durch die Hallen geteilt haben dürften, wird in solchen Zeilen von Carriere aufgegriffen und lyrisch kompensiert. Die Verwunderung Carl Vogts, dass Carriere in seinem Werben um Agnes von Liebig sogar einige englische Konkurrenten ausgestochen habe,[98] lässt sich anhand des euphorischen Einverständnisses über die Erwartungen an die Zukunft, wie sie Carriere in dem Gedicht in Worte fasste, auf plausible Weise aus dem Feld räumen. Zweifellos hat Agnes von Liebig das als Geburtstagsgruß[99] ihr zu Füßen gelegte Gedicht als die Liebeserklärung aufgefasst und angenommen, als die es gemeint war. Es scheint sogar, als hätte sich Carriere aus dem Kristallpalasterlebnis bereits die spätere Eheschließung versprochen. Jedenfalls handelte es sich bei dem im Folgejahr kommunizierten Gedicht um einen in ein poetisches Gewand gekleideten Heiratsantrag. Dies deutet sich fast kaum noch verklausuliert in einer Strophe an, in der Carriere den Bund zwischen Geist und Natur feiert, der für ihn in den Exponaten der „Great Exhibition" zum Ausdruck kam:

> Geist und Natur im Bunde! Liebebrennend

96 Brief Justus von Liebig an Henriette Liebig; London 11. August 1851. Abdruck in Günther Klaus Judel, *Justus Liebig in Grossbritannien. Justus Liebigs Briefe aus Großbritannien an seine Frau Henriette*. Gießen: Justus Liebig-Gesellschaft zu Gießen, 2003, S. 98f.

97 Moriz Carriere, „Der Krystallpalast", S. 321-323.

98 Einer der englischen Verehrer war John Robinson Rogers aus Devon, der 1846 bis 1847 in Gießen studierte. Vgl. William H. Brock, *Justus von Liebig. The Chemical Gatekeeper*. Cambridge: Cambridge University Press, 2002, S. 348.

99 Agnes Liebig war am 6. Juni 1829 in Gießen geboren worden.

Hob er den Schleier ihr vom Angesicht,
Und ihren Reiz und ihre Kraft erkennend
Sah er sein Bild in ihres Auges Licht;
Es stimmt sein Wort zu ihrer eignen Weise,
Und zu des einen Urquells Dank und Preise
Erklingt ihr doppeltönig Brautgedicht.[100]

Es ist kaum ein Zweifel darüber möglich, dass Agnes Liebig diese „Doppeltönigkeit" des Brautgedichts entzifferte und auf ihr eigenes Verhältnis zu ihrem möglichen Bräutigam als Subtext mitlas. Die Verlobung wurde dann gut zwei Monate nach der Veröffentlichung des Gedichtes am 26. September 1852 in Bad Soden besiegelt, wie Carriere im Vorwort zu seiner 1883 erschienenen und dem Andenken der frühverstorbenen Gattin gewidmeten Lyriksammlung *Agnes. Liebeslieder und Gedankendichtung* bezeugt.[101] Die Trauung zwischen Agnes Liebig und Moriz Carriere fand nach einer Korrespondenz aus München in Cottas *Allgemeine Zeitung* vom 30. Mai 1853 am 28. Mai 1853 statt: „Freiherr Dr. J. v. Liebig feiert heute die Trauung seiner Tochter mit dem seit vorigem Semester von Gießen hieher übersiedelten Professor Carrière."[102]

Auf der Reise nach Großbritannien im Jahr 1851 fiel auch die Entscheidung Liebigs, einen an ihn ergangenen Ruf nach Heidelberg auszuschlagen. Der Entschluss fiel Liebig schwer, machte ihn förmlich krank, nicht zuletzt, weil er sich durch sein Taktieren vor dem Ministerium in Darmstadt aus eigener Sicht kompromittiert hatte. Seit die Frage des Wechsels von Gießen nach Heidelberg öffentlich diskutiert wurde, hatte Carriere die Gelegenheit genutzt, sich mehrmals publizistisch für seinen Schwiegervater in spe eizusetzen. In einem Korrespondentenbericht vom 26. Mai 1851 hört sich das wie folgt an:

> In Bezug auf Liebigs Uebersiedelung nach Heidelberg werden seit einiger Zeit mündlich und in öffentlichen Blättern widersprechende Gerüchte in Umlauf gesetzt; je nachdem es gerade den Urhebern in ihre Plane zu passen scheint […]. Wer Liebig kennt, der weiß daß er für sich allein eine Veränderung seiner Verhältnisse nicht anstrebt, und daß die Annahme eines Rufes nur dann für ihn ein Gegenstand der Ueberlegung wird, wenn er die

100 Moriz Carriere, „Der Krystallpalast", S. 321-323.

101 Moriz Carriere, *Agnes. Liebeslieder und Gedankenlyrik*. Leipzig: Brockhaus, 1883, S. IX. – Das Gedicht „Im Krystallpalast zu London", wie es in dem Inhaltsverzeichnis des Bändchens betitelt wird, ist auf den Seiten 155-159 abgedruckt. [Digitalisat: https://archive.org/details/agnesliebeslede00carrgoog].

102 Brigitte Jaschke hat einiges interessantes Material zum Verhältnis zwischen Moriz Carriere und Agnes von Liebig, auch speziell zu der Verlobung und der Hochzeit, veröffentlicht; u.a. einen Brief Justus von Liebigs an seine Tochter Agnes vom 29.9.1852 anläßlich ihrer brieflichen Mitteilung, dass sie sich mit Carriere verlobt hatte. „Was C. betrifft," schreibt Liebig, „so achte und liebe ich ihn seines vortrefflichen Charakters und seiner ausgezeichneten Leistungen wegen; ich wünsche dir keinen besseren Mann und uns keinen würdigeren Schwiegersohn." Es spricht für den pragmatischen Charakter Liebigs, dass er seine Tochter auffordert, die Sache vorerst noch geheim zu halten, weil er die Mitberufung Carrieres nach München bereits eingeleitet habe und er fürchte, dass seine positive Befürwortung an Gewicht verlieren könnte, wenn bekannt würde, dass Carriere sein zukünftiger Schwiegersohn sei. – Brigitte Jaschke, *Ideen und Naturwissenschaft*. (1996), S. 189.

> Stellung die er sich in Gießen durch Institute wie durch mitarbeitende Collegen gegründet hat, im neuen Wirkungskreise wieder zu finden erwarten kann. Der Localpatriotismus, welcher ihn länger als ein Vierteljahrhundert in Gießen gehalten, sollte eher dankbare Anerkennung finden, als daß man ihm einen Vorwurf daraus machen dürfte, wenn er unter veränderten Umständen der Ansicht huldigen würde: daß ganz Deutschland das Vaterland eines Professors sey.[103]

Als Fürsprecher und Verteidiger Liebigs trat Carriere auch im Juni 1852 in einem ebenfalls anonymen Artikel in derselben Zeitung auf. Nun zeigte sich der Schwiegersohn in spe bemüht, Liebigs Wechsel von Gießen nach München zu rechtfertigen. Carriere beginnt seinen Beitrag mit einer umfassenden statistischen Bilanz, die beweisen soll, dass das Großherzogtum materiell mehr von Liebig profitiert habe als umgekehrt, und zieht dann folgendes Resümee:

> Der Lohn von Seiten des Staats ist äußerst gering wenn man die Leistungen in Anschlag bringt, und es hat sich hier gerade der Genius Liebigs bewährt, der mit wenigen Mitteln viel zu schaffen und eine strebsame, begabte Jugend um sich zu versammeln und mit sich zu verbinden verstand. […] Uebrigens ist, seitdem Linde und Jaup nicht mehr der Leitung der Universitätsangelegenheiten vorstehen, für die Naturwissenschaften nicht das geringste von Regierungswegen gethan worden.[104]

Eine weitere bislang unbekannte Quelle über die Lebensphase Carrieres unmittelbar vor seiner Übersiedlung nach München liegt in Form einer Reisebeschreibung vor, die Carriere anonym in Cottas *Allgemeine Zeitung* veröffentlichte.[105] Man geht wohl nicht fehl zu vermuten, dass der eigentliche Zweck dieser Reise war, die Liebigs in München zu besuchen und bei dieser Gelegenheit offiziell um die Hand der ältesten Tochter des Hauses anzuhalten. Carriere schildert in dem Feuilletonbericht mehr oder weniger detailliert die einzelnen Reisestationen (u.a. Heidelberg, Heilbronn, Stuttgart, Rorschach, Bregenz, Kempten, Hohenschwangau, Ulm, Augsburg) die ihn auf den Weg nach Bayern und an das Ziel München führten. Von München aus unternahm er noch einen Abstecher nach Rosenheim, an den Chiemsee, nach Traunstein, Inzell, Reichenhall, Berchtesgaden und an den Königsee, bevor er nach München zurückkehrte. Wie nicht anders zu erwarten, nutzte Carriere auch diese Gelegenheit, für Liebig als Repräsentant des neuen München eine Lanze zu brechen, freilich nicht ohne gleichzeitig auf eine eigene Anstellung im Gefolge Liebigs zu spekulieren:

> *Liebig* und *Pfeufer* haben beide neben ihren Verdiensten als Forscher auch die ausgezeichnete Gabe anregende Lehrer zu seyn. Freilich werden für sie noch ergänzende Mitarbeiter herangezogen, werden in andern Kreisen noch

103 [Moriz Carriere], „Gießen“, in: *Allgemeine Zeitung* (Augsburg). Nr. 151 (31.5.1851), Beilage, S. 2410.

104 [Moriz Carriere], „Gr. Hessen. Darmstadt, 25 Jun.“, in: *Allgemeine Zeitung* (Augsburg). Nr. 180 (28.6.1852), S. 2834.

105 M. [Moriz] C. [Carriere], „Ein Blick in das altbayerische Gebirg und das neue München“, in: *Allgemeine Zeitung* (Augsburg). Nr. 273 (29.9.1852), S. [4353]-4355; Nr. 274 (30.9.1852), S. [4369]-4370.

> Lücken ausgefüllt werden müssen. Wenn dieß mit gleichem Glück geschieht, dann wird bald, wer Augen zu sehen hat, auch wahrnehmen daß hier nicht „fremde Schmarotzerpflanzen an die altbayerische Eiche sich annisten", sondern daß edle Bäume von auswärts herüber gepflanzt werden, die ihre eigenen Wurzeln schlagen und deren Früchte dem bayerischen Volk in so reichem Maß zu gute kommen daß es bald den Pflanzen dank wissen wird […].[106]

Dass Carriere auf dieser altbayerischen Reise ins neue München auch die für ihn und sein weiteres Fortkommen kaum weniger wichtige Begegnung mit Wilhelm von Kaulbach als der wichtigsten Figur im damaligen Kunstleben Münchens machte, erfährt man aus einem anderen Erinnerungstext, in dem Carriere seine langjährige Tätigkeit an der Münchener Akademie der Künste Revue passieren lässt.[107] Er sei, so erinnert sich Carriere, als er 1852 München besuchte, Kaulbach auf einer Abendgesellschaft vorgestellt worden. Dieser habe ihn dadurch überrascht, dass er ihn wie einen alten Bekannten begrüßte. Ein Aufsatz Varnhagen von Enses in der *Allgemeinen Zeitung* habe Kaulbach auf Carrieres Werk über die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit aufmerksam gemacht, während er mit dem Entwurf eines Wandgemäldes für das Treppenhaus des Neuen Museums in Berlin beschäftigt gewesen sei. Für die künstlerische Darstellung der Reformationsperiode habe Kaulbach dann Carrieres Monographie als Inspirationsquelle benutzt. Ihm habe er es zu verdanken gehabt, dass „ihm die Komposition in der Phantasie zu lebendiger Anschauung gekommen" sei.[108] Die wechselseitige Wertschätzung trug dann auch konsequenterweise dazu bei, dass Kaulbach als Akademiedirektor in einem Gespräch mit dem Bayrischen Kultusminister Carriere für eine Kunstgeschichtsprofessur empfahl und nicht ruhte, bis die Festanstellung Carrieres im Jahr 1855 an der Akademie der Künste in trockenen Tüchern war.[109] Wie ein Faszikel in den Personalakten Carrieres im Archiv der Akademie der Künste belegt, arbeitete Kaulbach Carriere auch im August 1855 persönlich in das Amt des beständigen Sekretärs der Akademie ein. Dies war der Beginn einer fruchtbaren beruflichen Zusammenarbeit der beiden Kunstbegeisterten, und auch die Familien Carriere und Kaulbach pflegten einen freundschaftlichen geselligen Verkehr miteinander.

In mittelbare Berührung kamen Carl Vogt und Moriz Carriere wieder Anfang des Jahres 1865, als Carriere in seiner Funktion als Sekretär der Akademie der

106 Ebd. S. 4370.

107 Moriz Carriere, „Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München. Lebenserinnerungen", in: *Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte* (Braunschweig). Bd. 65. Nr. 385 (Oktober 1888), S. 59-77.

108 Ebd. S. 59.

109 Vgl. Annemarie Menke-Schwinghammer, „Zwischen Propädeutik und Fachwissenschaft – die Lehrtätigkeit von Moriz Carriere an Universität und Akademie in München", in: Christian Drude und Hubertus Kohle (Hg.), *200 Jahre Kunstgeschichte in München.* Positionen. Perspektiven. Polemik 1780-1980. München, Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2003, S. 57-67.

Künste in eine Kommission berufen wurde, die ein von Max von Pettenkofer entwickeltes chemisches Verfahren zur Restauration von Ölgemälden zu begutachten hatte. Dabei ging es vor allem um eine Evaluation der Ergebnisse, die bei der Anwendung der Methode in Münchener Galerien erzielt wurden. Im Prüfungsbericht der „königlich bayerischen Commission zur Ueberwachung der Gemälde-Restaurationen" kamen Carriere und seine Kollegen auf die positive Bewertung des Verfahrens durch Eastlake in London zu sprechen. Sir Charles Eastlake hatte, wie die Kommission in ihrem Bericht vermerkte, das Verfahren an Bildern der Londoner National-Galerie „genau geprüft und monatelang studiert".[110]

Die auf die Londoner Versuche bezogenen Ausführungen betrafen Carl Vogt, ohne dass er in diesem Zusammenhang beim Namen genannt wurde. Er hatte bei einem gemeinsamen Aufenthalt mit Liebig in Lugano von Pettenkofers Verfahren, für das Liebig ein Gutachten verfasst hatte, erfahren und daraufhin unter Berufung auf Liebig mit Pettenkofer Kontakt aufgenommen und ihm angeboten, die Vermarktung der Methode im nicht-deutschsprachigen Ausland zu übernehmen. Nach Abschluss des Teilhabervertrages war Vogt nach London gereist, um die Methode in England einzuführen und die Patentrechte dafür zu erwerben. In diesem Zusammenhang hatte er dem Galeriedirektor Eastlake die Methode demonstriert, in der Absicht, diesen zu einer positiven Stellungnahme zu bewegen. Eastlake hatte darauf bestanden, dass er die Wirkung erst nach einer mehrmonatigen Langzeitbeobachtung begutachten könne, was Vogt nicht umhin konnte zuzugestehen.

Nicht viel später, zwischen Ende des Jahres 1865 und 1868 dürfte es zu der persönlichen Wiederbegegnung in München zwischen Carriere und Vogt gekommen sein, die letzterer in seinem Carriere-Nachruf 1895 genüsslich ausmalt. An zentraler Stelle steht in diesem Erinnerungsnarrativ ein angeblicher Streit „auf Leben und Tod" zwischen dem Repräsentanten der Akademie der Künste Wilhelm von Kaulbach und dem Kopf der Akademie der Wissenschaften Justus von Liebig. In der Tat kam es im November 1865 zu einer Meinungsverschiedenheit zwischen beiden über die Nutzung einer Räumlichkeit für die Malklasse der Akademie der Künste. Nach Vogt sei Carriere durch diese Streitigkeit in einen ihn psychisch aufreibenden Loyalitätskonflikt geraten. Vogt schildert Carriere nachgerade als hilflosen Spielball zwischen den sich angeblich heftigst befehdenden Konfliktparteien. Dass es bei der Angelegenheit aber weit gesitteter zuging, als Vogt den Leser glauben machen will, belegt folgender Brief Liebigs, der sich auf den betreffenden Anlass bezieht:

110 Moriz Carriere et al., „Das Gemälde-Restaurationsverfahren in den kgl. bayer. Gallerien", in: *Allgemeine Zeitung* (Augsburg). Nr. 117 (27.4.1865), Beilage, S. [1897]-1898; Nr. 118 (28.4.1865), Beilage, S. 1915-1916; Nr. 119 (29.4.1865), außerordentliche Beilage, S. 1937-1938; hier S. 1938.

Verehrtester Herr Director
Ich habe viel darüber nachgedacht in welcher Weise dem Bedürfnisse der k. Akademie der Künste abgeholfen und ihr ein Raum zu einer Realschule in dem Wilhelminischen Gebäude geschaffen werden könne, ohne die Interessen der k. Staatssammlungen allzusehr zu verletzen und ich erlaube mir heute Sie in Kenntniß zu setzen daß ich am Samstag in einem Berichte an die Höchste Staatsbehörde den Vorschlag gemacht habe für den gedachten Zweck, aushülfsweise und für eine kurze Zeit der k. Akademie der Künste, den großen Saal der Zoologischen Sammlung im ersten Stock, abzutreten. Dieser Saal liegt unmittelbar unter der früheren Jesuiten Bibliothek und hat demnach die nämliche Lage wie dieser nach Norden, und ist, mit dem Nebenzimmer, wenn dies dazu verlangt werden sollte, ebenso groß; er ist zwar etwas niedriger als der über ihm liegende, aber die Fenster können breit ausgebrochen und erhöht werden um das nöthige Licht zu bekommen, ohne Nachtheil für dessen spätere Bestimmung.
Es ist dies der einzige Saal im ganzen Gebäude welcher (mit einem eigenen Aufgang für die Schüler usw.) abschließbar ist, ohne den Zusammenhang der Staatssammlungen zu unterbrechen.
Die Störungen und Unannehmlichkeiten die sich an die Ausräumung der in diesem Saale aufgestellten Gegenstände der Zoologischen Sammlung und ihre Unterbringung in den andern Sammlungssälen knüpfen sind sehr groß und ich hoffe zuversichtlich daß Sie in dem gemachten Vorschlage einen unzweideutigen Beweis erblicken, wie lebhaft mein Wunsch ist der Akademie der Künste zu helfen.
Ich muß zwar annehmen daß Sie meiner Versicherung keinen Glauben beimessen, daß wir nämlich, im Verhältniß zu unserm Bedarf, ebenso beschränkt vielleicht noch beschränkter in unsern Lokalitäten sind als die Akademie der Künste, aber wenn Sie dies nur für möglich und nicht für vollkommen begründet ansehen, wie dies wirklich ist, so müssen Sie zugeben daß die Forderung einer Abtretung von Lokalitäten der Staatssammlung nur der Akademie der Wissenschaften, für Zwecke die ihr doch ganz fremd sind, eine große Unbilligkeit in sich einschließt.
Ich erkenne ja mit voller Ueberzeugung die Nothwendigkeit eines Saales für den Malunterricht an aber daraus daß die k. Akademie ein Bedürfnis zu ihrer Erweiterung hat, fließt doch gewiß keine Berechtigung das unentbehrliche Eigenthum eines Nachbar-Institutes mit einer gewissen Gewaltsamkeit in Anspruch zu nehmen.
Für mich persönlich sind alle diese Dinge ganz gleichgültig und wenn ich nur meiner Neigung zu folgen gehabt hätte so würden die Wünsche eines Mannes wie Sie, dem ich mit aufrichtiger Verehrung zugethan bin und den ich ganz abgesehen von dem großen Künstler und Meister als Menschen liebe, vor allem andern von mir berücksichtigt worden sein, aber ich bin Vorstand der Staatssammlungen und der Akademie und es ist meine Pflicht als solcher, ihre Bedürfnisse zunächst im Auge zu behalten, und ich darf, soweit ich vermag, nicht dulden, daß ihre Interessen geschädigt werden.

> Dies ist meine Lage und als ein gerechter Mann werden Sie einsehen daß ich nicht anders handeln konnte, als ich gehandelt habe. Fragen Sie Sich Selbst wie Sie gehandelt haben würden und ich werde vor Ihnen gerechtfertigt sein.
> Trotz allemdem und Allemdem
> liebe ich Sie
> Ihr Liebig.[111]

Nekrologe und Totengedächtnis 1895

Zu Anfang des Jahres 1895 starb Moriz Carriere in München an einem Herzschlag. Carl Vogt war einer der ersten, die ihm einen Nachruf widmeten. Max Rieger, der 1849 in Gießen promoviert und zwischen 1853 und 1856 Privatdozent in Gießen war, war der erste, der sich veranlasst sah, Carriere in einem Nekrolog auf seinen Freund und ehemaligen Lehrer gegen die taktlosen Reminiszenzen Carl Vogts zu verteidigen:

> Sogleich nach dem Carriere die Augen geschlossen hatte, hat sein Jugendgenosse *Karl Vogt* im Feuilleton der Frankfurter Zeitung Erinnerungen an ihn zum besten gegeben. Daß da der Verstorbene nur zum Gegenstande des bekannten Vogtischen Humors gemacht wird, kann man sich denken. Zum Schluße findet sich die überflüssige Versicherung, daß beide, wenn sie sich ab und zu noch begegneten, einander längst nichts mehr zu sagen hatten, mit dem Zusatze: aber wir hatten uns doch lieb und sahen uns gern wieder. Man muß das dem Verfasser auf sein Wort glauben, aber es ist auch gut, daß er es sagt, denn daß man in seinem Auffsatz davon etwas merke, ist nicht leicht zu finden. Wen man lieb hatte, dessen Bilde setzt man sonst nicht vor aller Welt ein Paar Eselsohren auf. Auf die Gefahr für Herrn Vogt und seines Geistes Verwandte, wenn sie davon Kenntnis erhalten sollten, ein Teilhaber dieses Schmuckes zu werden, wage ich hier Erinnerungen eines dankbaren Schülers und Freundes vorzulegen.[112]

Die Befürchtungen Riegers, von Carl Vogt für die Verteidigung Carrieres Eselsohren aufgesetzt zu bekommen, waren freilich unbegründet, denn der alte Spötter in Genf kam nicht mehr dazu, eine gesalzene Replik auf Rieger zu verfassen.

Am 28. März 1895, wenige Tage nachdem Riegers Carriere-Nekrolog erschienen war, würdigte die Akademie der Wissenschaften, der Carriere seit 1889 als ordentliches Mitglied angehörte, das Andenken des Verstorbenen. Die von dem aus Hadamar stammenden Altphilologen Wilhelm Ritter von Christ gehaltene Gedächtnisrede ging auch auf Carrieres Gießener Zeit ein und erwähnte dabei ebenfalls den „pietätlosen" Nachruf Vogts:

> Seine Gießener Zeit war reich an Erfolg und mannichfacher Anregung. Seine Vorlesungen, wiewohl sie aus dem herkömmlichen Geleise der philosophischen Vorlesungen heraustraten, waren gut besucht; Männer, die

111 Brief von Justus von Liebig an Wilhelm von Kaulbach; München, 16.11.1865. - Bayerische Staatsbibliothek München; Signatur: Liebigiana II. A

112 Max Rieger, „Erinnerungen an Moritz Carriere", in: *Die christliche Welt. Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände*. 9. Jg. Nr. 12 (21.3.1895), Sp. 277-280.

> später eine hervorragende Rolle in der Literatur und dem öffentlichen Leben spielten, wie unser W. Riehl, K. Hofmann, Bamberger, Büchner, zählte er zu seinen Zuhörern. In der Gesellschaft Sonderbund, in der sich die jüngeren Geister der Gießener Gelehrtenwelt zusammenfanden und von der gelegentlich des Ablebens Carriere's K. Vogt in der Frankfurter Zeitung eine zwar pietätlose, aber farbenreiche Skizze entworfen hat, verkehrte Carriere mit geistreichen Männern verschiedener Richtung, unter denen ihm keiner so lieb in der Erinnerung blieb als Gust. Baur, der hochgebildete Theologe, der „auch in der Kunst und in der Natur eine Offenbarung des göttlichen Geistes fand". In der Familie des großen Chemikers und Naturforschers Liebig erhielt er neue, die Werkstätte der Natur ihm tiefer erschließende Anregungen, und gewann er als lieb gesehener Gast das Herz der ältesten Tochter Agnes, die er später (1853) zum glücklichen, leider früh durch den Tod gelösten Ehebund heimführte. [113]

Carl Vogt hat diesen Nachruf von Christs nicht mehr zur Kenntnis nehmen können, denn er erschien erst im Oktober des Jahres in den Kolumnen der Augsburger *Allgemeinen Zeitung*.

Und Carl Vogts Tod? Nachdem er in gleichem Jahr einige Wochen an einer Krankheit schwer darniedergelegen hatte, starb er Anfang Mai in Genf. Als sollte er mit seiner Prognose über die relative Bedeutungslosigkeit Carrieres Recht behalten, regnete es förmlich Todesmeldungen und Nachrufe auf Vogt. Kaum ein Blatt oder Magazin im In- und Ausland, das etwas auf sich hielt, versäumte es, einen Nachruf oder zumindest die telegrafisch übermittelte Todesmeldung abzudrucken, häufig sogar beides. Eine perspektivische Zusammenschau beider Todesfälle ziehen aber nur der *Gießener Anzeiger* und und Karl Dilthey.

Der anonyme Verfasser eines „Originalberichtes des *Gießener Anzeigers*" mit dem Titel „Den Manen Carl Vogt's", stellte unter Beweis, dass er einen guten Draht nach Genf hatte, denn er wusste zu vermelden, dass Carl Vogt das „Hinscheiden Moritz Carrière's in diesem Winter, der ihm im Alter am nächsten, in der Weltanschauung allerdings am entferntesten stand", als eine Art Warnruf empfand, auch wenn er es „den Seinen nicht einräumen" mochte. Desweiteren lässt sich der Gießener Nachruf auch über Vogts Verhältnis zu seiner Vaterstadt aus:

> Die Stadt Gießen hat einen doppelten Grund, sich liebevoll Carl Vogt's und seiner Verdienste zu erinnern, denn einmal hat dieser zu ihren akademischen Bürgern gezählt, und außerdem hat der Genfer Professor seiner Vaterstadt auch im Auslande stets treue Sympathien bewahrt, und als zuletzt in den achtziger Jahren sein Weg ihn wieder durch die alte Heimath führte, da kam ihm im alten, lieben Gießen noch alles so unverändert, so traut und bekannt vor, daß er jenen Aufsatz über das „Studentendorf" schrieb, der mit Unrecht vielfach anders aufgefaßt worden ist als des Autors Meinung war, denn thatsächlich lag Vogt nichts ferner, als das Stückchen Welt, an

113 Wilhelm von Christ, „Moriz Carriere. Gedächtnißworte gesprochen in der öffentlichen Sitzung der k. bayer. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1895", in: *Allgemeine Zeitung* (Augsburg), Nr. 281 (10.10.1895), Beilage, S. [1]-4.

> das sich für ihn eine Reihe unvergeßlicher Eindrücke banden, irgendwo herabsetzen zu wollen.[114]

Der in dem Artikel erwähnte Aufsatz Vogts mit dem Titel „Studentendorf" hat sich bedauerlicher Weise bislang nicht auffinden lassen. Der Hinweis zeigt aber, dass diese Bezeichnung für die Stadt Gießen keine Erfindung Alexander Büchners war, sondern dass dieser in seinen 1901 erschienenen Erinnerungen damit implizit auf diesen unbekannten Artikel Vogts anspielte. Zum letzten Mal hat Carl Vogt Gießen im Jahr 1892 einen Besuch abgestattet und bei dieser Gelegenheit eine Rede gehalten, in der er den Gießener Bürgern wegen ihrer Judenfeindlichkeit den Kopf gewaschen hatte. Damals war es der Schriftsteller Georg Edward, der in einer Artikelserie im *Gießener Anzeiger* den Aufenthalt Vogts in Gießen verfolgte, ohne allerdings die provokante Rede Vogts zu erwähnen.[115] Georg Edwards Gießener Schriftstellerfreund Alfred Bock verfasste nach Carl Vogts Tod einen Aufsatz mit dem Titel „Karl Vogt im Jahre 1848", den er 1896 zusammen mit einigen vorher schon veröffentlichten Aufsätzen zur Gießener Kulturgeschichte als Sammelband veröffentlichte.[116] Dabei handelte es sich zwar nicht um einen Nekrolog im klassischen Sinne, aber um eine Reminiszenz, die in engem Zusammenhang mit der Todesmeldung Vogts stand. Vermutlich war es sogar dieser aktuelle Hintergrund, der Bock dazu veranlasste, seine gesammelten Aufsätze als selbstständigen Band zu veröffentlichen. Auf ein gesteigertes Publikumsinteresse konnte er rechnen, was auch durch die Tatsache belegt ist, dass das Buch eine zweite Auflage erfuhr.

Weitaus ausführlicher als der angeführte Vogt-Nekrolog im *Gießener Anzeiger* brachte ein im fernen Nordamerika verfasster Nachruf Carl Vogt und Moriz Carriere in einen gemeinsamen Fokus. Der Autor war Karl Dilthey, der Sohn des bekannten Direktors des Darmstädter Gymnasiums Julius Karl Friedrich Dilthey.[117] Da dieser Nachruf innerhalb der Nekrologe zu Carriere und Vogt eine

---

114 „Den Manen Carl Vogt's", in: *Gießener Anzeiger*. Nr. 107 (8.5.1895).

115 Georg Edward, „Carl Vogt", in: *Gießener Anzeiger*. Nr. 153 (5.7.1892); Nr. 154 (6.7.1892); Nr. 155 (7.7.1892); Nr. 157 (9.7.1892); Nr. 158 (10.7.1892); Nr. 159 (12.7.1892).

116 Alfred Bock, *Aus einer kleinen Universitätsstadt. Kulturgeschichtliche Bilder*. Gießen: Roth, 1896, S. 100-111. – Zweite Auflage: 1907.

117 Wesentlich mehr als ein knappes Biogramm hat sich zu der Person Karl Diltheys nicht zusammenstellen lassen. Gleichwohl sei das Ergebnis dieser Recherche an dieser Stelle mitgeteilt: Karl Dilthey, Arzt in New York; geb. 7. Mai 1827 in Darmstadt, gest. 20. Oktober 1900 in Williamsburg, King's County (Brooklyn), New York; Sohn des Gymnasialdirektors Julius Karl Friedrich Dilthey (1797-1857) in Darmstadt; Schulbesuch am Gymnasium seines Vaters (Abitur); 1844-1848 Studium der Medizin in Gießen und Würzburg; 1848 Promotion in Gießen; 1848 Übersiedelung nach England, später Auswanderung in die USA; seit 1853 Mitredakteur des in New York erscheinenden Periodikums *New-Yorker Criminal-Zeitung und belletristisches Journal*, kurz „Neuyorker belletristisches Journal" genannt, ein Blatt, das bestrebt war, das „Deutschtum in Amerika" zu konservieren; 1857 ff. Redakteur und Herausgeber der *New Yorker illustrirten Familienblätter* (*Familienblätter für die Vereinigten Staaten*);[117] - bereits während seines Studiums in Gießen hatte Dilthey unter dem Pseudonym Julian Werner belletristische Beiträge für verschiedene Zeitschriften verfasst; in Nordamerika veröffentlichte er verschiedene

Ausnahmestellung einnimmt, ist er im 2. Anhang zum vorliegenden Beitrag abgedruckt. Ganz nebenbei wirft der Text Diltheys auch der Vogt-Forschung eine noch zu knackende Nuss hin. Da kaum ein Zweifel darüber bestehen kann, dass Dilthey nicht nur den Carriere-Nekrolog Vogts, sondern auch dessen Autobiographie ausschreibt, stellt sich nämlich die Frage neu, wann letztere eigentlich tatsächlich erschienen ist. Wenn Dilthey sie bereits im Juni 1895 im fernen New York in Händen gehabt hat, dann bedeutet das, dass sie bereits nahezu zeitgleich mit Vogts Tod verfügbar gewesen sein musste, und nicht, wie bisher angenommen, erst 1896 auf den literarischen Markt kam.

Zur Frage der Glaubwürdigkeit der Erinnerungstexte Carl Vogts

In einem Feuilletonartikel in der *Frankfurter Zeitung* aus dem Jahr 1872 schildert Carl Vogt eine Gießener Münchhausenfigur, den Oberförster Fröhlich, von dem er sagt, dass er ihn als Kind noch gekannt habe.[118] Es ist dies nicht der einzige, aber der ausführlichste Text, in dem Vogt sich mit großer Sympathie über diesen notorischen Erzähler von Lügengeschichten auslässt. Das bunte Bild, das Vogt von ihm zeichnet, leitet er folgendermaßen ein:

> Einer der reinsten Typen war der hessische Oberförster Fröhlich, den ich als Knabe gesehen habe. Meine gute Vaterstadt Gießen war voll von seinen Erzählungen, die ebenso bekannt waren, als die Anekdoten vom Superintendenten Palmer und vom Kirchenrath Engel. Damals steckte überhaupt Gießen voll von Originalen aller Art und wenn ich einmal Zeit finden sollte, vom „Löhrchen" und vom „Mänchen", von „Hans Büchner" und vom „Aepfellaibchen", vom „Sahrche mit das Kind" und vom „Hanne Dahweringe" zu erzählen, alles charakteristische Persönlichkeiten, die zur Erheiterung unserer Jugendzeit stets neue Beiträge lieferten, so wird man erstaunen, welche Fülle von seltsamen Käuzen auf der „Mäusburg" und in des „Teufels Lustgärtchen" ihr Wesen trieben.[119]

Sodann geht Vogt dazu über, einige der Münchhausiaden des Oberförsters Fröhlich zum Besten zu geben. Erkennbar ist, dass es sich bei den unterhaltsamen Lügengeschichten um eine Textsorte handelt, die Vogt von früher Kindheit an großes Vergnügen bereitete. Es ist überliefert, dass Carl Vogt noch in seiner Zeit als Student in Liebigs Laboratorium den Spitznamen „Drachenblut" hatte, weil er als Gymnasiast die Lügengeschichte verbreitet hatte, Liebig stelle auf dem Seltersberg merkwürdige Versuche mit Drachenblut an. Die Wirkung einer gut erzählten Flunkergeschichte konnte er also schon früh an seinem eigenen Leibe erfahren. Das Pendel zwischen unterhaltender Ausschmückung und Wahrheitstreue schlägt in den autobiographischen Texten Carl Vogts häufiger von der einen zu der anderen Seite aus. Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass sehr viele dieser Texte

Novellen und Erzählungen, u.a. über die Tänzerin Henriette Sonntag: *Die schönsten Tage einer Tänzerin. New York 1872. [Digitalisat: https://books.google.de/books?id=YmVGAQAAMAAJ&hl]*.

118 Carl Vogt, „Münchhausen in Süddeutschland", in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Nr. 115 (24.4.1872), Zweites Blatt. S. [1]-[2].

119 Ebd.

als Feuilletons verfasst sind, wobei Vogt sich gerade in dieser Publikationsform große Freiheiten erlaubte. Wenn sich irgendwo Widerspruch regte, dann griff er den Ball begierig auf und schaltete ein improvisiertes Fortsetzungsfeuilleton nach. Es sei erlaubt, an dieser Stelle daran zu erinnern, was Peter Moraw vor fast zwanzig Jahren über das Verhältnis von Faszination und Glaubwürdigkeit der Autobiographie Vogts von 1896 zu bedenken gegeben hat. Bei der Welt, die Carl Vogt in seinen Erinnerungen erschaffe, erscheine sie, so Moraw, wie unter einer Lupe. Obwohl das Werk im Abstand von mehr als einem halben Jahrhundert zum geschilderten Geschehen, auch viele hundert Kilometer entfernt in einem andern Sprachgebiet verfasst wurde, sei man als Leser unmittelbar dabei, man stehe auf dem Gießener Seltersweg vor dem Haus der Familie, man stolpere mit über die Bücherhaufen in der Bibliothek des Theologen, man rieche und schmecke, was es winters und sommers in der Stadt und in den Nachbardörfern wahrzunehmen gilt. Aber gerade weil wir stets dabei seien, stelle sich gar nicht die Frage, wieviel vom Mitgeteilten man der meisterlichen Kunst des Erzählers und wieviel den Realitäten von einst verdanke. „Ganz gewiß handelt es sich um eine erschaffene Welt, um *subjektive Wahrheit* bis hin zur Satire von extremer Einseitigkeit; aber auch diese ist köstlich zu lesen. Kleine funkelnde Geschichten tragen sich selbst und sollen so, als Geschichten, verstanden werden. Alles zusammen mag dann auch Geschichte sein."[120] Sicher hätte Moraw zugestimmt, wenn man ihm geantwortet hätte, dass uns dieses Lesevergnügen nicht der Mühe enthebt, in einem kritischen Verfahren die narrative Struktur der Erinnerungen zu analysieren und die differenzierte Erzählstrategie im Einzelnen zu hinterfragen. Den Entwurf einer mit dem geschärften Blick des Historikers betrachteten Vita Vogts hat Berding in Form eines Biogramms in der im Jahr 2000 erschienen Moraw-Festschrift vorgelegt.[121] Der Ansatz Berdings hat auch für den hier vorgelegten Beitrag zum Muster gedient.

Was die Autobiographie Vogts betrifft, so erscheint es gerade in diesem Fall besonders hilfreich, die Analyse des Historikers durch die Textanalyse des Literaturwissenschaftlers zu ergänzen. Die Gattungserwartung an ein autobiografisches Narrativ zielte auf einen geschlossenen Erinnerungsraum ab, den Carl Vogt, im Gegensatz zu Moriz Carriere in seinen *Lebenserinnerungen*, nur scheinbar bereitstellt. Das stillschweigende Versprechen der Autobiographien des 19. Jahrhunderts, dass der Verfasser sich wenigstens um Wahrhaftigkeit bemühe, wurde von Vogt nicht in dem Maße gehalten, wie es der Leser glaubte erwarten zu dürfen. Dass der Fall bei Vogt etwas anders liegt als bei üblichen Autobiographien, ist zum Teil dem Umstand geschuldet, dass seine *Lebenserinnerungen* sich bei näherem Hinsehen aus

120 Peter Moraw, „Einleitung", in: Carl Vogt, *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke*. Hg. v. Eva-Maria Felschow, Heiner Schnelling und Bernhard Friedmann (unter Berücksichtigung der Vorarbeiten von Gerhard Bernbeck). Gießen: Ferber, 1997, S. V-VII; hier S. V.

121 Helmut Berding, „Carl Vogt (1817-1895). Der politische Lebensweg eines liberalen Demokraten", in: *Reich, Regionen und Europa in Mittelalter und Neuzeit. Festschrift für Peter Moraw*. Hg. v. Paul-Joachim Heinig, Sigrid Jahns, Hans-Joachim Schmidt, Rainer Christoph Schwinges und Sabine Wefers. Berlin: Duncker und Humblot, 2000, S. 479-496.

mehreren vorher schon in anderen Zusammenhängen publizierten Feuilletontexten zusammensetzen, die ihre eigenen, tagespublizistischen Strategien verfolgen, eigene Raster für Auslassungen, Komplexitätsreduktionen und willkürliche Konjekturen entwickeln und spezielle Fokussierungen zuspitzen. Dabei nahm sich Vogt nicht selten, wie oben erwähnt, gegebenenfalls großzügig die Freiheit, der Unterhaltung das Primat vor sachlicher Richtigkeit und historischer Verlässlichkeit des Mitgeteilten einzuräumen. Durch seine umfangreiche publizistische Tätigkeit für das Feuilleton der verschiedensten Blätter und Magazine hatte Vogt sich wohl auch zu sehr daran gewöhnt, die Gattungserwartungen an die Belletristik zu bedienen, als dass er eine in sich stimmige Autobiographie hätte liefern können oder wollen.

Dass Vogt es liebte, mit den Publikumserwartungen ein ironisches Spiel zu treiben, hatte er bereits 1843 selbst eingestanden. In der an eine unbekannte Dame gerichteten Vorrede spielte er genüsslich mit den verschiedenen Reaktionen, die sein zwischen den Genres der belletristischen Reisebeschreibung und eines Sachbuches mit naturwissenschaftlichem Anspruch changierendes Werk *Im Gebirg und auf den Gletschern* hervorrufen würde. Schließlich zuckt er mit den Schultern und lehnt sich nonchalant zurück: „der [Verfasser] sitzt jetzt behaglich in seinem Lehnstuhl, lacht in's Fäustchen und freut sich, wie er alle Welt ein Wenig hinter das Licht geführt hat". Wenn aber die in ihrer Erwartung getäuschten Leser über ihn herfallen, um ihm seine Sünden vorzuhalten, so werde er sich nur fester in seinen alten Flausrock wickeln, die Beine übereinander schlagen, einen gewaltigen Zug aus der Zigarre tun, einen Schluck aus der stets gefüllten Kaffeetasse nehmen und sagen: „Was geht's mich an? Laßt mich in Ruhe. Es hat mir Mühe genug gekostet, das Ding zu schreiben. Wollt ihr mich jetzt noch mit Sachen ärgern, die schon längst in das Dunkel der Vergessenheit versenkt sind?"[122]

Der hier zum 200. Geburtstag von Carl Vogt und Moriz Carriere vorgelegte Beitrag will am Beispiel eines hier im 1. Anhang abgedruckten, nicht in die Autobiographie Vogts eingewanderten Erinnerungstextes, demonstrieren, dass es bei der Lektüre darauf ankommt, genau hinzuschauen, was Vogt erzählt und was er verschweigt, und auch genau hinzuhören, wie Vogt das erzählt, was er zu verbürgen vorgibt. Die aus dem Anlass des Doppeljubiläums gewählte Verteilung der Perspektive auf zwei Protagonisten erweist sich dabei als äußerst hilfreich. Dem Lesegenuss braucht das ja keinen Abbruch tun, im Gegenteil; der seinerseits unter die Lupe genommene Vogt hält, so will es scheinen, sogar noch ein Mehr an Amüsantem und Unterhaltsamem bereit, denn auch die Betrachtung Vogts aus großer kritischer Distanz kann ein ganz eigenes Vergnügen bereiten.

122 Carl Vogt, *Im Gebirg und auf den Gletschern*. Solothurn: Jent & Gaßmann, 1843, S. 2-3. [Digitalisat: https://books.google.de/books?id=HLI9AAAAcAAJ&hl].

Anhang 1:

Erinnerungen an Moritz Carrière. Von Karl Vogt (Genf).[123]

„Hast Du' gelesen, daß Moritz Carrière in München als Senior der dortigen Professoren gestorben ist?" fragt die theure Gattin, indem sie mir ein Zeitungsblatt reicht.

Ich schnelle empor. „Was? Moritz? Warum nicht gar!"

„Jawohl! Da lies es selbst, ungläubiger Thomas! Er war ja wohl im gleichen Alter wie Du?"

„Von demselben Jahrgange, aber einige Monate älter. Ja eine März-Amsel aus der Wetterau, von Butzbach, wo sein Vater Posthalter war und früher die gröbsten Posthalter im ganzen heiligen römischen Reiche hausten, von welchen Einer sogar sich nicht entblödete, einen kaiserlichen Courrier gründlich durchzubläuen. Der Landgraf schrieb ihm auf erhobene Klage: „Lieber Getreuer! Wir haben mißfälligst wahrnehmen müsse, was maaßen Ihr in Eurer angestammten Grobheit und Flegelei als Postbeamter ‚Euch habt beigehen lassen …" und in diesem Tone weiter bis zum Schlusse: „Seind Euch übrigens in Gnaden wohl gewogen." O Stephan! Ja, aus Butzbach, wo damals die Großherzoglichen grünen Cheveauxlegers ihre Kasernen hatten und der Rektor Weidig wirkte, der später im Gefängniß verblutete. Ich dagegen ein Juli-Häschen aus den Krautgärten von Gießen. Das thut mir sehr, sehr leid! Der letzte aus der Tafelrunde des engeren Sonderbundes!"

Die Gattin sieht mich mit einem ängstlich forschenden Blicke an.

„Beruhige Dich," sage ich, „so weit sind wir noch nicht. Ich habe sogar die feste Absicht, mich dereinst zu äußern, wie Jean Louis Fazy, der ältere Bruder des Genfer Tyrannen, der in seinem 85. Jahre bei der Nachricht von dem Tode seines 84 Jahre als gewordenen Gegenschmähers, des berühmten Graveurs Bovy, ganz erzürnt aufschrie: Was kann nur den Mann veranlaßt haben, so jung zu sterben? Das ist ja gegen jegliche Kleiderordnung!"

Aber die Nachricht geht mir doch nahe. Der Letzte? Nein, doch nicht! Noch lebt ja außer mir in Braunschweig ein alter Hauscumpan *Knapp*, der bekannte Chemiker! Sonderbar! beide innig verwoben mit Liebig, Moritz der Schwiegersohn und Knapp der Schwager Liebig's. Aber die Andern? Alle ausgelöscht aus dem Buche des Lebens in dem Laufe der 47 Jahre, die seit jenem Winter verflossen sind, wo wir den Sonderbund der Jungen in Gießen gründeten und ihm seinen Namen gaben in Erinnerung an die Schweizer Wirren, die vor Kurzem ausgefochten worden waren.

Gar manche Gestalten steigen mir in der Erinnerung auf. Ich sehe uns versammelt in einer niedrigen Stube des Gasthauses „Zum Hirsch" am Selterswege, zu Nacht speisend, und aus langen Pfeifen Gail'schen A-B-Kanaster rauchend mit dem Tabaksreiter in der Mitte, der später, als ich in das Parlament in Frankfurt gewählt

123 Carl Vogt, „Erinnerungen an Moritz Carrière", in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. 39. Jg., Nr. 25 (25.1.1895), Erstes Morgenblatt, S. [1]-[2] – Feuilleton.

werden sollte, mit einem Conterfei meines Kopfes vertauscht wurde. Eine Erfindung unseres Genossen Noll, der seine Tabaksreste zusammenkehrte und mit meiner Proklamation zusammen verpackte, so meinen Wählern viel Papier und wenig schlechten Tabak verkaufte und damit ein gutes Geschäft machte. Ein Porträt aber war in der Eile nur schwierig zu beschaffen. *Trautschold*, der patentirte Maler des Liebig'schen Laboratoriums, war abwesend und es gab keinen anderen Künstler in Gießen. Noll und der erfinderische Lithograph wußten sich zu helfen. Sie kratzten und bosselten so lange an dem auf Stein gezeichneten Bild eines im Jahre vorher in Gießen hingerichteten Raubmörders herum, bis er mir leidlich ähnlich sah und damit war der Vogt-Tabak fertig!

Ja! Da sitzen sie zusammen! Oben am Tische, mein Vetter, Gustav *Baur,* „*Käfferle*" genannt, der gemüthlichste Theologe, den man nur finden konnte, stets heiter und guter Dinge, ein trefflicher Sänger und Erzähler, jedem Lebensgenusse zugänglich, herzlich, zuvorkommend, mild, besonders empfänglich für Poesie, schwärmend für Sadi, Hafis und später für Scheffel, der bald nach Hamburg als Hauptpastor berufen wurde, sich aber dann, als er gewahr wurde, daß die Hamburger ihn zu Tode füttern würden mit Leckerbissen aller Art, noch rechtzeitig nach Leipzig in eine Professur flüchtete. „Carlchen", sagte er mir, als ich ihn bei meiner Nordfahrt im Jahre 1861 in Hamburg sah, „hier kann es nicht mehr so fort gehen. Sie nudeln mich, wie eine Gans, mit Steinbutten, Fasanen, getrüffelten Truthähnen und was weiß ich? noch welchem überseeischen Zeug und ich kann und darf eine Einladung meiner Beichtkinder nicht ablehnen, denn das ist die schwerste Beleidigung, die man einem Hamburger anthun kann, der seinen ständigen Platz auf der Börse hat. Ich flüchte mich nach Sachsen, wo Schmalhans Küchenmeister ist und auf den Bäumen nur hübsche Mädchen, aber keine indianischen Vogelnester wachsen. Da werde ich doch endlich einmal mit meiner Familie zusammen zu Nacht essen können!"

Daneben ein anderer entfernter Vetter von mir, Ernst *Diefenbach*, der Sohn eines Pastors in Gießen, den man den „Onkel Adam" nannte. Er hatte in den dreißiger Jahren flüchten müssen, war nach Zürich verschlagen worden und hatte dort den Antrag erhalten, nach Neu-Seeland zu reisen und das noch fast unbekannte Land zu erforschen. Er nahm den Antrag an und bestellte sich sofort zwölf Dutzend Paar Stiefel, so daß der Schuster ganz verdutzt zu dem nächsten Doktor lief und ihn bat, Herrn Dr. Diefenbach zu untersuchen, der übergeschnappt sein müßte! Aber er war bei guten Sinnen und hat uns in der That Neu-Seeland zuerst erschlossen. Er erheiterte durch in belferndem, etwas astmath'schem Tone vorgetragene Erzählungen von den Sitten und Gebräuchen der Maoris, die sich nicht gut wieder geben lassen, trieb Bergbau und klopfte die Basaltwerke der Haide von Annenrod, die allen Mineralogen bekannt sind, nach Zeolithen ab.

Weiterhin *Kopp*, der treue Rathgeber Liebig's, die beste und hülfreichste Seele in etwas knorriger Schale, ein Brunnen von Gelehrsamkeit, Mathematiker und theoretischer Chemiker ersten Ranges. Es lief damals eine Dummheit um, die sich aber in weiten Kreisen eingebürgert hatte. Ein Mann schreit früh Morgens in der Straße: „Löb! Löb!" Endlich öffnet Löb das Fenster mit den Worten: „Was wär?" –

„Komm runter! komm‘ gleich ‘mal ‘runter“! Denn Heuchelheim hat sich vertrunken!“ Kopp wurde nervös, wenn er das hörte, und Neuner, der dem Darmstädter „Hundsclub“ angehörte, das Klavier ebenso meisterhaft handhabte als das röm’sche Recht und später als Professor nach Kiel berufen wurde, brauchte beim Eintritte nur mit den Worten: Was wär? zu grüßen, um Kopp in den Harnisch zu bringen. Aber trotz seiner kaustischen Bemerkungen war Kopp, der später in Heidelberg lebte, wie gesagt, ein treuer und werkthätiger, antheilnehmender Freund, der mir später in schwierigen Lebenslagen aufopfernd zur Seite stand.

Hoch ragte über die Anderen der „Wulle-wull“-*Will*, mit seinem mächtigen, von kurzem struppigen Haar besetzten Kopf, Liebig’s Assistent und später sein Nachfolger. Von echtem Schrot und Korn, gut vom Wirbel bis zur Sohle, konnte Will nur ergrimmen, wenn er entdeckte, daß Dieser oder Jener eine chemische Dummheit begangen hatte. Dann kannte aber seine Entrüstung keine Grenzen! „Schickt mir so ein Rindvieh von Landrichter den Magen eines Säufers zu, - ich solle untersuchen, ob er Alkohol enthalte. Damit das Präparat in der Hitze nicht verfaule, schickt er es in einem Glase in Weingeist! Hole der Teufel eine Regierung, die solche Esel zum Landrichter setzt!“ Harmloser, aber scharf einsetzender Witz, herziges Lachen, hingebende Freundschaft ohne Falsch!

Zwischendurch flötete *Zamminer*, der sich mit der Physik der musikalischen Instrumente und außerdem mit heißer Liebe zu der Tochter eines Bierbrauers trug, des Besitzers von „Loos‘e Höfche“, in dem, nach dem Ausspruche eines in der Schweiz wandernden Corpsstudenten, die Aussicht weit schöner sein sollte, als auf Rigi-Kulm. Zamminer sprach wenig, lächelte aber viel, zuweilen freilich war er zu Tode betrübt. Aber das hielt nicht lange an und seine Wünsche erfüllten sich. Die Geschichte erhielt den Schluß einer Komödie – sie kriegten sich.

Die Genannten, denen ich noch manche Andere zufügen könnte, mögen beweisen, daß wir nicht zu dem landläufigen Universitäts-Kehricht gehörten, wie er fast überall in den Winkeln der Kulturstätten sich anhäuft. Ich kann wohl sagen, daß Jeder von uns seinen ganzen Mann stand in seiner Wissenschaft, seiner Arbeit und Thätigkeit und wenn man Abends sich zusammenfand in gemüthlichem Freundeskreise, so hatte man einen Tag harter Mühe und ernsten Studiums hinter sich. Die Unterhaltung war lebhaft, zwanglos, bunt durcheinander gewürfelt, mit Witz und Geist gewürzt; man besprach mit regem Interesse wissenschaftliche Fragen und Probleme, wie die Tagesereignisse, und verstand sich oft mit halben Worten, nachdem man sich gewissermaßen ineinander gelebt hatte. Zwei Punkte möchte ich besonders betonen.

Man sprach nicht von Idealen und hielt sich erst einen selbstgefälligen Spiegel unter dem Titel psychologischer Selbst-Analyse vor. Man arbeitete Tags über und besprach die Resultate, wenn man welche erzielt hatte, und fragte sich nicht, wenn man irgend etwa Neues zu Stande gebracht hatte: „Wie siehst Du denn jetzt, physisch, intellektuell, moralisch und ethisch aus, nachdem Du diesen Erfolg errungen hast? Welches sind jetzt Deine Gefühle und in wie fern hat sich Deine Weltanschauung geändert?“

Sodann, was mir nach mehrjährigem Aufenthalte in Paris besonders auffiel: das Weib und die Liebe spielten gar keine Rolle, ganz im Gegentheile zu französischen

Gesellschaften, namentlich von Junggesellen, wie wir ja Alle waren, mit Ausnahme Knapp's! Zuweilen einige Anspielungen auf zarte Verhältnisse der Einzelnen, die ja nicht ausbleiben konnten und damit *basta*! Auch die Zote, welche im Gespräche wenigstens, der Aesthetiker Vischer an und für sich für witzig hielt, wurde nicht kultivirt.

Baur und Moritz *Carrière* waren unter der Gesellschaft die einzigen, welche nicht Naturforscher waren. Wenn Moritz, meist etwas spät, in die lebhaft diskutirende Gesellschaft kam (das Spätkommen gehört zum Aushängeschilde junger Philosophen und Aerzte – die Einen versäumen sich, in Gedanken versunken, die Anderen werden durch die Praxis verhindert, die sie gern haben möchten) wenn Moritz eintrat, so bildete sich sofort eine Art von Verschwörung, die ihn freundschaftlich hänselte. Er war von einer unbeschreiblichen Naivetät in manchen Dingen. Wenn er sich einen Platz suchte, von welchem aus er seine wasserblauen Augen in eine Ecke der Zimmerdecke richten konnte, so wußte man, daß ihn irgend ein Thema beschäftigte, über welches er Einiges zum Besten geben konnte; die Ecke war ihm ebenso nothwendig zum Sprechen, wie Kant der abgerissene Rockknopf seines Zuhörers. Setzte er sich aber an einen beliebigen Platz, so wußte man auch, daß er uns angenehmer Gesellschafter und receptiver Zuhörer sein wollte. Es war im Anfang des Semesters. Regelmäßig fragte er den Einen oder den Andern, wie viele Zuhörer sich bei ihm schon gemeldet hätten und ebenso regelmäßig gab man ihm phantastisch übertriebene Zahlen an. „Was fragst Du? Ich zähle sie nicht – es mögen aber fünfzig sein!" – „Bei mir hat sich noch keiner gemeldet!" seufzte er dann mit einem Aufschlag der Augen gen Himmel, als suche er dort Mittel, einige Zuhörer anzulocken. Der Andere hatte auch noch keinen gesehen, er wußte aber, daß sie ihm und Carrière nicht entgehen werden, denn dieser war beliebt unter den Studenten wegen seines klaren und gefälligen Vortrags, in dem er eine Fülle von Kenntnissen zu Tage legte, die wirklich Staunen erregte.

Er war in der That das fleischgewordene Citat, wie auf der Nachbar-Universität Heidelberg Bernhard *Oppenheim* der fleischgewordene Leitartikel war. Schöpferischer Geist war Carrière durchaus nicht – ich muß das entschieden in Abrede stellen; die Geschichte der Philosophie und Aesthetik wird ihn in einigen Jahren nicht mehr nennen, obgleich er noch jetzt vielleicht der meistgelesene Philosoph des deutschen Publikums ist, dem er zahlreiche, in allen Farben schillernde und in allen möglichen Weltanschauungen herumtaumelnde Bände hinterlassen hat. „Es ist bemerkenswerth", sagt ein Nekrolog, „daß der naturwissenschaftliche Geist, der damals die hessische Hochschule beherrschte, auf Carrière, den Philosophen, ganz ohne Einfluß blieb. Die Verbindung zwischen Philosophie und Naturwissenschaften, die heute zu einer so innigen und untrennbaren geworden ist, war damals noch nicht hergestellt, sie war kaum angebahnt." Das heißt, es waren noch keine Bücher darüber geschrieben und gedruckt und für Moritz existirte nur das Gedruckte. Das aber war ihm so vollständig in Fleisch und Blut übergegangen, daß er eigentlich selbst nicht mehr wissen konnte, was unter dem von ihm Vorgebrachten Original, was Lesefrucht sei.

Als im Frühjahre 1848 die Revolution erwachte, zeigte Carrière sich um so mehr begeistert, als er namentlich die Girondisten eifrig studirt hatte. Er fühlte das Zeug

in sich, eine politische Rolle zu spielen, Abgeordneter zu werden und der Revolution ihre idealen Bahnen anzuweisen. Man hat gesagt, er habe mir als politischer Gegner gegenübergestanden. Davon war gar keine Rede. Er hatte sich zwar eine lange Tirade zurechtgelegt, worin er die Reaktion, die er bekämpfen zu wollen versprach, mit jenem Füchslein verglich, das ein spartanischer Jüngling (das vertrauensselige, deutsche Volk) unter dem Rocke von dannen trug und das seinem Hehler die Eingeweide abfraß, bis er entseelt zu Boden stürzte – aber leider begriffen die guten Gießener durchaus nicht, was er mit dem Spartanerjüngling, seinen Gedärmen und dem Füchslein gewollt habe. Doch schickten sie ihn, auf meine Fürsprache hin, mit mir in das Vorparlament, wo das Füchslein ebenfalls wieder aufmarschirte, aber ebenso wenig Anklang fand, als bei den Wählern.
Damit war Carrière's politische Rolle ausgespielt; Gießen war nicht möglich, Butzbach, wo leise angefragt wurde, zeigte sich wie Zuleika, gänzlich abgeneigt; anderwärts war er vollkommen unbekannt. Er zog sich also wieder in seine papierene, gedruckte Welt zurück, aus welcher er niemals hätte herausgehen sollen, las und las, schrieb und schrieb, heirathete und zeugte Kinder, liebte seine Frau Agnes, Liebig's Tochter und wurde ganz ruhiger und ergebener Unterthan, der sogar an den Symposien des Königs Max theilzunehmen berufen wurde.
Ich selbst, hin und her verschlagen in Folge der Revolution, hatte Moritz ganz aus den Augen verloren und sah ihn erst nach langen Jahren in München wieder, als ich dort mit meiner Frau einen Besuch machte. Er war Professor und Sekretär der Akademie und als solcher gerade in sehr unbehaglicher Stellung. Zwischen *Liebig* und *Kaulbach* war ein heftiger Streit entbrannt, wenn ich nicht irre, wegen einiger Räume in dem Akademiegebäude, die einer von Beiden beanspruchte, und dieser Streit hatte sich schließlich zu einem Zweikampf auf Leben und Tod über die Frage entwickelt, welcher Ursache München seinen Ruf und seine Anziehungskraft den Fremden gegenüber verdankte? Kaulbach behauptete, die Kunst habe München groß gemacht, dafür zeugten die verschiedenen – Theken und Hallen mit ihren Fresken und Sammlungen; mithin müßten die Räume der Kunst und ihren Jüngern zugetheilt werden. Liebig hielt hartnäckig den Satz fest, das *Bier* sei der Stamm der *Ruhmespalme* Münchens, hier habe man die rationelle Gährmethode erfunden; wenn man von München spreche, denke man zuerst an das Bier, nachher vielleicht auch an etwas Anderes; die Gährung sei ein chemischer Prozeß, mithin habe die Chemie den ersten Anspruch. Beide Hitzköpfe bekämpften sich mit Erbitterung und Moritz mußte, als Sekretär, die Streitbriefe verfassen, womit sie sich gegenseitig bearbeiteten. „Moritz," sagte Liebig zu seinem Schwiegersohne, indem er ihn am Rockknopfe festhielt, „Moritz, da hat mir dieser Pinseler und Anstreicher wieder einen groben Brief geschrieben. Du wirst diesem unwissenden Holzkopfe begreiflich machen … ."
- Moritz suchte so viel möglich zu glätten und zu vertuschen, in den Ausdrücken zu mildern, aber der Schwiegervater verbiß sich oft in dieselben und dann konnte er selbst sehr eklich werden. So mußte Moritz endlich, schweren Herzens und bedrängten Gemüthes, den Weg zu Kaulbach antreten, der gerade mit Schwefel- und Feuerfarben an seiner Seeschlacht von Salamis arbeitete und den guten Moritz, der ihm innerlich Recht gab, mit bitteren Sarkasmen über unästhetische Bierbäuche

ödete, zu deren Verfechter ein Professor der Aesthetik sich gebrauchen lasse! Als ich Moritz meine Absicht kundgab, Kaulbach in seinem Atelier aufzusuchen, bat er mich, wenn Kaulbach auf diese Bierkämpfe im Gespräche kommen sollte, ein begütigendes Wort zu sagen. Aber es kam nicht dazu. Kaulbach versenkte sich derart in Griechen, Perser, Spartaner und Athener, Themistokles und Xerxes und ähnliche schulmeisterliche Erläuterungen und meine Frau hörte ihm mit solcher Lammsgeduld zu, wie ein vierzehnjähriges Schulmädchen, daß der Alte ihr beim Abschiede, nach fast zweistündiger Vorlesung, seine Photographie schenkte, was nach allseitiger Versicherung der Münchener eine Gunstbezeugung war, wie sie nur Wenigen zu Theil wurde.
Wir sahen uns noch später zuweilen bei gelegentlichen Durchreisen, aber dann hatte man kaum Zeit, sich der alten Erlebnisse in Gießen zu erinnern. Was hätten wir uns auch sonst mittheilen können? Ich war in krassen Materialismus versunken, er in ätherischen Idealismus verduftet. Aber wir hatten uns doch lieb und sahen uns gerne wieder.

Anhang 2

Karl Dilthey, „Der süße Moritz und der bittere Karl" (1895)[124]

Es war erst zu Anfang dieses Jahres, daß *Karl Vogt* seinem eben verstorbenen Jugendfreunde, dem Professor der Philosophie und Aesthetik Moritz *Carriere* zu München, an alte Gießener Erinnerungen anknüpfend, einen Nachruf gewidmet, worin er noch gar keine Neigung verrathen, dem hinübergegangenen Altersgenossen Folge zu leisten, vielmehr seine Absicht erklärt, es dem Genfer Staatsmann Jean Louis Fazy gleich zu thun, der in seinem 85. Lebensjahre, bei der Nachricht vom Tode eines 84jährigen Verwandten, ganz ärgerlich äußerte: „Was kann nur den Mann veranlaßt haben, so jung zu sterben? Das ist ja gegen jede Kleiderordnung!" Leider durfte er diesem löblichen Vorsatz nicht treu bleiben. Heute schon ist auch *er* dahingegangen, der stramme Darwinianer und Vorkämpfer der materialistischen Richtung unserer modernen Naturforschung, der „Affen-Vogt", wie ihn die seinen Geist und seine Vielseitigkeit beneidenden, zugleich aber seine scharfe Feder fürchtenden Gegner genannt, er hat das große Lebensräthsel, das seinem Forschergeist hienieden verborgen blieb, endlich ergründet und es ist ihm „Licht, mehr Licht!" aufgegangen oder – er ist entschlummert zur ewigen Nirwana. Moritz Carriere und Karl Vogt, engere Landsleute aus Oberhessen, Altersgenossen des gleichen Jahrgangs 1817, Schul- und Universitätsfreunde aus Gießen, wo sie beim Eintritt ins Berufsleben auch ihre akademische Lehrthätigkeit begannen und beide im Sturm- und Drangjahre 1848 sogar eine politische Rolle spielten, waren in allem Uebrigen zwei so grundverschiedene Menschenkinder und Charaktere, wie sie sich nur denken lassen. Schon in der äußeren Erscheinung hatten sie durch-

124 Karl Dilthey, „Der süße Moritz und der bittere Karl. Erinnerungen eines alten Gießener Studenten. Von Dr. Karl Dilthey (Brooklyn)", in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Jg. 39. Nr. 172 (23.6.1895). Erstes Morgenblatt. S. [1]-[3]. – Feuilleton.

aus nichts miteinander gemein. Vogt war etwas über Mittelgröße, von breitschulteriger kräftiger Gestalt, dichtem schwarzem Haar und Vollbart, scharfgeschnittenen Zügen, etwas gebogener Nase und dunklen blitzenden Augen. Er trug gewöhnlich einen dunklen Rock nach dem damals noch beliebten altdeutschen Schnitt und verwendete im Allgemeinen, wie das lose geknüpfte Halstuch zeigte, auf seinen Anzug keine besondere Sorgfalt. Haltung und Gang waren aufrecht, fest und bedächtig. Carriere war kaum von Mittelgröße, mehr schmächtig von Gestalt, mit blondem, dünnem Haupthaar und schwachem Backenbart, wasserblauen Augen und weichen Gesichtszügen. Er trug sich immer sehr modisch und liebte helle, auffallende Farben. Sein Wesen hatte etwas Hastiges, Unstätes und sein rascher Gang war eigenthümlich hüpfend. Vogt hatte etwas vom amerikanischen *Matter of fact*-Mann, er war Gelehrter vom Scheitel bis zur Sohle, aber keiner, der sich mit Haarspaltereien, Grübeleien und trockenen, künstlich ausgeklügelten Theorien abgab, sondern aus dem frischen Born des Lebens schöpfte, die Geheimnisse der Natur im Größten wie im Kleinsten nach den äußeren Erscheinungen zu ergründen bemüht war, von der sinnlichen Wahrnehmung auf deren Ursachen zurückging und dann seine Schlüsse zog. Carriere dagegen schlug mehr den entgegengesetzten Weg ein, er war Idealist durch und durch, er sah die Welt nicht so, wie sie sich seinem sinnlichen Auge darstellte, sondern wie er sie sich selbst in seinem Denkprozeß zurecht konstruirt hatte.

Gießen trug in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre den Typus aller kleineren deutschen Universitätsstädte, den es sich, wenn auch bedeutend gewachsen und der Zeit Rechnung tragend, mehr oder weniger wohl noch bis zum heutigen Tage bewahrt hat. Die theologische, juristische und philosophische Fakultät wurden fast ausschließlich nur von hessischen Landeskindern aufgesucht, da sie nur wenige Lehrer von wirklich nationalem Rufe aufzuweisen hatten, obwohl z.B. der Theologe *Kredner* [recte: Credner], die Juristen v. *Löhr* und *Birnbaum* tüchtige Fachleute waren. Die medizinische Fakultät besaß in dem Kliniker *Balser* und dem Professor der Geburtshilfe v. *Rötgen* [recte: Ritgen] äußerst respektable Kräfte, doch gehörten sie der älteren Schule an. Weltruf besaß nur *ein* akademischer Lehrer: Justus *Liebig*, ein Darmstädter, der auf dem dortigen Gymnasium ein nichts weniger als vielversprechender Schüler gewesen, so daß, als er in der einst bei den ciceroianischen Reden mit seinem Latein am Ende war, der Konrektor äußerte: „Liebig, ich blicke mit Besorgniß in Deine Zukunft. Was willst Du denn eigentlich werden?“ worauf prompt die Antwort erfolgte: „Ich möchte Chemie studiren.“ Da schüttelte der Konrektor das weise Haupt und meinte bedauernd: „Das scheint mir aber doch ein sehr unsicheres Brod zu sein.“ Nun, so gar unsicher war es nicht, denn der damalige schlechte Lateiner und nachmalige große Chemiker ist, von Ruf und Ehren abgesehen, als Millionär gestorben. Liebig war es allein, der Gießen damals zur berühmten Universitätsstadt gemacht, die auch von vielen Ausländern, namentlich Engländern und Amerikanern, frequentirt wurde.

Unter den Universitätslehrern Gießens befanden sich damals manche, von denen man sich allerlei humoristische Züge und schnurrige Geschichten erzählte. Der kleine Theologe *Palmer*, General-Superintendent und Professor, ein Original vom reinsten Wasser, war zwar schon seit Jahren todt, aber seine Reden und Thaten

lebten noch in Aller Mund. Bekannt ist, daß er einst einen armen Sünder Namens Heß auf seinem letzten Wege zur Richtstätte begleitete; als dieser sich widerspenstig zeigte und gegen die Exekution laut protestirte, tröstete er ihn mit den Worten: „Laß Dich doch nur ein bischen köpfen, Heßchen, 's ist ja doch weiter gar nichts. Dem lieben Gott gilt's gleich, ob Du einen Kopf länger oder kürzer zu ihm kommst, und Du bleibst ja doch immer größer, als ich, der Superintendent."
Professor *Umpfenbach*, ein überaus gelehrter Mathematiker, war immer zerstreut und so ganz in seine mathematischen Probleme vertieft, daß er Alles um sich her vergaß. Zu früher Morgenstunde stolzirte er einst, den Hut auf dem Kopf, aber in Schlafrock, Pantoffeln und Unterhosen nach dem Kollegium, und erst das Gelächter der Zuhörer bei seinem Eintritt machte ihn auf sein Versehen aufmerksam. Da er den Rückweg nach seiner Wohnung doch nicht im gleichen Aufzuge antreten mochte, ersuchte er einen der Anwesenden, ihm die nöthigen Garderobestücke inzwischen aus seiner Wohnung zu holen: „Sagen Sie der Frau Professorin", rief er dem Betreffenden nach, „es wäre zu heiß für die Hosen, sie möchte mir die Höschen schicken." Derselbe Gelehrte machte täglich um die Abendstunde im Sturmschritt und ohne aufzusehen seinen Spaziergang um die „Schur", eine sich rings um die Stadt ziehende Promenade. Am Seltersberg kam ihm ein Ochse in den Weg, an den er ziemlich unsanft anrannte, worauf er sofort den Hut zog und den „etwas starken Herrn" um Entschuldigung wegen des Anrempelns bat.
Der alte Professor *Wilbrandt* kam in seinem anatomischen Vortrag darauf zu sprechen, daß die meisten Säugethiere die Ohren willkürlich, was dem Menschen in der Regel versagt sei. „Mein Sohn, der Professor", fügte er hinzu, „kann's aber auch. Julius, spitz' mal den Herren die Ohren!" Und Professor Wilbrandt jun., ein liebenswürdiger, kenntnißreicher junger Mann, erschien auf dem Katheder und erfüllte den Wunsch Papas, natürlich zum nicht geringen Amüsement der Herren.
Der Senior der Universität, Geheimrath Professor *Nebel*, las über Geisteskrankheiten, und zwar in einer Weise, welche die Geister, zumal an heißen Sommernachmittagen hübsch einschläferte. Ein Gewitterregen war während des Nebel'schen Vortrages herniedergegangen, und der erste Sonnenstrahl brach durch das Gewölk, als der Herr Professor eben abtrat. „*Post nubila Phoebus*!" jubelte eine Stimme, und die allerdings nicht sehr zahlreiche Zuhörerschaft stimmte lachend ein. Auf das Nebel'sche Colleg folgte nämlich unmittelbar eines des sehr beliebten Professors *Phöbus*.
Doch genug der Anekdoten. Ich wollte ja weniger von den Universitätslichtern des alten Gießen im Allgemeinen, als von zwei der damals jüngsten Cathederzierden, Vogt und Carriere, reden. Letzterer hatte sich schon einige Semester vor 1847 daselbst als Privatdozent habilitirt und las über Philosophie und Aesthetik, auch hielt er im Wintersemester zwei Mal wöchentlich einen öffentlichen Vortrag über Goethe's „Faust". Die erstgenannten Vorlesungen fanden gewöhnlich nur spärliche Hörer, letzterer aber erregte auch außerhalb studentischer Kreise lebhaftes Interesse und mußte daher in der großen Aula abgehalten werden. Als Sohn wohlhabender Eltern war Carriere nicht auf Collegiengelder angewiesen, gleichwohl wurmte es ihn doch, daß seine bezahlten Collegien nicht besser ziehen wollten, zumal die Vogt's immer stark besetzt waren. Daß aber seine öffentlichen Faust-

Vorlesungen soviel Anklang fanden und auch von Damen gern besucht wurden, schmeichelte ihm natürlich sehr. Das Ewig-Weibliche zog ihn überhaupt mächtig an, er war ein enthusiastischer Frauen-Verehrer. Die Liebesscenen in „Faust" versetzten ihn in die höchste Begeisterung, über sie erging er sich in schwungvollen Kommentaren, und Gretchen war sein Ideal, bei dessen Schilderung er verklärten Blickes gen Himmel schaute. Sehr schön verstand er darzulegen, wie die Gretchen-Episode ein Spiegel des eigenen Liebeslebens des Dichters sei, das dieser so geschickt mit der den Anfang der Dichtung bildenden alten Faustsage, die dann im zweiten Theil mit dem Erscheinen der Helena wieder aufgenommen wird, zu verschmelzen verstanden. Es war nicht zu verwundern, daß diese Faust-Vorlesungen große Anziehungskraft übten, denn der Vortragende war mit ganzer Seele bei seinem Stoff. Obwohl mit der Zunge ein klein wenig anstoßend und etwas süßlich singend in seinem Ton, war er doch ein angenehmer, fesselnder Redner; wie ein mächtiger Quell strömten die Worte von seinen Lippen, überstürzten sich aber auch zuweilen, so daß er ganz außer Athem kam; bilderreich, blühend und schwungvoll, von Citaten strotzend, war seine Sprache, wenn auch nicht immer logisch gut geordnet. Vogt hielt geologische und zoologische Vorträge. Erstere waren weniger besucht, vielleicht weil der ordentliche Professor v. *Klöpstein* [recte: Klipstein], mit dem im Examen gerechnet werden mußte, die gleiche Wissenschaft behandelte. Großen Anklang dagegen fanden seine zoologischen Vorträge, die nicht nur von Studenten aller Fächer, sondern auch von Beamten, Professoren, Geschäftsleuten u.s.w. fleißig besucht wurden, und die er durch viele praktische Demonstrationen, Einflechtung interessanter persönlicher Erinnerungen zu beleben verstand. Selten hat man wohl einen Gelehrten gehört, der einen so fesselnden Vortrag besaß. Er sprach mit tiefem, kräftigem Organ langsam, aber fließend und ausdrucksvoll, jedes Wort wohlüberlegt. Seiner Neigung zur Polemik ließ er gern die Zügel schießen, sie war aber immer so geistvoll und witzig, daß sie eben auch zur Erläuterung und Belebung des Vortrags beitrug. Zu leidenschaftlicher Rede ließ sich Vogt nur hinreißen, wenn es sich um politische Fragen handelte.

Der Naturforscher und der Philosoph waren, trotz ihres so sehr verschiedenen Wesens und ebenso verschiedenen Studienkreises, doch die besten Freunde, die man auf Spaziergängen oft Arm in Arm sah. In den Abendstunden fand sich gewöhnlich eine Gesellschaft junger Universitätslehrer, denen sich auch einige bemooste oder besonders begünstigte studentische Häupter beigesellten, im Gasthaus zum „Hirsch" am Seltersberg zusammen, zu der auch Vogt und Carriere gehörten. Hier wurden beim Glase Bier vorwiegend wissenschaftliche und literarische Fragen erörtert, es herrschte da ein überaus gemüthlicher, ungezwungener Ton und auch Scherz und Witz hatten freien Spielraum. Der Wichtigsten einer war immer Karl Vogt, dem es besonderen Spaß machte, seinen Freund Carriere wegen seiner philosophisch-idealen Schwärmereien und seiner sentimentalen Frauenbegeisterung, die einem alten provençalischen Troubadour oder deutschen Minnesänger alle Ehre gemacht, etwas zu hänseln. Er nannte ihn nur den „*süßen Moritz*", wofür sich dieser, in gleich harmlosem Scherz, durch den Kosenamen „*bitterer Karl*" revanchirte. Zu der Gesellschaft im „Hirsch" gehörten, außer den Genannten, der Liebig'sche Assistent *Will*, später dessen Nachfolger im chemischen Lehrstuhl,

äußerst tüchtig in seinem Fach, eine ehrliche Haut und guter Kern, wenn auch in etwas rauher Schale. Dann ein Verwandter Vogt's Namens *Bauer*, theologischer Privatdozent, später hohe geistliche Stellungen in Hamburg und Leipzig bekleidend, poetisch veranlagt und in den Dichtern wohl bewandert, übrigens ein ganz fideler, vorurtheilsfreier Gottesmann. Die Privatdozenten Dr. *Winter*, Assistent der medizinischen Klinik, ein Schwiegersohn Balser's, Dr. *Seitz* von der chirurgischen Klinik und Dr. *Bardeleben* erschienen nur ab und zu. Letzterer stand als Prosektor der Anatomie speziell unter Professor Bischoff, und da dieser mit Vogt nicht gerade befreundet war, schien auch er sich etwas abseits zu halten. Dr. *Dieffenbach*, ein Gießener Kind ohne amtliche Stellung, der sehr weite Reisen gemacht und gediegene naturwissenschaftliche Kenntnisse besaß, war einer der Stammgäste. Auch der forstwissenschaftliche Privatdozent Dr. *Zamminer*, ein Intimus Carriere's, verliebt wie dieser, gehörte zu den „Hirschkälbern", wie die Besucher des Etablissements wohl genannt wurden. Von den Studenten, die oft da verkehrten, nenne ich nur einen, der sich einige Jahre später gleichfalls als Bahnbrecher der materialistischen Richtung bewährte – Ludwig *Büchner*. Er stammte aus einer geistig hervorragenden Familie Darmstadts und ließ schon als Student den nachmals bedeutenden Forscher ahnen. Er studirte Medizin, war aber vorzugsweise philosophisch veranlagt, ein eifriger Anhänger Carriere's, wenn auch dessen Ansichten durchaus nicht immer teilend, und schon damals ebenso feder- und redegewandt, wie schlagfertig in der Debatte.

Der stürmische Völkerfrühling von 1848 ging auch an dem sonst so stillen, friedlichen Gießen nichts weniger als spurlos vorüber. Die Musen verstummten, die Politik hatte ausschließlich das Wort. Die braven Spießbürger bewaffneten sich mit alten verrosteten Musketen, exerzirten Morgens und Abends und zogen Nachts auf die Wache, um ihre gute Stadt vor irgend einem eingebildeten Feind zu schützen, der auf 100 Meilen im Umkreis nirgends existirte. Vogt und Andere hielten patriotische, großdeutsche Reden, selbst der „süße Moritz" ließ Plato, Schleiermacher, Schelling, Kant und Hegel auf sich beruhen und war plötzlich ein gewaltiger Politiker und Staatsmann geworden, der seine Beispiele aus der römischen und griechischen Republik holte und viel von den Lehren zu berichten wußte, die aus der französischen Revolution und der Geschichte der Girondisten zu ziehen seien. Jedenfalls standen Beide, Vogt und Carriere, damals in hoher Volksgunst – letzterer vielleicht nur, weil er sich ersterem so eng anschloß – und wurden denn auch sofort ins Vorparlament gewählt. Dort that sich allerdings nur Vogt rühmlich hervor, so daß er dann auch Parlamentsmitglied wurde und als solches bekanntlich eine bedeutende Rolle spielte. Des guten Moritz politische Rolle ging mit einer oder der anderen unverstandenen Rede im Vorparlament zu Ende. Zwar bewarb er sich an verschiedenen Orten Oberhessens um einen Parlamentssitz, aber er besaß keine eigentliche Popularität, man hielt ihn einmal für einen unpraktischen Büchergelehrten. So kehrte er zu seinem akademischen Lehrberuf zurück, wurde durch Liebig's Einfluß später außerordentlicher Professor, heirathete sogar dessen schöne Tochter Agnes, bei der er einige sehr reiche englische Bewerber aus dem Felde schlug, und siedelte dann mit dem berühmten Schwiegerpapa nach dem schönen, kunstreichen München über, wo er Professor wurde und einen Platz an

der Tafelrunde genialer Männer König Maxens erhielt. Karl Vogt's weitere Schicksale sind zur Genüge bekannt. Nachdem er seine politische Rolle in Stuttgart abgeschlossen, wo er es bekanntlich bis zum Reichsregenten brachte, kehrte er, aller Regierungssorgen ledig, zu seiner Wissenschaft zurück. Er wurde Professor der Geologie und Zoologie zu Genf, gerieth aber nach einiger Zeit doch wieder ins politische Fahrwasser und wurde Mitglied des Großen Raths von Genf, dann auch des schweizerischen Ständeraths und zuletzt des Nationalraths, in welchen Stellungen er sich Verdienste erworben. Mit seinem Jugendfreund Moritz ist er, wie er in dessen Nachruf humoristisch erzählt, später nur noch einige Mal flüchtig auf Reisen zusammengetroffen.

Schließlich noch ein „Karl und Moritz" betreffendes artiges Histörchen aus der Gießener 48er Revolutionszeit. Bei seiner hohen Verehrung und Bewunderung des schönen Geschlechts im Allgemeinen konnte der süße Moritz nicht umhin, sein Auge zuweilen auch auf einzelne besonders bevorzugte Vertreterinnen desselben zu richten. So machte er auch kein Hehl daraus, daß er eine gewisse, sehr bekannte Kaufmannsfrau, die Vorsteherin des vornehmsten Putz- und Konfektionsgeschäfts, wirklich schön finde und bei gelegentlichem Ankauf kleiner Garderobeartikel in ihrem Laden seinen, nach der Antike gebildeten Schönheitssinn an ihren klassischen Zügen und den allerdings etwas zu üppigen Formen erbaue. Das genügte, um in den abendlichen „Hirsch"-Kreisen eine kleine Komödie in Scene zu setzen. Man that plötzlich der betreffenden Schönheit mehrfach Erwähnung; bald Dieser, bald Jener hatte in ihrem Geschäft vorgesprochen und aus dem Munde der Dame vernommen, daß auch sie zu den Bewunderern des philosophischen „Faust"-Interpreten gehöre, ihn als einen sehr liebenswürdigen Herrn bezeichne, für seine „Faust"-Vorlesungen förmlich schwärme, ja daß sie dessen Schilderungen des Faust-Gretchen-Verhältnisses so begeistert, daß sie in ihrem Geschäft Faust-Halsbinden nach einem sehr geschmackvollen Muster anfertigen lasse, auf die schon zahlreiche Bestellungen eingelaufen. Moritz nahm diese Berichte mit sichtbarem Behagen auf, auch wollte man ihn seitdem sehr häufig über den Marktplatz wandeln sehen, was man boshafterweise auf Fensterparade deutete. Eines Abends war der bittere Karl sehr ernst. „Moritz," sagte er, „sei auf Deiner Hut, der H… soll furchtbar eifersüchtig sein; er weiß, daß seine Frau die Faust-Halsbinden Dir zu Ehren so getauft hat und will den ganzen Vorrath ins Feuer werfen. Er ist ein desperater Bursche, geh' ihm aus dem Wege." Moritz lachte, aber man merkte bald, daß ihm die Sache doch etwas unheimlich vorkam. Er war zerstreut, trank nicht und sprach nicht, während er doch sonst sehr redselig war und gern lange Pauken losließ. Bald gab er auch Müdigkeit vor und machte sich ungewöhnlich früh auf den Heimweg. Unbemerkt folgte ihm die ganze Gesellschaft im Dunkel des Abends. Als Befehlshaber der Bürgerwehr wußte Vogt, daß Kaufmann H…, der Gatte der schönen Frau, der gutmüthigste Mensch von der Welt, der die Eifersucht nicht einmal dem Namen nach kannte, an diesem Abend Wachedienste am Seltersberg zu thun hatte, er wollte ihn also in voller Waffenrüstung dem vor ihm gewarnten Moritz in den Weg führen. Richtig, schon an einer der nächsten Straßenkreuzungen tauchte eine dunkle Gestalt auf in der Blouse, den Heckerhut mit der Hahnenfeder auf dem Kopf, die Büchse über der

Schulter. Eben ist er des sich ihm nähernden Philosophen ansichtig geworden und tritt auf ihn zu, da wendet sich dieser plötzlich seitlich und eilt im Sturmschritt von dannen. Gleich darauf hatte man den wackeren Bürgergardisten, der ganz stutzig dem in der Dunkelheit Enteilenden nachblickte, erreicht: „Was fehlt denn dem Herrn Professor?“ fragt er verwundert. „Ich biete ihm einen höflichen guten Abend, will mich nach seiner Gesundheit erkundigen und lange in die Tasche, um ihm eine Cigarre zu offeriren. Er aber nimmt ohne Antwort Reißaus. Was hat er?“ – „O nichts, gar nichts,“ erwiderte man lachend, „er ist ermüdet, vielleicht nicht ganz wohl. Die Cigarre kann aber doch geraucht werden. O, danke schön! Guten Abend, Bürger!“ Im „Hirsch“ hat man sich über des Philosophen Heldenthum noch oft lustig gemacht.

Moritz Carriere war ein überaus liebenswürdiger Mensch und ein höchst achtungswerther Gelehrter. Er hatte in der Philosophie, Geschichte und Literatur aller civilisirten Nationen einen reichen Schatz von Kenntnissen angesammelt. Seine Belesenheit grenzte ans Wunderbare, und seinem nimmer fehlenden Gedächtniß standen die Weisheitssprüche und Kraftstellen aller Weisen und Dichter des Alterthums und der Neuzeit jeden Augenblick als Citate zu Gebot. Er war in dieser Beziehung ein lebender Büchmann, lange ehe des letzteren Sammelwerk erschienen. Dagegen ist er weder auf philosophischem noch auf literarischem Gebiete selbstschöpferisch thätig gewesen. Die ziemlich zahlreichen Werke, die seinen Namen tragen, haben ihm zu Lebzeiten keine Berühmtheit in weiteren Kreisen verschafft, sie werden ihm nun noch weniger Unsterblichkeit sichern. Er hat nicht, wie sein vielseitigerer Schüler, Ludwig Büchner, die Philosophie mit den großen Errungenschaften der Naturwissenschaft in Verbindung zu setzen, die Lehren der einen für die der anderen nutzbar zu machen verstanden; das auf jenen beruhende rege geistige Leben und Streben, welches sich schon damals rings um ihn her in Gießen entwickelte, hat ihn unberührt gelassen. Die Brücke zwischen den beiden großen Wissenschaften war eben damals noch nicht geschlagen, und er selbst war kein Brückenbaumeister und Pfadfinder, er wandelte nur die Wege, die Andere vor ihm gebahnt und betreten.

Als selbstständiger Forscher und der Welt nutzbringender Gelehrter stand Karl Vogt unendlich hoch über ihm, denn er hat nicht nur für unsere, sondern für alle Zeiten gewirkt. Vollkommen und unfehlbar ist allerdings auch er nicht gewesen, das „*Errare humanum est*“ hat gerade er durch manche auffallende Beispiele illustrirt; aber die großen Wahrheiten, die er offenbart, stellen alle seine Irrthümer, an denen er oft zu starrsinnig festhielt, ganz in den Schatten. Er war in seinem mündlichen und schriftlichen Ausdruck gern drastisch, in seiner Polemik zu bitter, in seinem Witz zu kaustisch, aber das Alles vermag seine großen wissenschaftlichen Verdienste nicht zu schmälern, seinen genialen Geist nicht zu verdunkeln. Der Satz „Mensch sein, heißt Kämpfer sein“ hat sich an ihm bewahrheitet, er hat für seine Ueberzeugng, für das, was er für wahr und recht hielt, auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit mit wahrem Löwenmuth und meist auch mit glänzendem Erfolg gekämpft. An Versabilität des Geistes und Vielseitigkeit des Wirkens haben es ihm wenige gleichgethan, und konnte er als deutscher Politiker in jüngeren Mannesjahren keine bleibenden Erfolge erringen, so hat er in reiferem Alter für die

schweizerische Eidgenossenschaft auch auf diesem Gebiete um so segensreicher gewirkt. Im gleichen Jahre, im Zwischenraum weniger Monate geboren, der für ein unerreichbares Ideal schwärmende Philosoph und der weltkundige praktische Naturforscher, sind sie nun auch in demselben Jahre, in gleichem Zwischenraum und in der richtigen Reihenfolge, zur ewigen Ruhe eingegangen. Jener schöpfte sein philosophisches Erbauen aus den aufgehäuften Wissensschätzen der großen Geister aller Zeiten und Völker, dieser, wie gerade die größten seiner Vorgänger, aus dem ihn umgebenden Natur- und Menschenleben und gelangte dabei wohl zu befriedigenderen Resultaten, als sein der speziell der theoretischen Weltweisheit ergebener Jugendfreund. Ein alter Schüler aber und guter Bekannter aus der goldenen Jugendzeit widmet den jüngst Heimgegangenen in dankbarer Erinnerung diese harmlose Plauderei.

Von der oberhessischen Provinz über den großen Teich

Die Ursprünge des Bierbrauers Johann Adam Lemp (1793-1862) aus St. Louis/Missouri

NIKOLA STUMPF

Einleitung

Während Johann Adam Lemp (1793-1862) in seinem Heimatland Deutschland fast unbekannt ist, gibt es in den Vereinigten Staaten mannigfaltige Forschungen zu seiner Person. Geboren in einer Provinzstadt Oberhessens namens Grüningen, einem heutigen Stadtteil von Pohlheim bei Gießen, zieht es ihn 1816 zunächst nach Eschwege und später, 1836, in die USA. Dort lässt er sich 1838 in St. Louis/Missouri nieder und avanciert zum wohlhabenden Bierbrauer. Noch heute existiert das Lemp Mansion[1] (Abb. 1) als Museum und Hotel-Restaurant.



Abb. 1: Lemp Mansion in St. Louis/Missouri

So bekannt seine Biographie nach seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten ist, so unbekannt ist seine Vorgeschichte in Oberhessen, die bei Veröffentlichungen weitgehend außer Acht gelassen wird. Selbst über sein Geburtsdatum streiten sich die Geister. War es nun der 20. Mai 1793, wie sein Grabstein besagt, oder doch der

1 Vgl.: http://www.legendsofamerica.com/mo-lempmansion.html

25. Mai 1793, wie aus dem Grüninger Familienbuch hervorgeht? Wie kam es dazu, dass Johann Adam Lemp diesen Beruf ergriff und welche Rolle spielt seine Familie dabei? Inwieweit ist die bewegte Geschichte seiner Heimatstadt darin involviert? Diese und noch mehr Fragen sollen im nun Folgenden beantwortet werden.

Zur Geschichte Grüningens im Mittelalter und der frühen Neuzeit

Die Geschichte Johann Adam Lemps, eines wohlhabenden Bierbrauers aus St. Louis/Missouri, insbesondere die seiner Vorfahren, scheint eng verwoben mit den Wirren der Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, in die auch sein Geburtsort Grüningen, eine Kleinstadt im Mittelalter sowie der frühen Neuzeit und heute ein Stadtteil von Pohlheim in Oberhessen, involviert ist. In der allgemeinen Geschichtsschreibung wird der Fokus hauptsächlich auf große Schlachten und bedeutende Orte gelegt. Doch wie erging es der Bevölkerung, die in ländlichen Gebieten, abseits der großen Schauplätze, ihr mühsames Leben meisterte? War sie ebenfalls in die großen Kriege involviert? Litt sie ebenso unter Tyrannei und an Hunger? Besonders die Kriege der frühen Neuzeit waren prägend für die damalige Gesellschaft. Auch Kleinstädte wie Grüningen blieben von den politischen und militärischen Einschnitten nicht verschont. Das heute so friedliche Oberhessen war kein Ort der Glückseligen, die alles von außen beobachten konnten, sondern auch sie befanden sich inmitten der Katastrophen von Pest, Hunger und Zerstörung. Genau in dieser Zeit ziehen die Vorfahren des Johann Adam Lemp nach Grüningen – einer kleinen Stadt am Rande der nördlichen Wetterau und unweit von Gießen.



Abb. 2: Altes Ortsschild Grüningens

Grüningen ist in kirchlicher sowie weltlicher Hinsicht ein Mittelpunkt im Hochmittelalter. Die spätere Stadt ist nicht nur eng verbunden mit der Geschichte des Klosters Arnsburg, sondern ist auch Sitz des Gerichtsstuhls für die Orte Grüningen, Holzheim, Dorf-Güll, Hofgüll und den heutigen Wüstungen Bergheim und Birnkeim. 1397 erhält Philipp von Falkenstein das Recht u.a. in Grüningen Halsgerichte abzuhalten. Somit wird der Ort zu einem Sitz eines Hochgerichts über Hals und Hand und kann daher auf eine Verleihung der Stadtrechte hoffen. Wann diese Verleihung stattfand, liegt im Dunkeln, doch aufgrund der Quellen kann ein kurzer Zeitraum eingegrenzt werden. Hier hilft eine Quittung vom 10. Oktober 1410 über 200 Gulden an die Bürgermeister von Grüningen. Bürgermeister gab es nur in Städten und ist ein Kennzeichen städtischer Ratsverfassung. Dörfer verfügten stattdessen über Schultheiße und Schöffen. Am 25. März 1421 wird sogar das städtische Siegel (Abb. 3) auf einer Urkunde angekündigt, doch dies ist im

Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen. Aufgrund dieser Erkenntnisse dürfte die Verleihung der Stadtrechte zwischen 1397 und 1410 stattgefunden haben.[2]

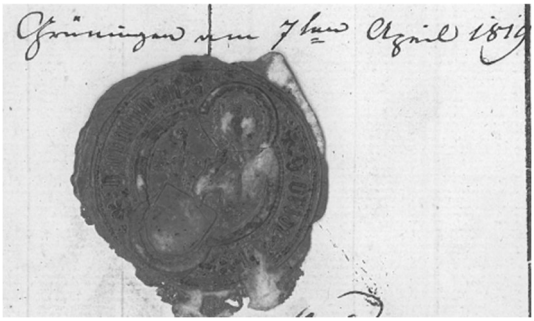


Abb. 3: Altes Stadtsiegel von Grüningen aus dem Brandversicherungskataster 1818-1880 (StadtA Pohlheim)

Neben den Stadtrechten und der Funktion als Halsgericht erhält Grüningen auch Marktrechte sowie im 16. Jahrhundert eine Lateinschule.[3] Johann Adam Lemp stammt daher aus einer oberhessischen Kleinstadt, die es neben den mittelalterlichen Metropolen Hungen und Gießen schwer hat. Grüningen gehörte zum Kreis Hungen und war nicht nur dem Landgericht Hungen unterstellt, sondern auch den Fürsten zu Solms-Braunfels.[4]

Grüningen als Stadt hat in der frühen Neuzeit und somit zu Zeiten der Familie Lemp viele Nöte zu erleiden. Hunger, Rechtlosigkeit und Gefahr um Leib und Leben zehren an den Kräften der Bewohner des Ortes. Bereits 1621 belagern spanische Truppen von Fastnacht bis Ostern die Stadt. Weitere Belagerungen im Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) folgen. Dies ist u.a. der günstigen Lage Grüningens geschuldet. Wer die Stadt besetzt, beherrscht auch gleichzeitig den Durchgang vom Lahntal zur Wetterau. Die Befestigung bietet zudem Schutz vor der gegnerischen Armee.[5] Am 30.09.1634 wird die Stadt fast vollkommen zerstört. Zeitzeugenberichte schwanken von lediglich einem Haus, das stehen bleibt, bis hin zu vier Häusern, die dem Feuersturm standhalten. Auch die Bevölkerung wird dezimiert. Die Bürger werden über die Stadtmauer geworfen und mit Äxten erschlagen. Grüningen ist somit komplett zerstört. Weitere Verwüstungen aufgrund des Krieges folgen in den Jahren 1646 und 1647, in denen die Stadt erneut einen Großbrandschaden erleiden muss.[6] Knapp zehn Jahre später wird der Familienname Lemp erstmalig in den Grüninger Kirchenbüchern dokumentiert.

Doch nicht nur das 17. Jahrhundert und der damit verbundene Dreißigjährige Krieg macht Grüningen zu schaffen. Auch ein Jahrhundert später wird es in den Siebenjährigen Krieg (1756-1763) mithineingezogen. Dieser militärische Zwist soll gar noch beschwerlicher für Grüningen werden. Ausgerechnet diese Zeit ist die Zeit der Lemps in der oberhessischen Kleinstadt. Die Besetzung der Franzosen dauert vom 16. Juli 1758 bis zum 8. März 1759. Auf ein Haus kommen während

2 1874/76 verliert Grüningen die Stadtrechte (vgl. Magistrat der Stadt Pohlheim, 1998: 19).
3 Vgl. Brake, 1999: 89.
4 Vgl. Magistrat der Stadt Pohlheim, 1982: 267-268.
5 Vgl. ebd.: 283-285.
6 Vgl. ebd.: 286-288.

der Belagerung zwischen 25 und 70 Einwohner, wobei man die beengten Wohnverhältnisse des 18. Jahrhunderts bedenken sollte. Nach dem Abzug der Truppen bleibt den Grüningern nur eine kleine Verschnaufpause von wenigen Wochen. Bereits im August kommen die Militärs zurück und verlassen die Stadt erst zum Jahresende. Die Resultate sind schlimme Verwüstungen auf Feldern, in Wäldern und Scheunen. Grüningen wird insgesamt neun Mal fast komplett ausgeraubt, um die Truppen zu versorgen. Das Getreide muss vollständig abgeschrieben werden. Zwar dürfen die Bewohner Grüningens ein friedliches Weihnachtsfest feiern, doch bereits am 27. Dezember kehren die französischen Truppen zurück und verderben die gesamte Wintersaat. 1760 müssen alle Vorräte aus dem Speicher genommen werden. 1761 steigen somit die Kosten für die Sommersaat exorbitant an, so dass sie kaum ausgebracht werden kann oder schier unerschwinglich ist. Aufgrund dieser Katastrophen sind die Kornspeicher Grüningens leer und dadurch wird auch dem Bierbrauen die Grundlage entzogen. Mit der Schlacht im Pfahlgraben im letzten Kriegsjahr am 25. August 1762 werden die Preußen zurückgeschlagen und verlassen ihre Stellung in Grüningen. Dies führt zum erlösenden Ende der Not der Bürger. In den französischen Revolutionskriegen im April 1797 hat der Frieden allerdings schon wieder ein Ende. [7]

Diese Geschichte der Verwüstungen und die Tatsache, dass in Pohlheim erst unter Karl-Heinrich Jung (1919-2010) im Jahre 1985 die Archive der einzelnen Stadtteile zusammengelegt wurden, macht es heute schwer, die Spur eines Bierbrauers namens Johann Adam Lemp in Grüningen zu verfolgen. Dieses Defizit an Überlieferungen ist jedoch nicht durch heutige Archivare verschuldet worden. Schon 1798, als ein neues Zinsbuch aufgestellt werden sollte, war die Quellenlage Grüningens verheerend, da über Vorgängerbände keinerlei Informationen vorlagen.[8] Es können daher meist nur anhand von Quellen Vermutungen geäußert werden.

Die Hindernisse beim Bierbrauen im Fürstentum zu Solms-Braunfels

Zunächst fällt in der Überlieferung auf, dass es nicht nur sehr schwer ist, die Spur Johann Adam Lemps zu verfolgen, sondern auch die des Grüninger Brauhauses. Es stellt sich daher die Frage, ob die lückenhafte Quellenlage den Zerstörungen im 17. und 18. Jahrhundert allein geschuldet ist oder im historischen Zusammenhang mit dem Fürstentum steht. Wie schon festgestellt wurde, war Grüningen einst der Stadt Hungen und den Fürsten zu Solms-Braunfels unterstellt. In der frühen Neuzeit ist es daher nicht jedem Bewohner dieses Herrschaftsbereichs erlaubt, Bier zu brauen. Auch wenn die Gesetzeslage im 16. Jahrhundert für Brauwillige sehr schwierig ist, gibt es später Möglichkeiten die Braukunst legal auszuüben. Dass es im Solms-Braunfels'schen Territorium durchaus Brauhäuser in den Dörfern gibt, beweist Pohlheim-Dorf-Güll. Hier sind Quellen über die Existenz eines Brauhauses durchaus gegeben.

7 Vgl. ebd.: 285-290.
8 Vgl. Brake, 1999: 88.

Das Bierbrauen unter der Herrschaft der Fürsten ist zu Beginn der Neuzeit ein schwieriges Unterfangen. 1594 beschließt Hungen ein Brauhaus zu errichten, doch Graf Johann Albrecht zu Solms verweigert den Verkauf eines Braugeschirrs, da die Erbauung den herrschaftlichen Braurechten zuwider sei. 1607 werden schließlich mehrere Brauhäuser erbaut. 1612 tritt jedoch erneut ein Verbot für Brauer in Kraft, da die Fürsten selbst das Braurecht ausüben möchten. 1613 bitten daraufhin mehrere Einwohner um Straferlass, da sie dem Gebot zuwidergehandelt hatten und für den privaten Gebrauch Bier brauten. Gemeinden beschweren sich in den Jahren danach gar über die Repressalien, die im 17. Jahrhundert noch einmal schriftlich festgehalten werden: „Es betrug das Bierungelt oder die Akzise vom Fuder 1 fl., wenn der Wirt das Bier von der Herrschaft kaufte, wenn er es aber selber machte, bezahlte er 3 fl. (1637)“.[9] Oftmals verpachtet die Herrschaft ihre Brauhäuser. In diesem Falle muss eine des Brauens kundige Person angestellt werden, um ein qualitativ hochwertiges Bier zu erzeugen. In Hungen muss beispielsweise dem Landkommissarius, der den Gerstensaft bewertet, eine Probe ins Haus gebracht werden. Sollte sein Urteil negativ ausfallen, müssen zwei weitere Taxatoren hinzugezogen werden, die den Preis für das Maß festsetzen. Neben dem Pachtzins erhalten die Fürsten zudem ein Malzgeld.[10] Dass es die Akzise auch in Grüningen gab, ist in dem Rechnungsbuch von 1821 (Abb. 4) ersichtlich. 1806 fällt der zu Solms-Braunfels'sche Besitz mit der Gründung des Rheinbundes an das Großherzogtum Hessen.[11]

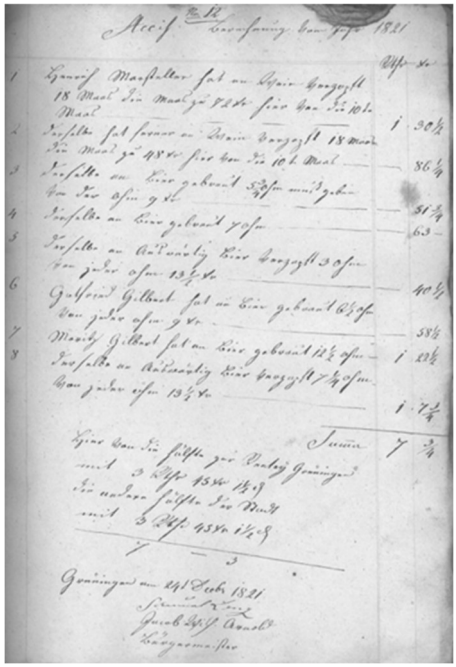


Abb. 4: Rechnungsbuch aus Grüningen von 1821. Auflistung der Akzisen (StadtA Pohlheim)

9 Gaul, 1904: 97.
10 Vgl. ebd., 1904: 96-98.
11 Vgl. Magistrat der Stadt Pohlheim, 1998: 19.

Die Familie Lemp in Grüningen (17. bis 19. Jahrhundert) – eine Familiengeschichte in Kürze

Die Familie Lemp lässt sich in der Grüninger Geschichte bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen. Laut Grüninger Familienbuch[12] scheint sie nur ein recht kurzes Gastspiel in Grüningen gegeben zu haben. Bereits Anfang des 19. Jahrhunderts endet ihre Präsenz in diesem Ort wieder. Die Ahnenreihe beginnt mit Christoph Lemp, der am 2. Ostertag 1656 Catharina, die Witwe Hartmann Miegels, ehelicht und die ihm im Laufe der Ehe drei Kinder gebären sollte. Die Herkunftsangaben Christoph Lemps sind unbekannt. Ebenso die eines Christ Lemps, der 1667 Catharina Bender (1643-1702), Tochter des Hieronymus Bender aus Dorf-Güll, heiratet. Auch fehlen die Herkunftsangaben eines dritten Lemps, Johann Christoph Lemp, der 1668 Elisabeth (1644-1720), ebenfalls Herkunft unbekannt, zu seiner Frau nimmt. Aus dieser Ehe geht eine Tochter Anna Catharina (*1669) hervor. Ihre Spuren verlieren sich danach. Die Ehe von Christ und Catharina Lemp bleibt kinderlos. Beide Zweige sterben somit sofort in Grüningen wieder aus. Da die Herkunft Catharina Lemps, verwitwete Miegel, und die Catharina Lemps, geborene Bender zu Dorf-Güll, auf hiesige Vorfahren hinweisen, liegt der Verdacht nahe, dass Christoph Lemp sowie Christ und Johann Christoph Lemp Mitte des 17. Jahrhunderts durch Heirat zuziehen. Die Konzentration liegt im Folgenden auf Christoph und Catharina Lemp, Urahnen des Johann Adam Lemp.

In dieser Linie der Familie Lemp ist der Trend zum Bierbrauer recht früh nachzuweisen. Zur Wende des 18. Jahrhunderts ist der erste Küfer in der Familie zu finden. Casper Lemp (1673-1746), Sohn von Christoph und Catharina Lemp, wird als erster im Familienbuch mit diesem Beruf aufgeführt. Später werden Johann Adams Vater Wilhelm Christoph Lemp (1744-1806) und Onkel Johann Henrich Lemp (1760-1798), dessen Ehefrau Eleonora Marsteller (1765-1826) die Tochter des Löwenwirts ist, den Beruf des Küfermeisters ausüben. Da Johann Henrichs und Eleonoras Kinder alle bereits im Säuglings- und Kleinkindalter sterben, wie viele Ahnen vor ihnen, bleibt am Ende nur Christoph Lemps Linie übrig. Sein Sohn Johann Adam geht 1816 nach Eschwege und wandert zwei Dekaden später in die Vereinigten Staaten aus, sein Bruder Johann Henrich (1790-1791) stirbt bereits im Alter von einem Jahr. Mit dem Tode der Tanten in den ersten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts endet schließlich die Geschichte der Familie Lemp in Grüningen.[13]

Die Suche nach der Wiege des Lemp'schen Erfolges – die schwierige Quellenlage Grüningens

Im Jahre 1938 verfasst der Grüninger Wilhelm Fay (*1908) im Rahmen einer Dissertation ein kleines Werk mit dem Titel „Grüninger Namengebung".

12 Das Familienbuch Grüningen beruht auf der Kirchenbuchdatei und wurde von Pfarrer Wahl zu Langgöns im Jahre 1941 veröffentlicht.

13 Vgl. Worm, 1990: 97-103.


1656/1 Lemp
Christoph Lemp ohne Angaben oo 2. Ostertag 1656
Catharina --- "Wwe v. Hartmann Miegel"
Kinder: 1. Johann Adam *10. 7. 1668, +1. 6. 1741
2. Johann Reichhard *5. 9. 1670, + -
3. Joh. Caspar *3. Adv. 1673, +3. 7. 1746

1701 Lemp
Caspar Lemp *3. Adv. 1673, +31. 7. 1746 (1656/1) Küfer
Anna Margaretha Meder *-1684, +7. 2. 1747 ohne Herkunftsangabe
oo 24. 11. 1701
Kinder: 1. Johann Jacob *1. 11. 1702, + -
2. Anna Catharina *25. 10. 1705, +4. 2. 1754
3. Ernestine *12. 6. 1709, +23. 10. 1787
4. Joh. Christophel *19. 2. 1713, +29. 7. 1760
Bem.: Am 22. 1. 1730 hat Anna Cath. ein unehel. Kind taufen
lassen : Joh. Philipp.

1742/3 Lemp
Joh. Christoph Lemp *9. 2. 1713, +29. 7. 1760 (1701/2)
Bem.: Ratsschöffe oo 23. 11. 1742
Anna Maria Schäfer *19. 3. 1723, +21. 12. 1788 (1719/2)
Kinder: 1. Wilhelm Christoph *19. 1. 1744, +23. 9. 1806
2. Louise Henriette *3. 5. 1746, +20. 3. 1820
3. Catharina *29. 9. 1748, +8. 1. 1749
totgeb. Kind 17. 10. 1749
4. Catharina *10. 2. 1751, +25. 10. 1752
5. Anna Elisab. Sybilla *23. 9. 1753, +6. 1. 1818
6. Sybilla Catharina *20. 9. 1756, 15. 10. 1824
7. Johann Henrich 8. 2. 1760, +29. 3. 1798

1790/1 Lemp
Wilh. Christoph Lemp *19. 1. 1744, +23. 9. 1806 (1742/3)
Beruf: Küfermeister Bem.: Kirchenvorsteher oo 29. 1. 1790
Johannetta Cath. *2. 8. 1760, + - (1759/3)
Kinder: 1. Johann Henrich *29. 10. 1790, +16. 11. 1791
2. Johann Adam *25. 5. 1793, + -

Abb. 5: Stammbaum Johann Adam Lemps aus dem Grüninger Familienbuch von Heinz Lothar Worm

Es handelt von vergangenen und lebenden Namen in Grüningen bis zu diesem Zeitpunkt. Die Quellen scheinen zu einem Großteil nicht mehr zu existieren, da sie nicht vom Grüninger Archiv in das Pohlheimer Stadtarchiv überführt wurden. Schon alleine aus diesem Grund ist dieses kleine Buch zu einer Kostbarkeit für die historische Forschung über Grüningen geworden. Informationen bezüglich der Familie Lemp sind darin vergeblich zu suchen. Dies stärkt die Theorie der zugezogenen und wieder weggezogenen bzw. nach kurzer Zeit wieder ausgestorbenen Familie, da nur „d i e Namen von Bedeutung [sind], die noch nicht erstarrt sind".[14] Jedoch waren die Lemps unzweifelhaft Bürger Grüningens, da sich ihre Namen im Beedebuch von 1693 (Abb. 6), im Schatzungsbuch 1735-1763, im Grüninger und Dorf-Güller Markbuch 1717-1854 sowie in den Grüninger Kirchenbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts nachweisen lassen.

14 Fay, 1938: 11.

Die „Grüninger Namengebung“ von Fay hilft auch auf der Suche nach der damals obligatorischen Brauerei des Ortes, in der Johann Adam Lemp in seiner Heimat das Bierbrauen erlernt haben soll, bevor er auf seinen Wanderjahren in Eschwege weitere Erfahrungen sammelte. In dem Kapitel Berufs- und Standesnamen[15] sind keinerlei Hinweise auf Brauer oder eine Brauerei gegeben. Nicht einmal der artverwandte Beruf des Mälzers wird damals als Name eingeführt. Nun stellt sich die Frage, ob Grüningen aufgrund all der Verwüstungen und der schwierigen Gesetzeslage überhaupt über die damals obligatorische Brauerei verfügte oder ob das Brauen in privaten Kellern stattfand. Falls es sie gab, wurde sie höchst wahrscheinlich in Grüningen nicht zu kommerziellen Zwecken außerhalb der Stadtmauern benutzt. Diese Vermutung wird von folgendem Eintrag untermauert: „Eine gewerbliche Betätigung war auf grund [sic!] der landwirtschaftlichen Verhältnisse, wie in den meisten wetterauischen Städtchen, nur auf dem Gebiete der Tuchbearbeitung möglich. Und gerade hierin darf die Entwicklung Grüningens nicht zu gering veranschlagt werden“.[16] Für private, respektive städtische, Zwecke müssen die Rohstoffe für das Brauen von Bier jedoch vorhanden gewesen sein, wenn nicht wieder marodierende Franzosen die Ernte für sich beanspruchten. Die Grundlage der Grüninger Ökonomie bildet die damalige Landwirtschaft mit etwa 3000 Morgen durchschnittlich gutem Land.[17] Aufgrund der geringen Bevölkerungszahl, die noch der Pest und auch dem Dreißigjährigen Krieg geschuldet ist, kann die Bevölkerung als Selbstversorger auftreten. Warum soll sich daher bei dieser Ausgangslage Grüningen um die damals so selbstverständliche Einrichtung einer Brauerei bringen?

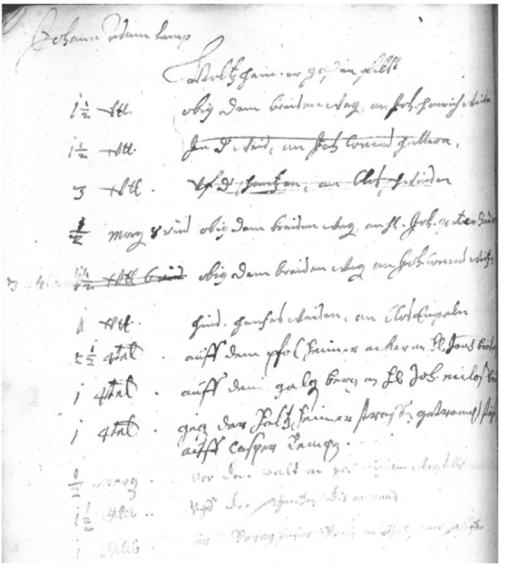


Abb.: 6 Auszug aus dem Beedebuch von 1693 (StadtA Pohlheim)

Aufgrund der lückenhaften Überlieferung, lassen sich nur die wichtigsten Gebäude der Stadt in diversen Quellen und Aufsätzen nachweisen, die nicht nur allen Katastrophen der vergangenen Kriege getrotzt haben, sondern auch heute noch zum Bild des Stadtteils von Pohlheim gehören. Zu lesen ist immer wieder von der Grüninger Burg, der Grüninger Stadtmauer, dem Diebesturm, der Kirche

15 Vgl. ebd.: 15-21.
16 Ebd.: 18.
17 Vgl. ebd.: 15.

sowie ab dem 18. Jahrhundert von der Windmühle außerhalb der Stadt. Die Burg und die Windmühle wurden gar als „Schutzwürdiges Kulturgut“ im Jahre 2009 ausgezeichnet. Weniger prominente Bauten lassen sich nur in Kleinarbeit dokumentieren.

Der eindeutigste Hinweis befindet sich in der Grüninger Ortschronik von 1857 (Abb. 7).

Dort ist ein Eintrag über ein „altes Brauhaus“ zu finden. Aufgrund der verheerenden Brandkatastrophe im September 1634 ist ihr Bau daher im 17. oder 18. Jahrhundert zu vermuten. Während in anderen Stadtteilen Pohlheims in der frühen Neuzeit gar mehrere Braukeller oder Brauhäuser existieren und diese teilweise noch im 20. Jahrhundert auf Fotos abgebildet werden,[18] ist im Grüninger Bildarchiv kein Hinweis auf solch eine Einrichtung auszumachen. Hier liegen nur rein schriftliche Quellen vor. Eine erste Liste von Grüninger Brauern geht aus dem ältesten erhaltenen Rechnungsbuch von 1821 (Abb. 8) hervor.

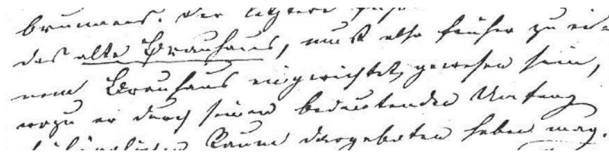


Abb.: 7 Auszug aus der Ortschronik der Gemeinde Grüningen 1857 (StadtA Pohlheim

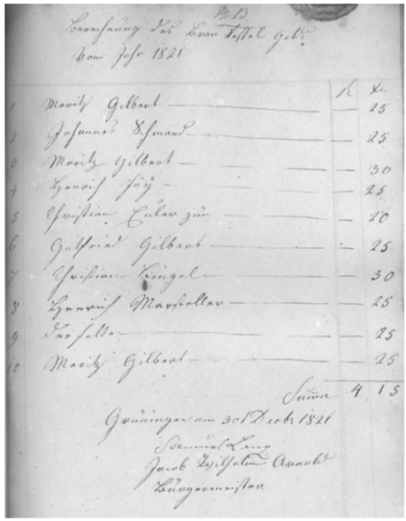


Abb. 8: Berechnung der Braukesselgelder. Rechnungsbuch 1821 *(StadtA Pohlheim)*

Viele Nachnamen sind bekannte Gastwirtsfamilien oder stammen vom weiblichen Zweig der Familie und tragen daher den Namen der Schwiegersöhne. Doch wieso ist die Quellenlage gerade im 17. und 18. Jahrhundert in diesem Falle so lückenhaft und warum müssen daher Quellen aus dem 19. Jahrhundert hinzugezogen werden?

Diese Antwort ist in der bewegten Geschichte der oberhessischen Kleinstadt zu finden. In Fays Dissertation ist nachzulesen, dass sich Hausnamen in Grüningen immer nur kurzzeitig durchsetzen konnten und danach wieder in Vergessenheit gerieten.

18 Vgl. Dorf-Güll 799-1999. Geschichte in Bildern, 1999: 118, Garbenteich 1141-1991. Die Geschichte eines Ortes, 1991: 68, Hausen. Das Fenster zur Vergangenheit. Bildergeschichten vom Dorfgeschehen, 2001: 19, Das 1200jährige Pohlheim-Holzheim. Beiträge zu seiner Geschichte, 1991: 14, Watzenborn-Steinberg 1141-1991. Bilder, Bilder, Bilder, 1991: 10.

Zu Zeiten der ältesten Überlieferung 1472 müssen gerade einmal 80 Häuser von einander unterschieden werden und dies nur, wenn mehrere Familien desselben Geschlechts abgabepflichtig sind.[19] Zu Beginn des 16. Jahrhunderts sind sie in Grüningen schließlich üblich und werden weiter ausgebaut. 1603 ist die Bedeutung der Hausnamen den Bürgern jedoch nur noch partiell verständlich. Lange bestanden oder gar durchgesetzt haben sich die Namen nie. Dafür kann u.a. der Niedergang des Städtetums Grüningens noch vor dem Dreißigjährigen Krieg verantwortlich sein. Der auschlaggebende Faktor liegt indes im Dreißigjährigen und Siebenjährigen Krieg, die aufgrund der verheerenden Brände jegliche Hausüberlieferung vernichtet haben.[20] Das Fehlen der frühneuzeitlichen Quellen kann somit darauf zurückzuführen sein, dass die Stadt Grüningen die Aufzeichnungen über die Existenz des Brauhauses als unwichtig erachtete und die Rettung der Kirchenbücher natürlicherweise präferierte. Fay liefert in seinem Werk nur einen einzigen Beleg, der auf die Existenz des Brauhauses in Grüningen hinweist: „Was nach dem 16. Jahrhundert noch an Hausnamen gebildet worden ist, beschränkt sich auf rein gewerbliche Unternehmen: Brauhaus, Schlachthof, Schmidde, oder bezeichnete Wirtshäuser: der Löwe, der Taunus (Gasthaus zum Löwen, zum Taunus).“[21] Auf diese beiden Wirtshäuser und ihre Bedeutung in Verbindung mit Johann Adam Lemp wird später noch näher eingegangen.

Der Ort wird damals in nahezu gleiche Viertel aufgeteilt: Burggrabenviertel, Untergässerviertel, Nollviertel, Obergässerviertel. Dies soll einer besseren Verteidigung dienen. Die alten Stadtpläne helfen auf der Suche nach der Brauerei Grüningens allerdings nicht weiter. Die abgebildeten Straßennamen lassen sich fast alle heute wiederfinden, wie die Pfarrgasse, die Ober- und Untergasse, die Burggrabengasse und den Noll. Ein expliziter Hinweis, wo das alte Brauhaus einmal zu finden war, wie beispielsweise auf einem Plan von Pohlheim-Garbenteich aus dem Jahr 1828, ist auf Grüninger Ortsplänen nicht auszumachen – nicht auf rekonstruierten mittelalterlichen (Abb. 9)[22] und auch nicht auf Plänen der Jahre 1895/96. Da sich Grüningen in seinen Grundzügen kaum verändert hat und die alten Gassen des Spätmittelalters heute noch existieren und sich im Internet mit Satellitenblick finden lassen, fällt das Fehlen einer Braugasse auf, die den ausschlaggebenden Hinweis hätte liefern können.

Georg Wilhelm Justin Wagner erwähnt in seiner Beschreibung Grüningens von 1830, dass der Ort über ein Brauhaus verfügt.[23] Diese Beschreibung wird gerade einmal 14 Jahre nach Johann Adam Lemps Abschied veröffentlicht.

19 Vgl. Fay, 1938: 30.
20 Vgl. ebd.: 32.
21 Ebd.: 33.
22 Vgl. Magistrat der Stadt Pohlheim, 1982: 269.
23 Vgl. Wagner, 1830: 110.



Abb. 9: Spätmittelalterlicher Ortsplan von Grüningen

Aufgrund all dieser Quellen kann somit festgestellt werden, dass Johann Adam Lemp aller Wahrscheinlichkeit nach seine Ausbildung zum Bierbrauer in Grüningen und nicht in einem Nachbardorf, außerhalb der Solms-Braunfels'schen Herrschaft, beginnt. Laut den Eschweger Geschichtsblättern soll schon sein Vater Wilhelm Christoph Lemp Bierbrauer in Grüningen gewesen sein und ihn das Brauen gelehrt haben.[24] Da Johann Adam jedoch schon mit dreizehn Jahren seinen Vater verliert, fällt dieser weitgehend als Lehrmeister aus, auch wenn Johann Adam sicher zuvor schon als Kind Kenntnisse erworben hat. Hinzu kommt, dass Johann Adam eine Schule besucht haben muss. Da er nicht als Analphabet bekannt ist und er zunächst einen Lebensmittelladen in den USA eröffnet, in dem er „common household items, groceries, and homemade beer"[25] verkauft, kann davon ausgegangen werden, dass er in den Genuss von Bildung kommt. Es bleibt ungewiss, ob er als Kind die Grüninger Lateinschule besucht oder nur elementaren Unterricht erhält. Die Vermutung, dass tatsächlich auch der Vater Brauer war, lässt sich aus der Quellenlage nicht bestätigen, ist aber nicht abwegig, da er im Familienbuch als Küfermeister ausgezeichnet ist. Laut Quellen wäre sein Vater zudem nicht der einzige Küfer, der sich fortbildet. Aus dem Grüninger Gewerbetagebuch 1858-1959 (Abb. 10) lässt sich erschließen, dass auch der Küfer Adam Gilbert (*1831) wenige Jahrzehnte später den Brauberuf hinzunimmt (siehe Zeile 4). Er heiratet in zweiter Ehe Luise Fay, Tochter eines Gastwirtes und einer

24 Vgl. Beck, 2009: 49.
25 http://www.legendsofamerica.com/mo-lempmansion.html

geborenen Arnold. Beide Familien werden später auf der Suche nach Johann Adam Lemps Ausbildungsstätte noch eingehender behandelt.

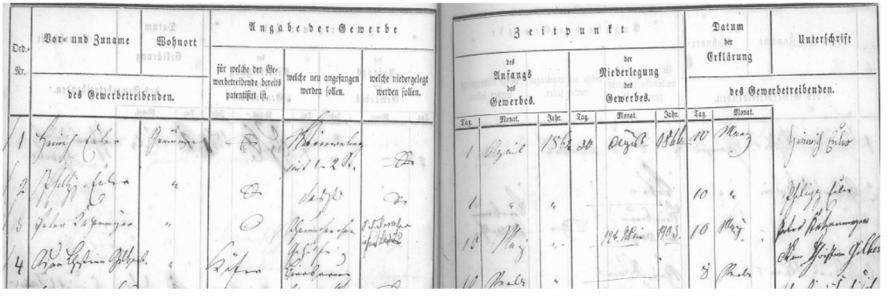


Abb. 10: Gewerbetagebuch 1858-1959 (StadtA Pohlheim)

Auf der Suche nach dem Grüninger Brauhaus – Einblick in die Historie der Grüninger Wirtshäuser

Die Suche nach Johann Adam Lemps Ausbildungsstätte und somit der Wiege seiner Karriere, die als Bierbaron in St. Louis/Missouri endet, führt unweigerlich zu der unübersichtlichen Geschichte der verschiedenen Gastwirtschaften Grüningens. Auch hier ergibt sich erneut das Problem der lückenhaften Quellenlage. Begann er seine Karriere im alten Brauhaus? Oder etwa in einer Gaststätte und einem Braukeller, die nahe beieinander, aber in getrennten Häusern untergebracht waren? Beherbergte einer der Wirtshäuser Lemps Ausbildungsstätte direkt unter dem eigenen Dach? Oder war sie gar in einer Scheune oder in einem Keller, ohne einer Gastwirtschaft anzugehören, untergebracht?

Trotz der vielen Lücken in der Überlieferung des 17. und 18. Jahrhunderts, deuten Quellen des 19. Jahrhunderts nicht nur auf das alte Brauhaus hin, sondern listen sogar mehrere Brauer auf. Auch wenn dies nach Johann Adam Lemps Zeit in Oberhessen einzuordnen ist, bleibt zu bedenken, dass das Rechnungsbuch von 1821 lediglich fünf Jahre nach seinem Abschied aus seinem Geburtsort entstand und es mehr als unwahrscheinlich ist, dass sich ausgerechnet in dieser kurzen Zeit eine vorher nie dagewesene Braukultur entwickelt hat.

Zwar ist die Frage, ob es eine Grüninger Brauerei gab, gelöst, doch stellt sich nun die Frage „Wo?“. Um sich einen groben Überblick zu verschaffen, hilft es das Familienbuch Grüningens, das neben biografischen Eckdaten im Idealfall auch Hinweise auf Berufe liefert, zu studieren. Ein zweites Hilfsmittel sind alte Postkarten (Abb.:), auf denen verschiedene Anhaltspunkte gegeben werden. Um die Jahrhundertwende, Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, scheinen die Namen der Lokalitäten den Namen der Besitzer gewichen zu sein. Die Postkarten sprechen zumindest nicht mehr vom Gasthaus „Zum Löwen“ oder „Zum Taunus“, wie bei Fay über längst vergangene Zeiten nachzulesen ist.



Abb.: 11: Postkarte von Grüningen mit den drei Gaststätten der Familien Arnold, Bender und Fay (Anfang 20. Jahrhundert, StadtA Pohlheim)

Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts sind die Gaststätten unter den Namen Restauration Arnold und Restauration Wilhelm K. Bingel sowie der Gastwirtschaft Chr. Karl Bender auf den Postkarten aufgeführt. Doch welche dieser drei Gasthäuser ist die Ausbildungsstätte des Johann Adam Lemp?

Zunächst liegt der Verdacht nahe, dass sich im späten 18. Jahrhundert und im 19. Jahrhundert eine Art Dynastie unter den Gastwirten in Grüningen herauskristallisiert. Die Familie Arnold betreut über Generationen hinweg ein Gasthaus, expandiert jedoch durch geschickte Heiratspolitik. Jacob Wilhelm Arnold (1793-1843) ist im Famlienbuch als erster mit dem Beruf Gastwirt aufgeführt.



Abb. 12: Ausschnitt einer Postkarte mit der Fotografie des Gasthauses „Zum Taunus" (Anfang 20. Jahrhundert, StadtA Pohlheim)

Sein Sohn Jacob Arnold (1827-1897) tritt in seine Fußstapfen. Ebenso finden zwei seiner Töchter passende Ehemänner. Henriette (1819-1868) heiratet den Gastwirt Heinrich Carl Fay (1812-1868) und Johannette (1821-1853) seinen entfernten Verwandten, den Küfer Adam Wilhelm Fay (1821-1868). Von Heinrichs und Henriettes sechs Kindern sterben beide Söhne bereits im ersten Lebensmonat, ihre vier Töchter überleben. Eine davon ist Luise Fay, zweite Ehefrau des Witwers Adam Christian Gilbert, der, wie bereits erläutert, zu seinem Beruf des Küfermeisters noch den des Brauers hinzunimmt. Die Familie Fay besitzt die Gaststätte „Zum Taunus" (Abb. *1*12), während die Familie

Arnold die Restauration Arnold führt. Es sei noch zu erwähnen, dass im Falle der Familie Arnold Jacob Arnolds Sohn aus zweiter Ehe, der Kaufmann Wilhelm Arnold (*1870), das Geschäft ausweitet. Zur Restauration kommt ein Kolonialwarengeschäft hinzu (Abb. 13). Dieses Geschäft hält sich noch weit in das 20. Jahrhundert hinein. Später wird es von von seiner Witwe geführt.[26]

Neben den Familien Arnold und Fay besitzt auch die Familie Bingel eine tranditionsreiche Gastwirtschaft. Bereits 1838 liegt gegen den Wirt, Bürgermeister und Ratsschöff Christian Bingel (1784-1864) von Grüningen und ungenannte Gäste eine Anzeige wegen Übertretung der Feierabendstunde vor.[27] Diese Gastwirtschaft tritt erneut 1852 in Erscheinung aufgrund einer Anzeige wegen Musikhaltens ohne Erlaubnis.[28] Das Gründungsjahr der Gastwirtschaft der Familie Bingel geht aus der Überlieferung nicht hervor, muss jedoch aufgrund der Anzeige vor 1838 anzusiedeln sein. Christian Bingels Sohn und Landwirt Christian Ernst Bingel (1824-1891) ehelicht Christine Arnold (1823-1896), dritte Tochter Jacob Wilhelm Arnolds. 1854 ist im Brandversicherungskataster nachzulesen, dass dieser eine Brauerei auf seinem Hof erbauen lässt (Abb. 14). Es ist Unklar, ob das Bauvorhaben aus den 1850er Jahren vollkommen neu entsteht oder ob es eine alte, ausgediente Brauerei ersetzt.



Abb. 13: Ausschnitt einer Postkarte mit der Fotografie des Gasthauses und der Kolonialwarenhandlung Wilhelm Arnold (Anfang 20. Jahrhundert, StadtA Pohlheim)

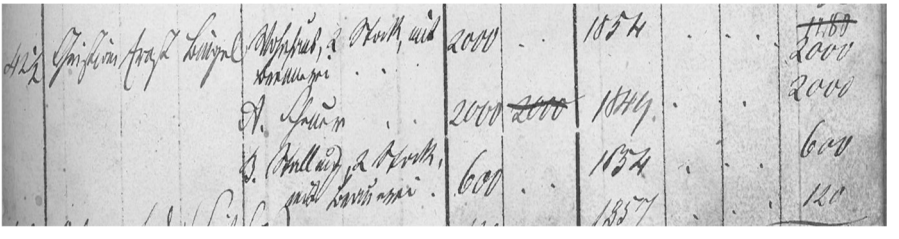


Abb. 14: - Brandversicherungskataster von Grüningen 1818-1880 (StadtA Pohlheim)

Auch wenn hier eine Lücke von fast einem halben Jahrhundert in den Überlieferungen existiert, ist es naheliegend, dass die spätere Restauration Wilhelm K. Bingel daraus hervorgeht und unter diesem Namen bis in die 1920er Jahre hinein geleitet wird. Nach über 100 Jahren, im Jahre 1930, übernimmt die

26 Vgl. Adressbücher Stadt und Kreis Gießen 1927, 1935, 1937; Magistrat der Stadt Pohlheim, 1998: 46.
27 Vgl. Stadtarchiv Pohlheim. Grüningen XIX, Konvolut 1, Faszikel 3.
28 Vgl. ebd. Grüningen XIX, Konvolut 1, Faszikel 17.

Gaststätte eine andere Familie und existiert bis heute weiter.[29] Im Verlauf des 20. Jahrhunderts erhält die Gaststätte den Namen „Zur Linde“, später „Grüninger Kneipche“.

Zeitgleich besitzt die Familie Marsteller das Gasthaus „Zum Löwen“. Henrich Christoph Marsteller (1737-1820), Schwiegervater des Onkels von Johann Adam Lemp, steht als erster seiner Linie als Löwenwirt im Grüninger Familienbuch. Sein Sohn Johann Henrich Marsteller (1772-1844) folgt ihm nach. Henrich Marsteller III. (1805-1861) ist im Stammbaum als Küfer ausgewiesen. Seine Frau Henriette Marsteller (1807-1890), geborene Fay ist wiederum die Tochter der Eleonora Fay, geborene Marsteller und verwitwete Lemp, aus zweiter Ehe. Aufgrund hoher Kindersterblichkeit stirbt dieser Familienzweig mit Henrich und Henriette aus. Mündliche Quellen[30] aus Grüningen besagen, dass zwar alle Grüninger Einwohner, die noch etwas zu der Thematik der Brauerei beitragen könnten, bereits verstorben seien, trotzdem erinnert sich ein Grüninger Bürger noch an die Bezeichnung „Brauhaus“ für die Gastwirtschaft „Zum Löwen“ . Zwar stammt diese unter diesem Namen erst aus den 1970er Jahren (Abb. 15), doch da die Gastwirtschaft „Zum Löwen“ historisch nachweisbar ist, kann hier eine Fortsetzung der Namenstradition vorliegen.



Abb. 15: Gaststätte „Zum Löwen“ in der Taunusstraße in Grüningen (1998)

Dies lassen diverse Quellen vermuten. Bereits 1884 ist im Feuerversicherungsbuch der Gemeinde Grüningen ein Eintrag über einen Saalbau verzeichnet, der von Christian Karl Bender in der Hauptstraße 11,[31] beantragt wurde. Um die Jahrhundertwende ist auf Postkarten noch immer die Gastwirtschaft unter dem Namen Chr. Karl Bender abgebildet. Erst 1953 wechselt der Besitz zu Wilhelm Heinrich Bender, der jedoch schon in den 1920er Jahren die Gastwirtschaft leitet. Ihm folgt 1960 Ernst Bender.[32] Heute ist die Gastwirtschaft der Familie Bender noch immer in diesem Haus ansässig und führt den Namen „Zum Löwen“. Aufgrund dieser gradlinigen Geschichte, ist es wahrscheinlich, dass der Familie Marsteller direkt die Familie Bender folgt und diese nach etwa einem Jahrhundert der Gaststätte wieder den alten Namen gibt.

Hieran ist zu erkennen, dass die Gastwirtschaften der Familien Arnold, Fay und Marsteller im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert parallel existieren und jeweils ihre eigene, wenn auch miteinander verschlungene, Geschichte haben. Wenn davon ausgegangen wird, dass der Name „Zum Löwen“ zeitweise verschwindet und die heutige Gastwirtschaft diesen historischen Namen

29 Vgl. Adressbuch Stadt und Kreis Gießen 1927, 1935; Feuerversicherungsbuch über die Gebäude in der Gemeinde Grüningen.

30 E-Mail von Werner Bender, 27.04.2016.

31 Die Hauptstraße wurde im Zuge der Zusammenlegung der einzelnen Dörfer zur Stadt Pohlheim 1971/1974 in Taunusstraße umbenannt.

32 Vgl. Adressbuch für Stadt und Kreis Gießen 1927 und 1963/64; Feuerversicherungsbuch über die Gebäude in der Gemeinde Grüningen.

wieder angenommen hat, lässt sich leicht im Kontext der Lemp'schen Familiengeschichte eine Verbindung ziehen. Johann Henrich Lemp, Onkel Johann Adam Lemps und Küfermeister, heiratet 1788 die Tochter des Löwenwirtes Eleonora Marsteller. Er und sein Bruder Wilhelm Christoph Lemp waren laut Grüninger Familienbuch beide Küfermeister in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es liegt daher nahe, dass Henrich Christoph Marsteller nach dem Tode seines Schwiegersohnes sich dem vaterlosen Neffen, Johann Adam Lemp, annimmt und dessen Ausbildung zum Bierbrauer im Gasthaus „Zum Löwen" fortsetzt.

From Rags to Riches – Johann Adam Lemp in St. Louis (1838-1862)

Johann Adam Lemps Zeit in Eschwege war weniger von Erfolg gekrönt. Aufzeichnungen im Staatsarchiv Marburg sprechen gar von Gläubigern, die ihn zwangen sich mit der Familie nach Amerika abzusetzen.[33] Das in der US-Verfassung verankerte Streben nach Glück nahm Lemp sich zu Herzen. Nach seiner Ankunft in St. Louis/Missouri 1838, wird sein kleiner Lebensmittelladen schnell zum Erfolg.

The light golden lager was a welcome change from the darker beers that were sold at the time. The recipe, handed down by his father, was so popular that just two years later, he gave up the grocery store and built a small brewery in 1840.[34]

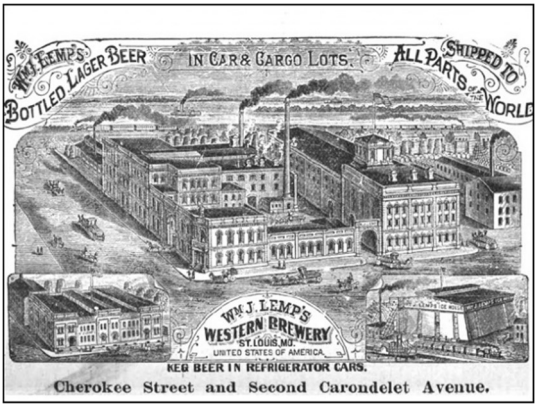


Abb. 16: Brauerei der Familie Lemp in St. Louis/Missouri

Das Bier deutscher Immigranten ist zu dieser Zeit eine Neuheit auf dem überseeischen Markt, auf dem es zuvor kein Lagerbier gab. Das natürlich kühle Höhlensystem St. Louis' ermöglicht Lemp seine Erfahrungen aus Deutschland umzusetzen und gleichzeitig eine längere Reifezeit und somit bessere Qualität zu erlangen.[35] In den 1840er und 1850er Jahren, Lemp ist seit 1841 US-Bürger,[36] prosperiert seine Western Brewery stetig und wird 1850 zu einer der größten der Stadt (Abb. 16).[37] 1858 erringt das Lemp-Bier sogar den ersten Platz auf der jährlichen St. Louis Fair.[38] Am 23. August 1862 stirbt Johann

33 Vgl. Beck, 2009: 50.
34 http://www.legendsofamerica.com/mo-lempmansion.html.
35 Vgl. Beck, 2009: 51.
36 http://collections.mohistory.org/resource/103235.html.
37 http://www.the-line-up.com/lemp-mansion/.
38 http://www.legendsofamerica.com/mo-lempmansion.html.

Adam Lemp als mehrfacher Millionär. Sein Sohn William Jacob Lemp (1836-1904) baut als Erbe der Brauerei den Besitz zu einem gigantischen Unternehmen aus und erschließt einen globalen Markt, der von Kalkutta bis in die Karibik reicht. Zu Spitzenzeiten dehnt sich das Unternehmen auf fünf Straßenzüge aus. 1870 ist die Brauerei die größte der Stadt und die Familie Lemp symbolisiert Wohlstand und Macht bis zur Prohibition 1920. Mit der Heirat der Tochter William Jacob Lemps, Hilda Thusnelda Lemp (1875-1951) mit Gustave Pabst (1866-1943), Spross einer Brauerfamilie aus Milwaukee, im Jahre 1897 schließen sich infolgedessen auch zwei Brauereititanen zusammen.



Abb. 17: Plakat zur Aufforderung zur Abstinenz in den USA

Trotz all des Erfolges und all des Vermögens, verfolgt die Lemps jedoch im Privaten das Pech. Die Familiengeschichte des 20. Jahrhunderts ist gezeichnet von Tragik und Trauer. 1904 übernimmt William Jacob Lemp jr. (1867-1922) den Posten des Präsidenten nach dem Suizid seines Vaters William Jacob Lemp, der den Tod seines Sohnes und Erben Frederik Lemp (1873-1901) nicht überwinden kann. William Jacob jr., als großzügig und den Frauen zugetan bekannt, wirft mit dem Vermögen der Familie um sich. Seine Scheidung 1909 entwickelt sich zu einer öffentlichen Schlammschlacht. Das Brauereivermögen schwindet und die staatlich angeordnete Prohibition 1920-1933 in den Vereinigten Staaten führt zur Schließung der Brauerei. Williams Schwester Elsa Lemp Wright (1883-1920), die bis dahin als reichste Erbin in St. Louis galt, erschoss sich aufgrund ihrer unglücklichen Ehe im Jahre 1920. Am 28. Juni 1922 wurde die mehrere Millionen Dollar teure und mehrere Stadtviertel umfassende Lemp-Brauerei für gerade einmal 588.000 Dollar versteigert. Einzig die Villa blieb in Familienbesitz. Dies sind nur einige Beispiele des Unglücks und der Tragik, die die Familiengeschichte der Lemps in Amerika prägen. Edwin Lemp (1880-1970) starb als letztes der sieben Kinder des William Jacob Lemp und seiner Frau Julia Lemp, geborene Feickert (1841-1906), im Alter von 90 Jahren eines natürlichen Todes.

Resümée

Abschließend ist zunächst festzustellen, dass aufgrund der schwierigen Quellenlage ein Brauhaus und Brauer nur über Umwege in Grüningen nachgewiesen werden können. Ein eindeutiger schriftlicher Beweis aus damaliger Zeit, existiert allein in der Grüninger Chronik. Doch auch wenn die Überlieferung aufgrund der bewegten Geschichte Grüningens in der frühen Neuzeit unvollständig ist und die lückenhafte Quellenlage die Suche erschwert, konnte nachgewiesen werden, dass es in Grüningen das besagte Brauhaus gab. Jegliches andere Ergebnis hätte verwundert. Es bleibt jedoch unklar in welcher Form das Brauhaus existierte. Hier ist die Dokumentation in anderen Stadtteilen Pohlheims weitaus ergiebiger und es liegt dort sogar Bildmaterial vor. Die lückenhafte Überlieferung ist der von Kriegen, Tyrannei und Hunger geprägten Grüninger Geschichte geschuldet. Aufgrund der

strategisch guten Lage zwischen Wetterau und Lahntal und der Begrenzung durch eine Stadtmauer, sahen die Angreifer Grüningen als geradezu prädestiniert an, von ihnen eingenommen zu werden. Die schwierige Rechtslage der Brauer unter Solms-Braunfels'scher Herrschaft erschwerte die Herstellung des Gerstensaftes und die Etablierung eines Brauhauses zudem. Ausgerechnet in dieser Zeit siedelt sich die Familie Lemp an, aus der später ein erfolgreicher, millionenschwerer Bierbaron aus St. Louis/Missouri im 19. Jahrhundert hervorgehen soll. Dieser entscheidet sich aber nicht zufällig für diesen Beruf. Eine Vielzahl von Küfern und verwandtschaftliche Verbindungen zu Brauern und Gastwirten scheinen seine Berufswahl beeinflusst zu haben. Die Ansiedlung der Familie Lemp über zwei Jahrhunderte in Grüningen ist ebenso belegt, wie die Existenz eines Brauhauses. Sie erscheint ebenfalls in den vielfältigsten Dokumenten, kirchlicher wie weltlicher Art. Was jedoch bis heute strittig ist, ist das Geburtsdatum des Johann Adam Lemp. Auch wenn sein Grabstein den 20. Mai 1793 festhält, wurden die Daten des Grüninger Familienbuches aus der Kirchenbuchdatei übernommen, die 1941 von einem Langgönser Pfarrer angefertigt wurde. Ob Lemp nun durch nicht nachgewiesene sprachliche Barrieren den Einwanderungsbehörden in den USA ein falsches Datum mitteilte oder ob das Datum in der Kirchenbuchdatei wegen Unleserlichkeit falsch übertragen wurde, kann nicht geklärt werden. Das Grüninger Kirchenarchiv besitzt keinerlei Dokumente über Geburten, die derart weit in die Vergangenheit reichen.

Da es diverse Hinweise auf Brauer und Einrichtungen für Brauer gibt, jedoch keine eindeutigen Quellen zu Rate gezogen werden können, liegt auch weiterhin im Dunkeln, in welcher Form Grüningen der Braukunst nachging. Gab es eine einzige Einrichtung oder hatte jede Gastwirtschaft sein eigenes Bier? Beide Möglichkeiten sind nicht abwegig, da sie sich in Nachbardörfern, die ebenfalls unter Solms-Braunfels'schem Rechtsdiktat standen, nachweisen lassen. Da die Familie Bingel eine Brauerei beantragte und das Gasthaus „Zum Löwen" der Familie Marsteller noch heute als Brauhaus bekannt ist, rückt letztere Theorie in den Vordergrund. Dies wirft wiederum die Frage auf, wo Johann Adam Lemp seine Zeit als Lehrling verbrachte. Noch heute sind alle drei Häuser, in denen die drei Gaststätten untergebracht waren, in Pohlheim-Grüningen auszumachen. Zwei davon existieren gegenwärtig noch in der Taunusstraße: ein Restaurant für deutsche und polnische Spezialitäten in der ehemaligen Gaststätte der Familie Bingel sowie das Gasthaus „Zum Löwen" der Familie Marsteller, seit mehr als 100 Jahren unter Leitung der Familie Bender. Es ist daher naheliegend, dass Johann Adam Lemp in einem Wirtshaus als Lehrling anfing, um das Handwerk zu erlernen. Ob dies intern geschah, im eigenen Keller, oder extern in einem offiziellen Brauhaus, bleibt ungeklärt. Aufgrund der verwandtschaftlichen Beziehungen liegt als Ausbildungsstätte die Gastwirtschaft „Zum Löwen" nahe.

Aufgrund vieler Todesfälle und einer hohen Kindersterblichkeit, scheint Johann Adam der letzte Überlebende Lemp des Grüninger Zweiges gewesen zu sein. Ausgerechnet er schaffte es in die Vereinigten Staaten auszuwandern, um dort nicht nur nach dem Glück zu streben, sondern es auch zu finden.

Said to be one of the ten most haunted places in America, the Lemp Mansion in St. Louis, Missouri, continues to play host to the tragic Lemp family. Over the years, the mansion was transformed from the stately home of millionaires, to office space, decaying into a run-down boarding house, and finally restored to its current state as a fine dinner theatre, restaurant and bed and breakfast.[39]

Literaturverzeichnis

Beck, Jürgen. 2009. *Ein Eschweger Bierbrauer erobert Amerika. Die Geschichte des Johann Adam Lemp (1798-1862).* In: Eschweger Geschichtsblätter 20/2009. Seite 49.

Brake, Ludwig. 1999. *Die „Widersetzlichkeit und thätliche Opposition des Stättgens Grüningen". Zehn Tage im August 1724.* In: Stadt Pohlheim (Hg.). Grüningen 799-1999. 1200 Jahre Pohlheim-Grüningen. Seite 87-101.

Fay, Wilhelm. 1938. *Grüninger Namengebung. Vergangene und lebende Namen eines oberhessischen Dorfs.* Gießen.

Gaul, Friedrich. 1904. *Die persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Bauernstandes im Fürstentum Solms-Braunfels in tausenjähriger Entwicklung vom 9.-19. Jahrhundert.* Jena.

Magistrat der Stadt Pohlheim (Hg.). 1982. *Pohlheim. Junge Stadt am Pfahlgraben*. Gießen.

.- 1998. Pohlheim-Grüningen 799-1999. *Bilder – lebendige Zeugnisse einer wechselvollen Geschichte.* Gießen.

Wagner, Georg Wolhelm Justin. 1830. *Statistisch-topographisch-historische Beschreibung des Großherzogtums Hessen. Dritter Band. Provinz Oberhessen*. Damstadt 1830. http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10021982_00116. html, 09.05.2016.

Worm, Heinz Lothar. 1990. *Familien in Grüningen 1647-1900*. In: Zentralstelle für Personen und Familiengeschichte (Hg.). Deutsche Ortssippenbücher. Reihe A Band 159. Grüningen Kreis Gießen. Darmstadt.

Quellenverzeichnis

Adressbücher für Stadt und Kreis Gießen, 1927, 1935, 1937, 1954, 1963/64.

Beedebuch 1693. Pohlheimer Stadtarchiv. Grüningen IX, Konvolut 19 Faszikel 1.

Brandversicherungskataster Grüningen, 1818-1880. Pohlheimer Stadtarchiv. Grüningen XXVII, Konvolut 2, Faszikel 4.

Feuerversicherungsbuch über die Gebäude in der Gemeinde Grüningen (Ortsexemplar).

Gewerbetagebuch Grüningen, 1858-1959. Pohlheimer Stadtarchiv. Grüningen XXIII, Konvolut 1, Faszikel 4.

Grüninger und Dorf-Güller Markbuch 1717-1854. Pohlheimer Stadtarchiv. Grüningen XV, Konvolut 12 Faszikel 8.

Kirchenbücher des 17. und 18. Jahrhunderts. Kirchenarchiv der Gemeinde Grüningen. 3 Bände.

Ortschronik der Gemeinde Grüningen, 1857. Pohlheimer Stadtarchiv.

Rechnungsurkunde Grüningen 1821. Pohlheimer Stadtarchiv.

Schatzungsbuch 1735-1763. Pohlheimer Stadtarchiv. Grüningen IX, Konvolut 2 Faszikel 1.

39 http://www.legendsofamerica.com/mo-lempmansion.html.

Die ehemalige Synagoge in Großen-Buseck - Ergebnisse einer bauhistorischen Untersuchung[1]

SUSANNE GERSCHLAUER

1. Einleitung

Das Gebäude Anger 10, die ehemalige Synagagoge in Großen-Buseck, ist einschließlich des Gedenksteins im Vorgarten sowie der Mauereinfriedung aus geschichtlichen und städtebaulichen Gründen als Kulturdenkmal geschützt. Das Fachwerkgebäude wurde 1790/91 (d) errichtet.[2] 1844 erwarb es die jüdische Gemeinde vom Vorbesitzer. Seit 19.10.1939 befindet sich das Haus mit Grundstück im Besitz der politischen Gemeinde Buseck.

Im Oktober 2015 beauftragte der Gemeindevorstand der Gemeinde Buseck die Autorin mit der Abfassung eines bauhistorischen Gutachtens. Anlass zur Untersuchung gaben Überlegungen der Kommune über Möglichkeiten einer denkmalgerechten Nutzung des bereits 2013 weitgehend leerstehenden und nicht mehr zu Wohnzwecken genutzten Gebäudes. Bauliche Eingriffe in einem denkmalgeschützten Gebäude und ggf. daraus resultierende bauliche Veränderungen setzen eine fachliche Begutachtung des Bestandes voraus.

Ziel der Untersuchung war die Analyse des Baubestands unter bauhistorischen Gesichtspunkten, insbesondere die Frage der Nachweisbarkeit von Nutzungsspuren als Synagoge bzw. als Gemeinderaum der jüdischen Gemeinde Großen-Buseck, als die das Gebäude von 1846 bis 1938 bestand.

Vor Ort wurden stratigrafisch einzuordnende, datierungsrelevante Hinterlassenschaften der Nutzung durch die jüdische Gemeinde gesucht. Der Schwerpunkt bezog sich vor allem auf den westlichen Gebäudeteil, da hier mutmaßlich, durch mündliche Zeitzeugenaussagen belegt, der Gottesdienstraum der jüdischen Gemeinde Großen-Buseck lag.[3]

Zu den Hauptrecherchepunkten zählten die ehemalige Ausstattung des Gottesdienstraumes, (Mobiliar, Dekor und Farbigkeit der Wand- und Deckenfassungen), der Standort und die Form des Aron-Hakodesch sowie der Verlauf der mündlich belegten Frauenempore. Zur Altersbestimmung des Gebäudes wurden im 2. Dachgeschoss des Gebäudes vier Holzbohrproben entnommen. Das Ergebnis verweist auf eine Bauzeit um 1790/91.

---

1 Der vorliegende Text stellt eine stark verkürzte Fassung der Ergebnisse einer bauhistorischen Untersuchung von 2015 dar. Das von der Autorin gefertigte Gutachten liegt der Gemeinde Buseck, dem Landesamt für Denkmalpflege, Hessen sowie der Unteren Denkmalbehörde, Landkreis Gießen vor.

2 Probenentnahme durch das Freie Institut für Bauforschung und Dokumentation (IBD), Marburg; Auswertungsbericht: Gutachten durch Hans Tisje, November 2015.

3 Nach mündlichen Aussagen der Zeitzeugin Frau Haubach (†), Anger 4, Großen-Buseck.

Lfd. Nr.	Holzart	Jahr-ring-anzahl	Splint-ringe	Wald-kante	Entnahmestelle	Kor-relation	Letzter Jahr-ring	Fälljahr + Vergleichs-kurve
1	Eiche	96	28	WK	2. DG, 2. Gespärre von Osten, Kaiserstiel, Abbundzeichen „II" auf der O-Seite, WK u.Borke vorhanden	0,590		1790 Süd-deutsche Eichen-chronologie
2	Eiche	109	24	WK	1./2. DG, 6. Gespärre von Osten, Kehlbalken mit bauzeitlicher Einschubdecke auf beiden Seiten, WK und Borke vorhanden	0,372		1790 Süd-deutsche Eichen-chronologie
3	Eiche	128	41	WK	1./2. DG, 11. Gespärre von Osten, Kehlbalken mit bauzeitlicher Einschubdecke auf beiden Seiten, WK und Borke vorhanden	0,509		1790 Süd-deutsche Eichen-chronologie
4	Eiche	77	19	WK	2. DG, 14. Gespärre von Osten. Kaiserstiel, Abbundzeichen „XIIII" auf der W-Seite, Splint vorhanden	0,446		1790 mit Probe 3

Abb. 1: Tabelle: Hans Tisje, Neu-Isenburg, Dendrochronologisches Gutachten, 11.2015

2. Quellenlage und Forschungsstand

Die Überlieferung der Quellen zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Großen-Buseck ist aus verschiedenen Gründen lückenhaft. Somit bleiben die überkommenen Archivalien, die nur in Ausschnitten den hier interessierenden Zeitraum von etwa 1846 bis 1938/39 bzw. um 1949 wiedergeben, als Beurteilungsgrundlage übrig.

Die Auswertung dieser Archivalien bietet eine der Grundlagen zur Interpretation der Nutzungsgeschichte des Gebäudes. Die besondere Entstehungs- und Überlieferungssituation erfordert allerdings eine kritische Einschätzung der Quellen.

Einen überraschenden Glücksfall stellt die – offenbar bislang der Forschung nicht bekannt gewesene – Quelle der Jewish Restitution Successor Organization (JRSO) zur ehemaligen Synagoge in Großen-Buseck dar.[4] Hierin fand die Autorin

4 Vgl.: http://cahjp.huji.ac.il/webfm_send/783(Abruf: 15.02.2016).

im Rahmen ihrer Recherche neben den bereits bekannten Fakten neue Informationen zur jüngeren Geschichte der jüdischen Gemeinde sowie skizzierte Pläne des Synagogengebäudes.

Sekundärliteratur zur ehemaligen Synagoge am Anger 10 ist auf wenige Publikationen beschränkt. Insbesondere sind hier die von Thea Altaras, 2007, und Paul Arnsberg, 1971, zu nennen, die im kurzen Überblick auf die Geschichte der jüdischen Gemeinde und der Synagoge eingehen.[5] Darüber hinaus liegt die Ortschronik zu den fünf Busecker Ortsteilen von 1986 von Günter Hans vor. Hierin sind zahlreiche Quellenhinweise auf die Geschichte der jüdischen Gemeinde enthalten, auf die sich z.T. auch Altaras bezieht.[6] Einer Überprüfung der Quellenangaben im Gemeindearchiv halten diese Hinweise bedauerlicherweise stellenweise nicht stand. Insbesondere sind die hier erwähnten Angaben über Renovierungen in den 1860er und 1880er Jahren archivalisch nicht überprüfbar.

Durch die „Anger 10 - Gruppe", Buseck, wurden o.gen. Publikationen seit etwa 2013 ergänzt, es entstanden Broschüren und Ausstellungen zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Buseck.[7]

3. Kurze Geschichte der jüdischen Gemeinde Großen-Buseck

Nachdem das aus dem Salzburger Land stammende Adelsgeschlecht der Peilsteiner um 1218 ausgestorben war, traten die Herren von Buseck und von Trohe als Ganerben deren Nachfolge an. Ihr Besitz umfasste das gesamte Buseckertal, das ab 1337 kaiserlich verbriefte Gerichtshoheit besaß; sie waren bis ans Ende des 18. Jahrhunderts reichsunmittelbar.[8] In den folgenden Jahren stellten sie als Patrimonialherren in der Landgrafschaft Hessen die niedere Gerichtsbarkeit.[9] 1827 ging das Buseckertal und damit auch Großen-Buseck in das Großherzogtum Hessen-Darmstadt über.

Ein Effekt der lang anhaltenden reichsunmittelbaren Ortsherrschaft durch die Herren von Buseck und von Trohe war die gezielte und mengenmäßig umfangreiche Ansiedlung von „Schutzjuden".

Archivalien belegen die Ansässigkeit von Juden im Buseckertal spätestens seit Beginn des 17. Jahrhunderts.[10] Aufgrund der hohen Zahl in Großen-Buseck und naher Umgebung lebender Juden ist die Gründung einer Synagogengemeinde in

5 Altaras, Thea, Synagogen und jüdische Rituelle Tauchbäder in Hessen – Was geschah seit 1945?, Königstein/Ts. 2007 und: Arnsberg, Paul, Die jüdischen Gemeinden in Hessen. Anfang. Untergang. Neubeginn, Frankfurt am Main, 2 Bde., Bd. 1, 1971.

6 Hans, Günter, Buseck. Seine Dörfer und Burgen, Zur 1200-Jahr-Feier von Alten-Buseck im Juli 1986, hrsg. von der Gemeinde Buseck, Gießen 1986.

7 Die Gruppe konstituierte sich Ende 2015 zu dem Verein "Freundeskreis Anger 10 – ehemalige Synagoge Großen-Buseck" e.V.

8 Vgl. u.a. zur Ortsgerichtsbarkeit: HStAD, B 14, Sign. 245, 1430-11-19.

9 Zur Geschichte des Busecker Tals vgl. z.B.: Lindenstruth, Wilhelm, Der Streit um das Busecker Tal. Ein Beitrag zur Geschichte der Landeshoheit in Hessen, Diss. Gießen, um 1910.

10 HStAD, Judaica R 21 J, Sign. 2254, (1619-1622); Arnsberg, S. 283, vermutet die Ansässigkeit von Juden bereits seit um 1400. vgl. dazu auch: Hans, S. 52. Zu diesen Daten fehlen jedoch bisher Belege.

der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts anzunehmen. In einer Synagogengemeinschaft mit Großen-Buseck befanden sich auch die Juden aus Alten-Buseck, Beuern, Burkhardsfelden, Reiskirchen und Rödgen, von denen alle, bis auf die Juden aus Rödgen im Laufe der Jahre eigene Synagogengemeinden gründeten. Die im ca. 6 km entfernt liegenden Burkhardsfelden lebenden Juden gründeten beispielsweise 1858 eine eigene Gemeinde mit Betraum. Ihre Selbständigkeit dauerte bis etwa 1877.[11] Die Juden aus Reiskirchen stellten bereits 1843 einen Antrag auf Eigenständigkeit.[12]

1823 verfügte eine Großherzogliche Verordnung zum Schulunterricht jüdischer Kinder die verpflichtende Teilnahme am staatlichen Schulunterricht. Die vorgegebenen Inhalte mussten gelehrt, konnten jedoch in eigenen Räumen vermittelt werden. In Großen-Buseck erfolgte dies ab 1846 in der Synagoge Anger 10. Seit dem Volksschulgesetz von 1874 galt die Beschulungsverpflichtung in staatlichen Schulen. Es gab keinen Zwang, am christlichen Religionsunterricht teilzunehmen, jedoch musste am Religionsunterricht der eigenen Religion teilgenommen werden.[13]

Mit dem Jahr 1848 bestanden auch für die Juden im Großherzogtum Hessen, demnach auch für die Mitglieder der jüdischen Gemeinde Großen-Buseck, gleiche politische und bürgerliche Rechte und Pflichten, somit die vollständige Gleichberechtigung, auch in der Ausübung der Religion.[14]

Um 1830 lebten 102 Juden in Großen-Buseck, 1895 waren es 74, 1900 66 Personen. 1905 wurden 58 Menschen jüdischen Glaubens gezählt (3,42% Anteil an der Gesamtbevölkerung).[15]

Die jüdische Gemeinde Großen-Buseck gehörte dem Provinzialrabbinat Oberhessen an. Der zuständige Rabbiner war von 1842 bis 1897 der dem Reformjudentum zugeneigte Dr. Benedict Samuel Levi, Großherzoglich-Hessischer Rabbiner der Provinz Oberhessen mit Sitz in Gießen. In Großen-Buseck wurde der Gottesdienst auch nach Liberalisierung der Liturgie um die Mitte des 19. Jahrhunderts vermutlich wie zuvor nach den hergebrachten orthodoxen Regeln abgehalten.[16] Hier fand er jeden Tag statt, nicht nur zum Sabbath, wie z.B. in Beuern und Alten-Buseck.

---

11 Köhler, Gustav Ernst, Die Judengemeinde von Burkhardsfelden im Busecker Tal, (Schriftenreihe der Heimatgeschichtlichen Vereinigung Reiskirchen e.V., Nr. 14), Reiskirchen² 1996, S. 7.

12 Ders., Die Judengemeinde von Reiskirchen im Busecker Tal. Ein Beitrag zur Geschichte der hessischen Landjudenschaft, (Schriftenreihe der Heimatgeschichtlichen Vereinigung Reiskirchen e.V., Nr. 22), Reiskirchen² 1996, S. 21.

13 Gh. Regierungsblatt vom 17.7.1823 sowie Katz, S. 72.

14 Vgl. Hessisches Regierungsblatt 1848, S. 231f.

15 Vgl.: Ruppin, S. 73 sowie: http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ol/id/10245 (Stand: 9.12.2014).

16 Als Beleg für die orthodoxe Ausrichtung der Gemeinde: vgl.: Arnsberg, S. 282 sowie: (archivalisch nicht belegbar) Hinweis auf Spende für Renovierung um 1886 durch Baron Rothschild mit der Auflage des Verzichts auf eine Orgel bei Altaras, S. 199; zudem wickelte der die orthodoxen jüdischen Gemeinden in Hessen vertretende Landesverband der jüdischen Gemeinden in Hessen nach Kriegsende die Entschädigungsverfahren ab.

1838 arbeitete ein Lehrer für die jüdische Gemeinde, der den Kindern auch Religionsunterricht erteilte. Er lebte offenbar zu dieser Zeit im Nachbargebäude zur Vorgängersynagoge.[17] Die Gemeinde sah sich um 1909 nicht in der Lage Gemeindebedienstete zu bezahlen. Daher gab es seitdem offenbar keinen von der jüdischen Gemeinde angestellten Kantor, Religions- und Volksschullehrer, Synagogendiener, Gemeindesekretär oder -rechner mehr. Auch das rituelle Schächten wurde von einem einfachen Gemeindemitglied, wohl auf Honorarbasis, und nicht von einem dafür angestellten Schächter vorgenommen.[18] Von 1919 bis Mai 1938 war der Bäcker Isaak Rosenberg Vorsitzender der jüdischen Gemeinde Großen-Buseck. Er lebte nach eigenen Angaben im November 1938 bereits in den USA.[19]

Die Berufe der jüdischen Busecker umfassten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Händler (Vieh, Manufakturwaren) und Handwerker (Bäcker, Metzger). Die Mazzenbäckerei war über die Dauer von drei Generationen im Besitz derselben Familie. Eigentümer war zuletzt der Vorsitzende der Gemeinde, Isaak Rosenberg.[20]

Die Synagoge – von der Judengasse zum Anger

Aus den Quellen, die jüdische Gemeinde betreffend, geht hervor, dass das Fachwerkgebäude der Vorgängersynagoge im Hof der Kaiserstraße 13 (ehemals Judengasse) möglicherweise seit Anfang des 18. Jahrhundert als Synagoge in Benutzung war. Spätestens von Mitte der 1830er Jahre an bestanden offenbar erhebliche bauliche Mängel. Dies veranlasste die politische und die jüdische Gemeinde zu mehrfachen Eingaben und Beschwerden beim zuständigen Großherzoglichen Kreisamt in Gießen. Es wurde Sanierungsbedarf angemeldet und um 1840 der drohende Einsturz beklagt.[21] Diese Situation führte zum Erwerb des Gebäudes am Anger. Die Umstände, die die Wahl des Gemeindevorstands auf dieses Gebäude haben fallen lassen, sind nicht überliefert. Offenbar waren die finanziellen Möglichkeiten der jüdischen Gemeinde zuvor so begrenzt, dass eine rechtzeitige und umfassende Sanierung der bisherigen Synagoge nicht möglich schien. Ebenfalls kam – vermutlich aus demselben Grund – ein Neubau nicht infrage. Der Ankauf des bereits bestehenden Gebäudes am Anger, mit dem ein umfassender Umbau zur Synagoge

17 Erwähnung eines Lehrers; vgl.: GaB, G-B, 370-071, Schreiben des Großherzoglich Hessischen Kreisrates an Vorstand der Jüdischen Gemeinde vom 24.7.1838, betr. Abtritte und Misthaufen im Hof der Synagoge.

18 Angaben zur personellen Ausstattung der Gemeinde in: Ruppin, Arthur, Die Juden im Großherzogtum Hessen, Berlin 1909, S. 94.

19 JRSO/Hes 073 Grossen-Buseck, Giessen, Synagoge, S. 46; Schreiben von I. Rosenberg am 25.6.1958 an die JRSO. Herr Rosenberg war, eigenen Angaben zufolge, zwischen Mai und September 1938 ausgewandert.

20 Vgl.: Arnsberg, S. 283.

21 Zur teilweise überlieferten Dokumentation des Zerfalls der alten Synagoge: GaB, G-B, Nr. 370-071, darunter u.a.: Anschreiben des Großherzoglichen Kreisrats in Gießen an den Bürgermeister in Großen-Buseck vom 16.04.1840 mit dem Hinweis, das Synagogengebäude habe sich zur Seite geneigt und sei einsturzgefährdet.

einherging, dürfte an die Belastungsgrenze der jüdischen Gemeinde gegangen sein. Sie erwarb das Gebäude für 2000 Gulden. Die dadurch entstandenen Schulden wurden über lange Jahre abgezahlt.[22] Am 27. März 1846 fand der feierliche Umzug in das neue Gotteshaus statt, dessen Einweihung – gemäß den religionsrechtlichen Vorgaben – durch den zuständigen Rabbiner Levi aus Gießen vorgenommen wurde. (s. Abb. 2)

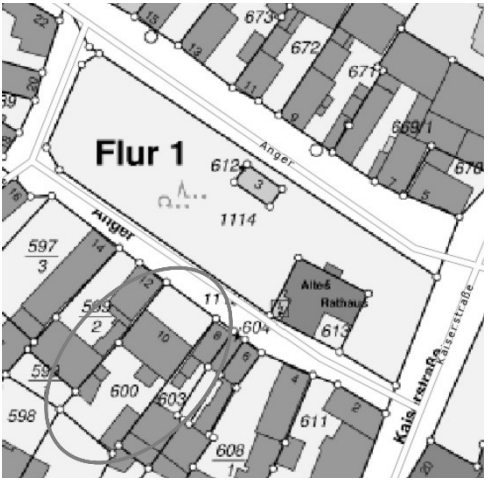


Abb. 2: Lageplan Großen-Buseck, Anger 10

Mit Datum vom 26. März 1846 erging seitens des Großherzoglich Hessischen Kreisrats an den Großherzoglichen Bürgermeister der Gemeinde Großen-Buseck das folgende Schreiben:

„Die israelitische Religionsgemeinde zu Großenbuseck beabsichtigt, Morgen die dahige Synagoge einzuweihen, und in feierlichem Zuge aus der alten Synagoge in diese umzuziehen. Ich beauftrage Sie, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Ruhe nöthigen Vorkehrungen zu treffen, namentlich den Polizeidiener auch anzuweisen, dafür zu sorgen, daß während des Zugs und der Feyer selbst keine störenden Handlungen vorkommen.“[23]

Im Jahr 1867 bat die jüdische Gemeinde öffentlich zur feierlichen Einweihung einer Thorarolle. Hierzu erfolgte am 16. Oktober 1867 ein Inserat im »Anzeige=Blatt für die Provinzialhauptstadt Gießen«.[24]

In den letzten Jahren vor ihrer Auflösung besaß die jüdische Gemeinde nach Angaben in den Archivalien 8-9 Thorarollen unter denen sich auch einige der zwischen 1933 und 1938 aufgelösten jüdischen Gemeinde Alten-Buseck befanden.

22 GaB, G-B, Schuldeintrag der jüdischen Gemeinde über 2000 Gulden 1844 sowie: Hans, S. 63.

23 GaB, G-B, 370-071, die jüdische Gemeinde Großen-Buseck betreffend, hier: Synagoge, Laufzeit: 1837-[ca. 1961?], Schreiben vom 26.3.1846.

24 Anzeigeblatt für die Provinzialhauptstadt Gießen. Amtsblatt des Kreises Gießen, Nr. 83, 1867, Artikel 3776.

Zudem ist der Besitz eines Silberbechers, eines silbernen Zeigers, von vier bis fünf Vorhängen vor dem Thoraschrein, vier bis fünf Decken für den Almemor sowie eines Kronleuchters verzeichnet.[25] Während der Pogromnacht am 10. November 1938 wurden alle Thorarollen sowie ein Memorbuch und weitere liturgische Gegenstände vollständig verbrannt.[26]

Bis Mai 1938 bestand die Gemeinde noch aus vier Familien, bis November 1938 wurde Gottesdienst abgehalten.[27] Am 19.10.1939, nach erzwungenem Entzug des Eigentums der jüdischen Gemeinde Großen-Buseck, ging das Gebäude in den Besitz der politischen Gemeinde über.[28] Ab dem 1.1.1940 war die politische Gemeinde für das Gebäude als steuerpflichtiger Eigentümer in die Akten des zuständigen Finanzamtes Grünberg aufgenommen. Die Übernahmekosten wurden lt. Akteneintrag mit 6000,- RM angegeben, der Eigentümerwechsel soll nach Eintrag im Finanzamtsformular per Kaufvertrag erfolgt sein. Es gibt auch anderslautende Hinweise, die den Kaufpreis mit 600,- RM angeben.[29]

Von den zu Beginn der 1930er Jahre in Buseck noch wohnenden 34 Juden konnten im Laufe der Jahre einige in die USA, Frankreich und in die Niederlande auswandern. Alle innerhalb Europas Verbliebenen wurden während der Shoa ermordet. Die Mehrzahl der Großen-Busecker Jüdinnen und Juden ist innerhalb Deutschlands umgezogen. Die vier nach Schlüchtern Übergesiedelten wurden von dort aus deportiert und ermordet. Sechs Mitglieder der Familien Berlin und Wallenstein wurden in Konzentrations- und Vernichtungslagern ermordet. Ein Beleg der Ermordung eines Juden, bereits 1938, im KZ Buchenwald ist überliefert.[30] Wohl spätestens seit Gießen im März 1943 vom Oberbürgermeister „judenfrei" gemeldet wurde, galt dies auch für Großen-Buseck.

25 JRSO/Hes 073 Grossen-Buseck, Giessen, Synagoge, S. 25, 50f, Angaben von Isaak Rosenberg 1950 und 1958, sowie der ehemaligen Putzfrau der Synagoge, Frau Röhrig, die seit 1931 im Erdgeschoss des Hauses lebte, von 1950.

26 Ebd., S. 45. Information aus: Lasikuel, 10. November 1938, über die Zerstörung der jüdischen Gemeinden in Deutschland, The Wiener Library, London W.1..

27 Vgl. ebd., S. 47, lt. Schreiben von I. Rosenberg vom 25.6.1958.

28 Vgl.: FA Gießen, Wiedergutmachungsakten, Einheitswertbogen III, o.J. (um 1940).

29 Der Vertrag ist nicht überliefert. Die Angabe zum Besitzerwechsel in: JRSO/Hes 073 Grossen-Buseck, Giessen, Synagoge, S. 20, vom 6.11.1959 lautet „Entzug" des Objekts; weitere Hinweise auf den Besitzerwechsel: Archivalien Finanzamt Gießen: Nr. 002-010, betr. Einheitswert – Rückerstattung gibt „Kaufvertrag" und als Kaufpreis „6000,- RM" an; dagegen: GaB, G-B, Kirchenarchiv(?), Wiedergutmachungsakten 1947ff, hier: 10.4.1948, in der ein Kaufpreis von nur 600,- Mark angegeben wird. Desgleichen: JRSO, ebd., S. 1, von 1940 f.

30 http://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/directory.html.de (Abruf: 22.02.2016), http://yvng.yadvashem.org/ (Abruf: 22.02.2016), http://www.alemannia-judaica.de/grossen-buseck_synagoge.htm (Abruf: 10.02.2016).

Die Jahre nach 1945

Ab 1947 wurde das Gebäude im Innern auf der Westseite massiv umgestaltet, um es zu Wohnzwecken nutzen zu können.[31] Die Erinnerung an die wenige Jahre zuvor gewaltsam beendete Nutzung als Synagoge war jedoch noch wach: Die Einträge für Zahlungsanweisungen bei Rechnungslegung der Handwerker lauten zum Beispiel: "[…] für geleistete Arbeit am Hause Anger 10 (Judenschule)" oder "Löhne für Arbeiten am Hause Anger 10 (Synagoge)".[32]

1961 kehrte Julius Berlin als einziger noch lebender jüdischer Bürger Großen-Busecks wieder zurück, um hier noch einige Jahre ein Manufakturwarengeschäft zu betreiben.[33]

Vor dem Haus Anger 10 wurde am 9. November 1983 ein großer Basaltstein aufgestellt, auf dem mit einer bronzenen Gedenktafel an die ermordeten jüdischen Großen-Busecker erinnert wird.

Die Forschung zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Großen-Buseck erfuhr lokal spätestens mit der einfachen Stadterneuerung von 2000-2010 durch Vorschläge zur mittel- und langfristen Gebäudenutzung einen Anstoß. Von Ende 2013 stand das Haus weitgehend leer, nachdem die letzte Bewohnerin 2013 verstorben war. Im Verlauf des Jahres 2016 begann in Absprache mit der zuständigen Denkmalbehörde die schrittweise Sanierung. Derzeit nutzen der Verein „Freundeskreis Anger 10 – ehemalige Synagoge Großen-Buseck" sowie der Heimatkundliche Arbeitskreis Buseck e.V. das gemeindeeigene Gebäude zu Vereinszwecken. Verschiedene Nutzungsentwürfe über eine Ausstellungs-, Bildungs- und Begegnungsstätte sind zudem in der Diskussion.

4. Bauphasen und Rekonstruktionsansatz

Am Gebäude Anger 10 sind neben der Errichtungsphase 1790/91 (d) mit Bauphase I zwei weitere relevante Bau- bzw. Umbauphasen erkennbar: Umbauphase II markiert dabei im Wesentlichen den Zeitraum um 1844 bis 1846 sowie nachfolgende, während der Nutzungszeit als Synagoge, bis um 1938 getätigte Umbau- und Sanierungsmaßnahmen. Bauphase III, Beginn um 1947/48, werden Maßnahmen zugeordnet, die im Rahmen der Umbauten durch die politische Gemeinde erfolgten. Dazu zählen auch jüngere Sanierungs- oder Umbaumaßnahmen, wie der Einbau der jüngsten Befensterung aus Kunststoff-Isolierglasfenstern im Ober- und 1. Dachgeschoss nach 2009.

Das Gebäude „Anger 10" ist ein traufständiges, zweigeschossiges Fachwerkhaus, heute mit massiver Mauer im westlichen Untergeschoss und Teilen des West-

31 Vgl.: GaB, G-B, 1947, Urkunde zur Rechnung der Gemeinde zu Großen-Buseck für 1947 2[.] Band Nr. 188 bis 770.

32 Ebd. , Zahlungsanweisungen vom 27.10.1947 und 5.5.1948.

33 Vgl: http://www.giessener-allgemeine.de/Home/Kreis/Staedte-und-Gemeinden/Buseck/Artikel,-Flucht-Exil-Rueckkehr-Vortrag-ueber-Julius-Berlin-in-Buseck-_arid,413032_co-start,1_regid,1_puid,1_pageid,35.html (Abruf: 10.02.2016) sowie www.alemannia-judaica.de/grossen-buseck_synagoge.htm (Abruf: 10.2.2016).

giebels. Der umlaufende Sockel ist überwiegend verputzt. Das Gebäude ist dreizonig angelegt, mit zwei Längsunterzügen in Erd- und Obergeschoss und vier quer verlaufenden Bundwänden.

Nur im Obergeschoss der Nordfassade ist das strebenlose Fachwerk unverputzt. Hier sind die Eckständer, die Fenster- und Wandstiele sowie die Anordnung der Riegelkette erkennbar. In die insgesamt 17 Ständer und Stiele ist eine verspringende Riegelkette aus Brust- und Fußriegeln eingezapft. Die Platzierung der Fensterstiele auf der Westseite verweist auf die hier ehemals eingebauten Fenster, deren Öffnungen in Bauphase III zugesetzt wurden. An den in dieser Bauphase eingesetzten Fenstern im Westteil ist jeweils eine doppelte Verriegelung ablesbar, die von der Verringerung der Fensterhöhe herrührt. Die Ständer und Stiele sind in die profilierte, leicht vorkragende Obergeschossschwelle und das durchgehende Rähm eingezapft. Das komplett aus Eichenbalken errichtete Fachwerk ist verzapft und in der Regel mit einem Holznagel gegen Verrutschen gesichert. An den breiten Eckständern sichern je zwei Holznägel die Verbindung.[34] (s. Abb. 3)

Das vorgefundene, jeweils von Ost nach West und Nord nach Süd aufsteigend angebrachte Zählsystem der Abbundzeichen besteht aus einer Kombination aus römischen Ziffern und individueller Abbundzuordnung aus Strichen, schräg dazu. Diese Zeichen sind auf den bauzeitlich verzimmerten Balken der im Obergeschoss fachwerksichtigen Nordtraufe zu finden. Sie sind ebenfalls im 2. Dachgeschoss an der dritten Bundwand von Osten sowie den beiden Vollgebinden 2 und 14 abzulesen.

Das Gebäude ist 12,73 m lang, 8,67 m breit und vom Fußboden in Raum 0.1 bis zum Dachfirst 9,62 m hoch. Der Erdgeschossfußboden hinter der Erschließungstür im Norden, die über eine Außentreppe erreicht wird, liegt 1,11 m über der äußeren Zugangsebene, die Schwelle der Hintertür im Süden des Hausflurs liegt 1,44 m über dem rezenten Erdboden.[35] Das Haus besitzt ein Satteldach mit Deckung aus rötlich-mittelbraun engobiertem Hohlfalzziegel,[36] die 1947/48 eingebauten Gauben sind mit Welleternit gedeckt.

34 Der nordwestliche Eckständer ist an der Verzapfung bereits stark geschädigt, wodurch heute beide ehemals vorhanden gewesenen Holznägel fehlen. Er wurde dort stellenweise (unsachgemäß) repariert.

35 Maße: vgl. Plan GSW, Grundriss EG und Querschnitt A-A, 05.08.2009.

36 Die Ziegel stammen laut Aufschrift aus der Freiherr von Riedesel'schen Dampfziegelei in Lauterbach. Sie stellen aufgrund von Vergleichen eine Variante der nicht datierten „Reform-Pfanne mit 2 Pfalzen“ dar. vgl.: http://dachziegelarchiv.de/seite.php?kat_typ=15&sei_id=21452#grossbildview (Abruf: 10.2.2016). Vermutlich stammen sie aus der Umbauphase der 1960er Jahre.



Abb. 3: Nordfassade, Oktober 2015

Das Haus ist Teil der dichten Angerbebauung aus zwei- und dreiseitigen Hofreiten des 17. bis 19. Jahrhunderts, es wurde als ein sogenanntes Einhaus 1790/91 (d) errichtet. Von der nördlich verlaufenden Baufluchtline aus liegt es um ca. 7 m nach Süden versetzt. Das Gebäude steht auf einem erhabenen, von Norden bis zum Haus leicht ansteigenden, dahinter nach Süden leicht abfallenden, zu den Nachbargrundstücken durchschnittlich um etwa 30-40 cm erhöhten Areal. Das ca. 35 m lange und etwa 13,50 m breite Grundstück umfasst mit Hofreite und Garten ca. 450 qm Grundfläche und damit eine vergleichsweise große Parzelle.[37] Die auf der Ost- und Westseite sehr dicht angrenzende Schuppen- und Scheunenbebauung der Nachbargrundstücke erschwert eine Erschließung des südlich gelegenen Gartengeländes von Norden her. Daher erfolgt der Zugang über Nachbargrundstücke von Süden aus. Heute begrenzt das Gelände Wilhelmstr. 17B den Garten im Südwesten, derzeit in Nutzung durch die Deutsche Post. Im Norden, zum Anger hin, verläuft an der Parzellengrenze eine etwa 60-80 cm hohe Basalt-Bruchsteinmauer.

Die Nordfassade ist die Haupterschließungsseite des Gebäudes. Bis heute erfuhr die Lage und das Format des Haupteingangs, der über eine mehrstufige, gerade Treppe erschlossen wird, keine bauliche Veränderung. Er begrenzt seit der Erbauungszeit das östliche Gebäudedrittel. Achsial darüber liegt eine ebenfalls vermutlich seit der Erbauungszeit vorhandene Fensteröffnung. Die beiden westlichen

37 Zu abweichender Größenangabe der Parzelle vgl. auch: GaB, G-B, Wiedergutmachungsakten 1950ff, hier: Grundbuchauszüge, 22.10.1947, 28.7.1950, sowie JRSO, S. 45 o.J..

Fenster stammen aus Bauphase II. Sie sind je in einer Achse über dem 2. und 4. Fenster des darunterliegenden Geschosses positioniert. Die ihnen jeweils westlich benachbarten Gefache sitzen achsial über denen des Untergeschosses, hier befanden sich zuvor vermutlich ebenfalls Fensteröffnngen, sie wurden in Bauphase III zugemauert. Die beiden befensterten Dachgauben stammen aus Bauphase III.

Auf der Rückseite, nach Süden, ist der Garten angesiedelt. Hier liegt die über mehrere Stufen erreichbare Hintertür in den 1966 errichteten Toilettenanbau. (s. Abb. 4)



Abb. 4: Südfassade, September 2014

Bauphase I, 1790/91 (d), Neubau

Der Neubau entstand als sogenanntes Einhaus. In der zugehörigen Archivalie findet sich ein Eintrag mit der Brandkassennummer 105, später 190,[38] mit dem Vermerk: Wohnhaus, zwei Stock, mit westlich gelegenem Scheunenteil unter einem Dach.

Als Eigentümer nachweisbar ist von ca. 1826 bis 1837 ein Präceptor namens Rumpf, danach, bis 1844, Gottfried Hedderich. Dabei ist unklar, seit wann der Präceptor Rumpf Eigentümer war. Da er erst 1795, dem Versicherungsbeginn des Gebäudes, nach Großen-Buseck zog, ist es unwahrscheinlich, dass er als Bauherr

38 GaB, G-B, Brandkassenregister 1826, S. 65.

infrage kommt.[39] Laut Eintrag in das Brandkassenregister von 1826 belief sich der Versicherungsbetrag für das Haus mit Scheune auf 850 Gulden sowie für einen Stall auf 150 Gulden.[40] (s. Abb. 5)

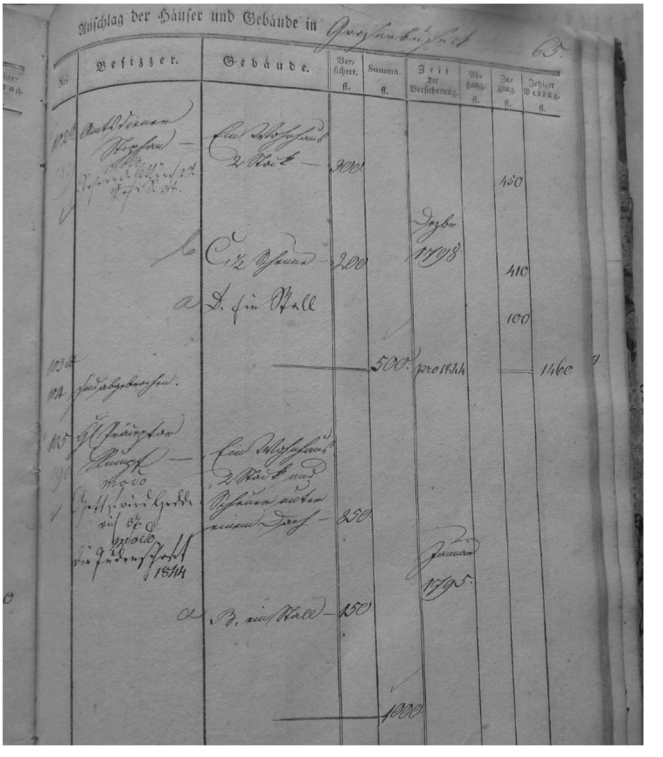


Abb. 5: Brandkassenregister 1826, Auszug

Die Größe der Parzelle entsprach mit ca. 450 qm wohl der heutigen. An den Giebelseiten im Westen und Osten bestand möglicherweise schon zur Errichtungszeit, spätestens aber um 1844 geringer Abstand zur Nachbarbebauung.[41] (s. Abb. 6) Das Gebäude wurde im nördlichen Drittel des längsrechteckigen Grundstücks errichtet. Im Gegensatz zu den meisten Nachbargebäuden ähnlichen Alters steht es traufständig zum Anger, etwa um 7 m nach Süden versetzt zur nördlich des Hauses verlaufenden Baufluchtlinie. Im Unterschied zur Nachbarbebauung aus Winkelhöfen, mit den meist parzellenbreiten, traufständigen Scheunen auf dem südlichen Teil der Parzellen, blieb die südliche Grundstücksfläche des heutigen Anger 10 frei bzw. nur mit einem um 1847 entlang der Ostgrenze errichteten, längsrechteckigen

39 Die Archivalienrecherche zur Nachweisbarkeit des Präceptors Rumpf in Großen-Buseck verdanke ich Elke Noppes, M.A., Staufenberg.

40 GaB, G-B, Brandkassenregister 1826, S. 65.

41 GaB, G-B, „Situationsriss A“ mit Eintrag von G. Hedderich als Eigentümer sowie Katasterplan von 1847 mit der Angerbebauung.

Schuppen bebaut.[42] Der östliche Gebäudeteil diente Wohnzwecken, der Westliche als Scheune.

Die aus der Bauflucht der Nachbargebäude zurückversetzte Gebäudelage ist in Bezug zu sehen zur Funktion als Scheune im Westteil des Hauses. Dieser Gebäudeteil bot einen über die gesamte Gebäudehöhe und-tiefe reichenden Raum ohne Keller.

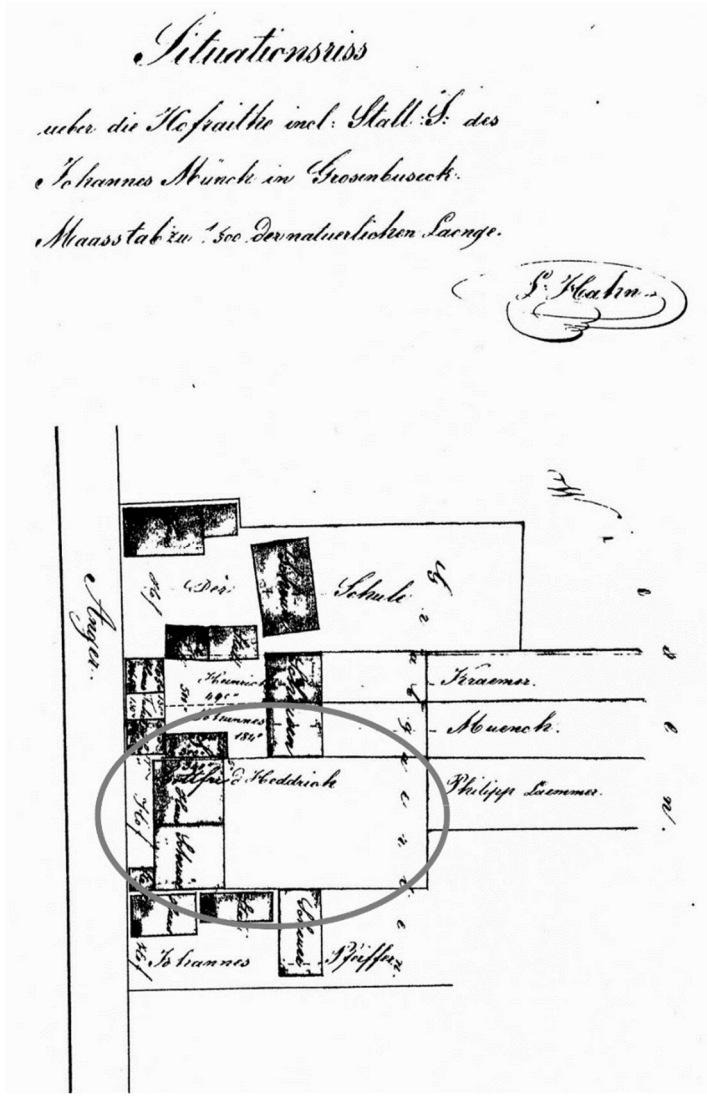


Abb. 6: Situationsriss „A", vor 1844, Norden: links

42 GaB, G-B, Katasterplan 1847 mit der Angerbebauung.

Der Fußboden im Scheunenteil bestand wohl aus Stampflehm, es gab vermutlich eine Tenne und Lagerfläche bis in den Dachbereich hinein. Die Scheune wurde wohl durch ein – vermutlich zweiflügliges – Holztor im Norden verschlossen. Wahrscheinlich gab es eine nach Süden gelegene zweite Durchgangsöffnung. Die Zufahrtsbreite orientierte sich wohl an der benötigten Breite für einen (Leiter)wagen, für den mit Sicherheit ein Stellplatz vorhanden war. Laut Brandkassenregister gab es auf dem Gelände einen Stall, der mit 150 Gulden versichert war und der für vielleicht ein oder zwei Zugtiere ausgelegt war.[43] Offenbar bestand im Norden entlang der westlichen Grundstücksgrenze noch bis etwa 1843 eine Bebauung aus einem (oder zwei) kleineren Gebäuden. Möglicherweise dienten sie als Schuppen oder kleiner Stall.[44]

Um Störungen im öffentlichen Raum zu vermeiden und ausreichend Bewegungsraum für arbeits- oder lagerungsbezogene Arbeiten zu erhalten, lag die Gebäudefront deutlich zurückversetzt. Eine vergleichsweise geringe Hoffläche vor der Scheuneneinfahrt auf der Angerseite reichte den Bedürfnissen des Bauherren wohl aus.[45] Der Zugang von der Südseite aus war vermutlich nur über Privatgrundstücke zu bewerkstelligen und immer mit Fragen der Überwandlungsrechte verbunden, wodurch sich vermutlich Abhängigkeiten ergaben.[46]

Der Ostteil des Hauses bot Wohnraum über zwei Geschosse, vermutlich zu je zwei Räumen, wobei auf der Gartenseite des damaligen und heutigen Hausflurs die Küche mit Herdstelle und vielleicht ein hausinterner Zugang zur Scheune und zum Keller gelegen haben könnte. Möglicherweise bestand, analog zu Gebäuden vergleichbarer Bauzeit und Nutzung, etwa in der Flucht der nördlich gelegenen Eingangstür, ein Hintereingang. Das Obergeschoss wurde über eine entlang der westlichen Flurwand verlaufende, einläufige, gerade Treppe erschlossen. Das Dachgeschoss diente als Lagerraum. Die Räume zum Anger und zur Gartenseite besaßen wohl je zwei Fenster. Möglicherweise gab es vor Errichtung der Nachbarbebauung auch im Ostgiebel Fenster. Der Wohntrakt besaß mindestens einen Keller nach Norden, mit Flachdecke aus Holzbalken.[47] Die Erschließung des Kellers erfolgte entweder über eine Luke mit (Holz-)treppe vom Erdgeschoss im Flur- oder Küchenbereich her, über eine Treppe von der Scheunenseite aus oder über eine außen gelegene Eingangssituation.

43 GaB, G-B, Brandkassenregister 1826, S. 65.

44 GaB, G-B, vgl.: Situationsriss „A“, auf dem im Nordwesten des Grundstücks eine Bebauung eingezeichnet ist.

45 Die traufständig angeordneten Scheunengebäude der benachbarten Hofreiten schlossen die bebaute Parzelle nach Süden ab. Durch diese Winkelhofformen ergab sich zwischen Wohnhaus und Scheune ein großzügiges Hofareal.

46 Situationsriss „A“, vor 1843, südwestlich Anger 10 liegt das Nord-Süd-ausgerichtete Grundstück von Philipp Laemmer. Für das westlich danebenliegende ist der Eigentümer unbekannt.

47 Unter den gegebenen Untersuchungsbedingungen im Oktober 2015 war nicht zu klären, ob ein auf der Südostseite des vorliegenden Grundrissplans eingezeichneter Kellerraum, K7, besteht resp. wie er erschlossen wurde.

Bauphase II, um 1844: die jüdische Gemeinde wird neue Eigentümerin

Ein Eintrag im Verzeichnis der Gemeinde Großen-Buseck, zur Reinigung der Gebäude mit Kamin von 1844, wurde Gottfried Hedderich im Februar als Eigentümer eines Kamins mit durchgeführter Arbeit eingetragen. Ein ergänzender Eintrag zur Versicherung des Gebäudes vermerkt im selben Jahr: die „Judengemeinde" als Eigentümerin und weist den Versicherungsbetrag von 1000 Gulden für ein „Wohnhaus 2 Stock mit Scheune unter einem Dach" aus.[48] Zusammen gesehen markieren beide indirekt den Besitzerwechsel und datieren ihn in das Jahr 1844, in die Zeit, als die Scheune noch nicht umgebaut war. Der Kaufpreis belief sich auf 2000 Gulden.[49]

Laut Eintrag in das Brandkassenregister von 1845 war das Gebäude am Anger bereits in diesem Jahr zur Synagoge umgebaut. Die Brandversicherungssumme belief sich für den hinzugekommenen Synagogenteil auf 3590 Gulden, für einen außerdem bestehenden Stall auf 90 Gulden. Der Gesamtbetrag lautete zusätzlich zu den bestehenden 1000 Gulden Brandversicherung nun auf 4680 Gulden.[50] Mit dem feierlichen Umzug von der bisherigen Synagoge in der Judengasse (heute Kaiserstr.) in die neue am Anger, am 27. März 1846, kann der Umbau wohl als vollständig abgeschlossen gelten.

Außen sichtbare Reste eines wahrscheinlich in die Umgestaltungsphase zu datierenden Wandaufbaus finden sich am West- und stellenweise noch am Ostgiebel. So sind im Westen noch zwei bis drei Verputzschichten erhalten, die auf die Bauphase etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts hinweisen. Der körnige, hellgelblich-beige Oberputz besteht aus stark sandigem Material und ist mit kleinen Kieseln versetzt. Er wurde auf einem Trägergitter aus Eisendraht an der Fachwerkkonstruktion aufgebracht. Im Obergeschoss und dem Dachgiebelbereich der westlichen Giebelwand findet sich eine fast durchgehend erhaltene Putzschicht dieses Befundes.

Der Erwerb des Gebäudes mit Wohnraum und Scheune unter einem Dach war für die jüdische Gemeinde Großen-Buseck offenbar eine sinnvolle Investition, da hierdurch neben dem einzubauenden Gottesdienstraum im Westen zusätzliche Räume für unterschiedliche Nutzungen des Gemeindelebens gegeben waren. Die auszuführende, umfassende Umbaumaßnahme, die im Wesentlichen den Westteil des Gebäudes betraf, veränderte dessen inneres und äußeres Erscheinungsbild erheblich. Nach Abschluss der Arbeiten wurde die Nutzung für Gemeindezwecke in den Wohnräumen des östlichen Gebäudeteils möglich. Sie dienten nun dem Religionsunterricht, für Sitzungen des Gemeindevorstands, als Gemeindebüro, sowie

48 Nr. 7, 710- Brandschutz 1843, 710 –, hier: 1831-[…]; Verzeichnis der in der Gemeinde Großen-Buseck nebst Zugehör befindlichen Häuser und Kamine […] sowie: Nr. 7, 710-Brandschutz 1843, 710 –, hier: 1831-[…]; Ergänzung zum Brandkataster, o.J., o.P., [vermutlich 1844] ohne Monatsangabe.

49 Lt. Angabe von Frau Martha Kuhl-Greif, Buseck, aus: GaB, G-B, Schuldeintrag der jüdischen Gemeinde 1844.

50 Vgl.: GaB, G-B, Brandkassenregister 1845, S. 100.

als Wohnraum der von der Gemeinde angestellten Vorbeter und Lehrer.[51] Somit war seit dieser Zeit bis zur zwangsweisen Aufgabe der Synagoge im November 1938 eine Variante des sogenannten „vollständigen Synagogentyps“ gegeben.[52]

Über einen wie auch immer gearteten, außen sichtbaren Bauschmuck, farbige Fassungen oder Hinweise auf die synagogale Nutzung kann aufgrund fehlender Befunde keine Aussage getroffen werden. Denkbar wären zeit- und religionstypische Attribute, durch die die Synagoge als jüdisches Gotteshaus auch nach außen identifizierbar gewesen wäre. Dies könnten beispielsweise Fenster mit farbigem, besonders gestaltetem Glasmuster (wie Davidstern, schmuckvolle Sprossenfenster), eine Firststange auf dem Dach, die Gebotstafeln auf dem Dachfirst oder über der Eingangstür sowie Mesusot an den Türlaibungen gewesen sein.[53]



Abb. 7: Begrenzungsmauer zum Anger, 2015

51 Vgl.: verschiedene Stellenanzeigen in: „Der Israelit“, wo die jüdische Gemeinde Großen-Buseck, 1872, 1891, 1900 Vorbeter- und Lehrer sucht und neben Gehalt auch Wohnung und Garten avisiert.

52 Definition eines vollständigen Synagogentyps aus Synagoge, Gemeinderäumen und Mikwe vgl.: Altaras, 2007: vgl.: Altaras, S. 65 ff; in Großen-Buseck fehlt jedoch der Beleg für eine Mikwe im Gebäude, daher ist an dieser Stelle von einer Variante des „vollständigen Typs“ die Rede.

53 Vergleichbare Beispiele finden sich z.B. in der Wetterau. Darunter die ehem. Synagoge in Butzbach, Pohl-Göns, auf deren Dach zur Nutzungszeit ein Stab mit einem Davidstern als Zierde montiert war. vgl. Gerschlauer, Susanne, Synagogen, in: Kirchen und Synagogen in den Dörfern der Wetterau, Ulrich Schütte (Hg.), Friedberg 2004 (Wetterauer Geschichtsblätter 53/2004), S. 289-326, S. 317-321.

Die jüdische Gemeinde ließ eine Begrenzungsmauer an der auf Anger- und Gartenseite des Grundstücks errichten.[54] Die Höhe der ehemals im Süden vorhanden gewesenen Mauer ist nicht bekannt. Im Norden besteht sie in ihrem Verlauf in situ. Möglicherweise war zum Anger hin auf der heute ca. 60-80 cm hohen Bruchsteinmauer ein (gusseiserner?) Zaun montiert. Vielleicht waren hier Attribute der synagogalen Nutzung angebracht (Davidstern o.ä.). In der Mauer findet sich 5,96 m westlich der östlichen Grundstücksgrenze eine Baunaht, heute mit Basaltlesesteinen zugemauert, dem übrigen Mauerbild angepasst. (s. Abb. 7) Sie markiert den damaligen Zugang zum Synagogenvorplatz. Die Laibung ist ablesbar durch einzelne in situ befindliche Werksteine, z.T. gespitzt, geflächt und mit Randschlag. Ein Foto aus dem Jahr 1948 zeigt diesen Zugang noch. Hierauf ist auch die Nachnutzung durch die Spar- und Leihkasse um 1948 erkennbar, für die ein eigener Hauseingang angelegt wurde.[55]

Vom Anger aus gesehen fällt ein deutlicher Niveauunterschied um ca. 30-50 cm auf, zum Haus hin leicht ansteigend, der zwischen dem Gelände Anger 10, der Straße und den Erschließungshöhen der benachbarten Wohnhäuser besteht. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass dieser mit der Errichtung der Umfassungsmauer in Zusammenhang steht. Im Rahmen der umfassenden Umgestaltung des Gebäudes zur Synagoge wurde vermutlich der Zwischenraum zwischen Haus und Mauer mit Erde aufgefüllt. Möglicherweise war der Auslöser das Egalisieren eines zuvor wohl besonders im Westen vor der Scheuneneinfahrt sehr unebenen Bodens. Durch die Anlage dieses Vorplatzes manifestierte sich die Zäsur zwischen dem öffentlichen und privaten Raum, der als außenliegender Aufenthaltsbereich der jüdischen Gemeinde eine hohe Bedeutung besaß.

Das äußere Erscheinungsbild der Synagoge ist rückblickend betrachtet kaum eindeutig zu rekonstruieren. Anhand der aufgefundenen Nagellöcher für die Drahtbefestigung als Unterputzlager im Obergeschoss der Nordtraufe sowie vergleichbaren Befunden an beiden Giebelseiten, kann von einem alle Seiten umfassenden Verputz um die Jahrhundertmitte ausgegangen werden. Auf der Westseite der Nordfassade wurden vermutlich in beiden Geschossen vier Fenster, bzw. statt eines Fensters im Erdgeschoss der Nordfassade, die Eingangstür für Männer eingebaut. Die Fenster im Norden sind wohl analog zu den vier rezenten Fenstern im Erdgeschoss zu sehen. Die beiden heute im Obergeschoss bestehenden müssen für das Bild der Bauphase II wohl um die beiden nachträglich geschlossenen und verputzten erweitert werden. In der Südfassade gab es möglicherweise pro Geschoss jeweils drei Fenster.

Das Innere des Ostteils wurde an einigen Stellen der neuen Nutzung sowie im Rahmen von Modernisierung und Sanierung angepasst. Mit dem Einbau einer neuen Kellerdecke im bauzeitlichen Keller unter dem Wohntrakt als Kappendecke mit Stützpfeiler in der Nordwestecke, ging wohl auch die Sanierung des Fußbodens im darüber liegenden Wohnraum einher. Der Haupteingang in das Gebäude besaß

54 Zum ehemaligen Mauerverlauf vgl. u.a.: GaB, G-B, Bauanträge bis 1977, Katasterplan von 1967, Bauantrag für Gebäude Anger 6.

55 Vgl.: Teil zu Bauphase III.

um 1947 als Altbestand aus synagogaler Nutzung offenbar noch die zweiflügelige, hölzerne Tür mit je zwei hochrechteckigen Füllungen sowie einem horizontal angebrachten, gläsernen Oberlicht aus vier Rechteckfeldern.[56] Die Raumaufteilung im Gebäude blieb vermutlich im Prinzip wie bisher erhalten. So waren im Erd- und Obergeschoss wahrscheinlich je zwei Räume vorhanden. Im Erdgeschoss bestand mutmaßlich wie zuvor eine Küche mit Herdstelle am mittleren Kaminanschluss[57] sowie ein Hinterausgang. Ein zweiter Kamin wurde von der jüdischen Gemeinde errichtet. Er steht in der Südhälfte des Hauses vor dem Ostgiebel und diente als Anschlussstelle für die Öfen der Wohnräume. Möglicherweise diente der südliche Raum im Erdgeschoss im Laufe der Jahre als Küche, zumal hier nun ein Kamin für eine Herdstelle vorhanden war. Beide Kamine beginnen im Erdgeschoss.

Das Treppenhaus wurde vermutlich überarbeitet und erweitert, Lage und Format blieben. Möglicherweise baute die jüdische Gemeinde das 1. Dachgeschoss nach und nach aus, hierzu wurde ein Treppenarm ergänzt. Zu dieser These fehlen jedoch die baulichen Befunde. Die während einer einzigen Bauphase ausgeführte zweiarmige, beide Obergeschosse erschließende Treppenanlage, die u.a. aufgrund ihrer Neigung, Konstruktion und Breite dem 19. Jahrhundert, mutmaßlich der synagogenzeitlichen Nutzungsphase zuzurechnen ist, stärkt die Annahme einer seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts über rein zur Lagerung hinausgehenden Nutzung der Räume im 1. Dachgeschoss.

Der Westteil erfuhr einen umfassenden Umbau von der Scheune zu einem jüdischen Gottesdienstraum. Hinweise auf Umbauten können u.a. einigen wenigen Archivalien entnommen werden. (s. Abb. 8) Sie geben im Ansatz Auskunft über das mutmaßliche ehemalige Erscheinungsbild und die Ausstattung der Synagoge aus deren letzten Jahren sowie über die Einrichtung des Gottesdienstraumes.[58] Mithilfe der Befunde, ergänzt durch diese Archivalien, wird versucht, Ausstattung und Aussehen des Gottesdienstsaales zu rekonstruieren.

56 Vgl. Skizze der Umbauplanung von ehemaliger Synagoge zu Wohnungen für die Gemeinde um 1947: JRSO/Hes 073 Grossen-Buseck, Giessen, Synagoge, S. 5, 55; Die Möglichkeit einer verallgemeinernden zeichnerischen Darstellung muss diese relativierend miteinbezogen werden.

57 Die Angaben zur Kaminsäuberung bis 1844, im Gebäude lassen die Vermutung zu, dass dieser zur Herdstelle, die wohl im Erdgeschossflur lag, gehörte. vgl.: GaB, G-B, Nr. 7, 710-Brandschutz 1843, 710 –, hier: 1831-[…]; Verzeichnis der in der Gemeinde Großen-Buseck nebst Zugehör befindlichen Häuser und Kamine [...] hier: Anger, Eigentümer G. Hedderich, 1841-1844. Im Gottesdienstraum war ein Ofen aufgestellt und an den mittleren Kamin angeschlossen. Vgl. auch: JRSO/Hes 073 Grossen-Buseck, Giessen, Synagoge, Plan S. 101.

58 Vgl.: dazu im Wesentlichen JRSO/Hes 073 Grossen-Buseck, Giessen, Synagoge; Wiedergutmachungsakten aus der Zeit um 1946 bis 1959, darunter auch der Zeugenbericht der ehemaligen Putzkraft der Synagoge, vermutlich Frau Röhrig, S. 50.

Abbildung aus rechtlichen Gründen.
in der Onlineausgabe entfernt.

Abb. 8: Rekonstruktion aus der Erinnerung von I. Rosenberg(?), Grundriss EG und OG, um 1958

Der Stampflehmboden des ehemals als Scheune genutzten Raums, der ca. 1m unter dem Fußbodenniveau des Erdgeschosses lag, wurde mit einem Holzdielenboden oder eventuell auch mit Natursteinfliesen ausgelegt.[59] Der dann ca. 5,60 m hohe, bis zu den Obergeschossunterzügen hinaufreichende Gottesdienstraum mit Frauenempore besaß mit der Länge von ca. 7,40 m und der Breite von ca. 8,30 m eine Grundfläche von rund 61,40 qm. In die Nordwand wurden vermutlich im Obergeschoss vier Fenster und im Erdgeschoss eine Tür und eventuell ein bis zwei Fenster eingebaut. Zum Garten hin saßen wahrscheinlich jeweils drei Fenster. Die Raumerschließung des Gottesdienstraums im Erdgeschoss, als der Zugang für Männer, erfolgte über eine einflügelige Außentür in der Nordfassade, etwa 3m westlich des rezenten und historischen Haupteingangs, zu ihr führte eine zweistufige Treppe.[60]

Im Erdgeschoss befand sich in der Mittelachse der Ostwand eine von Norden und Süden her begehbare, über drei Stufen erhöhte, längsrechteckige Estrade. Darauf war mittig vor der Wand ein – vermutlich zweitüriger – Thoraschrank sowie, einige Meter nach Westen versetzt, ein rechteckiges Vorlese- und Vorbeterpult aufgestellt. Ebenfalls vor der Ostwand, etwa 80 cm südlich der Estrade, war ein Ofen aufgestellt.[61] Es gab 49 Sitzplätze für Männer. Sie waren im westlichen Raumbereich angeordnet, der Mittelgang blieb in einer Breite von ca. 1,30 m frei. 21 Plätze lagen auf der Nordseite, 28 im Südteil des Raumes, die Bänke waren je mit einem Ablagepult ausgestattet.

Der Gottesdienstraum besaß eine dreiseitig umlaufende Empore für Frauen. Sie kamen über den Haupteingang des Hauses, die dortige Treppe nach oben und erschlossen die Empore durch eine einflügelige Tür auf der Nordseite, in der Position möglicherweise identisch mit dem heutigen Zugang in den Raum.

Die Emporenebene verlief etwa 10cm unterhalb des heutigen Fußbodens, rund 3m über dem Fußboden des Gottesdienssaals. Die Sohlbankhöhe der für diese Nutzung eingebauten Fenster ist etwa mit der Höhe der im Ostteil rezenten Fenster vergleichbar. Sie setzten rund 15 cm unterhalb der heutigen an. Auf lehnenlosen, ca. 45 cm hohen Bänken war für ca. 23 Frauen Platz. Die Frauenbänke standen mit Blickrichtung nach Osten. Unklar ist, ob das Emporengeländer mit einem zusätzlichen Sichtschutz ausgestattet war, wie es bei orthodoxen Gemeinden üblich war.[62]

59 Vgl.: JRSO, S. 5 und 55, Querschnitt A-B. Das tiefere Fußbodenniveau des Gottesdienstraumes im Verhältnis zum Fußbodenniveau des östlich benachbarten Wohnbereichs lässt sich anhand der Angaben im Ausbauplan für Wohnungen um 1946/47 der Gemeinde Buseck ablesen.

60 Vgl.: JRSO, S. 5. Heute ist kein bauliches Zeugnis dieses Eingangs erkennbar.

61 Das Ofenrohr war mit hoher Wahrscheinlichkeit an den mittleren Kamin angeschlossen.

62 Beispiel: Die ehemalige Synagoge in Florstadt-Nieder-Mockstadt, Wetteraukreis, war mit einem hölzernen Gitter in Rautenform als Sichttrennung versehen. vgl. zu Nieder-Mockstadt: Gerschlauer, Susanne, Synagogen, in: Kirchen und Synagogen in den Dörfern der Wetterau, Ulrich Schütte (Hg.), Friedberg 2004 (Wetterauer Geschichtsblätter 53/2004), S. 289-326, S. 295f.

Die Innenraumfassung und -zier des Saals ist mittels der durchgeführten geringinvasiven Untersuchung sowie aufgrund der umfassenden, die historischen Befunde überdeckenden oder zerstörenden Umbauten seit 1947/48 nicht abschließend zu ergründen.

In Resten kann sie jedoch an Teilen der Decken sowie der Westseite der Obergeschossräume erkannt werden. Der Befund einer ultramarinblauen, hell-grauen und hell-ockeren Farbigkeit auf dem südlichen Unterzug und der Decke im Obergeschoss verweist auf eine oder mehrere Raumfassungen aus der Jahrhundertmitte, um 1846 – vielleicht ehemals mit der häufig dazu kombinierten Sternenhimmelornamentik.[63]

Im Jahr 1867 lud die jüdische Gemeinde öffentlich zur feierlichen Einweihung einer Thorarolle ein. Die Einladung zur Weihefeier mit anschließendem Ball in Großen-Buseck erging am 16. Oktober im »Anzeige=Blatt für die Provinzialhauptstadt Gießen« durch folgendes Inserat:

„Thora-Einweihung zu Großen-Buseck am 21. October. Morgens 7 Uhr: Abholung der Thora. Nachmittags 3 Uhr: Ball im Saale des Gastwirts Gengnagel wozu freundlichst einladet: das Comité“[64]

Inwieweit diese Einweihung auch mit der Weihe nach einer Renovierung oder einem Umbau des Gottesdienstraumes einherging, ist nicht zu ermitteln. Möglicherweise besteht jedoch ein zeitlicher Zusammenhang mit einer Sanierungsphase im 3. Drittel des 19. Jahrhunderts. Die Wandfassung des Raumes aus einem gelblich-hellockeren Farbton unterscheidet sich in Farbigkeit und Material von der älteren. Während dieser, mutmaßlich zweiten, umfassenderen Sanierungs- oder Ausstattungsphase, wurde entlang der Westwand, in ca. 60 cm Höhe über dem Emporenboden, ein horizontal verlaufendes Bretterband angebracht. Vermutlich war dessen Zweck ein Schutz der Rückwand nach Art einer Lambris. Vielleicht war es zusätzlich verziert und als Schmuckelement im Raum gedacht.

Eine zweite umfassende Sanierung könnte um 1885 durchgeführt worden sein. Dabei bleibt unklar, um welche Maßnahmen es sich im Einzelnen handelte.[65] Die dunkelgrün-bräunlichen Wandfassungen aus Kalk-Kasein-Farbe an der Westwand der Obergeschossräume belegen eine dritte Ausmalung des Saales, die im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts stattgefunden haben könnte.

Über diese Befunde hinaus konnten keine Hinweise auf farbliche- oder ornamentale Fassungen des Gottesdienstsaales dokumentiert werden.

---

63 Beispiele für Sternenhimmelornamentik: ehemalige Synagoge Buseck-Beuern, Landkreis Gießen, Weimar-Roth, Landkreis Marburg-Biedenkopf.

64 Anzeigeblatt für die Provinzialhauptstadt Gießen. Amtsblatt des Kreises Gießen, Nr. 83, 1867, Artikel 3776. Einladung zur Weihefeier einer Thorarolle. Weihen und Feiern anlässlich des Abschlusses von Neuausmalungen oder Renovierungsarbeiten waren üblich. Wenn es sich anbot verknüpfte eine jüdische Gemeinde dies mit der Einweihung einer neuen Thorarolle. vgl.: Gildal, Nachum T., Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik, Gütersloh 1988, S. 98.

65 Arnsberg, S. 283, gibt an, dass die Synagoge 1885 errichtet worden sei. Er verweist mit der fälschlicherweise angegebenen Errichtungszeit auf eine wohl umfassende Sanierung. Altaras, 2007, S. 199, verweist auf eine Sanierung 1886, beide ohne Quellenangabe.

Viele Fragen bezüglich der Ausstattung und Sanierungsphasen können nach wie vor nicht beantwortet werden. Es bleibt offen, wer den Entwurf für die neu einzurichtende Synagoge fertigte und wer die Ausführung zum Umbau im Anger umsetzte. Allein die Bauherrschaft tritt durch den Hauseigentümer, die jüdische Gemeinde, in den Archivalien klar hervor. Ob diese jedoch einen Architekten oder einen Handwerksmeister mit Planung und Umsetzung zum Umbau als Synagoge beauftragte, ist nicht überliefert.

Bauphase III, um 1947/48, von Synagoge zum Wohnhaus

Für die Entschädigungszahlungen an die JRSO im Rahmen der Wiedergutmachungsverfahren zwischen 1951 und 1958 wurde unter anderem eine Bewertung des Brandversicherungsschutzes vorgenommen. Das Bezugsjahr war 1938. Seit der Bewertung von 1845 hatte sich offenbar hinsichtlich der Gebäudebeschreibung nichts geändert. So wird auch im Jahr dieser Bescheinigung von einem „Wohnhaus mit Synagoge 2 St." für die Hausnummer 10 und „Stall" für den Schuppen im Garten, mit „a" gekennzeichnet, angegeben. Insgesamt wurde das Gebäude mit Stall auf den Betrag von 8.020 DM in die Brandversicherung eingetragen.[66]

1947 begann die politische Gemeinde mit Planung und Durchführung des Umbaus zu einem Wohnhaus. (s. Abb. 9) Die Maßnahmen waren um Mitte 1948 abgeschlossen.[67] Während der östliche Gebäudeteil vergleichsweise marginal überformt wurde, musste der Westteil für die Nutzung als Wohnhaus komplett umgebaut werden. Hierzu gehörte der Bau von vier Kellern unterhalb des ehemaligen Gottesdienstsaales. Sie waren den neu einzurichtenden Wohnungen zugeordnet. Zum Garten hin lag ein Waschküchenraum, der auch als Bad genutzt wurde. Die noch in situ stehende Badewanne mit Ofen vor der Nordwand des Raumes sowie der östlich daneben platzierte Waschkessel zeugen davon. (s. Abb. 10) Die nachträgliche Abtiefung der Keller um ca. 1m ist noch ablesbar an der horizontal verlaufenden Baunaht.

Im Verlauf des Jahres 1947 erfolgte im Westteil des Hauses der Neueinbau von Kamin und Böden sowie die Errichtung von Wänden und Decken. Eine in der Längsachse aufgemauerte Wand trennte diesen Hausteil in zum Anger und zur Gartenseite hin orientierte Wohnräume. Somit war die Gliederung des Gottesdienstsaal mit Männereingang, Estrade, Männerbänken etc. komplett aufgehoben.

66 JRSO, S. 53, Schreiben von der Hessischen Brandversicherungskammer Darmstadt am 8.5.1958.

67 Aufgrund fehlender Quellen können die genauen Umstände und der Ablauf des Besitzerwechsels nicht angegeben werden. Klar ist, dass die politische Gemeinde Großen-Buseck am 19.10.1939 Eigentümerin des Gebäudes Anger 10 war, dieses als Gemeindehaus führt und – nach Umbau 1948 – die neu entstandenen und bisherigen Räume als Wohnungen und Gewerberäume vermietete.

Abb. 9: Umbauplanung, Skizze um 1947

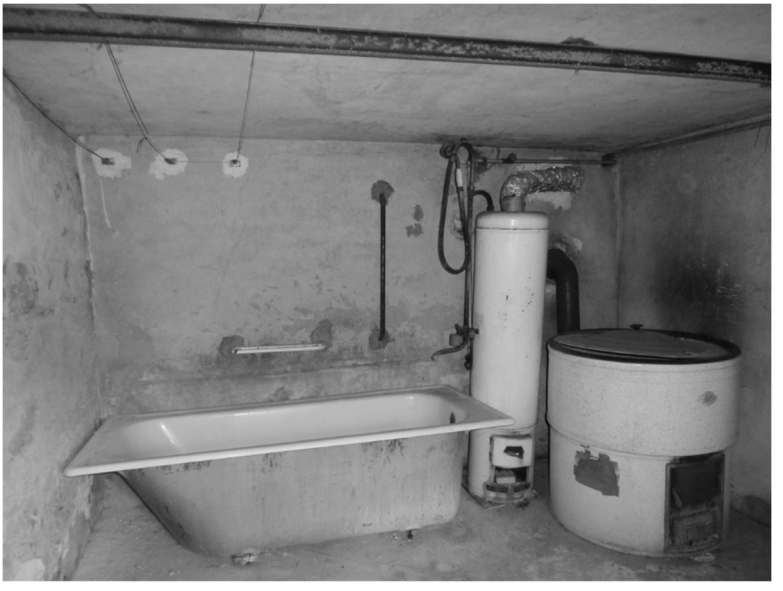


Abb. 10: Ansicht südwestlicher Kellerraum nach Norden, Oktober 2015

Um 1948 war im Nordwesten die Zugangstür und ein Fenster zur Spar- und Leihkasse eingebaut worden, die für einige Jahre zwei Räume im Erdgeschoss angemietet hatte. Die Tür wurde später wieder zu einem Fenster zurückgebaut. Zum Anger hin, etwa in der Gebäudemitte, wo zuvor der Männereingang in den Gottesdienstsaal lag, wurde dieser zu einem Fenster verkleinert. Der Erdgeschossfußboden wurde um etwa 70 cm angehoben und dem Fußbodenniveau des Ostteils angeglichen. Hierdurch konnte als zusätzlicher Effekt die Kopfhöhe von ca. 2 m für die neu eingebauten Kellerräume geschaffen werden. Die Erschließungsöffnung des bauzeitlichen Kellers von dem neuen Kellerflur her, wurde wahrscheinlich im Zuge der Umgestaltung eingebaut. Das Türblatt stammt etwa aus der Mitte des 20. Jahrhunderts.

Sichtbare Zeugnisse der Erneuerungen lassen sich am Einbau damals zeitgemäßer Fenster,[68] Fußbodenbeläge, Wandfassungen und Tapeten finden, die – besonders anhand der jüngeren Tapeten sehr anschaulich im Obergeschoss – den Geschmack der Bewohner aus der Zeit um 1948 bis zur Mitte der 1970er Jahre spiegeln. Eine auf den neuesten Stand gebrachte Elektrifizierung durch das Verlegen elektrischer Leitungen sowie der Einbau von Wasserleitungen rundeten die Einbauten ab und belegen die umfassende Nutzung als Wohnraum. Zur erweiterten Raumgewinnung wurden Dachgauben im Norden und Süden eingebaut. Diese Maßnahmen haben die Hinterlassenschaften der Nutzung als Synagoge vollständig überdeckt oder zerstört.

68 Vgl.: GaB, G-B, Urkunde zur Rechnung der Gemeinde zu Großen-Buseck für 1947 2[.] Band Nr. 188 bis 770, Rechnung u.a. über die Herstellung von vier Fensterfuttern des Schreiners Christoph Arnold, Buseck, am 15.10.1947.

Zahlungen an und Rechnungen von Handwerkern und für Arbeitsmaterial, die von Januar bis Dezember 1947 und bis Mitte 1948 datieren, geben im Ansatz Auskunft über Warenumfang und Art des Ausbaus. Hier wird der Nachweis über entlohnte Maurer, Zimmerer, Schreiner, Weißbinder sowie geliefertes Material wie Sand, Lehmsteine, Eichen- und Fichtenholz, Spalierlatten, Leisten, Nägel und Fuhrlohn erbracht, der Hinweise auf eine umfangreich gestaltete Umbaumaßnahme gibt. Die Gemeinde orderte und erhielt für die Maßnahme allein im September 1947 3200 Lehmsteine von dem ortsansässigen Bauunternehmen Rühl im Wert von 115,50 RM.[69]

Eine Rechnung über 141,50 RM des Schreinermeisters Heinrich Volk, Großen-Buseck, vom 26.3.1948, weist folgende Arbeiten aus: „in der Judenschule (Anger) Lager gemacht und Fußboden in oberem Stock 4 Räume gelegt [.] Sockel angeschlagen[.] 3 Türen mit Futter u. Bekleidungen eingesetzt[.] eine Alte Türe repariert[.] für den Fußboden u Sockel die Dielen gehobelt u Kanten bestoßen und Spalierlatten geschnitten 350 Mimit. Für die 3 türen 3 Drücker gestellt und neues Schlos“[70] Nicht alleine an dieser Rechnung zeigt sich die Verankerung des Gebäudes im Gedächtnis der Busecker als „Judenschule“ noch 10 Jahre nach erzwungener Aufgabe der Synagoge.

Ende 1948 war der Umbau zu Wohnzwecken abgeschlossen. Es standen 12 Wohneinheiten und drei Gewerberäume zum Mietwert von 115,- Mark zur Verfügung.[71] Vermutlich wohnte bereits seit 1931 die nichtjüdische Familie Röhrig in Räumen auf der Ostseite des Gebäudes.[72] Familie Hübner lebte seit 1947 dort. Mit Frau Hausner wohnte von 1948 bis 2013 die am längsten im Haus lebende Mieterin. 1948 kam die Spar- und Leihkasse für kurze Zeit als eine gewerbliche Mieteinheit hinzu. Insgesamt zahlten damit in Zeiten höchster Auslastung bis 1950 acht Parteien an die Gemeindekasse Miete.[73]

5. Fazit

Der Haustyp eines Einhauses ist im ländlich geprägten, mittelhessischen Raum Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts nicht ungewöhnlich. Die Nutzung als Wohnhaus mit Scheune unter einem Dach verweist auf die im Verhältnis geringe

69 Vgl.: GaB, G-B, Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Gemeinde zu Großen-Buseck für 1947 (-1950) (mit 2 Urkundenbänden) vom 26.3.1948, [Urkundennummer 279]. Ob alle Baumaterialien für das Gebäude Anger 10 oder auch für andere Gemeindebauten, an denen Baumaßnahmen durchgeführt wurden, bestimmt war, ist aus den Archivalien nicht restlos zu klären.

70 Vgl.: GaB, G-B, Urkunde zur Rechnung der Gemeinde zu Großen-Buseck für 1948 2[.], vom 26.3.1948.

71 Vgl.: Nr. 002-010, betr. Einheitswert – Rückerstattung; JRSO, ehemaligen Synagagoge Großen-Buseck, Laufzeit: 1949-1951, S. 8, Feststellung des Einheitswertes, 1951: Vermerk, Formular-Nr. 4 b.

72 Frau Röhrig, die mindestens bis 1950 in dem Haus lebte, war von der jüdischen Gemeinde als Reinigungskraft angestellt. Sie reinigte den Gottesdienstsaal.

73 Vgl.: Angaben in: GaB, G-B, Rechnungsbuch über Einnahme und Ausgabe der Gemeinde zu Großen-Buseck für 1947 (-1950) (mit 2 Urkundenbänden).

finanzielle Möglichkeit des Bauherrn, für den ein bäuerliches Gehöft aus Wohnhaus und separater Scheune nicht zu realisieren war. Denkbar ist bei dem Objekt Anger 10 jedoch auch, dass seitens des Bauherren von vorne herein an eine Nebenerwerbsnutzung gedacht war, in der der Scheunenteil bewußt als zusätzliches, im landwirtschaftlichen Kontext nutzbares Element zu einem ansonsten nicht landwirtschaftlich dominierten Erwerb dienen sollte. Aufgrund fehlender Quellen ist die Beantwortung der Frage nach der Bauherrschaft bisher nicht möglich.

Die Lage und Erscheinung der Synagoge am Anger, traufständig zur Straße, mit Vorplatz, durch eine Mauer von der Straße geschieden, bot ein von der umgebenden Bebauung abgehobenes Bild. Vergleichbare Gebäudelagen, -erschließungen und Raumaufteilungen von Synagogen ähnlicher Zeitstellung in ländlichen Gebieten Hessens werden beim genauen Hinsehen fassbar. Drei exemplarische Beispiele sollen das nicht singuläre Vorkommen des traufständigen Gebäudetyps vergleichbarer Größe und Kubatur belegen. Sie stellen den sogenannten „vollständigen Synagogentyp“ dar. In Großen-Buseck und Laubach ist er als Variante ohne Mikwe ausgebildet: Die ehemalige Synagoge in Laubach, Landkreis Gießen, wurde vermutlich im ausgehenden 18. Jahrhundert, vielleicht zunächst ebenfalls als Wohnhaus, errichtet und dann, bereits als bestehende Synagoge, im ausgehenden 19. Jahrhundert umgestaltet. Die um 1923 neu errichtete Synagoge in Guxhagen, Schwalm-Eder-Kreis, bot aufgrund ihrer Lage und äußeren Erscheinung ein exponiertes Erscheinungsbild im Ort. Das 1843 als Synagoge errichtete Gebäude in Heubach, Gemeinde Kalbach im Landkreis Fulda fiel ebenfalls aufgrund seiner Lage im Ortsbild auf. Alle Häuser standen zur Nutzungszeit als Synagoge traufständig zur Straße und besaßen im vom Haupteingang her gesehen rechten Teil des Gebäudes den Betraum.[74]

In Großen-Buseck ist der größte Teil der Hinterlassenschaften aus der Nutzungszeit als Synagoge am Anger, die durch den umfassenden Umbau von Scheune zu Gottesdienstraum zwischen 1844 und 1846 entstand, ist verschwunden. Er wurde durch den vollständigen Umbau zu einem reinen Wohnhaus, um 1948, überlagert oder zerstört.

Die im Rahmen der bauhistorischen Untersuchung durchgeführte Archivalienanalyse konnte die Umbau- und Einrichtungszeit zur Synagoge 1844 bis 1846 bestätigen.[75] Darüber hinaus konnte anhand der Befunde belegt werden, dass die beiden bisher nur über Quellen und Sekundärliteratur bekannten umfassenden Sanierungsmaßnahmen um 1866 und um 1886 tatsächlich durchgeführt wurden.[76]

74 Vgl.:http://www.jüdische-gemeinden.de/index.php/gemeinden/k-l/1159-laubach-hessen (Abruf: 19.3.2016), http://www.synagoge.guxhagen.net/synagoge.html (Abruf: 4.3.2016) sowie: Reck, Hans-Hermann, Die ehemalige Landsynagoge in Heubach, in: Landesamt für Denkmalpflege Hessen (Hg.), Denkmalpflege & Kulturgeschichte, Band 4, 2005, S. 16-22.

75 Vgl.: u.a. GaB, G-B, Brandkassenregister von 1826, S. 65 und 1845, S. 100.

76 Vgl.: Befunde 23, 25, 26, die die Informationen aus dem Artikel 3776 des Anzeigeblattes des Kreises Gießen, Nr. 83, für 1867 sowie die Angaben bei Arnsberg, S. 283, und Altaras, 2007, S. 199 (jedoch beide ohne Quellennachweis) die auf die Sanierung von 1885/86 hindeuten.

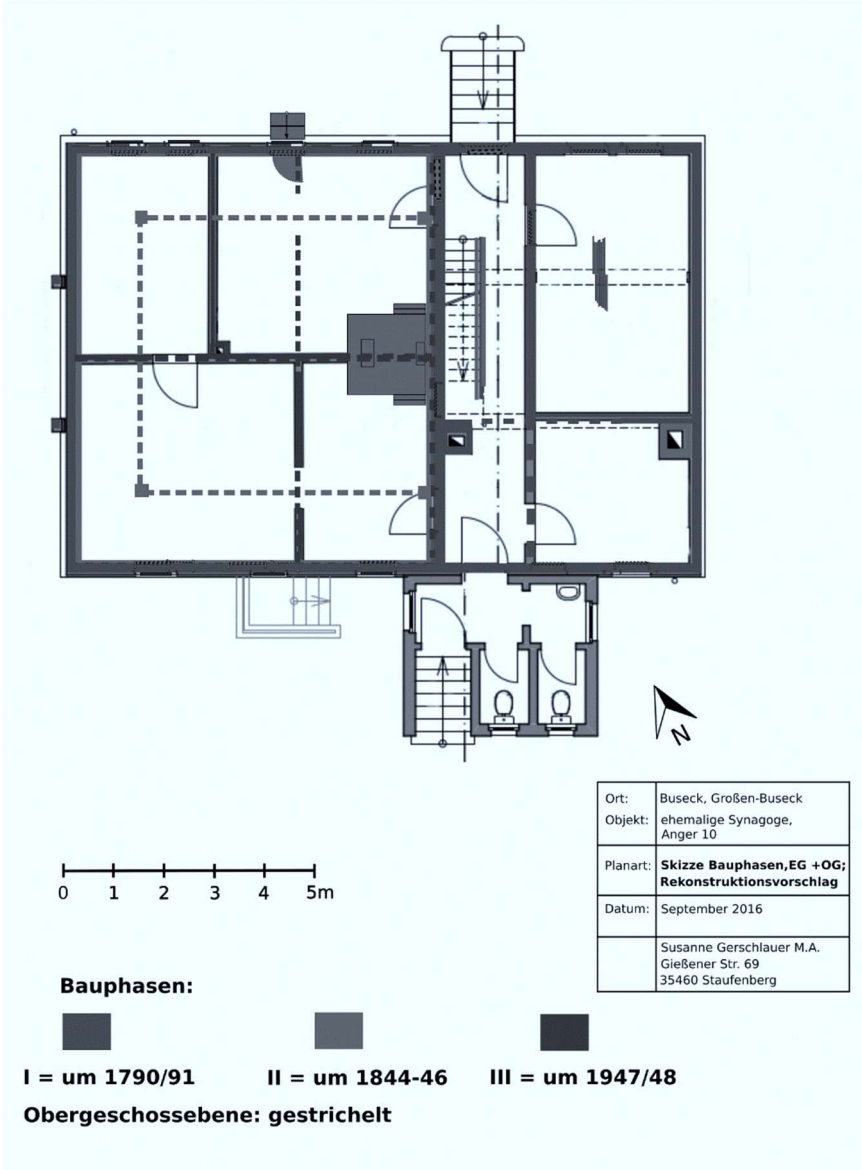


Abb. 11: Rekonstruktionsversuch Gottesdienssaal, Skizze

Geringe Reste einer Deckenfassung am Unterzug im Obergeschoss im Westteil des Hauses belegen eine Raumfassung etwa aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Sie stammt vermutlich aus der Zeit der Einrichtung zur Synagoge und wurde später hell-weißlich überstrichen. Aus einer ersten umfassenden Sanierungsphase, um 1866, finden sich in an den Westwänden der Räume im westlichen Obergeschoss

Reste eine Wandfassung, aus Kalk-Kasein-Farbe in gelblichem-hell-ocker Farbton. Einzig der Farbbefund in den Räumen mit Westgiebelinnenwand kann als eindeutiger Beleg der Existenz des Gottesdienstraumes dienen. Die nach Abnahme der oberen Schichten sichtbare Wandfassung stammt mutmaßlich aus einer Sanierungsphase um 1885/86. Hier wurde hinter der Raumtrennwand von 1946/47 über die Westwände des südlichen und nördlichen Raums im Obergeschoss eine durchgehende Wandfassung, mutmaßlich der letzten, umfassenderen Sanierungsphase der Synagoge identifiziert. Zudem konnte hinter dem Fußboden in der Südwestecke des nördlich gelegenen Raums, entlang der Wand nach unten, derselbe Befund erkannt werden. Dieser ist der einzige vor Ort angetroffene Befund, der den ehemaligen Gottesdienstsaal, der die gesamte Raumhöhe der ehemaligen Scheune einnahm, erkennen lässt. Dieser Befund lässt den nachträglichen Einbau von Decken und Wänden greifbar werden. Die im Rahmen der Untersuchung freigelegten Reste von Wandfassungen brachten keine Erkenntnis im Hinblick auf eine möglicherweise bestandene ornamentale Gliederung des Gottesdienstraums.

Fragen nach der Raumgliederung und -erschließung konnten über die Archivalienanalyse teilweise befriedigend geklärt werden. Zu berücksichtigen ist hierbei die zeitliche Verortung der Angaben. Die derzeit bekannten Hinweise zur Gliederung und Größe des Gottesdienstraums beziehen sich auf dessen letzten Zustand kurz vor der erzwungenen Aufgabe 1938. (s. Abb. 11)

Bisher wurde davon ausgegangen, der Fraueneingang habe auf der Gebäuderückseite gelegen und es war unklar, über welchen Weg die Männer in den Raum gelangten.[77] Nach Durchsicht und Analyse der nutzbaren Archivalien kann eine eindeutige Antwort gegeben werden: Die Frauen erschlossen die Empore über die im Inneren liegende Wohnhaustreppe im Ostteil des Gebäudes. Diese Erschließung lag auch aus ökonomischen Gründen nahe. Ein alternativer Zugang hätte den kosten- und raumintensiven Einbau einer separaten zweiten Treppe im oder am Haus bedeutet. Für die Männer wurde ein eigener Eingang angelegt, der von der Nordfassade her erschlossen wurde. Wie anderswo ebenfalls häufig anzutreffen, befand er sich nur rund 3 m westlich neben dem Haupterschließungseingang und war über 2 oder 3 Stufen erhöht eingebaut. Die Archivalien spiegeln den Raumzustand von um 1938, die Erschließung des Gottesdienstraumes für die Männer und Frauen blieb jedoch wohl seit Beginn der Nutzung 1846 auch aus Kostengründen erhalten.

Nach wie vor müssen verschiedene Fragen zur baulichen Beschaffenheit sowie der Ausstattung des Gottesdienstsaals offenbleiben. Darunter z.B. die nach Gestalt und Farbigkeit des Aron-Hakodesch. Unklar bleibt auch, ob es für die Frauen eine optische Trennung an der Empore zum Gottesdienstraum hingab, vergleichbar z.B. dem Sichtgitter in der Synagoge in Nieder-Mockstadt im Wetteraukreis.[78] Nicht bekannt ist zudem weiterhin, welche Raumfassungen der Gottesdienstraum während seiner 92-jährigen Nutzungszeit besaß. Die geringen Farbreste, die die Befunde zeigen, belegen jedoch immerhin Raumfassungen von mindestens drei,

77 Vgl.: Altaras, 2007, S. 199.
78 Vgl.: Gerschlauer, S. 296.

vielleicht vier Farbfassungen, die von dem hellem Blau mit hellen Grau- und Beigetönen an Decke und Wand über helles Grün bis zu dunkelgrün-bräunlichen Farbtönen reichen. Darüber hinaus ist kein Hinweis auf eine Dekoration, wie Sternenhimmelornamentik, die in anderen Landsynagogen belegt ist, erkennbar.[79]

Alle Attribute der ehemaligen Nutzung als Gotteshaus und Gemeindezentrum der jüdischen Gemeinde Großen-Buseck, wie Davidsternbekrönung oder -schmuck, Mesusot an Türlaibungen oder die Gebotstafeln, von denen wahrscheinlich einige ehemals bestanden, sind verschwunden und offenbar auch aus dem Gedächtnis von Zeitzeugen und Archivalien gelöscht.[80]

Ein nach Erwerb des Hauses 1844 möglicherweise geplanter Einbau einer Mikwe im Gebäude Anger 10 wurde offensichtlich nicht umgesetzt. Eine Mikwe bzw. entsprechende Hinterlassenschaften konnten nicht nachgewiesen werden. Denkbar ist, dass auf deren kostenintensive Einrichtung im Anger 10 verzichtet wurde. Ein Grund war vermutlich die hohen Auflagen zur Neuerrichtung von Mikwen ab dem 1. Viertel des 19. Jahrhunderts durch entsprechende großherzogliche Hygienevorschriften.[81] Die Vermutung liegt nahe, dass es in Großen-Buseck zuvor und während der Nutzung der Synagoge am Anger rituelle Tauchbäder in einem oder mehreren Privathäusern gab.[82] Die herkömmlichen, in der Regel unter niedrigstem Hygienestandard eingerichteten und betriebenen sogenannten Kellermikwen, z.T. als eingetiefte, rechteckige Gruben mit hölzerner Rahmung und Treppenstufen versehen, häufig im dunklen, feuchten Kellerraum gelegen, wichen deutlich von den großherzoglichen Vorschriften ab.

Wahrscheinlich datieren einige der Türblätter, die derzeit noch im Haus eingebaut sind, in die Mitte des 19. Jahrhunderts und damit in die Nutzungszeit durch die jüdische Gemeinde.

Inwieweit der im 2. Dachgeschoss aufgefundene Holzsessel mit Armlehnen aus dem späten 19. Jahrhundert mit einer Nutzung in der Synagoge in Verbindung gebracht werden kann ist unklar. Möglicherweise wurde er als sogen. Elias-Stuhl für die Beschneidungszeremonie genutzt. Vielleicht diente er auch einem Gemeindevorsteher als Sitzplatz.

Der Erhaltungszustand des Gebäudes ist zufriedenstellend bis gut. Das Dachwerk ist offenbar trocken und frei von Anobienbefall. Die Kellerräume sind trocken und offenbar rissfrei. Sichtbare Schäden des Erdgeschossfußbodens im Bereich der Schwellen auf der Nordfassade wurden durch von außen eingetretene

79 Vgl. Deckenfassung der ehem. Synagoge in Weimar-Roth, Landkreis Marburg-Biedenkopf, Vöhl, Landkreis Waldeck-Frankenberg oder Pohl-Göns, Wetteraukreis.

80 Zu außen sichtbaren Attributen synagogaler Nutzung vgl. z.B. Nieder-Florstadt, Pohl-Göns, Rodheim v.d. Höhe Stadten alle Wetteraukreis, in: Gerschlauer, S. 309.

81 Vgl.: Verordnung des Großherzoglich Hessischen Ministeriums des Inneren und der Justiz vom 10.7.1825, die Judenbäder betreffend, hier besonders § 3. Seit dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts waren seitens des Staates für den Bau und die Unterhaltung von Mikwen besondere Hygienevorschriften erlassen worden, die durch die Bauherren zu berücksichtigen waren. Ihre Einhaltung vor Ort sollte regelmäßig von Ärzten kontrolliert werden.

82 Hans, S. 64, erwähnt die Existenz von Mikwen in Großen-Buseck in den 1840er Jahren. An welcher Stelle diese zu verorten wären, ist nicht genannt.

Feuchtigkeit hervorgerufen. Die durch Hitze oder Feuer aufgetretene Brandschädigung des Fußbodens in der Südostecke des nordöstlich gelegenen Raums wurde durch einen hier ehemals stehenden Ofen verursacht. Die Schädigung der Grundschwelle und des Bundständers westlich des Haupteingangs wurde offenbar hervorgerufen durch einen hier ehemals dicht am Gebäude stehenden Bewuchs, der die entstehende Staunässe nicht abziehen lies. Um Klarheit über das Ausmaß der Schädigung zu erhalten, müsste der Verputz im Bereich beider Grundschwellen der Nordfassade entfernt werden. Offenbar nur oberflächliche Schädigung konnte festgestellt werden in den Räumen mit ehemals vorhandenen Wasserstellen von Küchen und Bädern.

Für die anhaltende Unterstützung geht der Dank der Autorin an die Gemeindearchivarin Großen-Buseck, Frau Ilse Reinholz-Hein sowie an die Lokalhistorikerin Frau Elke Noppes, Staufenberg.

6. Quellen und Literatur

Quellen

Gemeindearchiv Buseck, Ortsarchiv Großen-Buseck

(in Fußnoten kurz: GaB, G-B)

Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 9.11.1966, hier: Passus zum Gebäude Anger 10, Einbau der WC-Anlagen
Konvolut „Kirchenarchiv", Wiedergutmachungsakten 1947ff

Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Gemeinde zu Großen-Buseck für 1947 (-1950) (mit 2 Urkundenbänden)
Urkunde zur Rechnung der Gemeinde zu Großen-Buseck für 1947ff 2[.] Band Nr. 188 bis 770
Katasterplan Flur 1, 1847
Bau-, und Lagepläne, div. Nachbargebäude, auf denen Anger 10 mitgeführt wird von etwa 1840er bis 1910er Jahre
Schuldeintrag der jüdischen Gemeinde 1844 über 2000 Gulden Kaufpreis für das Gebäude am Anger
370-071, die jüdische Gemeinde Großen-Buseck betreffend, hier: Synagoge, Laufzeit: 1837-[ca. 1961?], u.a.: Schreiben vom 26.3.1848
Brandkassenregister 1845, S. 100
mit Neueintrag in Einzelspalte „Die Judengemeinde"
Nr. 7, 710- Brandschutz 1843, 710 –, hier: 1831-[…]; Ergänzung zum Brandkataster, o.J., o.P., [vermutlich 1844]; Nachtrag wg. Umbenennung der Parzellennummer; hier: Eintrag alt: 105/ neu: 190/ Die Judengemeinde/Wohnhaus 2 Stock mit Scheune unter einem Dach // a Stall [… Versicherungssumme gesamt 1000 Gulden]
Nr. 7, 710- Brandschutz 1843, 710 –, hier: 1831-[…]; Verzeichnis der in der Gemeinde Großen-Buseck nebst Zugehör befindlichen Häuser und Kamine nebst

Bemerkung über die im Jahr 1844 erforderliche und vollzogene Reinigung der letzteren
Nr. 7, 710- Brandschutz 1843, 710 –, hier: 1831-[…]; Verzeichnis der in der Gemeinde Großen-Buseck nebst Zugehör befindlichen Häuser und Kamine nebst Bemerkung über die im Jahr 1843 erforderliche und vollzogene Reinigung der letzteren
Nr. 7, 710- Brandschutz 1843, 710 –, hier: 1831-[…]; Verzeichnis der in der Gemeinde Großen-Buseck nebst Zugehör befindlichen Häuser und Kamine nebst Bemerkung über die im Jahr 1842 erforderliche und vollzogene Reinigung der letzteren
Nr. 7, 710- Brandschutz 1843, 710 –, hier: 1831-[…]; Verzeichnis der in der Gemeinde Großen-Buseck nebst Zugehör befindlichen Häuser und Kamine nebst Bemerkung über die im Jahr 1841 erforderliche und vollzogene Reinigung der letzteren
Brandkassenregister 1826, S. 65
mit Nachweis der bekannten Vorbesitzer von Anger 10: Präceptor Rumpf bis 1837, Gottfried Hedderich bis 1843 oder 1844, die Judenschaft ab 1844
„Situationsriss über die Hofraithe incl. Stall S. des Johannes Münch in Grosenbuseck“, o.J., [zwischen 1837 und 1844] Datierung aufgrund der Eindeutigkeit des Eigentümers Hedderich; hier kurz: Situationsriss „A“

Archivalien Finanzamt Gießen

Nr. 002-010
betr. Einheitswert – Rückerstattung; JRSO, ehemaligen Synagagoge Großen-Buseck, Laufzeit: 1948-1951

Central Archives for the History of the Jewish People (CAHJP)

JRSO/Hes 073 Grossen-Buseck, Giessen, Synagoge

Literatur

Arnsberg, Paul, Die jüdischen Gemeinden in Hessen. Anfang. Untergang. Neubeginn, Frankfurt am Main, 2 Bde., Bd. 1, 1971
Altaras, Thea, Synagogen und jüdische Rituelle Tauchbäder in Hessen – Was geschah seit 1945?, Königstein/Ts. 2007
dies., Synagogen in Hessen. Was geschah seit 1945? Königstein/Ts. 1988
Battenberg, Friedrich J., Ein "Palästina" mitten in Hessen? Die Juden des Buseckertals zwischen Reich und Landesherrschaft, in: Gelber, M. H., Hessing, J., u.a. (Hg.), Integration und Ausgrenzung. Studien zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Tübingen 2009, S. 35-46
Cohen-Mushlin, Aliza, Thies, Harmen H. (Hg:), Synagagogenarchitektur in Deutschland. Dokumentation zur Ausstellung, Petersberg 2008
Elbogen, Ismar, Der jüdische Gottesdienst in seiner geschichtlichen Entwicklung, Frankfurt a. Main 1931

Gerschlauer, Susanne, Synagogen, in: Kirchen und Synagogen in den Dörfern der Wetterau, Ulrich Schütte (Hg.), Friedberg 2004 (Wetterauer Geschichtsblätter 53/2004), S. 289-326
Gidal, Nachum T., Die Juden in Deutschland von der Römerzteit bis zur Weimarer Republik, Gütersloh 1988
Hans, Günter, Buseck. Seine Dörfer und Burgen, Zur 1200-Jahr-Feier von Alten-Buseck im Juli 1986, hrsg. von der Gemeinde Buseck, Gießen 1986
Henke, Adolf, Verordnung des Großherzoglich Hessischen Ministeriums des Inneren und der Justiz vom 10.7.1825, die Judenbäder betreffend, in: Zeitschrift für die Staatsarzneikunde, Henke, Adolf (Hg.), 31. Band, 1936, S.: 423-426 mit Kommentar
Heuberger, Georg (Hg.), Mikwe. Geschichte und Architektur jüdischer Ritualbäder in Deutschland, Frankfurt am Main 1992
Katz, Leopold, Die rechtliche Stellung der Israeliten nach dem Staatskirchenrecht des Großherzogtums Hessen, Gießen 1906
Köhler, Gustav Ernst, Die Judengemeinde von Burkhardsfelden im Busecker Tal, (Schriftenreihe der Heimatgeschichtlichen Vereinigung Reiskirchen e.V., Nr. 14), Reiskirchen[2] 1996
ders., Die Judengemeinde von Reiskirchen im Busecker Tal. Ein Beitrag zur geschichte der hessischen Landjudenschaft , (Schriftenreihe der Heimatgeschichtlichen Vereinigung Reiskirchen e.V., Nr. 22), Reiskirchen[2] 1996
Lindenstruth, Wilhelm, Der Streit um das Busecker Tal. Ein Beitrag zu Geschichte der Landeshoheit in Hessen, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, NF, Bd. 19, 1911, S. 67-238
ders., Älteste Geschichte des Busecker Tals. Reichsunmittelbarkeit und Ganerbschaft. Innere Verhältnisse bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, NF, Bd. 18, 1910, S. 85-132
ders., Der Streit um das Busecker Tal. Ein Beitrag zur Geschichte der Landeshoheit in Hessen, Diss. Gießen, um 1910
Penßel, Renate, Jüdische Religionsgemeinschaften als Körperschaften öffentlichen Rechts von 1800 bis 1919, Köln, Weimar, Wien 2014
Reck, Hans-Hermann, Die ehemalige Landsynagoge in Heubach, in: Landesamt für Denkmalpflege Hessen (Hg.), Denkmalpflege & Kulturgeschichte, Band 4, 2005, S. 16-22
Rothschild, Walter, 99 Fragen zum Judentum, Gütersloh[4] 2010
Ruppin, Arthur, Die Juden im Großherzogtum Hessen, Berlin 1909
Schwarz, Anke, jüdische Gemeinden zwischen bürgerlicher Emanzipation und Obrigkeitsstaat. Studien über Anspruch und Wirklichkeit jüdischen Lebens in kurhessischen Kleinstädten im 19. Jahrhundert, (Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen), Wiesbaden 2002

Periodika

Anzeigeblatt für die Provinzialhauptstadt Gießen. Amtsblatt des Kreises Gießen, Nr. 83, 1867, Artikel 3776
Der Israelit, Jahrgang 1872, 1891, 1900
Großherzogliches Regierungsblatt 1823
Hessisches Regierungsblatt 1848

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Dendrochronologisches Gutachten, Hans Tisje, Neu-Isenburg, 19.11.2015
Abb. 2: Hessische Verwaltung für Bodenmanagement und Geoinformation, 2015
Abb. 3, 4, 7, 10,11: Susanne Gerschlauer, 09.2014, 10.2015
Abb. 5: GaB, G-B, Brandkassenregister 1826, S. 65
Abb. 6: GaB, G-B, Situationsriss „A", vor 1844
Abb. 8: JRSO/Hes 073 Grossen-Buseck, Giessen, Synagoge, Plan S. 101
Abb. 9: JRSO/Hes 073 Grossen-Buseck, Giessen, Synagoge, Plan S. 5

Glossar

Davidstern:
Hexagrammsymbol des Judentums, auch „Sigel Salomons" genannt. Die außen und im Zentrum bestehenden 12 Ecken symbolisieren die 12 Stämme Israels.
(d):
Erhebung der Fällzeit durch Zählung der Wachstumsringe der verbauten Hölzer mithilfe einer dendrochronologischen Untersuchung, kurz: „(d)"
Memorbuch:
Eine der ältesten Traditionen des Totengedenkens im Judentum. Besonders im aschkenasischen (mittel-, nord-, osteuropäischen) Judentum bilden die Memorbücher eine der wichtigsten Quellen der kollektiven Erinnerung an Verstorbene.
Mesusa, pl. Mesusot:
Im Judentum gebräuchliche, im oberen Drittel der Laibung des rechten Türrahmens, leicht schräg angebrachte Kapsel, häufig aus Metall, in der ein handbeschriebenes, aufgerolltes Pergament mit einem Kurztext aus dem 5. Buch Mose enthalten ist. Die Kapsel wird beim Eintritt in ein Haus / Raum mit der Hand berührt.
„Schutzjude":
Ein auf dem sogen. „Judenregal" basierendes spätmittelalterliches, zunächst fürstliches, Recht Juden gegen Bezahlung von – meist hohen – Abgaben und Gebühren die Ansiedlung und Handel zu gewähren (i.d.R. befristet). Sie standen im Gegenzug unter herrschaftlichem Schutz.

„Zu dem großen Gelehrten kommt eben ein sehr kleiner Mensch“

Johannes Hallers Berufung nach Gießen 1904

HERBERT ZIELINSKI

Einführung

Als der baltendeutsche Pfarrersohn Johannes Haller (1865-1947) zum Wintersemester 1904/5 auf den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte der großherzoglich-hessischen Landesuniversität Gießen berufen wurde, gingen für ihn unstete Jahre der Wanderschaft mit ihren prekären beruflichen Perspektiven und Provisorien zu Ende. Von seiner baltischen Heimat im russischen Gouvernement Estland war er über Berlin (1890), Heidelberg – wo er Ende 1891 bei Bernhard Erdmannsdörffer (1833-1901)[1] promoviert hatte – Rom (1892-1897), Basel (1897-1901, dort hatte er sich 1897 habilitiert), abermals Rom (1901-1902) – schließlich, im Oktober 1902, als Extraordinarius für mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften an die Universität Marburg gekommen, der letzten Station vor Gießen.

In Gießen hat Haller mit seiner aus Basel stammenden Ehefrau Elisabeth geb. Fueter, die er noch kurz vor seinem Fortgang aus Marburg (den Ruf hatte er bereits erhalten) im August 1904 geheiratet hatte, einen Hausstand gegründet, und dort kamen 1906 bis 1911 auch seine vier Kinder zur Welt. Neun Jahre lang blieb Haller an der kleinen Gießener Landesuniversität, die um die Jahrhundertwende eine erfolgreiche Ausbauphase durchlief – zum WS 1901/2 waren erstmals mehr als 1000 Studenten immatrikuliert – und infolge ihrer von politischen Einflüssen freien Berufungspolitik einen liberalen Ruf genoss.[2] 1913 nahm Haller einen Ruf an die Universität Tübingen an, wo er bis zu seiner Emeritierung 1932 eine auch in Laienkreisen vielbeachtete wissenschaftliche und, im Gefolge des Ersten Weltkriegs, publizistische Wirksamkeit entfaltete.

Über Leben und wissenschaftliche Bedeutung Hallers, der in der Zwischenkriegszeit zu den am meisten gelesenen deutschsprachigen Historikern zählte – seine Hauptwerke sind auch nach 1945 mehrfach neu aufgelegt worden – sind unlängst zwei voluminöse Publikationen erschienen, auf die hier verwiesen sei, zum

1 Die biographischen Informationen der im Folgenden erwähnten Personen sind, wenn nicht anders angegeben, den einschlägigen biographischen Nachschlagewerken entnommen, hauptsächlich der Neuen Deutschen Biographie, der Deutschen biographischen Enzyklopädie, der Hessischen Biografie, dem Historischen Lexikon der Schweiz sowie Wolfgang Weber, Biographisches Lexikon zur Geschichtswissenschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Die Lehrstuhlinhaber für Geschichte von den Anfängen des Faches bis 1970, Frankfurt a. M. 1984. Einen hilfreichen ersten Zugang bot vielfach auch Wikipedia.

2 Siehe Peter Moraw, Kleine Geschichte der Universität Gießen 1607-1982, Gießen 1982, S. 163-191, bes. S. 164 f.

einen eine mit einer Einleitung versehene Auswahledition seiner reichen Korrespondenz,[3] zum andern, darauf basierend, eine umfangreiche „politische Gelehrtenbiographie" Hallers.[4] Beide Bände sind eine unentbehrliche Grundlage für jede weitere „Haller-Forschung".

Im Folgenden geht es nicht um eine erneute Beschäftigung mit einer der oben skizzierten Lebensabschnitte Hallers, die in der Monographie Hasselhorns ausführlich behandelt werden, sondern nur um eine einzelne Episode, nämlich um die bislang unbeachtete kontroverse Vorgeschichte von Hallers Berufung nach Gießen, über die eine umfangreiche Akte im Universitätsarchiv Gießen Auskunft gibt. Diese 173 Blätter zählende Berufungsakte Hallers[5] wirft mit ihren Gutachten und Korrespondenzen ein helles Licht sowohl auf die zu diesem Zeitpunkt bereits wissenschaftlich anerkannte, gleichwohl umstrittene Persönlichkeit Hallers als auch auf die Hauptakteure der damaligen Kontroverse. Dass es unter den auswärtigen Gutachtern, die die Berufungskommission um eine Stellungnahme gebeten hatte, gerade jene Historiker waren, mit denen Haller in der Vergangenheit aneinandergeraten war, verleiht der Auseinandersetzung um seine Berufung ihren besonderen Reiz. Zunächst aber muss der zeitliche Rahmen näher abgesteckt werden, in dessen Verlauf es 1904 zur Berufung Hallers kam.

Am 2. Mai 1904, also mitten im laufenden Sommersemester, war der Vorgänger Hallers auf dem Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte, Konstantin Höhlbaum (1849-1904), zufälligerweise wie Haller Baltendeutscher, mit nicht einmal 55 Jahren überraschend gestorben. Höhlbaum, der 1873 bei Georg Waitz (1813-1886) in Göttingen promoviert hatte, war Stadtarchivar in Köln gewesen, ehe er 1890 nach Gießen berufen wurde. Mit seinen Hanseforschungen und seinen quellenkritischen Studien zur spätmittelalterlichen Überlieferung seiner baltischen Heimat zählte Höhlbaum aus heutiger Sicht nicht zu den bedeutenden innovativen Mediävisten der Jahrhundertwende.[6] In der Gießener philosophischen Fakultät scheint er kein gutes Andenken hinterlassen zu haben, wie wir aus der Äußerung seines Fakultätskollegen und Mitglieds der Berufungskommission, des Nationalökonomen

3 Johannes Haller (1865-1947). Briefe eines Historikers, bearbeitet von Benjamin Hasselhorn nach Vorarbeiten von Christian Kleinert (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts 71), München 2014.

4 Benjamin Hasselhorn, Johannes Haller. Eine politische Gelehrtenbiographie. Mit einer Edition des unveröffentlichten Teils der Lebenserinnerungen Johannes Hallers (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 93), Göttingen 2015.

5 Präsidialabteilung, Philosophische Fakultät, Nr. 10 (im folgenden PA Phil. 10). Der Leiterin des Gießener Universitätsarchivs, Frau Dr. Eva-Marie Felschow, und ihrem Mitarbeiter Herrn Lutz Trautmann M.A., sei herzlich gedankt für die vielfältige Unterstützung, die ich bei meinen dortigen Recherchen erfahren habe.

6 Siehe den ausführlichen Nachruf von Goswin von der Ropp, in: Hansische Geschichtsblätter Jahrgang 1903 (1904) S. 10*-30* (mit Foto und Schriftenverzeichnis). Kleinere Artikel über Höhlbaum finden sich im Hanse Lexikon und im Baltischen Biographischen Lexikon (jetzt auch in deren Digitalversionen).

Magnus Biermer,[7] folgern dürfen, die dieser in seinem Minoritätsvotum vor der philosophischen Fakultät abgab:

> *Wir können hierbei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Erfahrungen, die man nach der persönlichen und kollegialen Seite mit dem bisherigen Vertreter der mittelalterlichen Geschichte – zufällig Hallers Landsmann – gemacht hat, zur Vorsicht mahnen, und namentlich wird man eine solche Mahnung dem nächsten Spezialkollegen[8] nicht als eine Verletzung des schönen Grundsatzes „De mortuis nihil, nisi bene" auslegen dürfen.*[9]

Ein atemberaubendes Tempo

Die philosophische Fakultät legte bei der Wiederbesetzung des frei gewordenen Lehrstuhls ein geradezu atemberaubendes Tempo vor. Die Beisetzung Höhlbaums, der am 2. Mai 1904 gegen 2 Uhr in der Frühe verstorben war, fand am Mittwoch, den 4. Mai, nachmittags um 17 Uhr auf dem im Vorjahr eröffneten neuen Friedhof statt,[10] wie die der Berufungsakte Höhlbaums beigelegte Totenanzeige angibt, mit der der Universitätsrektor die Dozenten und Beamten der Universität wie üblich zur Beisetzung einlud.[11] Noch am selben Tag (!) teilte der Dekan, der 1901 nach Gießen berufene Philosoph und Psychologe Karl Groos (1861-1946), den Mitgliedern der Fakultät die Einsetzung einer Berufungskommission mit.[12] Die am Grabe Höhlbaums sicherlich zahlreich vertretenen Fakultätsmitglieder hatten offensichtlich ihr Zusammentreffen genutzt, um sich über die Zusammensetzung der Kommission abschließend zu verständigen.

Der Kommission gehörten der Dekan selbst an, ferner der seit 1870 in Gießen lehrende und vor allem in Laienkreisen viel gelesene Historiker Wilhelm Oncken

---

7 Zu Biermer (Dr. jur. et phil.), der in Gießen seit 1900 ord. Professor der Nationalökonomie und Statistik war, vgl. unten Anm. 45.

8 Hier ist vielleicht nicht Biermer selbst gemeint, sondern der Inhaber des ersten Gießener Lehrstuhls für Geschichte, Wilhelm Oncken (1838-1905), der das Minoritätsvotum Biermers mit unterzeichnet hat (unten bei Anm. 79). Zu Oncken siehe Anm. 13.

9 PA Phil. 10, fol. 45A. Auch in dem von Goswin von der Ropp verfassten Nachruf (siehe Anm. 6) ist zwischen den Zeilen zu spüren, dass es zu Spannungen in Gießen kam (siehe dort bes. S. 20*-25*). Aus Höhlbaums Berufungsakte im Universitätsarchiv Gießen (PA Phil. 13) geht nur hervor, dass er sich mehrfach krank gemeldet hat. Höhlbaums „andauernde Kränklichkeit", „Störungen des Nervensystems" und „Nachlassen von Gesicht und Gehör" erwähnt auch von der Ropp in seinem Nekrolog (S. 24*).

10 Der am 1. Juli 1903 eröffnete „neue" Gießener Friedhof (im Gegensatz zum Alten Friedhof mit seinen historischen Gräbern) lag für die damaligen Verhältnisse weit entfernt von der städtischen Kernbebauung nördlich der Stadt am Rodtberg unweit der Marburger Straße (freundliche Mitteilung von Dr. Ludwig Brake – Stadtarchiv Gießen). Die Grabstätte Höhlbaums an einem repräsentablen Ort (Abt. I, Bez. D, SM Nr. 6) wurde inzwischen mehrfach neu vergeben (freundliche Auskunft von Frau Dagmar Klein M.A. – Wettenberg bei Gießen).

11 PA Phil. 13.

12 Das förmliche Schriftstück des Dekans an die „Großherzogliche philosophische Fakultät" wurde nach und nach von allen Mitgliedern der Fakultät, 22 an der Zahl, abgezeichnet (PA Phil. 10, fol. 134A).

(1838-1905),[13] des Weiteren der zu den bedeutendsten Wissenschaftlern der Gießener Universität gehörende Germanist Otto Behaghel (1854-1936),[14] der seit 1888 den Gießener Lehrstuhl inne hatte und als Mitglied der Ersten Kammer der Landstände des Großherzogtums Hessen (1896) und Geheimer Hofrat (1897) ein ungewöhnlich vielseitiges hochschul- und regionalpolitisches Engagement entfaltet hat,[15] dann der Romanist Dietrich Behrens (1859-1929),[16] der 1891 nach Gießen gekommen war, und schließlich der erst 1900 nach Gießen berufene Nationalökonom Magnus Biermer (1861-1913)[17] – insgesamt also fünf Mitglieder, was einer möglichen Pattsituation wohl von vornherein entgegenwirken sollte.[18]

Obwohl das „Großherzogliche Ministerium des Innern" erst mit Schreiben vom 26. Mai 1904 die Universität Gießen förmlich beauftragt hat, wegen der Wiederbesetzung des durch den Tod Höhlbaums frei gewordenen Lehrstuhls für Geschichte des Mittelalters „alsbald die nötigen Verhandlungen einzuleiten und uns Ihre Vorschläge demnächst einzureichen",[19] kam die Berufungskommission schon am Freitag, den 13. Mai 1904, zum ersten Mal zusammen, um insbesondere eine Vorauswahl zu treffen und auswärtige Gutachter zu benennen.[20]

Der zügige Einlauf der auswärtigen Gutachten und formlosen brieflichen Mitteilungen, ergänzt durch Stellungnahmen einzelner Angehöriger der Gießener und Marburger philosophischen Fakultäten, setzte die Berufungskommission schon auf ihrer entscheidenden dritten Sitzung am 2. Juni 1904, genau einen Monat nach dem Ableben Höhlbaums, in die Lage, eine Berufungsliste zu verabschieden. Diese fiel allerdings kontrovers aus: Haller wurde mit drei gegen zwei Stimmen auf Platz

13 Vgl. Helmut Berding, Wilhelm Oncken (1838 – 1905) / Historiker, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hg. von Hans Georg Gundel, Peter Moraw und Volker Press, Teil 2 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen in Verbindung mit der Justus-Liebig-Universität Gießen 35. Lebensbilder aus Hessen Bd. 2), Marburg 1982, S. 696-703.

14 Vgl. Heinz Engels, Otto Behaghel (1854 – 1936) / Germanist, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (wie vorige Anm.) Teil 1, Marburg 1982, S. 29-37; Hans Ramge, Otto Behaghel und das Deutsche Seminar, in: Panorama. 400 Jahre Universität Giessen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, hg. von Horst Carl, Eva-Marie Felschow [u.a.] Gießen 2007, S. 108-113.

15 In den Jahren 1895/96, 1905/06 und im Jubiläumsjahr 1907 war Behaghel auch Universitätsrektor.

16 Über Behrens, der 1907 zu den Initiatoren des ersten deutschen Hochschullehrertages in Salzburg gehörte, vgl. Jean Caudmont, Dietrich Behrens (1859 – 1929) / Romanist, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (wie Anm. 13) Teil 1, S. 38-46; Peter Moraw, Organisation und Lehrkörper der Ludwigs-Universität Gießen in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, in: ebd., S. 23*-75*, hier S. 51* Anm. 58.

17 Zu Biermer vgl. unten Anm. 45.

18 Der Berufungskommission Höhlbaum hatten 1890 nur drei Fakultätsmitglieder angehört, darunter der genannte Oncken, ferner der Vorgänger Höhlbaums, Goswin von der Ropp (1850-1919), der im selben Jahr einen Ruf nach Breslau annahm, ein Jahr später aber schon nach Marburg ging, und drittens der Romanist Adolf Birch-Hirschfeld (1849-1917), der 1891 nach Leipzig wechselte (PA Phil. 13).

19 PA Phil. 10, fol. 5A.

20 PA Phil. 10, fol. 136A.

eins gesetzt, der Wirtschafts- und Verfassungshistoriker Friedrich Keutgen (1861-1936),[21] zu diesem Zeitpunkt a.o. Professor in Jena, einstimmig auf Platz zwei, auf Platz drei, gleichfalls einstimmig, der Privatdozent Walter (Wilhelm) Goetz (1867-1958)[22] in München und, pari passu, der a.o. Professor Walther Stein (1864-1920)[23] in Göttingen.[24]

Die entscheidende Sitzung der philosophischen Fakultät, auf der sowohl die Kommissionsmehrheit als auch die Minorität umfangreiche Voten vortrugen, fand am 15. Juni 1904 statt. Sie musste, offensichtlich aus Zeitgründen, auf den 18. Juni, einen Samstag, vertagt werden. Die Abstimmung über die Listenplätze ergab am 18. Juni eine deutliche Mehrheit von 14 gegen zwei Stimmen für Haller (Platz eins), die zweiten und dritten Plätze wurden mit Keutgen bzw. Goetz und Stein einstimmig befürwortet.[25] Das Ergebnis teilte der Dekan dem Universitätsrektor Reinhard Brauns (1861-1937), der als Mineraloge und Geologe gleichfalls der philosophischen Fakultät (seit 1895) angehörte,[26] am 20. Juni förmlich mit.[27] Brauns bestimmte noch am selben Tag als Referenten für den Gesamtsenat, der abschließend über die Liste zu befinden hatte, den Juristen Arthur Benno Schmidt (1861-1940)[28] und den Theologen Gustav Krüger (1861-1940),[29] für den, da er angab, mit Keutgen befreundet zu sein, einen Tag später (21. Juni) der Theologe Paul Drews (1858-1912)[30] nominiert wurde.[31]

Noch in derselben Woche, am Samstag den 25. Juni, tagte der Gesamtsenat der Universität. Die Abstimmung über die Berufungsliste der Fakultät ergab ein eindeutiges Votum zugunsten Hallers, dessen Platzierung an erster Stelle einstimmig mit einer Enthaltung angenommen wurde. Die so vom Gesamtsenat genehmigte

21 Zu Keutgen, der erst 1919 an der neugegründeten Universität Hamburg einen Lehrstuhl erhielt, siehe unten bei Anm. 45.

22 Der Kulturhistoriker Goetz, der sich 1895 bei Karl Lamprecht (1856-1915) in Leipzig habilitiert hatte, erhielt 1905 einen Ruf an die Universität Tübingen.

23 Der Hanseforscher Stein hatte sich 1900 bei Georg Kaufmann (1842-1929) in Breslau habilitiert. 1919 erhielt er einen Ruf an die Universität Göttingen.

24 PA Phil. 10, fol. 136B.

25 PA Phil. 10, fol. 140 und 19. Von den 22 Fakultätsmitgliedern, die das Schreiben des Dekans vom 4. Mai 1904 nach und nach unterzeichnet hatten (siehe Anm. 12), waren sechs Mitglieder nicht anwesend, von denen sich zwei hatten entschuldigen lassen.

26 Reinhard Brauns nahm noch im selben Jahr 1904 einen Ruf an die Universität Kiel an.

27 PA Phil. 10, fol. 18A.

28 Arthur Benno Schmidt, der seit 1889 in Gießen als ord. Professor für deutsches und Kirchenrecht wirkte und seit 1897 Mitglied des Hessischen Landtags war, bekleidete 1900/1 auch das Amt des Universitätsrektors. 1913, im selben Jahr wie Haller, wechselte er an die Universität Tübingen, deren Rektor er 1917/18 war.

29 Vgl. Heinrich Steitz, Gustav Krüger (1862 – 1940) / Theologe und Kirchenhistoriker, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Teil 2 (wie Anm. 13) S. 550-565.

30 Paul Drews, der seit 1901 in Gießen einen Lehrstuhl inne hatte, wechselte 1908 nach Halle.

31 PA Phil. 10, fol. 7A.

Vorschlagsliste der Fakultät wurde noch am selben Tag mit umfangreichen Beilagen – den zahlreichen Schriftstücken über die Fakultäts- und Senatsverhandlungen – an das Großherzogliche Innenministerium nach Darmstadt geschickt.[32]

Schon am 29. Juni 1904 war Haller im Besitz eines Schreibens, in dem das Hessische Innenministerium bei ihm anfragte, ob er bereit sei, „dem Ruf als Ordinarius an unserer Landesuniversität [zum 1. Oktober] Folge zu leisten".[33] Wiederum nur eine Woche später, am 7. Juli, schrieb Haller seinem Vater, dass er den Ruf nach Gießen angenommen habe.[34] So war gerade einmal zwei Monate nach dem Tod Höhlbaums die Wiederbesetzung des Gießener Lehrstuhls für Geschichte des Mittelalters durch Haller ungeachtet der tiefgreifenden Kontroverse in der Gießener Fakultät, die sich an seiner Person entzündet hatte, abgeschlossen.

Streit in der Berufungskommission

Um die Frage nach der Ursache und den Hintergründen für die Auseinandersetzung um die Berufung Hallers zu klären, sind im Folgenden die diversen Gutachten und Voten näher in Augenschein zu nehmen. In der ersten Sitzung der Berufungskommission am 13. Mai einigte man sich auf vier Historiker, die in die engere Wahl kamen, nämlich die schon genannten Haller, Keutgen, Goetz und Stein. In derselben Sitzung wurden auch schon neun auswärtige Gutachter ausgewählt, die man um eine Stellungnahme über die wissenschaftliche Bedeutung, die Lehrbefähigung und die Persönlichkeit der Kandidaten bitten wollte. In den folgenden Wochen kamen nach und nach weitere Stimmen hinzu,[35] so dass schließlich über 20 Personen mit ihren Äußerungen zu dem einen oder anderen Kandidaten in den Akten zitiert wurden. Unter den Gutachtern dominierten

32 PA Phil. 10, fol. 8.

33 Universitätsarchiv Tübingen, Bestand 305, Teilnachlass Haller, Nr. 22 (im folgenden UAT 305/22).

34 Hasselhorn/Kleinert, Briefe, Nr. 126 (S. 271 f., hier S. 270). Zwei Tage vorher, am 5. Juli, hatte Haller den zuständigen Ministerialrat im hessischen Innenministerium aufgesucht und dabei Zusagen u.a. bezüglich der Erstattung seiner Umzugskosten erhalten. In dem auf diesem Gespräch basierenden Schreiben des Ministeriums vom selben Tag wurde Haller aufgefordert, die Annahme des Rufes „gefälligst umgehend bestätigen" zu wollen (UAT 305/22), was Haller also tatsächlich sofort getan hat. Schon am 14. Juli 1904 hatte er ein Schreiben des Ministeriums in Händen, in dem ihm die Ernennung zum Ordinarius durch den Großherzog zum 1. Oktober mitgeteilt wurde (siehe Abb. 5).

35 Auch zwei Gießener Universitätsangehörige legten Stellungnahmen vor, zum einen der klassische Philologe Erich Bethe (1863-1940), der der Gießener philosophischen Fakultät seit 1903 angehörte und Haller aus seiner Basler Zeit kannte, zum andern der klassische Philologe Richard Wünsch (1869-1915); zu diesem siehe Anm. 62.

naturgemäß die Historiker,[36] vertreten waren aber auch mehrere Klassische Philologen[37] und Nationalökonomen[38] sowie je ein Philosoph,[39] Indogermanist[40] und Bibliothekar.[41]

Was speziell Haller betraf, waren mehrere Gutachter aus dem naheliegenden Grund ausgewählt worden, weil man sich von ihnen neben der Beurteilung seines wissenschaftlichen Rangs sowie seiner Lehrbefähigung auch eine Charakterisierung seiner Persönlichkeit erhoffte – hatten sie doch in der Vergangenheit über einen längeren Zeitraum mit ihm zu tun gehabt. Der Marburger Goswin von der Ropp war Hallers direkter Kollege in Marburg seit dem Beginn von Hallers Lehrtätigkeit dort im Oktober 1902,[42] Aloys Schulte war als zeitweiliger Leiter des Preußischen Historischen Instituts in Rom (1901-1903) Hallers Vorgesetzter dort 1901/2 gewesen, und Jacob Wackernagel kannte Haller aus dessen Tätigkeit in Basel (1897-1901), wo Wackernagel – zusammen mit seinem jüngeren Bruder, dem Basler Staatsarchivar Rudolf Wackernagel – mit Haller auch privaten Umgang gepflegt hatte.[43] Auch der klassische Philologe Erich Bethe, der seit 1903 der Gießener philosophischen Fakultät angehörte, war Haller in Basel, wo Bethe seit 1897 einen Lehrstuhl innehatte, mehrfach in amtlicher Funktion und aus privatem Anlass begegnet, wie er in seiner Stellungnahme betonte.[44]

In der zweiten und dritten Sitzung der Kommission am 29. Mai und 2. Juni, nachdem unterdessen zahlreiche Stellungnahmen eingegangen waren, kam es zur Auseinandersetzung über die Reihenfolge der Kandidaten. Während der dritte

36 Georg von Below (1858-1927) in Tübingen, Dietrich Schäfer (1845-1929) in Berlin, der Marburger Kollege Hallers Goswin Freiherr von der Ropp (1850-1919), Georg Kaufmann (1842-1929) in Breslau, Aloys Schulte (1857-1941) in Bonn, Gerhard Seeliger (1860-1921) in Leipzig, und schließlich der Schweizer Historiker und Hilfswissenschaftler Rudolf Thommen (1860-1950); zu letzterem siehe Anm. 56.

37 Georg Wissowa (1859-1931) in Halle a/S sowie die schon genannten Erich Bethe und Richard Wünsch, die beide der Gießener philosophischen Fakultät angehörten. Wahrscheinlich ist man auch an den Marburger klassischen Philologen Ernst Maass (1856-1929) herangetreten; siehe unten Anm. 58.

38 Der führende Vertreter seines Fachs, Gustav von Schmoller (1838-1917) in Berlin, sowie Eberhard Gothein (1853-1923), der zu Anfang 1904 von Bonn auf den Lehrstuhl Max Webers nach Heidelberg berufen worden war.

39 Ludwig Busse (1862-1907) in Königsberg.

40 Den Schweizer Jacob Wackernagel (1853-1938) in Göttingen, den führenden Indogermanisten seiner Zeit, „der Haller meines Wissens wohl will, aber dabei der Mann ist, rein sachlich zu urteilen", hatte der Dekan selbst in seinem Schreiben an die Mitglieder der Berufungskommission vom 20. Mai. 1904 nachträglich als Gutachter vorgeschlagen (PA 10, fol. 144).

41 Der Marburger Oberbibliothekar Alfred Schulze (1861-1949).

42 Von der Ropp war mit den Gießener Verhältnissen vertraut, war er doch von 1882 bis 1890 Ordinarius an der Ludoviciana gewesen; vgl. Anm. 18.

43 Es fällt auf, dass der Dekan nicht Rudolf Wackernagel als Gutachter bemüht hat. Denn es war ja dieser, der Haller die Basler Tätigkeit verschafft und mit ihm beim Basler Urkundenbuch zusammengearbeitet hatte (der von Haller bearbeitete 7. Band war 1899 erschienen). Auch kannte er Haller persönlich sehr viel besser als sein älterer Bruder, wie der erhaltene Briefwechsel bezeugt (siehe Hasselhorn/Kleinert, passim; Hasselhorn, Haller, S. 65-74).

44 Unten bei Anm. 52.

Listenplatz, der pari passu mit Götz (München) und Stein (Göttingen) besetzt wurde, unstrittig war, ging die entscheidende Abstimmung über den ersten Listenplatz zugunsten Hallers mit drei gegen zwei Stimmen – vor Keutgen, der anschließend einstimmig auf Platz zwei gesetzt wurde – denkbar knapp aus. Der offen ausgetragene Streit in der Kommission über die beiden ersten Listenplätze ist in umfangreichen Voten dokumentiert, die der Fakultät in den beiden Sitzungen am 15. und 18. Juni vorgelegt wurden.

Während das 36 Seiten umfassende Majoritätsvotum von Otto Behaghel verfasst und vorgetragen wurde – unterschrieben von ihm selbst, dem Romanisten Behrens und dem Dekan (Abb. 1) – entwarf Magnus Biermer das 26-seitige Minderheitsvotum, das Keutgen vor Haller stellte und neben Biermers Unterschrift die mit einer kurzen Erklärung versehene Unterschrift Wilhelm Onckens trug, also des unmittelbaren Fachkollegen des zu berufenden Mediävisten (Abb. 2).

Dass es zuvorderst der Nationalökonom Biermer war, der in der Kommission für Keutgen votierte, lag anscheinend in erster Linie an der wissenschaftlichen Ausrichtung Keutgens, der über spätmittelalterliche Handelsgeschichte, Zunftwesen und Stadtgemeinde gearbeitet hatte. Von ihm wird sich Biermer, der durch Studien zur Handels- und Finanzpolitik des 19. Jahrhunderts, zum Eisenbahn- und Sparkassenwesen sowie zum Steuerrecht hervorgetreten ist,[45] nicht zuletzt auch Anregungen für seine eigenen Forschungen versprochen haben. Wenn sich Oncken, der anfänglich nichts gegen Haller gehabt zu haben scheint,[46] dann doch dem Urteil Biermers anschloss, hatte dies kaum mit dem Oeuvre Keutgens zu tun, sondern beruhte ausschließlich auf dem ungünstigen Eindruck, den Hallers Persönlichkeit bei mehreren auswärtigen Gutachtern hinterlassen hatte.

45 Von 1892-1894 war Biermer Syndikus der preußischen Handelskammer. Zu seinen Hauptwerken zählt: Deutsche Handelspolitik des 19. Jahrhunderts (1899). Biermer war auch sonst eine streitbare Persönlichkeit. Hohe Wellen schlug in Gießen 1902 sein Streit mit der medizinischen Fakultät, insbesondere mit den Veterinären dort: Magnus Biermer, Mein Konflikt mit den Gießener Veterinären und der medizinischen Fakultät daselbst. Eine aktenmäßige Darstellung der in Frage kommenden Vorgänge mit einem kritischen Nachwort, Gießen 1902. Auch die Bemerkung von Gustav Krüger in seiner Stellungnahme vor dem Gesamtsenat: „Herr Kollege Biermer wäre nicht mehr als der Separatvotant erschienen, als der er nun einmal gilt“ (unten bei Anm. 89), ist wohl nicht nur durch Biermers Widerstand gegen die Berufung Hallers zu erklären. Vgl. noch Reinhard Strecker, Demokratie und Sozialismus. Eine Auseinandersetzung mit Magnus Biermer, Darmstadt 1908.

46 In seiner Erklärung vom 18. Juni vor der philosophischen Fakultät führte Oncken aus: „Ich darf in Wahrheit versichern: ich würde nach dem Eindruck seiner Schriften gegen Haller nicht das Mindeste einzuwenden gehabt haben […]“ (PA Phil. 10, fol. 63B); vgl. unten bei Anm. 80 das vollständige Zitat.

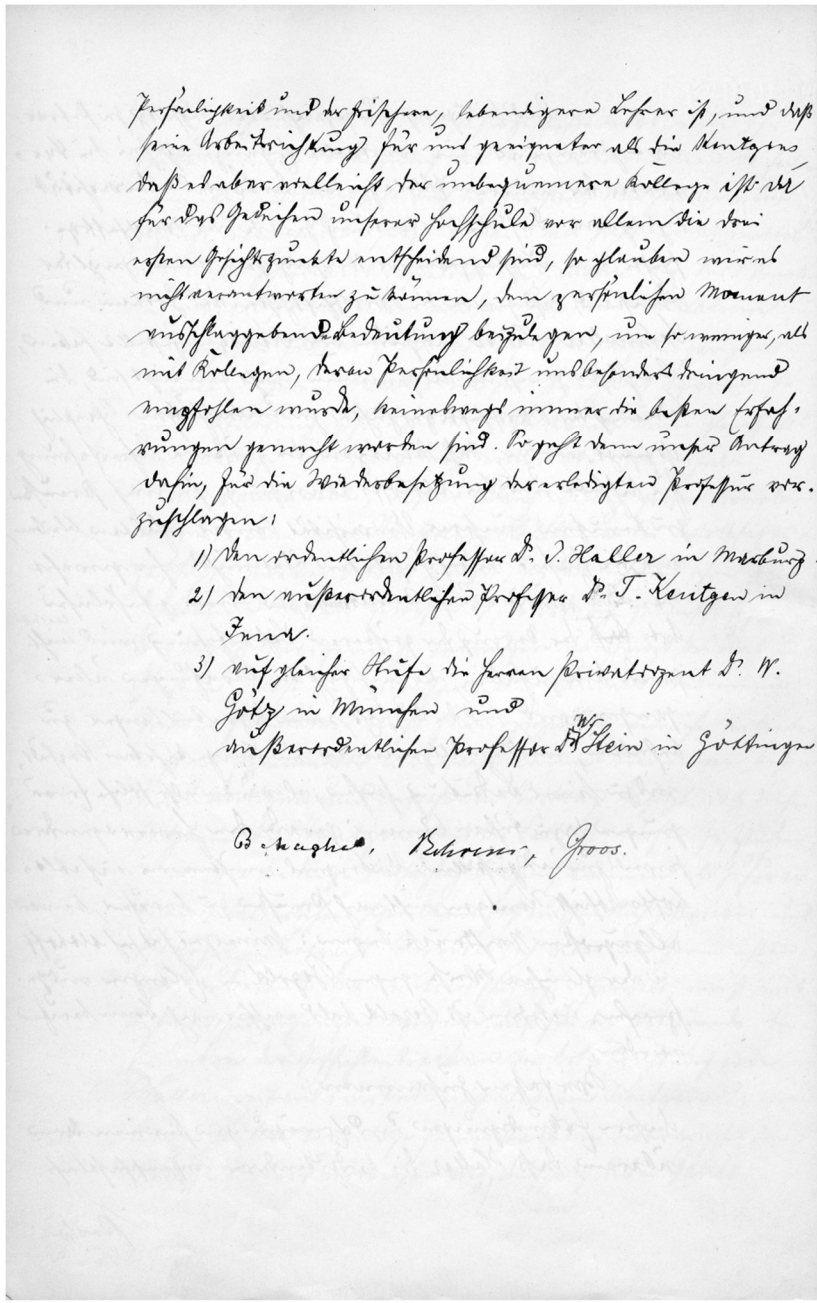


Abb. 1: Letzte Seite des auf den 10. Juni 1904 datierten Votums der Kommissionsmehrheit mit den Unterschriften von Behaghel, Behrens und Gross (Universitätsarchiv Gießen [UAGi] PA Phil. 10, fol. 38B)

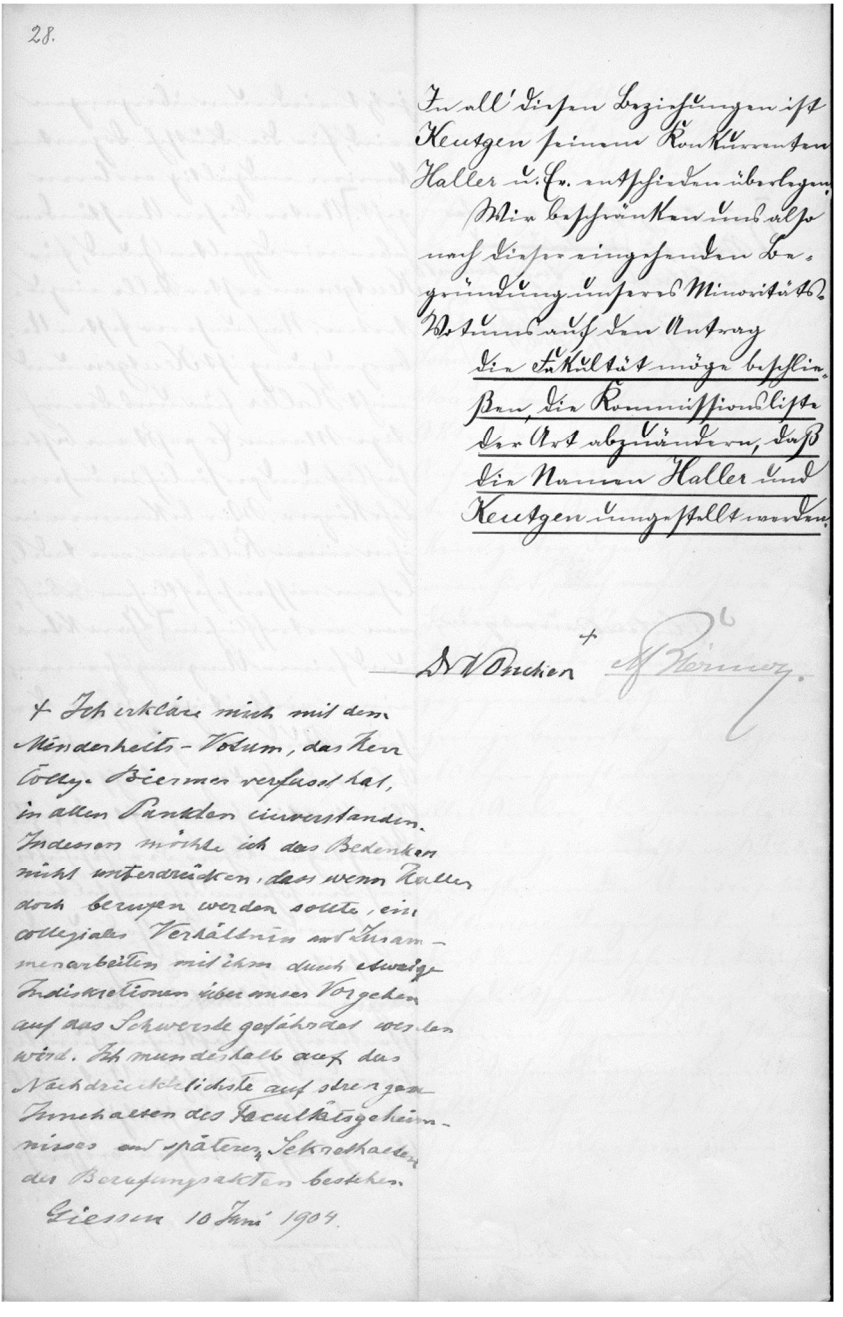


Abb. 2: Letzte Seite des Minoritätsvotums mit den Unterschriften Biermers und Onckens sowie der eigenhändigen Zusatzerklärung Onckens vom 10. Juni 1904 (UAGi PA Phil. 10, fol. 52B)

Da sowohl die wissenschaftliche Qualifikation – Haller hatte gerade sein viel beachtetes Werk über „Papsttum und Kirchenreform“ veröffentlicht,[47] das auf den vier zwischen 1896 und 1903 erschienenen umfangreichen Bänden „Studien und Quellen zur Geschichte des Konzils von Basel“ fußte[48] – als auch die Lehrbefähigung Hallers im Vergleich zu der Keutgens in der Kommission einhellig als leicht höher eingestuft wurde, konzentrierte sich das Minoritätsvotum Biermers ganz auf die Persönlichkeit der Kandidaten, bei deren Beurteilung Haller in der Tat eindeutig schlechter abschnitt. Auch die Majorität konnte vor dieser Tatsache nicht die Augen verschließen.

„Er ist eine innerlich unglückliche Natur“

So führte Behaghel im Namen der Kommissionsmehrheit vor der Fakultät aus:[49]

> *Für Hallers Persönlichkeit steht uns folgendes Material zu Gebote. Für die Zeit, in der er in Rom lebte, liegt ein Urteil von Alois Schulte vor: „Ich darf aber nicht verschweigen, daß er sehr schwer zu behandeln ist und daher wiederholt ernste Konflikte gehabt hat. Ich habe ihn in Rom wie ein schalloses Ei behandelt, habe aber auch wie andere an ihm dieselbe Erfahrung gemacht. Ich will hier nur das anführen, was sofort zu kontrolieren ist. Ich habe ihm in Rom die möglichste Freiheit gelassen und er hat seine Arbeiten so fördern können, wie ich es nur irgend verantworten konnte. In der Vorrede seines Buches hätte er sich nun dankbar bezeugen müssen, aber er wirft zwischen den Zeilen mich mit Friedensburg und den anderen ins Feuer.*[50] *Dankbarkeit ist ihm eben unbekannt. Viel schlimmer ist es noch, daß er auf dem Heidelberger Historikertage völlig unwahre (selbstredend in objektivem Sinne zu verstehen) Angaben über meine Ablaßfunde umhertrug, ohne sich vorher von deren Richtigkeit zu überzeugen.*[51] *Die Rücksicht auf einen Abwesenden, der sich nicht verteidigen kann, hat ihn nicht abgehalten und mir hat er so die infame Hetze vom vorigen Herbste zugezogen. Zu dem großen Gelehrten kommt eben ein sehr kleiner Mensch. Ich halte mich*

47 Papsttum und Kirchenreform. Vier Kapitel zur Geschichte des ausgehenden Mittelalters, Berlin 1903.

48 Das vollständige Schriftenverzeichnis Hallers bei Hasselhorn/Kleinert, S. 634-647, umfasst 247 Titel, die dort nach der jeweiligen Veröffentlichungsform in Einzelgruppen angeordnet sind. Die (nicht durchnummerierte) chronologische Abfolge der Publikationen Hallers bietet Hasselhorn, Haller, S. 443-447.

49 PA Phil. 10, fol. 20-38, die folgenden Zitate auf fol. 35-38.

50 Schulte bezieht sich auf das Vorwort Hallers in seinem schon erwähnten Buch „Papsttum und Kirchenreform“, das Haller weitgehend in Rom geschrieben hatte, insbesondere ebd., S. VIII: „Denn es gab [in Rom während der sieben Jahre, die Haller dort war] andere Aufgaben, andere Pflichten, die von denen, die darüber zu entscheiden hatten [Ludwig Quidde (1858-1941), bis 1892 Leiter des Instituts, dann Walter Friedensburg (1855-1938) bis 1901, dann Schulte bis 1903], für wichtiger gehalten wurden. Es liegt mir fern, mich darüber zu beschweren […]“. Vgl. zu den damaligen Auseinandersetzungen um Leitung und Programm des römischen Instituts Hasselhorn, Haller, S. 47-90.

51 Zur Verwicklung Hallers in den römischen Skandal des Jahres 1903 um die Akten des Ablassstreites von 1517, der letztendlich zum Rückzug Schultes im Herbst 1903 aus Rom führte, vgl. Hasselhorn, Haller, S. 86 f.; siehe auch unten Anm. 65.

für verpflichtet, Ihnen streng vertraulich diese – übrigens von vielen geteilte Meinung nicht zu verschweigen, will aber auch die Entschuldigung nicht übersehen: eine gewisse Kränklichkeit und die Bitterkeit des Lebens eines Heimatlosen. Er ist eine innerlich unglückliche Natur."

Für die Beurteilung Hallers während seines Aufenthalts in Basel sind maßgebend die Urteile von Bethe und Wackernagel. Bethe bemerkt: „Ich habe ihn (Haller) in Basel durch amtlichen und persönlichen Verkehr als einen ernsten, zuverlässigen, zunächst zurückhaltenden, erst allmählich und zögernd sich aufschließenden Mann von großer stets gründlicher Bildung, feinem Gefühl und in nicht wenigen Dingen von erlesenem Geschmacke kennen gelernt. Das Leben ist ihm nicht leicht gewesen, so konnte er in den für ihn schwierigen Basler Jahren gelegentlich trübe und einsiedlerisch scheinen, auch wohl empfindlich. Doch halte ich dafür, daß das nicht so sehr dauernde Eigenschaften als vielmehr Ausdruck gelegentlicher Bedrückung bei ihm waren. Ich habe ihn auch frisch, fröhlich, zuversichtlich und oft gern gesellig gesehen. Daß ich ihn für vollkommen ehrenhaft in weitester Bedeutung halte, brauche ich nicht besonders zu bemerken. Wie ich, haben eine nicht kleine Zahl Basler Kollegen wie Prof. Dragendorff (jetzt Frankfurt a/M),[52] Müntzer,[53] Corning[54] usw. gern und häufig mit ihm verkehrt. In Basler Kreisen ward er gut aufgenommen. Seine Braut ist eine Enkelin von Frau Geheimrat Prof. Gelzer[55] zu Basel."

Wackernagel bemerkt, die Schriften Hallers hätten ihn mit der größten Bewunderung für ihn erfüllt. Selten habe er so viel Geist und Freiheit und solche Reife der Bildung und des Urteils getroffen. Dann fährt er wörtlich fort:

„Schwieriger ist es über seine Persönlichkeit Zeugnis abzulegen. Keinerlei Flecken ruht auf seiner Vergangenheit, er steht völlig intakt da. Er ist ein Mann von den feinsten Formen, kann auch sehr liebenswürdig sein. Aber er ist etwas schwierig: ziemlich anspruchsvoll, empfindlich, stets zur Klage geneigt. Wer ihm entgegenkommt und sich auch ohne jede Anmaßung und Superiorität um ihn bemüht, muß sich gefaßt machen, bei ihm nur Unzufriedenheit zu treffen und die Klage, daß nicht mehr für ihn getan werde. Wie es die Balten oft haben, findet er die Welt müßte ihm zu Füßen liegen und müßte froh sein, ihm zu Füßen liegen zu dürfen. Trotz alledem erkläre ich, daß in dem <u>rein imaginären</u> Falle, daß hier in Göttingen eine dem Fach nach passende historische Professur zu besetzen wäre und ich dabei irgendwie mitzureden hätte, ich mit Entschiedenheit für die Berufung Herrn Hallers eintreten würde. Seine Eigenheiten machen es nicht leicht, mit ihm zu leben, sind aber kein Grund, seine ausgezeichnete Kraft

52 Hans Dragendorff (1870-1941), baltendeutscher klassischer Archäologe, seit 1898 Extraordinarius in Basel, 1902 Direktor der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt.

53 Nicht ermittelt.

54 Hanson Kelly Corning (1860-1951), Sohn des U.S. Amerikanischen Vizekonsuls in Zürich, Anatom, 1898 a.o., 1913 ord. Professor in Basel.

55 Heinrich Gelzer (1813-1889), Schweizer Historiker und Diplomat; vgl. Hasselhorn, Haller, S. 348 Anm. 139.

der Universität, für die man zu sorgen hat, zu entziehen. Auch wäre denkbar, daß der Besitz einer gesicherten Lebensstellung mildernd auf ihn gewirkt hat."

Dr. Thommen in Basel[56] *teilt mit, daß er mit Haller keinerlei Verkehr unterhielt, weil ihn „seine etwas spießige Art nicht angenehm war"; hier bedeutet spießig nicht etwa so viel als stachlich, sondern so viel wie spießbürgerlich.*

Der von Wackernagel als möglich angenommene Fall[57] *scheint in Bezug auf Haller tatsächlich eingetreten zu sein. Wenigstens wissen seine augenblicklichen Marburger Kollegen und Bekannten nur Vorteilhaftes über ihn zu berichten: Maas*[58] *schreibt: „Ich freue mich seiner (Hallers) Freundschaft; nur gewisse Herbheit*[59] *haftet ihm an. Mich hat sie nie gestört, eher zum Verkehr und Austausch gereizt".*

Schulze in Marburg schreibt:[60] *„Über Hallers Lehrtätigkeit weiß ich nichts; über seine Persönlichkeit kann ich nur nach dem Eindrucke urteilen, den ich bei unseren Begegnungen, Unterredungen mit ihm teils in der Bibliothek, deren eifriger Benutzer Haller ist, teils außerhalb derselben selbst empfangen habe. Ich kann nur sagen, daß dieser Eindruck immer der gleich vortreffliche gewesen ist. Ich halte H. für einen stark über den Durchschnitt hervorragenden Gelehrten mit klarem offenen Blick und weitgehenden Interessen und Kenntnissen. H. hat mir auch stets den Eindruck eines vornehmen Charakters gemacht, und ich habe auch, von ganz gelegentlichen, von Neid sicher nicht ganz unbeeinflußten Äußerungen abgesehen, hier keinerlei ungünstige Meinung über ihn vernommen. Man wirft ihm vor, in seinem neuen Werke über das Papsttum zu tiefe Verbeugungen vor dem Vatikan gemacht zu haben. Ich muß sagen, daß ich nach dem sehr günstigen Eindrucke, den mir H. selbst gemacht hat, nicht zu glauben vermag, daß er – bei aller Gewandtheit und Verbindlichkeit der Formen, die er besitzt – etwas schreiben würde, was seiner Überzeugung nicht ganz entspräche.*

Dies ist mein Eindruck von H.; ich kann mich natürlich irren, glaube es aber nicht. Gleich bei dem ersten Besuche, den mir H. machte und der ein wirklicher Besuch war mit dem offensichtlichen Wunsche, einen neuen Menschen kennen zu lernen und sich selbst bekannt zu machen – H. bleibt gegen alle ‚Sitte' etwa ¾ Stunde – gab H. sich ganz offen; ich halte ihn für eine wahre aufrichtige Persönlichkeit, bei der der erste Eindruck durch längere Bekanntschaft sich nicht wesentlich ändern könnte."

56 Rudolf Thommen (1860-1950), im heutigen Slowenien geb. Schweizer Historiker und Hilfswissenschaftler, seit 1897 a.o. Professor für Schweizer Geschichte und historische Hilfswissenschaften in Basel, wo er sich 1889 habilitiert hatte. Er gab zusammen mit Rudolf Wackernagel das Urkundenbuch der Stadt Basel heraus, an dem auch Haller in seiner Basler Zeit mitgewirkt hatte (siehe Anm. 43).

57 Nämlich, dass „der Besitz einer gesicherten Lebensstellung mildernd auf ihn gewirkt hat".

58 Wohl Ernst Maass (1856-1929), klassischer Philologe, seit 1895 ord. Professor in Marburg.

59 Hier im Sinne von „Ernst", „Verschlossenheit".

60 Der Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek Marburg Alfred Schulze (1861-1949).

Daraus geht hervor, dass Haller ein starkes Selbstbewusstsein besitzt, anspruchsvoll und wohl auch empfindlich ist. Der nicht näher zu prüfende Vorwurf der Gehässigkeit, der in den Ausführungen Schultes liegt, wird ebenso bei Seite zu lassen sein wie der entsprechende Vorhalt Schmollers bei Keutgen.[61] *Nachträglich hat uns Kollege Wünsch mitgeteilt, daß er Schulte wie Haller kenn,t*[62] *und der Aussage Schultes im vorliegenden Falle kein Gewicht beimessen kann.*

Was die Eigenschaften Hallers betrifft, die ihn vielleicht zum unbequemen Kollegen machen könnten, so ist darauf hinzuweisen, daß die mehr negativen Zeugnisse sich auf die Zeit in Rom und Basel beziehen, wo Haller noch nicht zu seiner festen Lebensstellung gekommen war, während die Marburger Zeugnisse sehr wesentlich günstiger lauten. Aber auch Wackernagel, jetzt in Göttingen, der ihn für etwas schwierig, für ziemlich anspruchsvoll hält, würde mit Entschiedenheit für die Berufung Hallers eintreten, wenn in Göttingen eine dem Fach nach passende historische Professur zu besetzen wäre. […]

Wir fassen zusammen: Unsere Erkundigungen und Erwägungen stimmen darin überein, daß Haller die bedeutendere wissenschaftliche Persönlichkeit und der frischere, lebendigere Lehrer ist, und daß seine Arbeitsrichtung für uns geeigneter als die Keutgens, daß er aber vielleicht der unbequemere Kollege ist. Da für das Gedeihen unserer Hochschule vor allem die drei ersten Gesichtspunkte entscheidend sind, so glauben wir es nicht verantworten zu können, dem persönlichen Moment ausschlaggebende Bedeutung beizulegen, um so weniger, als mit Kollegen, deren Persönlichkeit uns besonders dringend angeraten wurde, keineswegs immer die besten Erfahrungen gemacht worden sind.[63] *So geht denn unser Antrag dahin, für die Wiederbesetzung der erledigten Professur vorzuschlagen,*

1) den ordentlichen Professor Dr. J. Haller in Marburg […]

Behaghel, Behrens, Groos[64]

61 Erwähnt im Votum Behaghels fol. 30: „Von Keutgen bemerkt er [Gustav von Schmoller, vgl. Anm. 38], daß seine wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen auf ihn einen soliden, guten Eindruck machen, nur habe er bei der Lektüre immer bedauert, daß er sich dabei von den Gehässigkeiten und Vorurteilen seines Lehrers von Below nicht recht los machen könne, auch wo man sehe, daß er eigentlich Lust hätte, sich zu emanzipieren. Das deute auf eine gewisse Unselbständigkeit des Geistes oder Charakters hin“ (in knapper Form auch wiederholt fol. 35A).

62 Der klassische Philologe Richard Wünsch (1869-1915), seit 1902 ord. Professor in Gießen, kannte Schulte aus Breslau, wo Wünsch sich 1898 habilitiert und anschließend bis zu seinem Ruf nach Gießen als Privatdozent gelehrt hatte. Haller wiederum scheint er in Rom kennengelernt zu haben, das Wünsch während einer zweijährigen Studienreise, die er 1893 antrat und die ihn nach Paris, Spanien, Italien und Griechenland geführt hatte, aufgesucht haben wird.

63 Es ist unklar, auf welche ehemaligen Kollegen sich diese Bemerkung Behaghels bezieht.

64 Eigenhändige Unterschriften (siehe Abb. 1).

Das umfangreiche Votum Behaghels, dessen beachtliches rhetorisches Talent in den zahlreichen Gremien, denen er angehörte, geachtet und gefürchtet war, ist sowohl in stilistischer Hinsicht als auch unter inhaltlich-strukturellen Gesichtspunkten eine Meisterleistung, was auch in den wenigen hier ausgewählten Zitaten deutlich wird. Schon dass Behaghel aus dem gehässigen und von persönlicher Bitterkeit geprägten Gutachten Aloys Schultes über die „undankbare" Persönlichkeit Hallers ausführlich zitiert[65] – um das Votum Schultes am Schluss seiner Ausführungen gerade wegen der Überzogenheit seines Urteils als nicht wirklich verwertbar an die Seite zu legen –, war in taktischer Hinsicht ein gelungener erster Streich, mit dem er den Gegnern Hallers in der Kommission von vornherein den Wind aus den Segeln nahm.

Geschickt hat Behaghel anschließend weitere Zitate insbesondere aus den Gutachten Bethes und Wackernagels zusammengestellt. Auch in deren Ausführungen werden die Schattenseiten Hallers nicht verschwiegen, aber gleichzeitig doch von diesen selbst schon so stark relativiert, dass Haller unter dem Strich – Behaghels knappes Fazit ist in seiner gedanklichen Präzision und seiner stilistischen Brillianz ein Meisterstück – zwar als „vielleicht der unbequemere Kollege" dasteht, auf den man aber wegen seines wissenschaftlichen Rangs und seines lebendigen Unterrichts nicht verzichten dürfe, wenn man „für das Gedeihen unserer Hochschule" verantwortlich handeln wolle.

„Gießen nur als flüchtiges Durchgangsstadium"

Auch Biermer, dessen Minoritätsvotum im Anschluss an das Votum Behaghels vor der Fakultät verlesen wurde, zitiert ausführlich aus den eingegangenen Gutachten und gibt bezüglich der Persönlichkeit Hallers zu bedenken.[66]

> *In den zahlreich eingegangenen Erkundigungen über Herrn Professor Haller spielt die persönliche Seite eine erhebliche Rolle. Unsere Gutachter geben uns ein verhältnismäßig deutliches Bild von seinem Wesen. Die tadelnden Äußerungen über sein Auftreten werden zwar überall in Verbindung gebracht mit seiner großen Begabung, starken Schaffenskraft und ausgeprägten Originalität. Auch kommen die kritischen Einschränkungen nach der persönlichen Seite hin in sehr verschiedenen Abstufungen vor. Aber an keiner Stelle wird der Anschauung*

65 Zum Verhältnis zwischen Schulte und Haller und zu der nicht abzustreitenden, in seinem Ausmaß aber im einzelnen unklaren Verwicklung Hallers (im Zusammenspiel mit Paul Fridolin Kehr [1860-1944]) in die Auseinandersetzungen um das römische Institut insbesondere während der Leitung durch Schulte (1901-1903), die schließlich im Oktober 1903 zum Rücktritt Schultes und zur Nachfolge Kehrs führten, vgl. Hasselhorn, Haller, S. 75-90 (dort S. 75 Anm. 1 die umfangreiche ältere Literatur). Vom „Kampf um Rom" spricht Haller selbst mehrfach in seinen Schreiben an Kehr, z.B. Hasselhorn/Kleinert, Nr. 89. Siehe auch den Brief Hallers an seinen Vater vom 1. Oktober 1902, in Auszügen zitiert von Hasselhorn, Haller, S. 80 f. Schulte jedenfalls sah in Haller einen der Hauptschuldigen für sein Scheitern in Rom und war offensichtlich von ihm menschlich tief enttäuscht. Dass er seiner Verbitterung in seinem Gutachten aber derart freien Lauf lies, ist höchst bemerkenswert und letztlich auch, wenn er wirklich Hallers Berufung verhindern wollte, nicht zielführend gewesen.

66 PA Phil. 10, fol. 39-52, die folgenden Zitate auf fol. 42-46 und 52A.

Ausdruck verliehen, daß Haller ein besonders bequemer, umgänglicher und rücksichtsvoller Kollege zu werden verspreche. Freilich äußern sich manche der Gutachter über diesen heiklen Punkt überhaupt nicht. Soweit indessen kritische Äußerungen vorkommen, müssen sie ernste Bedenken gegen Haller als Kollegen erregen. Er wird uns nämlich geschildert als „von zu großem Selbstbewußtsein", „von nicht angenehmer spießiger Art", „macht den Eindruck einer starken, mit großem, vielleicht zu großem Selbstbewußtsein ausgestatteten Persönlichkeit" (Seeliger) – „daß mir (Thommen – Basel, eb. Professor der Geschichte) seine etwas spießige Art nicht angenehm war, weshalb ich keinen Verkehr mit ihm unterhielt", „von einer gewissen Herbheit", „zeitweilig trübe und einsiedlerisch, auch wohl empfindlich" u.s.w. Besonders bezeichnend sind zwei Charakteristiken aus ganz verschiedenen Lagern. Professor Wackernagel – Göttingen, der in Basel mit Haller eine Zeitlang zusammengewirkt hat[67] *und wie er sagt, ihn genauer kennt,*[68] *schreibt folgendes: „Aber er ist etwas schwierig: ziemlich anspruchsvoll, empfindlich, stets zur Klage geneigt. Wer ihm entgegenkommt und sich auch ohne jede Anmaßung und Superiorität um ihn bemüht, muß sich gefaßt machen, bei ihm nur Unzufriedenheit zu treffen und die Klage, daß nicht mehr für ihn getan werde. Wie es die Balten oft haben, findet er die Welt müßte ihm zu Füßen liegen und müßte froh sein, ihm zu Füßen liegen zu dürfen."*

Eine nicht unwichtige Einschränkung diese Vorwurfs der nörgelnden Unzufriedenheit und des übertriebenen Selbstbewußtseins, welch letzteres sich übrigens auch in einem nachträglich bei einem Kollegen eingelaufenen Privatbriefe, der sich aber nicht für die Akten eignet, vorfindet, macht Wackernagel selbst mit folgenden Worten: „Trotzdem erkläre ich, daß in dem rein imaginären Falle, daß hier in Göttingen eine dem Fach nach passende historische Professur zu besetzen wäre und ich dabei irgendwie mitzureden hätte, ich mit Entschiedenheit für die Berufung Herrn Hallers eintreten würde. Seine Eigenheiten machen es nicht leicht, mit ihm zu leben, sind aber kein Grund, seine ausgezeichnete Kraft der Universität, für die man zu sorgen hat, zu entziehen".[69] *Wir können diesen Standpunkt Wackernagels vollständig verstehen, denn er kommt aus dem Göttinger*

67 Was so nicht stimmen kann. Es ist jedenfalls nicht ersichtlich, bei welcher Gelegenheit der Indogermanist Jacob Wackernagel mit Haller in Basel zusammengearbeitet haben sollte. Zu einer Zusammenarbeit kam es in Basel allerdings mit dem jüngeren Bruder Jacob Wackernagels, dem Basler Staatsarchivar Rudolf Wackernagel; vgl. oben Anm. 43. Möglicherweise hat Biermer die beiden verwechselt.

68 Dass Haller in der Familie Wackernagel verkehrt hat und neben dem Ehepaar Rudolf Wackernagel, mit dem es bei Hallers Fortgang aus Basel zum Bruch kam (Hasselhorn, Haller, S. 73; vgl. die umfangreiche Korrespondenz zwischen Haller und Rudolf Wackernagel aus den Jahren 1894 bis 1900 bei Hasselhorn/Kleinert, Briefe), auch den älteren Bruder kennengelernt hat, ist plausibel. In der publizierten Korrespondenz Hallers taucht dieser allerdings nicht auf.

69 Den direkt sich anschließenden Satz Wackernagels (vgl. das vollständige Zitat im Votum Behaghels): „Auch wäre denkbar, daß der Besitz einer gesicherten Lebensstellung mildernd auf ihn gewirkt hat", lässt Biermer aus durchsichtigen Motiven beiseite.

Milieu, wo bekanntlich das Selbstbewußtsein nicht ganz selten ist und, wie überhaupt in großen und führenden Universitäten, in einer gewissen Gegenseitigkeit einen gebührenden Ausgleich findet.

Um vieles schärfer urteilt Professor Schulte in Rom.[70] *Er sagt nämlich in einem Schreiben an den Herrn Dekan folgendes: „Hier möchte ich am liebsten aufhören – ich darf aber nicht verschweigen, daß er (Haller) sehr schwer zu behandeln ist und daher wiederholt ernste Konflikte gehabt hat. Ich habe ihn in Rom wie ein schalloses Ei behandelt, habe aber auch wie andere an ihm dieselbe Erfahrung gemacht." Hier folgt die Schilderung zweier Vorfälle, die wir unverlesen lassen.*[71] *Schulte schließt mit folgenden Sätzen diesen Passus: „Zu dem großen Gelehrten kommt eben ein sehr kleiner Mensch. Ich halte mich für verpflichtet, Ihnen streng vertraulich diese – übrigens von vielen geteilte Meinung nicht zu verschweigen, will aber auch die Entschuldigung nicht übersehen: eine gewisse Kränklichkeit und die Bitterkeit des Lebens eines Heimatlosen. Er ist eine innerlich unglückliche Natur".*

Wie aus diesem Briefe hervorgeht, hat Schulte in Rom mit Haller zusammengearbeitet. Wir können unsererseits die Differenzen, die hier vorgekommen sind, nicht nachprüfen. Erkundigungen, die wir über Schultes Verträglichkeit eingezogen haben, stellen ihm nach dieser Richtung hin ein sehr günstiges Zeugnis aus. Dazu kommt noch und ist ins Gewicht fallend, daß Schulte ausgesprochenermaßen katholischer Historiker ist und Haller zu denjenigen protestantischen Historikern gehört, von denen der Düsseldorfer Archivdirektor Archivrat Dr. Ilgen,[72] *wie uns scheint, sehr treffend sagt, daß sie die neuerdings so beliebten milden Seiten der Kurie gegenüber aufzögen.*[73]

Bei Haller erstreckt sich diese Objektivität sogar auf die Gegenwart, denn in seinem kürzlich erst erschienenen Hauptwerk glaubt er Leo XIII mit dem Prädikat „unvergeßlichen Angedenkens"[74] *schmücken zu müssen.*

---

70 Schulte war 1904 nicht mehr in Rom; er hatte 1903 einen Ruf an die Universität Bonn angenommen, von wo er sein Gutachten in Sachen Haller geschickt haben wird.

71 Einer dieser Vorfälle, die Biermer hier übergeht, war Hallers angebliche Verstrickung in den römischen Ablassskandal des Jahres 1903, den Haller nach der Aussage Schultes mit seinen unwahren Bemerkungen über ihn auf dem Heidelberger Historikertag im April 1903 zusätzlich entfacht hatte (vgl. oben Anm. 51 und 65). Da Hallers angebliches Fehlverhalten in dem Gutachten Schultes eine entscheidende Rolle spielt, wird man vermuten dürfen, dass Biermer diese Episode fortgelassen hat, weil sie ihm nicht recht zu passen schien zu seiner im Folgenden näher ausgeführte Kritik an der papstfreundlichen Haltung Hallers.

72 Theodor Ilgen (1854-1924), Historiker und Archivar, von 1900-1921 Direktor des Staatsarchivs Düsseldorf.

73 Wann und wo diese angebliche Äußerung Ilgens gefallen ist, konnte nicht ermittelt werden.

74 Sic! Wohl Flüchtigkeitsfehler, korrekt wäre „unvergeßlichen Andenkens", so Haller im Vorwort (S. VIII) zu seinem 1903 erschienenen Buch „Papsttum und Kirchenreform" mit Blick auf die Öffnung des Vatikanischen Archivs durch Leo XIII.

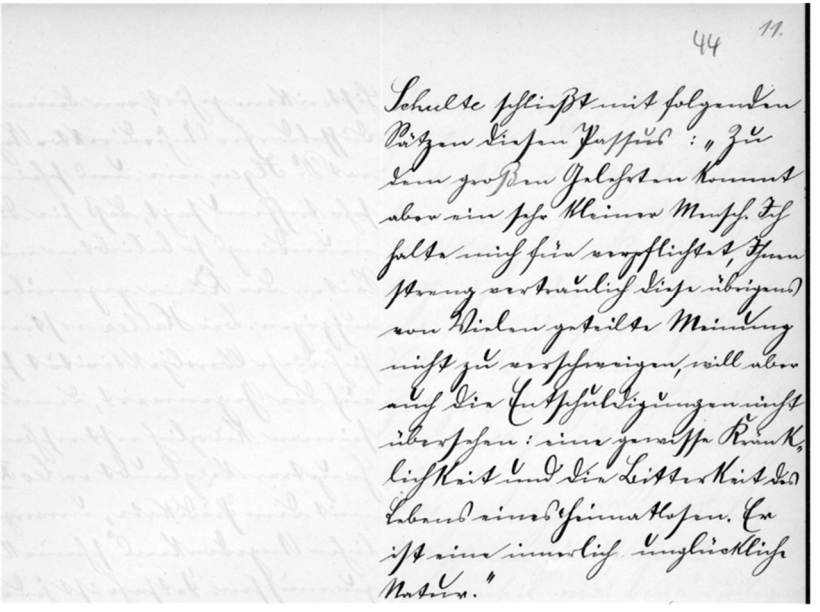


Abb. 3: Das Schulte-Zitat in dem von Biermer verfassten Minoritätsvotum (UAGi PA Phil. 10, fol. 44A, obere Hälfte)

Tatsache ist jedenfalls, daß Hallers kirchenhistorische Arbeiten auch vor dem Forum derjenigen Historiker, deren Namen bei Kürschner mit einem „K" versehen sind,[75] *Beifall gefunden haben. Es ist also nicht anzunehmen, daß das scharfe Urteil Schultes über seinen ehemaligen Mitarbeiter parteipolitisch gefärbt ist. Trotzdem stützen wir uns auf dieses Urteil, das in seiner Schärfe auch allein steht, nicht ausschließlich, wenn wir der Befürchtung Raum geben, daß Haller in den Gießener Kollegenkreis nicht recht paßt. Wir können hierbei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Erfahrungen, die man nach der persönlichen und kollegialen Seite mit dem bisherigen Vertreter der mittelalterlichen Geschichte – zufällig Hallers Landsmann – gemacht hat, zur Vorsicht mahnen, und namentlich wird man eine solche Mahnung dem nächsten Spezialkollegen nicht als eine Verletzung des schönen Grundsatzes „De mortuis nihil, nisi bene" auslegen dürfen.*[76] *Bei Fächern wie der Geschichte, die arbeitsteilig von mehreren Dozenten vertreten wird, ist ein kollegialisches Zusammenarbeiten unbedingt erforderlich, sowohl im Interesse des Lehrkörpers, wie der Studierenden. Unsere Bedenken nach dieser Richtung sind von keiner Seite entkräftet worden, ja, sie finden im Gegenteil durch einen Vorgang, der uns zufällig zur Kenntnis gekommen ist, Bestätigung. Als vor etwa einem halben Jahr das preußische*

75 Gemeint ist der „Deutsche Litteratur-Kalender" von Joseph Kürschner (1853-1902), seit 1925 fortgeführt als Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender, wo „(k.) hinter dem Namen" bedeutet, „daß der Betreffende kath. Schriftsteller ist" (24. Jg., 1902, S. 5).

76 Zu Höhlbaum siehe oben bei Anm. 6.

Kultusministerium bei der Marburger Fakultät anfragte, ob sie mit einer Ernennung Hallers zum persönlichen Ordinarius einverstanden sei, ist auf Vorschlag v. d. Ropps ausweichend und ablehnend geantwortet worden. Haller ist trotzdem Ordinarius geworden.[77] *Die sachlichen Gründe, die angegeben worden sind, dürften nicht allein ausschlaggebend gewesen sein, jedenfalls halten wir sie nicht für überzeugend. Wir vermuten vielmehr, daß die dilatorische Behandlung, die die Fakultät empfahl u.a. auch von persönlichen Motiven, die man nicht gut gegen einen Kollegen am Platz aussprechen konnte, diktiert war. Aber auch dann, wenn wir uns in diesem Punkte täuschen sollten, kommen wir um die Ansicht nicht herum, daß Haller besser für größere Verhältnisse als die Gießener paßt und sich sehr schwer in die Gewohnheiten und den Arbeitskreis unserer Landesuniversität, wo alles nun einmal auf kollegialer Rücksichtnahme und mühsame Detailarbeit zugeschnitten ist, einfügen wird. Dazu kommt, daß wir in jedem Fall einem solchen Gelehrten den Vorzug geben müssen, der eine gewisse Kontinuität des Unterrichts gewährleistet. Nach dem übereinstimmenden Urteil ist aber Haller eine Persönlichkeit, mit der die preußische Regierung namentlich in der jetzigen politisch-vatikan-freundlichen Situation Großes vorhat, und Gießen ist doch zu gut dazu, nur als flüchtiges Durchgangsstadium benutzt zu werden. Haller wird seinen Weg auch ohne die Berufung nach Gießen machen, und es wäre bedauerlich, wenn wir ihm zu Liebe die Gelegenheit versäumten, die Professur mit einem Fachmann zu besetzen, der entschlossen ist, sich in unsere Verhältnisse mit organisatorischem Eifer einzuarbeiten und Dank dafür empfindet, daß wir ihn endlich an eine Stelle gesetzt haben, nach der er sich seit Jahren sehnt und auf die er einen vollberechtigten Anspruch hat. […]*

Das von Biermer entworfene Votum bleibt sowohl sprachlich-stilistisch als auch in seiner inhaltlichen Argumentation deutlich hinter dem Votum Behaghels zurück. Wenig hilfreich sind etwa seine nicht näher ausgeführten Andeutungen auf angebliche Vorgänge und Privatbriefe, die sein negatives Urteil über Haller bestätigten. Auch seine unnötigen Seitenhiebe auf das Göttinger Milieu und erst recht auf den verstorbenen Vorgänger Hallers wirken eher peinlich.

Vollends daneben geraten ist sein Versuch, mit dem Hinweis auf die angebliche kurien- und papstfreundliche Haltung Hallers die konfessionelle Karte zu spielen, weil so nur jemand argumentieren kann, der die spezifischen römischen Verhältnisse, in denen das preußische Institut zurechtkommen musste, völlig ignoriert. Auch der Hinweis auf die preußische Regierung (gemeint ist der Ministerialdirektor im preußischen Kultusministerium Friedrich Althoff),[78] die mit Haller, der Gießen nur als „flüchtiges Durchgangsstadium" benutzen werde, noch „Großes" vorhabe, wird die Befürworter Hallers kaum alarmiert haben, da sich Haller mit dem angestrebten Fortgang von Marburg nach Gießen ja gerade von seiner „preußischen Vergangenheit" distanziert.

77 Vgl. Hasselhorn, Haller, S. 92 f.
78 Zu diesem vgl. Anm. 113.

„Vor solchem Unglück bitte ich Sie mich bewahren zu wollen“

Ehe Oncken das von Biermer verfasste Minoritätsvotum unterschrieb, fügte er eine kurze Erklärung hinzu, die zwischen den Zeilen bereits erkennen lässt, dass er den Bemühungen, die Berufung Hallers zu verhindern, keine Erfolgsaussichten mehr beimaß:

> *Ich erkläre mich mit dem Minderheits-Votum, das Herr College Biermer verfasst hat, in allen Punkten einverstanden. Indessen möchte ich das Bedenken nicht unterdrücken, dass wenn Haller doch berufen werden sollte, ein collegiales Verhältnis und Zusammenarbeiten mit ihm durch etwaige Indiskretionen über unser Vorgehen auf das Schwerste gefährdet werden wird. Ich muss deshalb auf das Nachdrücklichste auf strenges Innehalten des Facultätsgeheimnisses und späteren Sekrethalten der Berufungsakten bestehen.*
>
> *Giessen 10 Juni 1904.*[79] *Dr. W. Oncken.*

Welch übertriebene Befürchtungen Oncken hinsichtlich Haller hegte, zeigt eine von ihm nachgereichte, sehr persönlich gehaltene Erklärung, die er am 18. Juni der Fakultät vortrug. Dort heißt es gegen Schluss:[80]

> *Ich darf in Wahrheit versichern: ich würde nach dem Eindruck seiner Schriften gegen Haller nicht das Mindeste einzuwenden gehabt haben, wenn nicht ganz kurz nach der ersten Kommissionssitzung, die am 13. Mai stattgefunden hatte, seitens des Herrn Vorsitzenden eine Mitteilung an uns gelangt wäre, deren Eindruck sich niemals bei mir verwischt hat.*
>
> *Diese Mitteilung meldete das Eintreffen ungünstiger Nachrichten über Hallers Persönlichkeit und gab von dem Inhalt dreier Briefe folgende Stichproben: „zurückhaltend, manchmal gedrückt, empfindlich“ (Bethe), „vielleicht zu selbstbewußt“ (Seeliger), „schwer zu behandeln, wiederholt ernste Konflikte, gewisse Kränklichkeit, innerlich unglückliche Natur“ (Schulte).*
>
> *Ich hoffte auf Milderung der ersten Eindrücke durch spätere Briefe; aber der entgegengesetzte Fall trat ein, der Brief von Wackernagel, der weitere Inhalt des Briefes von Schulte und was seitdem an Mitteilungen eingelaufen ist verschlimmert nur den Gesamteindruck. Mit dem, was der Mehrheitsbericht einwendet, habe ich mich selber zu beruhigen gesucht, es ist mir schlechterdings nicht gelungen. Es sind die Trostgründe, mit denen man sich hilft, wenn man einen solchen Kollegen hat, den man ertragen muß, aber die nicht entschuldigen, wenn man ihn nicht hat, sondern sich ihn ohne zwingenden Grund berufen soll. Trostlos ist und bleibt in jedem Fall die Lage des Spezial-Kollegen, der mit ihm leben muß und dem man gegen seinen erklärten Willen solch einen Kollegen aufzwingt.*
>
> *„Unbequem“, sagt man achselzuckend, ist der Kollege Haller schon und daß er das sei, wird von allen Seiten bereitwillig zugegeben. Wohlan, das, was für jeden von Ihnen nur eine „Unbequemlichkeit“ ist, das ist für mich, den Spezial-*

79 Das am 10. Juni von Oncken unterschriebene Minoritätsvotum wurde am 15. oder 18. Juni auf einer der beiden Fakultätssitzungen vorgetragen; siehe oben bei Anm. 25.

80 PA Phil. 10, fol. 62-64, die Zitate auf fol. 63-64.

Kollegen, in meinen Jahren, unter Umständen ein Unglück, denn die Jugend, mit der ich mir früher über solche Dinge hinweg geholfen habe, besitze ich leider nicht mehr.

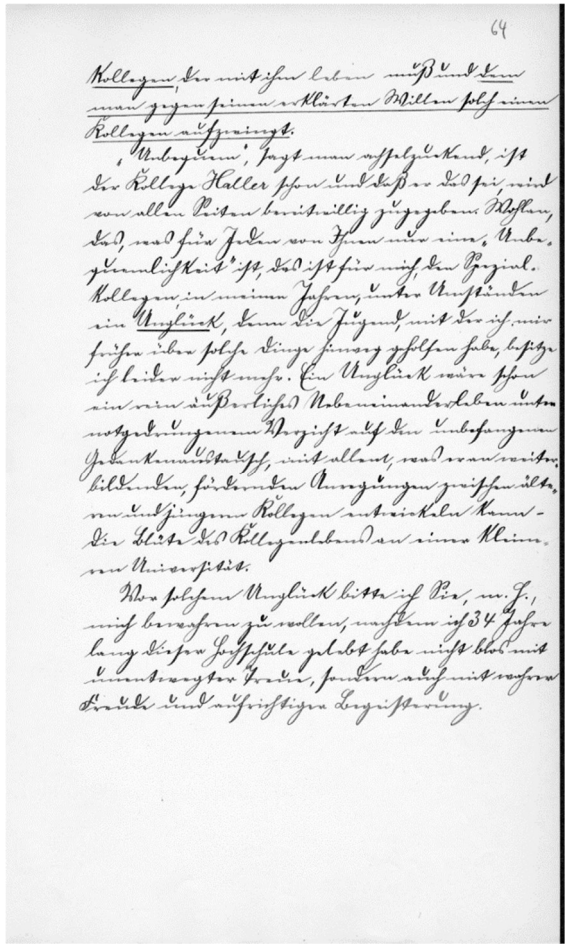


Abb. 4: Letzte Seite der Erklärung Onckens vor der philosophischen Fakultät am 18. Juni 1904 (UAGi PA Phil. 10, fol. 64A)

Ein Unglück wäre schon ein rein äußerliches Nebeneinanderleben unter notgedrungenem Verzicht auf den unbefangenen Gedankenaustausch, mit allem, was er an weiterbildenden, fördernden Anregungen zwischen älteren und jüngeren Kollegen entwickeln kann – die Blüte des Kollegenerlebens an einer kleinen Universität.

Vor solchem Unglück bitte ich Sie, m(eine) H(erren), mich bewahren zu wollen, nachdem ich 34 Jahre lang dieser Hochschule gelebt habe nicht blos mit unentwegter Treue, sondern auch mit wahrer Freude und aufrichtiger Begeisterung.

Der nach Eingang der Fakultätsliste am 20. Juni vom Universitätsrektor zum Senatsreferenten bestimmte Jurist und hessische Landtagsabgeordnete Arthur Benno Schmidt folgte am 25. Juni vor dem Gesamtsenat dem Votum der philosophischen Fakultät[81] und führte, was die Persönlichkeit der beiden Kandidaten betraf, in trefflicher Kürze aus:[82]

> *Die persönliche Beurteilung der an erster Stelle stehenden beiden Kandidaten ist keine übereinstimmende. Durchaus günstiger fällt sie für Keutgen aus. Für die Richtigkeit dieser Beurteilung bürgt nicht nur die Fülle der uns übermittelten brieflichen Nachrichten, sondern vor allem das von Herrn Kollegen Krüger erstattete eingehende Gutachten.*[83] *Gegen Haller sind einzelne Bedenken erhoben worden, die in Schreiben an die Kommission näher substantiiert und in den Kommissionsberichten berücksichtigt sind. Persönlich ist Haller dem Referenten nicht bekannt. Daß er eine stark ausgeprägte Persönlichkeit nicht nur mit den Lichtseiten, sondern auch mit den Kanten einer solchen ist, erscheint nach den Mitteilungen an die Kommission, sowie nach dem Eindruck seines temperamentvollen geschriebenen letzten Werkes nicht zweifelhaft.*[84] *Weder die Majorität der Kommission noch die Fakultät hat jedoch die in ihren Verhandlungen auftauchenden persönlichen Bedenken für so erheblich angesehen, daß sie zu einer Ablehnung Hallers führen könnten. Nach zuverlässigen Nachrichten haben sich diese Bedenken zu Folge mündlicher Mitteilungen in der entscheidenden Sitzung der Fakultät noch weiter verringert.*[85]

„Der Prediger in der Wüste“

Der mit Keutgen befreundete Theologe Gustav Krüger hat noch in letzter Minute, am Vorabend der entscheidenden Senatssitzung, eine 20-seitige Erklärung für den Gesamtsenat verfasst. Die Vorschlagsliste des Gesamtsenats, die dem Votum der philosophischen Fakultät folgte und Haller auf den ersten Platz setzte,[86] konnte er damit nicht mehr verhindern, zumal seine Erklärung in der Sache nichts Neues, in der Form aber wie eine unschöne, eher peinliche emotionale Abrechnung mit der

81 Dies tat auch der Koreferent Paul Drews in seinen relativ kurzen Ausführungen (PA Phil. 10, fol. 16-17).

82 PA Phil. 10, fol. 11-15 (in der markanten Handschrift Schmidts), das Zitat auf fol. 13A.

83 Der mit Keutgen befreundete Gustav Krüger, der ursprünglich als Senatsreferent vorgesehen war (siehe oben bei Anm. 29), hatte auf Wunsch der Berufungskommission ein auf den 16. Mai datiertes Gutachten erstellt über: 1) die wissenschaftliche Bedeutung von Haller; 2) über die wissenschaftliche Bedeutung, das Lehrtalent und die Persönlichkeit Keutgens (fol. 53-61). Seine knappen Darlegungen (2 S.) über Haller, die wie vorgesehen nur dessen Oeuvre beleuchteten, sind in unserem Zusammenhang nicht weiter relevant.

84 Haller, Papsttum und Kirchenreform, 1903.

85 Möglicherweise bezieht sich Schmidt hier unter anderem auf eine Mitteilung des Dekans über ein Gespräch mit Bethe, das der Dekan auch in seinem Schreiben an die Mitglieder der Berufungskommission vom 20. Mai erwähnt: „Haller, der vor kurzem bei Bethe's war, soll nun (er ist verlobt) wie ausgewandelt sein“ (PA Phil. 10, fol. 144A). Zu Bethe siehe oben bei Anm. 52.

86 In der Abstimmung wurde der erste Listenplatz Hallers einstimmig mit einer Enthaltung angenommen; siehe das Protokoll PA Phil. 10, fol. 10.

siegreichen Gegenpartei wirken musste, in der, ähnlich wie schon im Votum Biermers, ein in ihrer Krassheit bemerkenswert rückständiges Bild von der Gießener Universität entworfen wurde:[87]

> *Haller dagegen gehört zu den sogenannten „bedeutenden Menschen", denen zu wirklicher Bedeutung nur eines fehlt, aber sehr Wesentliches: die Bescheidenheit. Ich fürchte mich vor solchen „bedeutenden Menschen" gar nicht, auch nicht wenn sie meine Kollegen sind oder werden sollen. Es kommt ja alles darauf an, wie werden sie behandelt. Aber warum ich sie bevorzugen soll, wo ich keine zwingende Veranlassung habe, das vermag ich allerdings nicht einzusehen. Ich kann mich in die Stimmung, die Herr Kollege Oncken in seiner Erklärung zum Ausdruck gebracht hat, vollkommen versetzen, obwohl ich es Haller'n nicht zutraue, daß er es dem an Jahren so viel älteren und ehrwürdigen Kollegen gegenüber an der schuldigen Rücksicht sollte fehlen lassen.*
>
> *Endlich ist es mein persönlicher, nicht aktenkundig zu belegender Eindruck, daß Haller in der Gießener Professur nur ein ihm in seiner jetzigen Lage natürlich sehr willkommenes Übergangsstadium erblickt. Sein Ehrgeiz geht weiter, und Herr Ministerialdirektor Althoff wird schon Mittel finden, ihn über kurz oder lang zu befriedigen. Ich trete natürlich für die sogenannte Kontinuität des Unterrichts als etwas unbedingt Wertvolles dann nicht ein, wenn sie durch die Berufung eines Minderwertigen erkauft werden muß. Aber ich glaube mit gutem Gewissen die Notwendigkeit dieser Kontinuität dann energisch betonen zu dürfen, wenn ein Kandidat wie Keutgen in Frage steht. Wir sind nun einmal keine große Universität, die den Gesichtspunkt, sogenannte ‚bedeutende Menschen' zu gewinnen, voranstellen darf; sondern wir müssen in erster Linie für einen geregelten, nach Möglichkeit gleichmäßig verlaufenden Unterricht derer sorgen, die berufen sind, in Hessen in Kirche und Schule, als Richter und Ärzte, in Stadt und Land zu wirken. Es war mir befremdlich, gerade bei dem Herrn Senatsreferenten,[88] der sonst für diese Gesichtspunkte ein lebhaftes Verständnis zu zeigen pflegt, diesmal so wenig Gegenliebe zu finden. […]*
>
> *Die anscheinend erdrückende Mehrheit, mit der der Fakultätsbeschluß gefaßt ist, und die zu erwartende Einstimmigkeit des Senates macht mir keinen Eindruck. Ich versuche mich nur daran zu erinnern, daß, wenn auch nur eines derjenigen Mitglieder der Kommission, die ihr als vollkommene Laien angehört haben, zur Minderheit hinübergetreten wäre[89] –, aller Wahrscheinlichkeit nach ein großer Umschwung eingetreten wäre. Aus dem Votum der Minderheit wäre zunächst ein Votum der Mehrheit geworden. Herr Kollege Biermer wäre nicht mehr als der Separatvotant erschienen, als der er nun einmal gilt. Die Herren Senatsreferenten hätten einem Mehrheitsbeschluß der Fakultät zwingende*

87 PA Phil. 10, fol. 67-78, mit diversen Beilagen, darunter mehrere briefliche Stellungnahmen im Original, fol. 79-86; die folgenden Zitate auf fol. 77B-78B.

88 Gemeint ist Arthur Benno Schmidt.

89 Danach mehrere Worte durch Überkringelungen unleserlich gemacht.

Gründe schwerlich entgegen zu setzen gehabt, und ich wäre nicht der gewesen, der ich jetzt bin: der Prediger in der Wüste. Krüger

Die Gießener Universität um 1900

Schon Biermer hatte seinem Favoriten Keutgen zuliebe ein eher rückständiges Bild von den „Gewohnheiten und dem Arbeitskreis unserer Landesuniversität" gezeichnet, „wo alles nun einmal auf kollegialer Rücksichtnahme und mühsame Detailarbeit zugeschnitten" sei. Noch um einiges krasser ist das Zerrbild, das Krüger von der Gießener Universität entwirft, deren Aufgabe es „in erster Linie" sei, „für einen geregelten, nach Möglichkeit gleichmäßig verlaufenden Unterricht derer zu sorgen, die berufen sind, in Hessen in Kirche und Schule, als Richter und Ärzte, in Stadt und Land zu wirken".

Eine Lehranstalt für einheimische Staats- und Kirchendiener war die Universität Gießen um 1900 schon längst nicht mehr.[90] Der im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts deutschlandweit zu beobachtende universitäre Modernisierungsschub – in der Gießener Geschichtssparte ablesbar an der Einrichtung eines zweiten historischen Lehrstuhls für mittelalterliche Geschichte 1875, der Gründung des Historischen Seminars 1876, der Bewilligung einer Professur für Alte Geschichte 1904, und, im universitären Umfeld, dem Neubau der Universitätsbibliothek im selben Jahr und der Errichtung der Universitätsaula im Jubiläumsjahr 1907: Dieser Schub hatte die Ludoviciana wie andere Universitäten auch zu einer „Heimstätte moderner forschender Wissenschaft" gemacht,[91] die im Wettbewerb mit anderen Universitäten sich um die führenden Wissenschaftler aus dem ganzen deutschen Sprachgebiet bemühte und der es wegen ihres liberalen Rufes und ihrer von politischen Einflüssen freien Berufungspolitik tatsächlich gelang, hervorragende Gelehrte, zumindest für eine gewisse Zeit, nach Gießen zu berufen.

So findet man in der Gießener Geschichtswissenschaft schon um und bald nach 1900 die ersten großen Namen: in der Alten Geschichte Ernst Kornemann[92] und in der Neueren Geschichte Hermann Oncken.[93] Johannes Haller wiederum war nur der erste namhafte Mediävist in einer mit ihm beginnenden Reihe bedeutender Fachvertreter in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts,[94] die, wenn auch

90 Das folgende nach Moraw, Kleine Geschichte der Universität Gießen (wie Anm. 2).

91 Moraw, ebd., S. 163.

92 Ernst Kornemann (1868-1946) war in Gießen seit 1891 als Gymasiallehrer tätig, habilitierte sich dort 1898 und lehrte ebenda bis 1902 als Privatdozent.

93 Hermann Oncken (1869-1945) wurde 1906 Nachfolger Wilhelm Onckens, mit dem er nicht verwandt war; er wechselte 1907 nach Heidelberg.

94 Vgl. Hans Georg Gundel, Die Geschichtswissenschaft an der Universität Gießen im 20. Jahrhundert, in: Ludwigs-Universität. Justus Liebig-Hochschule 1607-1957. Festschrift zur 350-Jahrfeier, Gießen 1957, S. 222-252, hier S. 232-237; Moraw, Kleine Geschichte der Universität Gießen (wie Anm. 2) S. 191.

nur für wenige Jahre, in Gießen wirkten: Robert Holtzmann,[95] Hermann Aubin,[96] Theodor Mayer[97] und schließlich Gerd Tellenbach.[98]

Vor diesem Hintergrund kann es nicht überraschen, dass der Gesamtsenat der Gießener Universität am 25. Juni 1904 die Fakultätsliste mit Haller an erster Stelle mit überwältigender Mehrheit billigte und Krügers eher peinliche Äußerungen, die als Maßstab für eine Gießener Berufungspolitik um 1900 hoffnungslos veraltet waren, zu den Akten legte.

Haller bei Oncken

Onckens Mahnung, das Fakultätsgeheimnis zu wahren, also die kontroversen Gutachten und Voten keinesfalls nach außen dringen zu lassen, war natürlich vergeblich. Schon am Samstag, den 2. Juli 1904 – da war das Berufungsschreiben des hessischen Innenministeriums gerade drei Tage alt[99] – suchte Haller Oncken in Gießen auf. Dieser, so berichtete er am 7. Juli seinem Vater Anton Haller (1833-1905), sei bei seinem Besuch „die Liebenswürdigkeit selbst" gewesen. Zum Wechsel nach Gießen bekundete Haller im selben Schreiben:

> *Tatsächlich, es ist mir sehr lieb, aus der hiesigen [Marburger] Stellung herauszukommen, die sehr beengt und eingeklemmt ist, mich an einen wenig anziehenden Lehrstoff fesselt und mir als Dritten neben oder hinter zwei eigentlichen Ordinarien nur die Rolle des mehr oder weniger Ueberflüssigen läßt. Dagegen bin ich in Gießen einer von zweien, habe das ganze Feld mittelalterl. Geschichte frei zum Lehren und brauche nur mit dem sehr altersschwachen Oncken zu rechnen, der mich lange Zeit als gefährlichen Collegen gefürchtet hat […].*[100]

95 Robert Holtzmann (1873-1946) wurde 1913 Nachfolger Hallers, nahm 1914 bis 1916 am 1. Weltkrieg teil und erhielt 1916 einen Ruf nach Breslau.

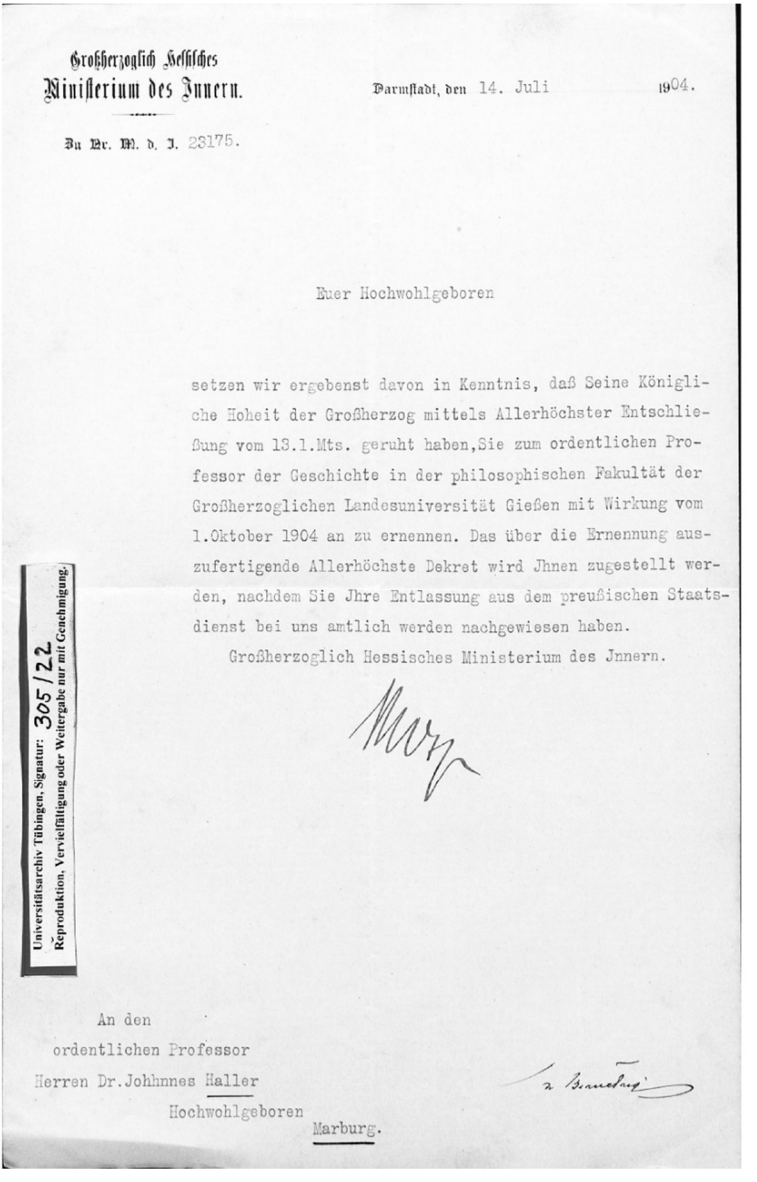
96 Hermann Aubin (1885-1969) lehrte von 1925 bis 1929 in Gießen.

97 Theodor Mayer (1883-1972) hatte den Lehrstuhl von 1930 bis 1934 inne.

98 Gerd Tellenbach (1903-1999) war von 1938 bis 1942 persönlicher Ordinarius in Gießen, nachdem er zuvor dort schon zwei Semester vertreten hatte.

99 Siehe oben bei Anm. 33.

100 Hasselhorn/Kleinert, Nr. 126 (S. 271 f., hier S. 272). Oncken, der damals 66 Jahre alt war, muss beim Besuch Hallers tatsächlich bereits vom Alter stark geprägt gewesen sein. Ein Jahr später, am 11. August 1905, ist er verstorben. Haller hat einen Nachruf verfasst, in dem er über ihn schreibt: „Persönlich war Oncken eine überaus liebenswürdige, lebensfrohe Natur, die sich für künstlerische Dinge, wie z.B. die Musik, nicht weniger warm interessierte, als für öffentliche Angelegenheiten": Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog 10, 1905 (1907) S. 253-255. Das musikalische Interesse Onckens mag seinem Verhältnis zu Haller, der ursprünglich Musiker werden wollte (Hasselhorn, Haller, S. 26), förderlich gewesen sein.



Großherzoglich Hessisches
Ministerium des Innern.

Darmstadt, den 14. Juli 1904.

Du Nr. M. d. J. 28175.

Euer Hochwohlgeboren

setzen wir ergebenst davon in Kenntnis, daß Seine Königliche Hoheit der Großherzog mittels Allerhöchster Entschließung vom 13.1.Mts. geruht haben, Sie zum ordentlichen Professor der Geschichte in der philosophischen Fakultät der Großherzoglichen Landesuniversität Gießen mit Wirkung vom 1.Oktober 1904 an zu ernennen. Das über die Ernennung auszufertigende Allerhöchste Dekret wird Ihnen zugestellt werden, nachdem Sie Ihre Entlassung aus dem preußischen Staatsdienst bei uns amtlich werden nachgewiesen haben.

Großherzoglich Hessisches Ministerium des Innern.

Universitätsarchiv Tübingen, Signatur: 305/22
Reproduktion, Vervielfältigung oder Weitergabe nur mit Genehmigung.

An den
ordentlichen Professor
Herren Dr. Johhnnes Haller
Hochwohlgeboren
Marburg.

Abb. 5: Schreiben des Großherzoglich Hessischen Ministerium des Innern vom 14. Juli 1904 an Haller mit der Mitteilung, dass der Großherzog Haller zum 1. Oktober 1904 zum ord. Professor der Geschichte in Gießen ernannt hat (Vorlage: Universitätsarchiv Tübingen 305/22)

Wie der letzte Satz verrät, wusste Haller zu diesem Zeitpunkt bereits von dem Widerstand Onckens gegen seine Person, ja man wird vermuten dürfen, dass sein überraschend früher Besuch bei dem misstrauischen älteren Kollegen gerade von

dem Motiv bestimmt gewesen sein wird, die Bedenken Onckens möglichst rasch zu zerstreuen.

Haller wird, wie wir folglich vermuten dürfen, in der fraglichen Zeit, also im Mai/Juni 1904, über eine Kontaktperson in der Gießener Fakultät verfügt haben. Wie in dem schon genannten Schreiben des Dekans vom 20. Mai 1904 zu lesen ist,[101] hat Haller „kurz" vor diesem Datum, ungeachtet der laufenden Berufungssache,[102] von sich aus den Kontakt nach Gießen gesucht und den ihm aus Basel bekannten klassischen Philologen Erich Bethe aufgesucht, der zu den von der Kommission bestellten Gutachtern zählte. Bethes unter dem Strich sehr positive Stellungnahme zu Haller wurde in dem von Behaghel verfassten Majoritätsvotum der Berufungskommission ausführlich zitiert.[103] Ob Bethe Haller tatsächlich auch über die Widerstände in der Berufungskommission informiert hat, muss natürlich offenbleiben.

Eine Korrespondenz Hallers mit einem Mitglied der Gießener philosophischen Fakultät oder gar der Berufungskommission ist in den Jahren 1904/5 und auch später nicht überliefert – mit zwei kleineren Ausnahmen: Ein Jahr nach Hallers Berufung, am 12. August 1905, hat Otto Behaghel Haller aus der Sommerfrische in Oberstdorf eine Postkarte nach Bad Schinznach (Schweiz, Kanton Aargau) geschickt, wo sich Haller anscheinend zur Erholung aufhielt. Darin bedankt Behaghel sich für die Zusendung von Hallers Festrede zur Einweihung des Gießener Bismarckturms[104] und teilt ihm das am 11. August erfolgte Ableben Wilhelm Onckens mit.[105] Aus demselben Anlass hat sich auch der Senatsreferent Arthur Benno Schmidt, der wie Behaghel die Berufung Hallers durch sein Votum unterstützt hatte,[106] bei Haller in Bad Schinznach bedankt.[107] Tenor und Inhalt der Postkarten zeugen von einem guten kollegialen Verhältnis Hallers zu den beiden Absendern.

101 Siehe Anm. 85.

102 Die Berufungskommission hatte am 13. Mai erstmalig getagt.

103 Siehe oben bei Anm. 52.

104 Vgl. unten bei Anm. 148.

105 „Verehrter Herr Kollege! Besten Dank für Ihre schöne Rede. Eben lese ich, dass Oncken gestorben. Was nun?" (Universitätsarchiv Tübingen [UAT] 305/20,39). Behaghel, dem Haller seine Urlaubsadresse hinterlassen haben muss, äußert im folgenden die Sorge, dass es nicht gelingen wird, den Lehrstuhl bereits zum Wintersemester wieder zu besetzen. Haller hatte die Festrede am 29. Juli gehalten, die Broschüre ist also in wenigen Tagen gedruckt und von ihm, u.a. auch an mehrere Basler Adressaten, verschickt worden (weitere anerkennende Schreiben im UAT 305/20).

106 Oben bei Anm. 81.

107 „Verehrter Herr Kollege! Haben Sie aufrichtigen Dank für die freundliche Übersendung Ihrer trefflichen Bismarckrede" (UAT 305/20,38 – vom 9. August 1905). Mit Schmidt blieb Haller dauerhaft freundschaftlich verbunden; vgl. Hans Erich Feine, Arthur Benno Schmidt †, in: Archiv für die civilistische Praxis 146 (1941) S. 211-218, bes. S. 215; Haller, Im Strom der Zeit (wie Anm. 139) S. 315. Mehrere Briefe Schmidts an Haller aus den Jahren 1934 bis 1939 im Bundesarchiv Koblenz, Teilnachlass Haller (BArch N 1035/24).

Haller wird schon am 3. oder 4. Mai 1904 aus der Zeitung erfahren haben,[108] dass Höhlbaum in Gießen gestorben war. Wer es aus der Gießener Fakultät war, der sich nach der ersten Kommissionssitzung am 13. Mai an Haller gewandt hat, um ihn zur Übersendung der üblichen Bewerbungsunterlagen zu bitten, lässt sich nicht klären, auch wenn die Vermutung dafür spricht, dass dies Otto Behaghel, in dem man fraglos die treibende Kraft bei der Berufung Hallers sehen muss, selbst war. [109] Dass gerade Behaghel die Berufung Hallers betrieb, mag neben den sachlich-wissenschaftlichen Gründen auch daran gelegen haben, dass die beiden sich in ihrer kulturell-emotionalen Hinneigung zur Romania verbunden wussten.[110] Dass ihr wissenschaftlicher Werdegang auffallende äußere Parallelen aufweist – sie waren beide in Heidelberg promoviert worden und hatten anschließend ihre Karriere in Basel fortgesetzt – soll hier nicht unerwähnt bleiben.

Hallers Situation in Marburg

Wie aus dem Brief Hallers an seinen Vater vom 7. Juli 1904 hervorgeht[111] und wie wir aus dem Kontakt, den Haller während der laufenden Berufungssache mit Gießen gesucht hat, folgern dürfen, war er selbst sehr daran interessiert, von Marburg nach Gießen zu wechseln. Dies hatte mehrere Gründe. Das zum 1. Oktober 1902 genehmigte Marburger Extraordinariat, das Haller dem preußischen Ministerialdirektor Althoff und, indirekt, seinem „Freund und Gönner“[112] Paul Fridolin Kehr verdankte,[113] hatte von vornherein „wegen der fortgesetzten Planungen für

108 Haller las in Marburg die Oberhessische Zeitung („Der Oberhesse“) und den General-Anzeiger der Stadt Frankfurt; siehe sein Schreiben an Kehr vom 8. 12. 1902, Hasselhorn/Kleinert, Nr. 101 (S. 229-232, hier S. 231).

109 Für die führende Rolle Behaghels spricht, dass in der Akte Hallers auch der Entwurf des von Behaghel verfassten Majoritätsvotums enthalten ist, der von seiner Hand stammt. Mehrere Teile der von Haller übersandten handschriftlichen Unterlagen hat Behaghel in diesen Entwurf eingeklebt (PA Phil. 10, fol. 100-132, dort etwa fol. 102A-B). Dieser wurde anschließend von anderer Hand ins Reine geschrieben, von Behaghel selbst aber noch einmal durchgesehen und stellenweise handschriftlich ergänzt, ehe er in dieser Form der Fakultät vorgetragen wurde (PA Phil. 10, fol. 20-38).

110 Behaghel hatte nicht nur ein Semester in Paris studiert, er hatte sich 1878 in Heidelberg auch für germanische und romanische Philologie habilitiert. Hallers emotionale Neigung zu Italien, wo er um die Jahrhundertwende insgesamt sieben Jahre verbracht hatte, und zu Frankreich, insbesondere zu Paris, dass er mehrfach aufgesucht hat – Frankreich stellte bald auch einen Forschungsschwerpunkt in seinen Arbeiten dar – ist bekannt; vgl. Hasselhorn/Kleinert, Briefe, S. 8 f., mit Hinweis auf einen Brief Hallers aus Paris vom 19. September 1894 an Rudolf Wackernagel in Basel: „Aber Paris schlägt alles andere […]“: Hasselhorn/Kleinert, Nr. 31 (S. 102 f.).

111 Siehe oben bei Anm. 100.

112 So mehrfach die Anrede Hallers in seinen Briefen an Kehr aus den Jahren 1902–1903, z.B. Hasselhorn/Kleinert, Nr. 91, 92, 111, 112.

113 Vgl. den Brief Hallers an Kehr vom 26. August 1902 aus München (Hasselhorn/Kleinert, Nr. 93), wo die entscheidenden Verhandlungen mit dem Ministerialdirektor im Preußischen Kultusministerium und „heimlichen Kultusminister“ Friedrich Althoff (1839-1908) sowie mit dem dortigen Universitätsreferenten Ludwig Elster (1856-1935) stattfanden. Dazu Hasselhorn, Haller, S. 80.

eine Beteiligung Hallers an den Projekten Kehrs in Rom bzw. in Frankreich etwas Provisorisches".[114]

Noch vor Antritt seiner Stelle in Marburg schrieb er am 1. September 1904 an Kehr:

> *Was Sie contra Marburg sagen, ist höchst wahrscheinlich alles richtig. Wenn der Reiz der Neuheit entflogen ist, wird sich ein arger Katzenjammer einstellen […]. Der Ort ist nicht schuld, oder doch nicht allein schuld; ich passe schlecht dahin. Wenn es ein Entrinnen gäbe, so wäre ich froh. Aber wie die Sache anfangen?*

Und weiter:

> *Ich glaube zu wissen, daß man [in Marburg] von mir etwas erwartet, und ich weiß bestimmt, daß man schon die Meinung von mir hat, ich hielte nirgend aus. ‚Baltische Unbeständigkeit' hat man sogar Erdmannsdörffer*[115] *nachgesagt. Ich muß beweisen, daß das Urteil falsch ist, darum darf ich von mir aus nichts thun, was aussähe, als schätzte ich die angewiesene Stellung zu gering und strebte danach, von ihr los zu kommen.*[116]

Unter den Marburger Kollegen, die ihm die Protektion Althoffs und die engen Kontakte mit Kehr ankreideten,[117] war er, wenn nicht sofort, doch recht bald isoliert.[118] Einer seiner beiden direkten Fachkollegen, Conrad Varrentrapp (1844-

114 Hasselhorn, Haller, S. 90. Zu den französischen Plänen Kehrs siehe Anm. 137.

115 Ein Vorwurf, der insofern absurd war, als Erdmannsdörffer gar nicht Baltendeutscher war, sondern aus Thüringen stammte. 1891 hatte Haller bei Bernhard Erdmannsdörffer in Heidelberg promoviert. Sein Werk „Papsttum und Kirchenreform" (1903) hat Haller „Dem Andenken an Bernhard Erdmannsdörffer", der 1901 verstorben war, gewidmet – unter Hinzufügung herzlicher Verse aus Dantes Divina Commedia (Inferno XV, 82-85): „Chè in la mente m'è fissa ed or m'accora / La cara e buona immagine paterna / Di Voi, quando nel mondo ad ora ad ora / M'insegnavate" („Denn fest im Geist steht mir – und rührt mein Herz jetzt! – / Euer so liebes, treues Vaterantlitz, / Wenn Ihr vormals auf Erden Stund' und Stunde / Mir Lehren gabt" (übersetzt von Konrad Falke, Zürich 1921).

116 Hasselhorn/Kleinert, Nr. 95 (S. 212 f.).

117 Siehe bes. Hallers Brief an seinen Vater vom 13. März 1903, also zu einem Zeitpunkt, als Haller sich mit der Marburger Situation bereits abgefunden zu haben schien: „Was man mir [von Seiten der Fakultät] vorwirft, sind 3 schwere Sünden: erstens Katholikenfreundschaft [wegen seines gerade erschienenen Buches über „Papsttum und Kirchenreform"], zweitens Freundschaft mit Kehr (dem ich Notabene das meiste zu danken habe) und drittens die Gunst des Ministeriums. Das dritte ist das Schlimmste. Du glaubst nicht, wie beschränkt ein deutscher Professor *mediae sortis* ist. Wer nicht um jeden Kohlstrunk Opposition gegen die Regierung macht, wer nicht einmal am Stammtisch auf Althoff schimpft, der ist als Reptil verdächtig": Hasselhorn/Kleinert, Nr. 122 (S. 266-268, hier S. 267). Das „Reptil" stellt eine Anspielung auf den sog. Reptilienfonds Bismarcks dar, mit dem dieser die regierungsfreundliche Presse unterstützte, im Brief Hallers meint „Reptil" also sinngemäß „von der Regierung bestochen"; siehe Hasselhorn/Kleinert, S. 267 Anm. 3.

118 Vgl. die Schilderung der Marburger Situation in Hallers Schreiben an Kehr vom 27. Juni 1903 (Hasselhorn/Kleinert, Nr. 107): „Mit Ropp ist immer wenig zu machen. […] Varrentrapp ist krank und gebrochen. Ich bin ganz auf mich selbst angewiesen, und dabei intriguiert jetzt auch Könnecke gegen mich" (Gustav Könnecke, 1845-1920, seit 1899 Direktor des Marburger Staatsarchivs).

1911), muss ihn schon vor Antritt seiner Stelle „gründlich vor den Kopf gestoßen“ haben.[119] Den eher positiven Eindruck von seiner Marburger Tätigkeit, den man aus den Briefen an seinen Vater gewinnt, stützt sich vor allem auf den Erfolg in der Lehre, von dem Haller berichtet.[120] Ein erster Hinweis, dass eine Situation eintreten könnte, die ihn zum Fortgang aus Marburg bewegen würde, findet sich schon gut zwei Monate nach seinem Dienstantritt in seinem Schreiben an Kehr vom 8. Dezember 1902.[121] Im selben Brief deutet er an, dass er für die Nachfolge Dietrich Schäfers[122] in Heidelberg im Gespräch sei, eine Hoffnung, die sich im März 1903 zerschlug, als Karl Hampe an seiner statt nach Heidelberg berufen wurde.[123] Auch auf eine Versetzung nach Halle machte sich Haller im August/September 1903 ernsthafte Hoffnungen, ehe diese, noch im Oktober, dann doch „zerrannen“.[124]

Nach dem Fehlschlag aller Wechseloptionen schien Haller im Dezember 1903 mit seiner Marburger Situation halbwegs „ausgesöhnt“,[125] ebenso im Januar 1904, als er von der von Althoff in die Wege geleiteten Gehaltzulage erfuhr.[126] Hallers

119 So Haller am 25. September 1902 an Kehr: Hasselhorn/Kleinert, Nr. 97 (S. 219-221, hier S. 220).

120 Siehe bes. Hasselhorn/Kleinert, Nr. 119 (S. 261 f.), Nr. 122 (S. 266-268) und Nr. 126 (S. 271 f.). Dazu Hasselhorn, Haller, S. 93.

121 Hasselhorn/Kleinert, Nr. 101 (S. 229-232, hier S. 230): „Ich hätte nicht übel Lust […] mich von hier wegzumelden“. Ursache für die Missstimmung Hallers waren Überlegungen Kehrs und Althoffs, das Hilfswissenschaftliche Seminar, das 1894 zusammen mit der Archivschule in Marburg eingerichtet worden war, nach Berlin zu verlegen. Auch Haller selbst war von der fehlenden Resonanz, die das Seminar in Marburg fand, sehr enttäuscht. 1904 wurde dann zwar nicht das Seminar, wohl aber die Archivschule tatsächlich nach Berlin verlegt; vgl. Hasselhorn, Haller, S. 92. Speziell zur Gründung des Hilfswissenschaftlichen Seminars siehe Johannes Burkardt, Die Historischen Hilfswissenschaften in Marburg (17.-19. Jahrhundert), Marburg 1997 (elementa diplomatica 7), S. 135-146.

122 Schäfer gehörte zu den von der Berufungskommission für die Nachfolge Höhlbaums ausgewählten auswärtigen Gutachtern; siehe Anm. 36.

123 Haller hatte auf der Liste den dritten Platz eingenommen; siehe Hallers Brief an seinen Vater vom 9. April 1903: Hasselhorn/Kleinert, Nr. 104 (S. 236-239, hier S. 237). Dazu Hasselhorn, Haller, S. 92.

124 So Haller an Kehr am 15. Oktober 1903: Hasselhorn/Kleinert, Nr. 118 (S. 260). Zuvor siehe Hallers Briefe vom 4. (an Kehr) und 16. September 1903 (an Ludwig Elster, den Universitätsreferenten im preußischen Kultusministerium und Vertrauten Althoffs): Hasselhorn/Kleinert, Nr. 116 und 117, S. 256-259, hier S. 258, und S. 259 f. Im Zusammenhang mit den Widerständen, die Hallers Berufung nach Gießen in Teilen der Fakultät erfahren hatte, ist der genannte Brief Hallers an Ludwig Elster von besonderem Interesse, da sich Haller dort wegen seiner Rolle in der römischen Affäre um Aloys Schulte zu rechtfertigen sucht. Auf Halle zumindest als eine von mehreren Alternativen scheint sich auch die Bemerkung Hallers in einem Brief an seinen Vater vom 2. August 1903 zu beziehen, wo der Fortgang aus Marburg bereits als so gut wie sicher dargestellt ist: „Ueberdies stehe ich jetzt dicht vor der großen Entscheidung …“: Hasselhorn/Kleinert, Nr. 108 (S. 244 f.).

125 Am 8. Dezember 1903 schreibt er seinem Vater: „Du hast ganz Recht, es ist das erste Mal, daß ich mich mit meiner Berufstätigkeit ausgesöhnt fühle“: Hasselhorn/Kleinert, Nr. 119 (S. 261 f.).

126 Am 11. Januar 1904 schreibt er an Kehr: „Andererseits hat mir Althoff zu Weihnachten oder Neujahr eine so bedeutende Gehaltszulage verliehen, daß ich mich nunmehr als

Stimmung trübte sich auch im Februar 1904 nicht wesentlich ein, als die Marburger Fakultät seiner vom Kultusministerium vorgeschlagenen Beförderung zum persönlichen Ordinarius widersprach,[127] da sich Althoff, wie zu erwarten war, durchsetzte – was sicherlich zu Hallers weiterer Isolation innerhalb der Marburger Fakultät beitrug. Jedenfalls hielt Haller schon am 18. März 1904 die von Kaiser Wilhelm II. am 9. März ausgestellte Ernennungsurkunde in Händen, wie er noch am selben Tag seinem Vater und Kehr berichtete.[128]

Die zumindest berufliche Klärung seiner Situation in Marburg ermöglichte Haller bald darauf, seinen lange gehegten Wunsch, eine Familie zu gründen,[129] endlich zu verwirklichen. Am 25. April teilte er Althoff seine Verlobung mit Elisabeth Fueter mit.[130] Genau eine Woche später, am 2. Mai 1904, starb Höhlbaum.

Wenn Haller ungeachtet des Eindrucks, er habe sich zu Anfang 1904 mit der Marburger Situation abgefunden, dennoch sofort bereit war, nach Gießen zu wechseln, so hatte dies mehrere Gründe. Zum einen blieb das kollegiale Verhältnis in der Marburger philosophischen Fakultät weiterhin stark angespannt, zumal zuletzt ja Hallers Beförderung zum persönlichen Ordinarius gegen den Rat der Fakultät erfolgt war[131] und sein Buch über „Papsttum und Kirchenreform“ unter

saturierte Macht fühle. […] Mit meiner Arbeit hier bin ich zufrieden […]“: Hasselhorn/Kleinert, Nr. 120 (S. 262-264, hier S. 263).

127 Am 27. Februar 1904 schreibt er an Kehr: „Mein Dasein hier im Schatten der Philippsburg und Elisabethkirche behagt mir immer besser, ungeachtet allerhand Widerwärtigkeiten, von denen die geringste die ist, daß die hohe Facultät meiner vom Ministerium ins Auge gefaßten Beförderung zum persönlichen Ordinarius widersprochen hat […]“: Hasselhorn/Kleinert, Nr. 121 (S. 265 f.). Dass die Beförderung mit dem Erscheinen von Hallers Buch „Papsttum und Kirchenreform“ zusammenhing, hat er selbst in seinem unten Anm. 132 zit. Brief an Franz Overbeck geäußert.

128 Hasselhorn/Kleinert, Nr. 123 (S. 268) an seinen Vater: „Im Besitze eines Autographs von Wilhelm II. kann ich nun sagen: es ist erreicht!“ Und am gleichen Tag an Kehr: „soeben geht mir ein Autogramm von seiner Majestät zu, das die Genossen hier am Orte vielleicht weniger freuen wird, als mich und – hoffentlich – auch Sie. Wenn ich nun endlich sagen darf, ‚es ist erreicht', so erinnere ich mich mit doppelter Dankbarkeit, wem ich es schulde, jetzt nicht vielmehr Schreiber in Rom zu sein“ (in Auszügen ediert Hasselhorn/Kleinert, S. 268 Anm. 3, bei Brief Nr. 123). Mit den Worten „Es ist erreicht“ spielt Haller auf die Bartfrisur Kaiser Wilhelms II. an, benannt nach der Barttinktur „Es-ist-erreicht“: Hasselhorn/Kleinert, S. 268 Anm. 5.

129 Vgl. Hasselhorn, Haller, S. 100.

130 Hasselhorn/Kleinert, Nr. 125 (S. 271): „Hochzuverehrender Herr Ministerialdirektor, indem ich die Ehre habe, Ihnen die Anzeige von meiner Verlobung zugehen zu lassen, drängt es mich, Ihnen zu sagen, dass ich nie vergessen werde, wem ich es verdanke, wenn dieser jahrelang unterdrückte Lebenswunsch doch noch in Erfüllung gehen kann“. Zu seiner aus Basel stammenden Ehefrau siehe schon oben bei Anm. 2 u. 55. Die Hochzeit fand noch im selben Jahr am 8. August, wohl noch in Marburg, statt, als Haller den Ruf nach Gießen bereits in der Tasche hatte und den Umzug vorbereitete. Am 7. Juli 1904 bedankte er sich bei seinem Vater für die „zwei Kisten“, „die Du und die Mama uns für den bevorstehenden Haushalt übersandt habt“. Und weiter: „Die Kisten zu öffnen tat mir leid, weil sie nicht in Marburg bleiben. Denn ich habe den Ruf nach Gießen angenommen“ (Hasselhorn/Kleinert, Nr. 126).

131 Was in dem von Biermer verfassten Minderheitsvotum der Gießener Berufungskommission gleich als ein Negativpunkt aufgegriffen wurde (oben bei Anm. 77).

den Marburger Kollegen wegen seiner angeblichen papstfreundlichen Tendenz auf wenig Gegenliebe gestoßen war.[132]

Zum andern befürchtete Haller, bei einem weiteren Verbleiben in Marburg doch noch in eine Situation zu geraten, in der er einen Wunsch Althoffs oder/und Kehrs nach einem Wechsel nach Rom nur schlecht abschlagen konnte, ein Schritt, der ihm, so gern er auch die ihm vertraute und von ihm als zweite Heimat[133] empfundene Ewige Stadt wiedergesehen hätte, wegen der ungeklärten und daher a priori konfliktreichen Situation im Nebeneinander mit Kehr mittlerweile unannehmbar schien. Die Sorge Hallers, doch noch vor eine solche unerfreuliche Entscheidung gestellt zu werden, durchzieht seine Marburger Briefe wie ein Damoklesschwert.

So schreibt er am 20. Januar 1903 seinem Vater:

> *Es soll in den hohen Sphären, wo unser Schicksal gemacht wird, bereits beschlossen sein, daß ich von hier [Marburg] fort soll. […] Mich hat noch niemand gefragt; das ist preußischer Stilus. Nun kann ich aber ohne meine Zustimmung garnicht versetzt werden, und ich habe vorläufig auch keinen Grund, weshalb ich zustimmen sollte. Das könnte mich aber in Differenzen mit den Gewaltigen verwickeln, bei denen man sich sehr vorsehen muß. Das Wahrscheinlichste ist zunächst, daß man mir zumuten wird, wieder nach Rom zu gehen. Ich weiß noch nicht, in welcher Form, und davon wird meine Antwort abhängen. Wer hätte wol Lust, wieder in diesen Dreck die Finger zu stecken?*[134]

Und am 9. April 1903 abermals an seinen Vater:

> *Endlich hat die hohe Staatsregierung ein Gutachten über das Röm. Institut verlangt, das mir viel Mühe machte und noch mehr Sorgen.*[135] *Denn dahinter lauert die Möglichkeit, daß ich demnächst zu thätiger Mitarbeit aufgefordert werden könnte, und dem kann man sich kaum entziehen. Es ist aber unter den obwaltenden Verhältnissen höchst unerfreulich, sich an dieser Wirtschaft zu beteiligen.*[136]

---

132 Vgl. Hallers Brief an seinen Vater vom 13. März 1904: „Auf alle Fälle ist mein Verhältnis zu der hohen Facultät kein sehr normales mehr, wenn ich das auch klüglich nicht zur Schau stelle“: Hasselhorn/Kleinert, Nr. 122 (S. 266-268, hier S. 267). Siehe auch den direkt sich anschließenden Passus aus diesem Brief oben in Anm. 117 sowie Hallers Schreiben an den Basler Theologen Franz Overbeck (1837-1905) vom 7. April 1904: „Fürs erste hat er [der Band „Papsttum und Kirchenreform“] – neben dem Ordinarientitel, den Althoffs Gnade mir verliehen – den merkwürdigen Erfolg gehabt, daß ich den Juden ein Grieche und den Griechen ein Jude geworden bin [Anspielung auf 1. Kor. 9,20-23], d. h. daß die Römlinge applaudieren und die Marburger Kollegen von ‚der ersten protestantischen Hochschule’ [was die Marburger Universität in chronologischer Hinsicht tatsächlich war] mich für einen heimlichen Katholiken und sogar Jesuiten erklären“: Hasselhorn/Kleinert, Nr. 124 (S. 269 f.). Zu Hallers Bekanntschaft mit Overbeck, die aus seiner Basler Zeit resultierte, sowie speziell zu diesem Brief siehe Hasselhorn, Haller, S. 70 f.

133 Vgl. Hasselhorn, Haller, S. 52 f.

134 Hasselhorn/Kleinert, Nr. 102 (S. 232 f.).

135 Zum Gutachten Hallers vgl. Hasselhorn, Haller, S. 84-86.

136 Hasselhorn/Kleinert, Nr. 104 (S. 236-239, hier S. 237).

Als der Rücktritt Aloys Schultes von der Leitung des Preußischen Historischen Instituts zum 1. Oktober desselben Jahres und die Nachfolge Kehrs dort feststand, schrieb Haller am 4. September 1903 an Kehr, der zuvor einen vergeblichen Versuch unternommen hatte, Haller doch noch für seine römischen Pläne zu gewinnen:[137]

> *Ich bin stärker als je davon überzeugt, daß für mich in Ihrem neuen Staate kein Platz gewesen wäre. Ausnahmestellungen wollen Sie nicht einräumen, – vielleicht mit Recht. Ein Mann wie Sie muß herrschen und soll herrschen. Ich aber müßte nach einer Ausnahmestellung verlangen. […] Ich passe nicht mehr in ein Zwei-, Drei- oder Viergespann.*[138]

Wie sehr die Sorge vor einer erneuten Tätigkeit in Rom Haller noch Ende 1903 bedrückte, zeigt sein Brief vom 8. Dezember 1903 an seinen Vater:

> *Ad. Harnack*[139] *schreibt mir eben auf die Zusendung meines Buches: er lasse nicht von der Hoffnung, mich noch einmal wieder in Rom zu sehen. Andre sollen*

137 Neben den römischen Plänen spielten 1902/3 auch Überlegungen Kehrs eine Rolle, in Paris eine Art Zweigstelle des preußischen Instituts einzurichten mit der Absicht, nach der von ihm begonnenen Italia pontificia eine Gallia pontificia ins Leben zu rufen – ein Projekt, für das er Haller als Leiter vorgesehen hatte; vgl. Hasselhorn, Haller, S. 83 f., 87 (mit weiterführenden Literaturangaben); Herbert Zielinski, Ein Brief Harry Bresslaus an Paul Fridolin Kehr im Apparat der „Gallia Pontificia", in: Francia 40 (2013) S. 207-231, hier S. 216. Auch dafür ließ sich Haller, der anfänglich den Überlegungen positiv gegenüberstand („Mehr noch fühle ich, daß mir die Teilnahme an etwas Großem Bedürfnis ist. Und die Eroberung Frankreichs [hier sinnbildlich für die Gallia pontificia gemeint] wäre etwas Großes, woran mitzuhelfen eine Freude sein müßte": Hasselhorn/Kleinert, Nr. 92 vom 21. August an Kehr), letztendlich nicht gewinnen, zumal die Unterstützung dieser Pläne durch Althoff nicht gesichert schien (Hasselhorn/Kleinert, Nr. 93 vom 26. August 1902 an Kehr). Vgl. zu den Pariser Plänen auch Hasselhorn/Kleinert, Nr. 80, 88, 95, 109 und 110 (1. 7. 1902 – 5. 8. 1903). Am 30. 6. 1902 schreibt Kehr an Haller: „Allein Sie wissen ja, dass Sie nur ein Wort zu sagen brauchen, und Sie finden Unterschlupf bei uns: die Gallia pontificia liegt Ihnen immer zu Füssen" (Postkarte, abschriftlich MGH-Archiv, NL Bock 182/1).

138 Hasselhorn/Kleinert, Nr. 116 (S. 256-259, hier S. 258) mit dem Abdruck des voraufgegangenen Kehr-Briefes in einer Fußnote. Zu den Hintergründen Hasselhorn, Haller, S. 88-90.

139 Adolf von Harnack (1851-1930), liberaler evangelischer Theologe und Historiker baltischer Herkunft, der seit 1888 in Berlin als Wissenschaftsorganisator und politischer Ratgeber Karriere gemacht hatte. Haller war mit ihm persönlich bekannt: Johannes Haller, Gesehenes – Gehörtes – Gedachtes. Teil IV: Im Strom der Zeit, in: Hasselhorn, Haller, Anhang, S. 290-439, hier S. 304-306. Ein Brief Hallers an Harnack im Zusammenhang mit seinen Arbeiten an dem geplanten zweiten Band von „Papsttum und Kirchenreform" bei Hasselhorn/Kleinert, Nr. 128. In den Auseinandersetzungen über das römische Institut spielte auch Harnack, der Anfang 1903 Vorsitzender des damals ins Leben gerufenen wissenschaftlichen Beirats des Römischen Instituts geworden war (vgl. Hasselhorn, Haller, S. 84), eine wichtige Rolle. Vgl. insbesondere die Briefe Hasselhorn/Kleinert, Nr. 102-104, 109-110.

ähnlich reden. Fast würde mir das leid tun; aber der Neigung darf man in solchen Fällen nicht immer, ja nur selten folgen.[140]

Kehr schließlich selbst übte sich in dunklen Anspielungen, als er am 20. Januar 1904 an Haller schrieb:

Und es kann Ihnen ganz gleichgültig sein, was man an Deutschlands Hochschulen über Sie raunt. Sie stehen hoch, ja höchst in Althoffs Gunst, und er hat mit Ihnen große Dinge vor.[141]

Angesichts eines solchen Szenariums musste Haller ein Fortgang von der preußischen Universität in Marburg, wo er seine Professur dem Zusammenwirken von Kehr und Althoff verdankte, an die nur wenige Kilometer entfernte großherzoglich-hessische Landesuniversität[142] höchst willkommen sein[143], verließ er dadurch doch auf elegante Weise den Einflussbereich Kehrs und Althoffs, ohne sich und seiner frisch angetrauten Frau ein völlig neues Ambiente erschließen zu müssen.

Haller in Gießen

Bedingt durch den Tod seines Vaters am 31. Dezember 1905, der bis zu diesem Zeitpunkt Hallers häufigster Briefpartner gewesen war,[144] aber auch infolge der

140 Hasselhorn/Kleinert, Nr. 119 (S. 261 f.). Ebd. in Anm. 1 auch Auszüge aus dem genannten Brief Harnacks vom 7. Dezember an Haller: „Rom – ich habe von dort seit 2 Monaten so gut wie nichts gehört. Wie sehr ich es bedaure, daß Sie nicht dort sind, brauche ich nicht zu sagen! Aber sie gehören zusammen und sie werden sich noch kriegen – ich meine Rom und Sie!“ Schon die Bemerkung Hallers über Harnack in seinem Schreiben an Kehr vom 5. August 1903 lässt darauf schließen, dass Harnack ihn gerne wieder in Rom sähe: „Also dürfte Adolf d. Gr. [Harnack] seine Beredsamkeit umsonst an mir üben“ (Hasselhorn/Kleinert, Nr. 110, S. 247-249, hier S. 248).

141 Hier zitiert nach den Auszügen dieses Schreibens bei Hasselhorn/Kleinert, Briefe, S. 264 Anm. 1.

142 Die Universität Gießen, bei der damals erstmals über 1000 Studenten immatrikuliert waren, zählte zu den kleineren, aber nicht zu den kleinsten deutschen Universitäten; vgl. nähere statistische Angaben bei Biermer, Mein Konflikt mit den Gießener Veterinären (wie Anm. 45), S. 20, 34 f. Danach nahm Gießen unter den 21 deutschen Universitäten im WS 1901/2 vor Greifswald, Jena, Kiel, Königsberg, Münster und Rostock den 15. Rang ein. Siehe auch Moraw, Organisation und Lehrkörper der Ludwigs-Universität Gießen (wie Anm. 16), S. 27*-28*. Marburg kam zum selben Zeitpunkt auf ca. 1200 Studenten: Rolf Fricke, Die Frequenzentwicklung der Universität Marburg seit 1866, in: Die Philipps-Universität zu Marburg 1527-1927, hrsg. von Heinrich Hermelink u. Siegfried A. Kaehler, Marburg 1927, S. 816-836 (mit 3 Tabellen) .

143 In Kauf nahm er bei einem Wechsel sogar, dass die Seminarbibliothek seines Gießener Lehrstuhls längst nicht so gut ausgestattet war wie die beiden Seminarbibliotheken, die ihm in Marburg zur Verfügung standen (die des hilfswissenschaftlichen Lehrstuhls und die allgemeine Seminarbibliothek für alte, mittlere und neue Geschichte); vgl. Hans Georg Gundel, Johannes Haller und die Monumenta Germaniae Historica in Gießen, in: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 33 (1964) S. 179-190, hier S. 181, 183.

144 Vgl. Hasselhorn, Haller, S. 101. Im Universitätsarchiv Tübingen finden sich aus dem Zeitraum zwischen dem 7. Juli 1904 – von diesem Tag datiert der letzte von den Herausgebern der Auswahledition aufgenommene Brief Hallers an seinen Vater – und dem Tod desselben weitere Briefe Hallers an seinen Vater, darunter der von Hasselhorn, Haller, S. 108, in Auswahl zitierte Brief vom 10. August 1905 (UAT 305/35).

Tatsache, dass er durch den Fortgang in die „Großherzogliche Provinzial-Hauptstadt Gießen“[145] endgültig allen römischen Plänen, die Althoff und Kehr mit ihm haben mochten, die Basis entzogen hatte – womit auch keine Notwendigkeit mehr bestand, den Briefwechsel mit Kehr im bisherigen Umfang weiterzuführen – geht die Korrespondenz Hallers in den Gießener Jahren 1905 bis 1913 stark zurück. Dabei wäre es in unserem Zusammenhang natürlich von besonderem Interesse zu erfahren, wie er in der Gießener philosophischen Fakultät, insbesondere mit seinen dortigen Gegnern, aber auch mit Otto Behaghel, der ja maßgeblich zu seiner Berufung beigetragen hatte, später zurechtkam.[146]

Unter seinen Gießener Aktivitäten abseits der üblichen akademischen Pflichten[147] ist vor allem seine Festrede bei der Grundsteinlegung des Bismarckturms der Gießener Studentenschaft am 29. Juli 1905 hervorzuheben.[148] Erwähnenswert ist auch sein Engagement für den Ausbau der zum Zeitpunkt seines Wechsels ungenügend ausgestatteten Seminarbibliothek, für die er vom hessischen Innenministerium gleich zu Anfang des Jahres 1905 einen Zuschuss von 5600 Mark erwirkte. Mit diesen Mitteln gelang ihm die Anschaffung eines vollständigen Exemplars der Monumenta Germaniae historica, das noch heute seine Dienste tut.[149] In der Festschrift zum 300-jährigen Jubiläum der Gießener Universität im Jahre 1907 sucht man Hallers Namen indes vergeblich.[150] Dies mag allerdings daran liegen, das sich der Jubiläumsausschuss bereits 1898 konstituiert hatte.[151]

Dass Haller während seiner Gießener Jahre keine größeren Arbeiten publiziert hat, erscheint im Nachhinein eher rätselhaft. Mit seiner erklärten, schon in Marburg geäußerten Absicht, die kommenden zehn Jahre angesichts der Verfahrenheit

145 So die Bezeichnung Gießens in amtlichen Schreiben, da Gießen die Hauptstadt der Provinz Oberhessen im Großherzogtum Hessen-Darmstadt war.

146 Aus den Jahren 1905 bis zum Erhalt seines Rufes nach Tübingen im April 1913 enthält die Sammlung Hasselhorn/Kleinert gerade neun Briefe (Nr. 127-135), beginnend mit einem Brief Hallers an Ferdinand Wagner (1862-1941), seinen Freund aus römischen Tagen, vom 15. November 1906 (Nr. 127). Gerade aus den hier besonders interessierenden Jahren 1905 bis 1907 scheinen kaum Briefe überliefert zu sein. Der nächste edierte Brief an Kehr stammt von April 1913, als Hallers Fortgang nach Tübingen bereits feststand: Hasselhorn/Kleinert, Nr. 136. Zu zwei Postkarten von Gießener Kollegen an Haller aus dem Jahre 1905, darunter eine Karte Otto Behaghels, vgl. oben bei Anm. 104.

147 Gundel, Johannes Haller (wie Anm. 143), S. 180, zählt 16 Gießener Dissertationen auf, die von Haller betreut wurden.

148 Vgl. Hasselhorn, Haller, S. 107 f.

149 Siehe Gundel, Die Geschichtswissenschaft an der Universität Gießen im 20. Jahrhundert (wie Anm. 94), S. 233; ders., Johannes Haller (wie Anm. 143), S. 179-190.

150 Die Universität Gießen von 1607 – 1907. Beiträge zu ihrer Geschichte. Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier, hg. von der Universität Gießen, 2 Bde., Gießen 1907.

151 Die ehrgeizigen Pläne, die man mit der Festschrift ursprünglich verfolgte, ließen sich angesichts begrenzter Geldmittel und infolge mehrerer Todesfälle unter den Ausschussmitgliedern nur zum Teil realisieren; vgl. das von Otto Behaghel verfasste Vorwort zum 1. Band, S. VII-VIII, wo er abschließend einräumt: „Das ganze Werk will als ein erster Versuch, als ein Anfang der Geschichte der Ludoviciana gelten, dem in späteren Zeiten die volle Ausgestaltung nicht fehlen möge“.

der allgemeinen wissenschaftspolitischen Lage zu seiner „eigenen wissenschaftlichen Ausbildung zu verwenden“,[152] kann dies allein kaum erklärt werden. Jedenfalls ist der angekündigte zweite Band von „Papsttum und Kirchenreform“, an dem er noch 1908 gearbeitet zu haben scheint,[153] nie mehr erschienen.[154]

„Von Marburg nach Gießen heißt vom Pferd auf den Esel“

In seinem Schreiben an Karl Brandi (1868-1946) in Göttingen vom 12. Juni 1912 lässt Haller einfließen, dass er sich „in geistiger Hinsicht“ in „unserem lieben Gießen“ „auf dem Lande“ fühle.[155] Sehr viel deutlicher wird er in seinem umfangreichen Brief vom 25. Mai 1913 an Paul Fridolin Kehr, also zu einem Zeitpunkt, als er den Ruf nach Tübingen bereits angenommen hatte:

> *Das Ambiente von Gießen ist noch viel ungünstiger als das Marburgische.*[156] *Ich darf es jetzt ja ohne Gefahr aussprechen: ich bin mir etwas deklassiert vorgekommen, als ich die hiesigen Verhältnisse u. Menschen sah, u. der Eindruck hat sich mit jedem Jahr mehr bestätigt. Überdies ist Gießen in letzter Zeit stark bergab gegangen, u. wird es demnächst noch mehr. Für die Art der Studenten ist es wol bezeichnend, daß meine Zuhörerschaft von 61 auf 20 gesunken ist, weil ich inzwischen den Ruf nach Tübingen angenommen habe. Von den Kollegen will ich nicht zu viel aus der Schule plaudern. Aber eines möge genügen: als ich einmal in einem Referat gewisse Arbeiten eines jüngeren Kollegen „weniger bedeutend“ nannte, wurde mir mit viel Pathos verboten, solche Unterschiede zu machen, wie „bedeutend“ oder „unbedeutend“. Ich unterdrückte noch rechtzeitig die Erwiderung, ich hätte vergessen, daß man im Hause des Gehängten nicht vom Strick reden soll. […] Sie können sich denken, daß einem das nicht gerade Lust macht, sich anzustrengen,*[157] *außer etwa, weil man dadurch wegzukommen*

152 Hasselhorn/Kleinert, Nr. 103 (S. 234-236, hier S. 235); vgl. Hasselhorn, Haller, S. 102.

153 Zum letzten Mal wird der Band erwähnt in dem schon genannten Schreiben an Adolf Harnack vom 13. Juli 1908 (siehe Anm. 139), in dem Haller die Aussichten für einen namhaften Zuschuss (1500 M.) für zwei längere Studienreisen nach Italien und nach Paris ausloten wollte (Hasselhorn/Kleinert, Nr. 126).

154 Die Fortführung des Mainzer Urkundenbuches, das er von seinem Vorgänger in Gießen übernommen hatte, war ihm eher eine lästige Pflicht: Hasselhorn, Haller, S. 103.

155 Hasselhorn/Kleinert, Nr. 133. Brandi hatte sich 1895 bei Kehr in Göttingen habilitiert und war über Marburg nach Göttingen als Ordinarius 1902 zurückgekehrt. Haller hatte im selben Jahr in Marburg die Brandi-Stelle übernommen; siehe oben bei Anm. 1.

156 Vgl. auch Hallers Rückblick auf Marburg und Gießen in Johannes Haller, Lebenserinnerungen. Gesehenes – Gehörtes – Gedachtes, Stuttgart 1960, S. 238 f., wo er über Gießen schreibt: „Auf dieser noch mehr als Marburg typischen Anfängerstation herrschte zwar menschlich ein frischer, nur etwas zu burschikoser Umgangston, im übrigen aber war die Kollegenschaft, jung und alt, außer einigen Nieten, an denen es nirgends fehlt, zwar von durchschnittlicher Tüchtigkeit, aber nicht mehr. Von Rechts wegen hätte es umgekehrt sein müssen; wenn irgendwo, so hätte man in Gießen und Marburg den künftigen Größen der Wissenschaft begegnen müssen. Sie fehlten […]“.

157 Dass Haller in Gießen keine größeren Arbeiten mehr vorgelegt hat (siehe oben bei Anm. 151), könnte mit dieser Unlust, „sich anzustrengen“, zusammenhängen. In diesem Kontext ist auch Hallers Bemerkung in einem Brief an seine Schwiegermutter vom 4. September 1908 zu werten (UAT 305/49), hier zitiert nach Hasselhorn, Haller, S. 103 Anm. 94: „ […]

hofft, wie es ja auch bei mir der Fall war. Wirklich, von Marburg nach Gießen heißt vom Pferd auf den Esel.[158]

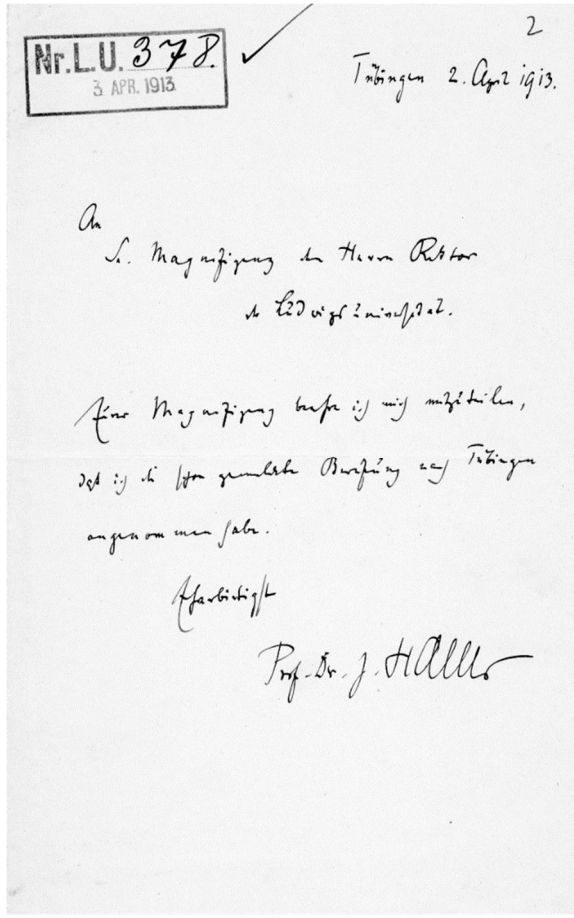


Abb. 6: Eigenhändiges Schreiben Hallers vom 2. April 1913 aus Tübingen an den Rektor der Universität Gießen mit der Mitteilung, dass er die „Berufung nach Tübingen angenommen" hat (UAGi PA Phil. 10, fol. 2)

ich bin immer noch so faul, daß die Collegen es nicht sehen dürften, sollte mein Ruf nicht endgültig dahinschwinden".

158 Berlin, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA PK), VI. HA Nl Paul Fridolin Kehr, Nr. 15 (8 S.). Beiläufig erwähnt ist der Brief bei Hasselhorn/Kleinert, S. 284 Anm. 4 (ohne Textauszüge und mit älterer Signatur).

Von einem „hässlichen Finale in Gießen“[159] spricht Haller gar in einem weiteren Brief an Kehr aus Tübingen vom 21. Oktober 1913, ohne dies näher zu erläutern.[160] Den Weggang aus Gießen empfand er in der Rückschau „als Befreiung“.[161]

„So empfinde ich Heimweh“

Einen anderen, wärmeren Ton schlägt Haller vor der Gießener Fakultät am 16. Juni 1913 in seinem umfangreichen Plädoyer für Robert Holtzmann als seinen Nachfolger an, als er diesen „unter den gegebenen Umständen“ als den „Geeignetsten“ bezeichnet,

> *das Werk fortzusetzen, das ich einst mit Lust und Liebe begann, das ich 9 Jahre in Händen haben durfte und nun in andere Hände übergehen lasse, nicht ohne Dankbarkeit auch für die oft unverdiente Anerkennung, die es mir selbst gebracht hat.*[162]

Dass Haller mit Gießen auch positive Erinnerungen verbindet,[163] zeigt vor allem sein späterer Brief an den Gießener Kunsthistoriker Christian Rauch (1877-1976), mit dem er einen herzlich-freundschaftlichen Kontakt geknüpft zu haben scheint.[164] Diesem schreibt er Ende 1935 als Antwort auf dessen Glückwünsche zu seinem 70. Geburtstag:[165]

> *Ich war ja in meinen Gießener Jahren nicht immer vom Glück begünstigt, mußte auf vieles verzichten, manches herunterschlucken und empfand den Weggang als Befreiung. Und doch – es ist merkwürdig: erinnere ich mich an jene Zeiten, so empfinde ich Heimweh. Wahrscheinlich ist es die Jugend, die die Sehnsucht*

159 Hasselhorn/Kleinert, Nr. 141.

160 Hintergrund waren die scharfen Auseinandersetzungen um die Nachfolge Hallers in Gießen durch Robert Holtzmann, über die sich die Fakultät neuerlich tief zerstritten hat. Haller, der in der Berufungskommission saß und nach anfänglichem Zögern für Holtzmann eintrat, sah sich diesmal nicht zuletzt mit Otto Behaghel im gegnerischen Lager konfrontiert. Auf die damalige Kontroverse will ich zu einem späteren Zeitpunkt näher eingehen.

161 So in seinem nachfolgend zitierten Schreiben an Rauch.

162 UAGi PA Phil. 13, fol. 148B.

163 Sein Dankesschreiben an die Gießener Theologische Fakultät wegen des ihm 1917 verliehenen Ehrendoktors (Hasselhorn/Kleinert, Nr. 154), in welchem er Gießen als die Hochschule bezeichnet, „an der ich eine Reihe meiner, wie ich glaube, besten und fruchtbarsten Jahre lehrend zugebracht“ habe, wird man wegen seines Anlasses kaum als uneingeschränkt positive Äußerung über Gießen werten dürfen. Auch ist ihm die zitierte Äußerung sprachlich eher missraten, was für den großen Stilisten Haller ungewöhnlich ist. Seine Formulierung spricht gerade in ihrer Gestelztheit dafür, wie schwer sich Haller mit dem Lob auf Gießen damals tat.

164 Rauch stand in Hallers Gießener Jahren noch ganz am Anfang seiner Karriere; vgl. Peter Metz, Christian Rauch (1877-1976), Professor für mittlere und neuere Kunstgeschichte, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Teil 2 (wie Anm. 13), S. 735-744.

165 Gundel, Johannes Haller (wie Anm. 143), S. 188-190. Gundel hat das stilistisch meisterhaft formulierte Schreiben Hallers ohne den (private Dinge betreffenden) Schlussabsatz ediert. Das von Gundel beigefügte Faksimile (S. 189) vermittelt einen guten Eindruck von der charakteristischen, auch ästhetisch ansprechenden Handschrift Hallers.

weckt. […] Wie das nun sein mag, so viel weiß ich doch, daß Ihre Figur in meinem Erinnerungsbild von Gießen einen hell beleuchteten Vorderplatz einnimmt. Ich weiß auch , wie oft ich Ihren Verkehr als wertvolle Gabe des Schicksals empfand, wenn um mich her eine Wüste sich zu dehnen schien. Jedenfalls glaube ich, es war dort niemand, mit dem ich mehr zu teilen gehabt, von dem ich mehr an Belehrung und Anregung empfangen hätte. […] Überhaupt – Tübingen hat mir größere Möglichkeiten des Wirkens ins Breite und Weite geboten, aber Gießen war für die eigene, harmonische Ausbildung fruchtbarer.[166]

Solchen Gießener Kollegen Hallers, die diesem trotz seiner Ecken und Kanten wohlgesonnen blieben und seinen Fortgang nach Tübingen als großen Verlust empfanden, wird der Althistoriker Richard Laqueur (1881-1959), der neben Haller in der Berufungskommission Holtzmann saß, aus dem Herzen gesprochen haben, als er in seiner Stellungnahme vor der Fakultät ausführte:

[…] eben deshalb bin ich auch, wie ich im Ausschuß betonte, der Ansicht, daß wir einen vollen Ersatz für den scheidenden Collegen nicht erhalten werden; aber daran ist nicht der Ausschuß schuld, auch nicht die Reihe der Forscher, die wir in Erwägung ziehen konnten, sondern letzten Endes ist diese Tatsache bedingt durch die Größe des Verlustes, den Universität und Facultät in gleicher Weise zu Ende dieses Semesters erfahren sollen.[167]

166 Auch mit dem Altphilologen Alfred Körte (1866-1914), der 1906 nach Gießen gekommen war, verband ihn eine lange Freundschaft; siehe Hasselhorn/Kleinert, Nr. 144 (15. November 1914: „Lieber Körte“) sowie mehrere Briefe Körtes an Haller aus dem Zeitraum 1926 bis 1939 im Bundesarchiv Koblenz, Teilnachlass Haller (BArch N 1035/22). In dem zuvor genannten umfangreichen Brief Hallers an Körte vom 15. November 1914 wird auch der Althistoriker Max Leberecht Strack (in Gießen von 1904 bis 1912), der, was Haller noch nicht wußte, im selben Monat in Flandern gefallen ist, mit freundlichen Worten erwähnt „Möchte unser Freund wolbehalten heimkehren!“ (ebd., S. 297). Bei dem bei Ypern schwer verwundeten Schüler Hallers (Hasselhorn/Kleinert, Nr. 144, hier S. 293 m. Anm. 5) handelt es sich um den Kunsthistoriker Georg Weise (1878-1988), der von Haller in Gießen promoviert worden war (Gundel, Die Geschichtswissenschaft an der Universität Gießen im 20. Jahrhundert [wie Anm. 94], S. 250 Anm. 33). Die Dissertation Weises wurde gedruckt unter dem Titel: Königtum und Bischofswahl im fränkischen und deutschen Reich vor dem Investiturstreit, Berlin 1912. 1914 hat sich Weise in Tübingen bei Haller habilitiert.

167 UAGi PA Phil. 13, fol. 158A (datiert auf den 13. Juni 1913). Auf den Streit in der Gießener Fakultät über die Nachfolge Hallers gedenke ich zu einem späteren Zeitpunkt näher einzugehen.

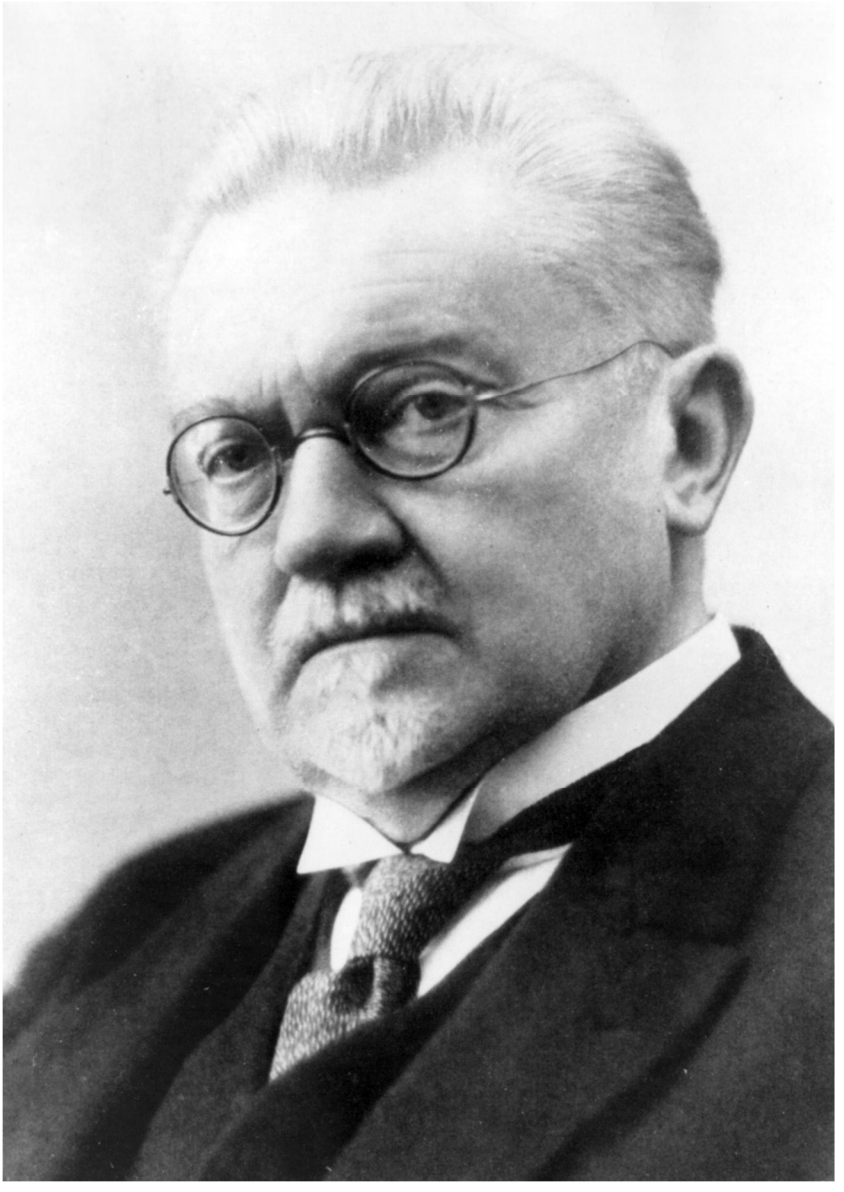


Abb. 7: Porträtfoto Hallers aus: Johannes Haller, Lebenserinnerungen. Gesehenes – Gehörtes – Gedachtes, Stuttgart 1960 (W. Kohlhammer Verlag), ohne Quellenangabe

Gießen im Ersten Weltkrieg[1]

LUDWIG BRAKE

„Die Sonne lag heiß auf den Ausstellungsgebäuden der Gewerbeausstellung am Seltersberg. Aus dem runden Musiktempel erklangen muntere Weisen, im ‚Kuhstall', der oberhessischen ‚Mädel Bude' ging es ausgelassen her, wie immer. In den Gartenanlagen drängten sich die Besucher; weiße, duftige Kleider, hessische Trachten, farbige Studentenmützen gaben ein buntes Bild. Die Jugend machte sich keine Sorgen. Was auch Sorgen, das Leben lag ja vor ihnen und in die Zukunft konnte man nicht sehen".[2]

Im Zeitraum von Mai bis August 1914 fand in Gießen, am Seltersberg, auf dem Gelände der ehemaligen medizinischen Klinik und Universitätsbibliothek in der Liebigstraße, die Gewerbeausstellung für Oberhessen und angrenzende Gebiete statt. Eine überregionale Leistungsschau von Industrie und Handwerk, die Besuchermassen von weither nach Gießen zog. Am 3. August sollte sie mit einem offiziellen Schlussakt enden. Das Programm der Veranstaltung stand fest, die Einladungen waren bereits verschickt.



Abb. 1: Gewerbeausstellung-Logo (StdtAG)

1 Der Beitrag ist eine für den Druck geringfügig überarbeitete Fassung eines Vortrags, der im Frühjahr 2016 beim Oberhessischen Geschichtsverein in Gießen gehalten wurde.

2 GA 1.8.1918, „Vor vier Jahren"

Doch am 1. August teilte die Geschäftsstelle den Ausstellern mit: „Da die Mobilmachung soeben erfolgt ist, wird die Ausstellung sofort geschlossen.

Da die sämtlichen Gebäude zu Lazarethzwecken schon Dienstag eingerichtet werden, müssen sie bis Montag Abend geräumt werden“.[3]

Auf Befehl des Kaisers war auch für den Bezirk des XVIII Armeekorps der Kriegszustand erklärt worden. Die vollziehende Gewalt ging an den kommandierenden General über. Die Zivilverwaltung und die Kommunalbehörden verbleiben zwar in ihren Funktionen. Sie hatten jedoch, von nun an, den Anordnungen und Aufträgen des Generalkommandos Folge zu leisten.[4]



Abb. 2: Georg Gottfried Wolfgang Mittermaier [o. J.] (Bildarchiv der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs Gießen HRA 299a)

3 Stadtarchiv Gießen, künftig StdtAG L-1447-13.
4 GA 1.8.1914.

Der Sorge, von welcher der größte Teil der deutschen Gesellschaft angesichts der Kriegs-Situation ergriffen wurde, stand eine weitgehende Selbstmobilisierung der bürgerlichen/gebildeten Schichten gegenüber. Die Söhne eilten zu den Fahnen, die höheren Töchter meldeten sich freiwillig zum Sanitätsdienst. Es war wichtig, zu dokumentieren, dass man seinen Teil zum Erfolg der großen deutschen Kriegsanstrengung beitrug. Frauen und Kinder, Jugendliche und Greise, Bürger und Gelehrte taten mit.

Auch die Stadtverwaltung und Gelehrte der Gießener Universität wirkten beispielhaft in die Gießener Gesellschaft hinein, indem sie, wie der geheime Justizrat Prof. Dr. Mittermaier, die Stadtjugend am „Militärgewehr" ausbildete oder, wenn er in einem öffentlichen Vortrag seine Eindrücke von der Ostfront schilderte, die er bei der Begleitung eines Truppentransports nach dem Osten gewonnen hatte.[5] Durch mitreißende Schilderungen seiner Frontreisen suchte auch der Gießener Bankdirektor Ludwig Griesbauer die Gießener Jugend und die Daheimgebliebenen für den Kriegseinsatz zu motivieren.[6]

Während so propagandistisch die Kriegsstimmung geschürt wurde, brachte die Verhängung des Kriegszustandes für die Stadt Gießen, wie überhaupt für alle kommunalen Verwaltungen tiefgreifende Veränderungen und Probleme mit sich, die mit Propaganda allein nicht zu lösen waren.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatte sich in Deutschland eine moderne kommunale Selbstverwaltung entwickelt, die fast alle Daseinsbereiche ihrer Bevölkerung regeln konnte und wollte. Zudem war sie flexibel genug, auf neue Entwicklungen und Technologien zu reagieren, sie zu integrieren und für sich zu nutzen. Kommunen wie die Stadt Gießen waren nun in der Lage selbst Impulse zu geben, sie konnten Entwicklungen in Gang setzen und so eine relative Bewegungsfreiheit im regionalen Rahmen erreichen.

Der Ausbruch des Krieges änderte die Situation vollständig. Der Krieg drückte der Stadt seinen Stempel auf.[7] Veränderungen zeigten sich zuerst in äußerlichen Dingen. Bald sah man nun im Straßenbild immer mehr Uniformen, der regulären Truppen und Landsturmmänner dann auch Lazarettbewohner, Rekonvaleszenten und Kriegskrüppel.

Ebenso fiel das weibliche Pflegepersonal mit den jeweiligen Uniformen und Häubchen auf. Schließlich wurden auch die Marschkolonnen der Kriegsgefangenen wahrgenommen, die ins Kriegsgefangenenlager geführt wurden oder zu Arbeitskommandos in die Stadt marschieren. Schließlich hatten viele Schaufenster die Dekoration auf Liebesgaben und Dinge aus dem Bereich des unmittelbaren Kriegsbedarfs eingestellt.

---

5 GA 1915 15. 1. „Am Mittwoch Abend hielt Geh. Justizrat Prof. Dr. Mittermaier seinem zweiten Vortrag über die Eindrücke, die er gelegentlich eines Truppentransportes nach dem Osten gewonnen hatte. Seine interessanten Schilderungen von Land und Leuten und dem Leben unserer Feldgrauen auf dem russischen Kriegsschauplatz wurden mit großem Dank von den Zuhörern aufgenommen".

6 Ludwig Griesbauer, Aus Front und Etappe, Gießen [1916], UB-Gießen, Nachlass Griesbauer.

7 GA 7.11.1914.

Die Mobilmachung des Militärs und der Reservisten verlief zwar nach einem lange feststehenden Plan und schien, zumindest von außen gesehen, reibungslos zu funktionieren. Doch geriet die regionale Wirtschaft dadurch in eine völlig chaotische Situation. Sie stand vor dem Zusammenbruch.

Vor Kriegsbeginn hatte es keine angemessene Vorausplanung für den Übergang zur Kriegswirtschaft gegeben. Für diesen Prozess gab es keine Vorgaben und so reagierten die Behörden individuell mit einer Vielzahl von dirigistischen Lenkungs- und Kontrollmaßnahmen.[8]

So hatte mit Kriegsbeginn das Stellvertretende Generalkommando des XVIII. Armeekorps zwar die Macht über alle Verwaltungsbereiche in seinem Zuständigkeitsbereich übernommen. Der Kreis Gießen und damit auch die Stadt Gießen wurden nun von einer militärischen Obrigkeit regiert. Unzählige Verordnungen, Erlasse, Vorschriften, Verbote und Reglementierungen wurden für die Umstellung aller gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bereiche auf die Kriegszeit erlassen; zahlreiche spezielle Kriegsverwaltungsdienststellen eingerichtet.

Die zivilen lokalen, regionalen und Landesverwaltungen wurden jedoch nicht aufgehoben. Im Gegenteil: Sie bestanden weiter und erließen ihrerseits eigene Verordnungen und, um die kriegsbedingten Situationen zu meistern, errichteten sie im Laufe des Krieges immer mehr eigene Kriegsdienststellen.

Oft widersprachen sich die einzelnen Maßnahmen. Verwaltungen begannen zum Teil gegeneinander zu arbeiten. Reichs-Kriegsverwaltung arbeitete gegen Landesverwaltung, Kommunalverwaltung arbeitete gegen Kriegsverwaltung und Landesverwaltung. Auf diese Weise kam ein Verordnungswirrwarr zustande, welcher keinerlei Effektivität mehr zuließ und auf zunehmenden Widerwillen bei der Bevölkerung stieß.

Von der Umstellung auf die Kriegswirtschaft wurde die städtische Wirtschaft insbesondere ergriffen, als urplötzlich hunderte, wenn nicht tausende von wehrfähigen Männern in und um Gießen den Gewerben und der Industrie entzogen wurden. Ein Ersatz dieser Fehlstellen durch neue, frische Arbeitskräfte war überhaupt nicht oder zumindest nicht rasch möglich und so geriet die städtische Wirtschaft in eine bedenkliche Schieflage.

Viele kleinere Handwerksbetriebe und Gewerbe konnten beim Fehlen des Meisters oder einiger Gesellen einfach nicht mehr weitermachen. Sie fielen der Krise zum Opfer. Zudem wurde die Vergabe von Aufträgen zurückgehalten. So verzeichnet die Zahl der Gießener Gewerbetriebe im Zeitraum von 1913 bis 1920 einen erheblichen Rückgang. Diese Verschiebungen ließen sich im Laufe des Krieges nicht wieder kompensieren. Ein weiterer Bereich des städtischen Wirtschaftslebens war ebenfalls davon betroffen: die große Zahl der der weiblichen Handlungsgehilfinnen, Verkäuferinnen und Hausangestellten.

8 Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949, München 2008, S. 47.

Gewerbezweige	1913	1917	Rückgang in %
Bäcker	42	37	11
Baugeschäfte	29	12	58
Friseure/Friseusen	51	36	36
Fuhrunternehmer	21	17	19
Konditoreien	14	4	71
Maler/Weißbinder	41	31	24
Metzger	57	42	26
Obst- Gemüsehandlg.	27	11	59
Schlosser	25	20	20
Schneider/innen	139	62	55
Schreiner	46	37	19
Schuhmacher	90	76	15
Zigarrenfabriken	23	21	8

Diese „außergewöhnliche“ „Unruhe“ äußerte sich unter anderem darin, dass die Gießener Hausfrauen sogleich nach Kriegsbeginn in die Geschäfte stürmten und Hamsterkäufe tätigten in der Erwartung es gäbe bald Versorgungsengpässe. Die Verkaufszahlen bei Mehl, Reis, Kartoffeln, Salz und Zucker stiegen enorm an. Fleischereierzeugnisse, auch der minderwertigen Qualität, fanden ebenso reißenden Absatz.

Diese Situation spiegelt sich auch in den ersten Reaktionen der Gießener Stadtverwaltung auf die neue Situation wider. Natürlich musste sie versuchen, die Lage unter Kontrolle zu bringen. Doch es war ebenso klar, dass sie jeweils nur noch reagieren konnte, dass sie in den Entscheidungsprozessen keine Rolle spielte. Sie konnte lediglich den Versuch machen, die Auswirkungen auf die Stadt abzumildern.

Es war offensichtlich, dass sich die Veränderungen nicht nur auf Teilbereiche der städtischen Wirtschaft und Gesellschaft beziehen, sondern die Stadt insgesamt erfassen würden. So wurde bereits am 3. August in einer außerordentlichen Sitzung der Stadtverordneten über die zu ergreifenden Maßnahmen beraten.[9]

Viel Konkretes konnte nicht beschlossen werden, denn es gab keinen Plan und keine Vorstellung, was genau auf die Kommune zukommen würde. Der Oberbürgermeister konnte lediglich versichern, dass Maßnahmen „auf den mannigfachsten Gebieten“ ergriffen würden,[10] vor weiteren Hamsterkäufen warnen, sowie die Geschäftsinhaber und Händler ermahnen, keine Preistreiberei in Gang zu setzen. Zusätzlich warb er um Vertrauen in das Banken- und Währungssystem. Die Gießener hatten nämlich unvermittelt damit begonnen, ihre Konten abzuräumen und das umlaufende Papiergeld wurde vielfach von Gießener Geschäftsleuten nicht mehr akzeptiert. Schließlich sicherte die Stadtverordnetenversammlung dem

9 GA 1.8.1914 u. 3.8.1914, vgl. StdtAG N 2866.
10 GA 3.8.1914.

Oberbürgermeister einen größeren Handlungs- und Entscheidungsspielraum für die kommenden Herausforderungen zu. Danach ging sie in die Sommerpause.[11]

Was danach kriegsbedingt an Strukturen und Organisationen im Zuständigkeitsbereich der Gießener Stadtverwaltung während der folgenden Jahre entstand, wurde mit dem Begriff „Kriegsfürsorge" umschrieben. Die Aktivitäten der Kommunen wurden vielfach ausgelöst, als sich herausstellte, dass die bestehenden gesetzlichen Regelungen nicht nur veraltet, sondern auch nicht annähernd in der Lage waren die durch den Krieg entstandenen Notlagen und Missstände zu mildern und die neu entstandenen Bedürfnisse zu befriedigen. Eine Zusammenfassung aller kommunalen und gesellschaftlichen Kräfte schien daher geboten.

Für die Stadtverwaltung Gießen bedeutete dies, dass sie ihr Aufgabengebiet weit über die bisher versehenen Gebiete hinaus ausdehnen musste. Im Zuge dieser eigenständigen Aufgabenerweiterung entstand eine Vielzahl von Einrichtungen, welche die Kriegsfolgen abmildern sollten. Da die Bedarfslücken nicht von vorneherein bekannt waren, und erst in Abhängigkeit von Kriegsdauer und Kriegsverlauf auftraten, wurde immer nur von Fall zu Fall nach Lösungen gesucht.

Diese Entwicklungen waren nicht nur in Gießen wahrzunehmen, sondern sie vollzogen sich in fast allen deutschen Städten. So hat Hans Drüner in seiner 1934 erschienen Studie „Schatten des Weltkrieges. Zehn Jahre Frankfurter Geschichte" für Frankfurt die nachfolgenden ganz ähnlichen Beobachtungen gemacht: „Wie aber der riesengroße Aufgabenkreis der städtischen und privaten Kriegshilfe im einzelnen verteilt, wie die verschiedenen Arbeitsgebiete der verschiedenen Vereinigungen, die sich in der Kriegsfürsorge zusammenschlossen, gegeneinander abgegrenzt werden sollten, blieb noch einige Zeit im Unklaren; verschiedene Vorschläge rangen um die maßgebende Geltung (…). Hätte man auch nur entfernt mit der Möglichkeit eines Krieges gerechnet, so würde der methodische Sinn, der dem Deutschen einmal eigentümlich ist, auch hier mindestens einen festen Rahmen fertiggestellt haben, in den sich die einzelnen Vereinigungen im Ernstfall sofort einfügen konnten. So aber entstanden hier die Gliedorganisationen, ehe der Gesamtorganismus da war; jede wuchs selbständig auf ihrem eigenen Boden empor, so wie das jeweilige Bedürfnis dieses Wachstum förderte; es läßt sich denken, dass ihre Vereinigung hinterher nicht reibungslos vonstatten ging. (…) Das Ergebnis (…) war schließlich die Entstehung einer reich gegliederten, weit verzweigten Organisation, die fast die gesamte Bevölkerung in ihren Bereich zog insofern sie entweder aktiv – helfend und mitwirkend – oder passiv - als hilfsbedürftig – an ihr beteiligt war."[12]

In Gießen hatten sich die neuen Aufgaben für die Gießener Stadtverwaltung teilweise sofort mit Kriegsbeginn gestellt, oder sie hatten sich nach den Konjunkturen des Kriegsverlaufes aus den jeweils veränderten Lagen entwickelt. Die so geschaffenen Strukturen und Einrichtungen der Kriegsverwaltung überzogen schließlich die ganze Stadt.

11 GA 3.8.1914.

12 Hans Drüner, Im Schatten des Weltkrieges. Zehn Jahre Frankfurter Geschichte, Frankfurt 1934, S. 72-73.

Die Kommunalverwaltung unterstützte, förderte und koordinierte diese Einrichtungen zwar alle, doch konnte sie längst nicht überall als Träger der geschaffenen Einrichtungen auftreten.

Eine Aufgabe, die über die gesamte Kriegszeit bestehen blieb und eine erhebliche Arbeitsbelastung mit sich brachte, war die Unterbringung und Einquartierung von Soldaten, die auf dem Durchmarsch in Gießen Station machten. Dazu gehörten auch die „unzähligen Kommandos und Begleitmannschaften von Kriegsgefangenen“ die ebenfalls untergebracht werden“ mussten.



Abb. 3: Soldaten vor dem Gießener Bahnhof (StdtAG Nachlass Bieler)

Auch hier war in erster Linie die Stadt gefordert, weil die Militärunterkünfte anderweitig belegt waren und von ihrer Kapazität her für die unterzubringenden Menschenmassen nicht ausreichten. Die Stadt richtete hierfür ein Einquartierungsamt ein. Da die vorübergehenden Einquartierungen nur teilweise angekündigt wurden, sehr viel häufiger aber überraschend kamen, war die Stadt hier immer wieder erneut bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit gefordert.

So werden in den Akten einige dieser Einquartierungsaktionen geschildert. Im November 1914 „kamen plötzlich 2000 wehrpflichtige junge Leute aus Schlesien an, die (…) in der Stadt untergebracht werden sollten. Um 9 Uhr vormittags wurden sie in langem Zug nach dem Oswaldsgarten geleitet. Es dauerte unter Heranziehung einer Reihe von Hilfskräften bis 2 Uhr, bis endlich die Namen aller festgestellt werden konnten. Die meisten mussten ihren Namen auf Zettel schreiben,

da die oft polnischen Namen sonst nicht verstanden oder gar aufgeschrieben werden konnten. Die Einquartierung dieser Leute hatte erhebliche Schwierigkeiten, konnten sie sich doch nicht in schmuckem Feldgrau vorstellen, denn der Abtransport in Schlesien musste zum Teil erfolgen, gerade wie sie aus der Werkstatt oder Grube kamen. Es war deshalb nicht Wunder zu nehmen, dass manche unserer sonst opferwilligen Hausfrauen doch stutzte, ob des ihr zugeteilten neuen Kostgängers. Nach vielem Reden und Zureden, wenn nicht anders, auch unter Anfahren von schwerem Geschütz in Form eines Schutzmannes, gelang es auch hier, die jungen Leute alle unter Dach zu bringen. Die Stadtverwaltung konnte sich nicht dazu verstehen, diese jungen Menschen, die nach langer Eisenbahnfahrt in ungeheizten Wagen durchfroren und hungrig hier ankamen, in Massenquartieren auf Stroh unterzubringen, wie dies allerdings in anderen Städten erfolgte".[13]

Mit der Unterbringung allein war es nicht getan. Die Soldaten, dies galt auch für einen Teil der Verwundeten und Rekonvaleszenten, brauchten Aufenthaltsorte, wo sie sich aufwärmen, sich unterhalten und einfache Erfrischungen zum Selbstkostenpreis erhalten konnten. Um diesen Bedürfnissen entgegenzukommen richtete Gießen, wohl als eine der ersten Städte in Hessen, bereits im Dezember 1914 im unteren Stockwerk des Café Ebel ein „Soldatenheim" ein.

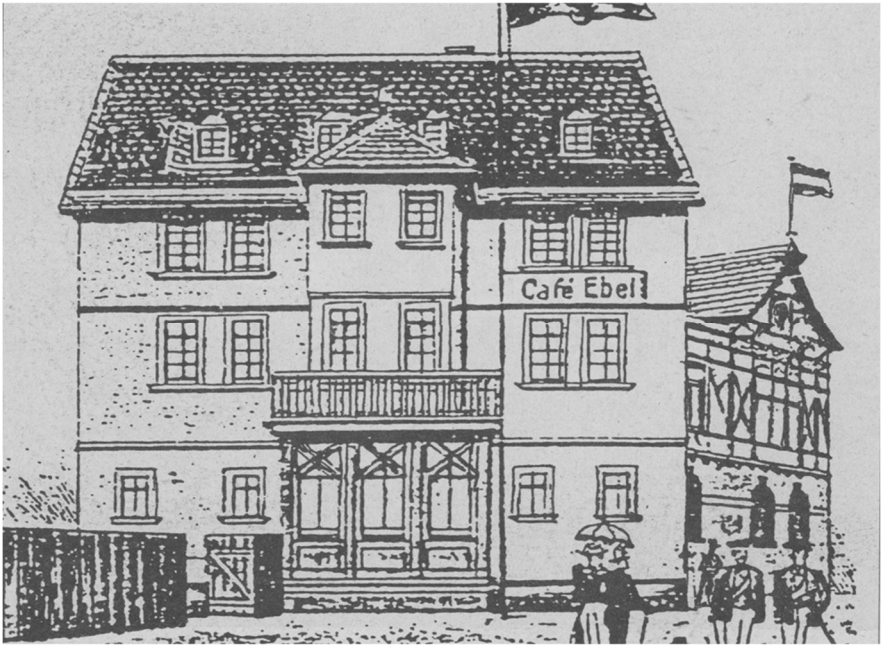


Abb. 4: Café Ebel im Burggraben (StdtAG)

Später kamen noch weitere solcher Einrichtungen hinzu. Dort fanden Militärangehörige dann auch Lesestoff in den kleinen, dort eingerichteten Bibliotheken.

13 StdtAG L 387-3

Getragen wurde die Einrichtung durch freiwillige Helfer, Spenden aus der Bevölkerung und durch finanzielle Zuwendungen der Stadt.

Schon unmittelbar nach Beginn des Krieges, im August 1914 wurde ein „Kriegskinderhort" oder „Kriegskindergarten" eingerichtet. Er war zur Aufnahme von Kindern bis 14 Jahren bestimmt, wenn deren Mütter sie nicht beaufsichtigen konnten, weil sie kriegsbedingt einer gewerblichen Beschäftigung nachgehen mussten. Dies betraf jedoch nur Mütter, die sich neu in dieser Situation befanden. Kindern, die bereits in einer Einrichtung angemeldet waren, blieb der Zutritt zum Kriegskindergarten verwehrt. Im Grunde gleichzeitig entstand ebenfalls im August 1914 eine „Volksküche", in der „Scharen von Kindern, (…) familienlose Männer" und auch bedürftige Familien, deren „Ernährer im Felde" stand zu billigen Preisen Suppe essen konnten.[14] Das Fortbestehen dieser Einrichtung sicherten Geld- und Naturalienspenden sowie Zuwendungen aus dem städtischen Sozialetat. Im Oktober 1914 erhielten bereits 600 Familien dort einen Teil ihrer Tagesverpflegung.[15]

Zu diesem Zeitpunkt litt die Kommune noch nicht unter Lebensmittelmangel. Dennoch war es zu so starken Preissteigerungen gekommen, dass die Stadt sich genötigt sah einzugreifen. Schon Ende August 1914 drohte der neu ins Amt gewählte Oberbürgermeister Karl Keller dem Gießener Lebensmittelhandel mit einer Preiskontrolle durch Festsetzung von Höchstpreisen für Grundnahrungsmittel.

Die Versuche zur Regulierung der Preise und die Errichtung von Volksküchen und Kriegskindergärten griffen bereits in den Bereich der allgemeinen Fürsorge für die Familien der Eingezogenen ein. Die Maßnahmen wurden ausgeweitet. Um den entstehenden Notlagen zu steuern, errichtete die Stadt Anlaufstellen für Bedürftige und begann damit, Zuschüsse zu der staatlich gezahlten Kriegsunterstützung zu geben, weil diese sich als viel zu niedrig erwiesen.

Sie half aber auch in anderen Notlagen. Oftmals keimte die Hoffnung auf, dass durch den Kriegszustand die allgemein gültigen Vertragsverhältnisse aufgehoben seien, Schulden wurden nicht mehr beglichen, Kreditverträge nicht mehr bedient und Mieten nicht mehr gezahlt. Gerade in diesem Bereich wirkte insbesondere der Oberbürgermeister durch wiederholte Appelle dahin, die drohenden Folgen abzuwenden, indem er darauf drängte, dass alle Betroffenen ihren patriotischen Pflichten nachkamen und weiterhin regelmäßig ihre Mieten zahlten.

Seine Ermahnungen richteten sich aber ebenso an die Vermieter und Kreditgeber, die Situation nicht auszunutzen. Die bestehenden Verträge und Verbindlichkeiten einzuhalten muss „als Patriotische Pflicht aller bezeichnet werden", betonte er, denn Nachlässigkeiten auf diesem Gebiet würden das gesamte Wirtschaftsleben schädigen.[16]

Zur Förderung der städtischen Wirtschaft ging die Stadtverwaltung sogar noch einen Schritt weiter. Um insbesondere das Baugewerbe und Handwerk in Gang zu halten, warb die Stadtverwaltung bei der Bevölkerung darum, gerade in diesem Bereich Aufträge nicht zurückzuhalten.

14 GA 24.10.1914
15 GA 24.10.1914.
16 GA 20.8.1914.



Abb. 5: Karl Keller, Oberbürgermeister in Gießen 1914-1934 (StdtAG)

Und die Stadtverordnetenversammlung beschloss einstimmig: „dass alle öffentlichen Arbeiten in Gießen, besonders aber die Staatsbauten, die in Angriff genommen sind, fertiggestellt werden und, dass die in Aussicht gestellten Arbeiten

in Gießen in Angriff genommen werden, damit Arbeit und Verdienst für Handwerk und Gewerbe geschaffen wird."[17] Die Stadtverwaltung widersetzte sich damit sogar einer ausdrücklichen Weisung der Landesregierung, die zu Kriegsbeginn die Einstellung aller öffentlichen Arbeiten angeordnet hatte.[18]

Weiterhin begann die Stadtverwaltung zum Ausgleich der immer mehr spürbaren Kriegsfolgen mit Tätigkeiten auf Gebieten, wo sie in den vorhergehenden Jahren noch keine Aufgaben für sich gesehen hatte. Um die Versorgung der Gießener Bevölkerung mit Brot und Mehl sicherzustellen, untersagte der Oberbürgermeister die Abgabe von Brot und Mehl nach außerhalb der Stadt Gießen.[19] Und als sich die Ernährungslage verschärfte, beschloss das Stadtparlament die Einführung von Brotmarken. (Frühjahr 1915 Rationierung von Brot im Reich) Für die korrekte Ausgabe der Brot- und Lebensmittelkarten fanden im Vorfeld intensive Erhebungen statt. In Gießen wurde im Frühjahr 1915 zur rationellen und gerechten Brotverteilung eine Personenstandsaufnahme angeordnet. Lehrer und Polizeibeamte führten die Zählung der geschätzt 6800 Familien bzw. Einzelhaushalte durch und erhoben die aktuellen Daten. Nur gezählte Haushalte wurden schließlich bei der Brotzuteilung berücksichtigt. [20]

Die Organisation der gesamten Lebensmittelversorgung übernahm das für die Kriegszeit eingerichtete Lebensmittelamt in der Ostanlage 39. Unter anderem wurde von hier aus, aufgrund der erhobenen Bevölkerungsdaten, die Ausgabe der gesamten Lebensmittelkarten geregelt und so jeder einzelnen berechtigten Person in der Stadt die ihr zustehenden Kartenkontingente zugeteilt. Ausgegeben wurden diese Karten in festgelegten, über die Stadt verteilten, Ausgabestationen. Mit den Karten konnten dann die rationierten Lebensmittel in den für die einzelnen Wohnbezirke zugelassenen Geschäften gekauft werden, bei denen man jeweils gemeldet sein musste. Damit wurde die Not verwaltet.[21]

Im Bestreben Verbesserungen für die Ernährung ihrer Bevölkerung zu erreichen, ging die Stadt allerdings noch weit darüber hinaus. Sie errichtete Dörranlagen, in der Gemüse und Früchte durch Trocknung haltbar gemacht wurden. Diese Einrichtung konnten auch Bürger nutzen um eigenes Obst zu dörren. Am Schlachthof lockerte sie die Richtlinien für die Abgabe von Freibankfleisch zum Verkauf an die Bevölkerung.[22] Unter dem verschärften Diktat der Verordnungen zu Rohstoffeinsparungen führte die Stadtverwaltung im Sommer 1915 das Gießener K-Brot ein.

17 GA 30.9.14.
18 GA 30.9.14. GA 1914 1.10.
19 GA 10.2.1915; GA 15.2.1915.
20 GA 5.3.1915.
21 GA 1915 20.2.; GA 1915 12.3.
22 GA 1916 28.8. und 27.10., GA 1916 21.6. Dörranlage GA 1916 27.10.



Abb. 6: Teller mit Aufdruck: Besser „K". Brot als „kaa" Brot! (Sammlung Katzenmeier)

Dabei handelte es sich nicht um das durchaus übliche Kommissbrot, sondern um eine eigene Gießener Kriegsbrotvariante, die aus einer Mischung von 40% Weizen-, 45% Roggen- und 15% Kartoffelmehl hergestellt wurde. Die erforderlichen Rohstoffe erhielten die lizensierten Bäcker von der Stadt. Abwandlungen des Rezepts wurden je nach Versorgungslage vorgenommen.[23]

Angesichts der kritischeren Rohstoff-Lage sahen sich die Gießener mit immer mehr Ersatzstoffen konfrontiert, die an die Stelle der früher gewohnten Lebensmittel traten.

Butterersatz wurde angepriesen, bestehend aus: 63,9% Wasser, 17,1 % Butterfett, 2,5 % Salz, 13,6 % Kartoffelmehl.[24]

Der Lederersatz „Erreicht": erwies sich als feste, gegen Wasser ziemlich widerstandsfähige Platte aus imprägnierter und gewalzter Pappe. Schlagsahneersatz in Pulverform bestand aus Puderzucker und getrocknetem Hühnereiweiß, parfümiert mit Vanilin was ebenfalls ein Ersatzstoff war. Der Eierersatz „Hühnchen" erwies sich als gelbes Pulver aus gelbgefärbtem Maismehl und der Salatölersatz bestand aus 98,5 % Wasser, 1,5 % festen Stoffen sowie aus gelatinierenden Substanzen. Die Stadtverwaltung musste im gleichen Maße wie Ersatzstoffe eingeführt wurden, intensiv vor verfälschten, schädlichen und sogar gefährlichen Lebensmittelersatzstoffen warnen.[25]

Eine andere Art von Ersatzstoff war das ab 1917 in Umlauf gebrachte Kriegsnotgeld. Weil immer mehr Münzen wegen ihres Metallgehaltes aus dem Umlauf genommen wurden, entstand ein akuter Bedarf an Kleingeld. Daher trat die Stadt

23 GA 1915 28.1.; GA 1915 4.6. Beleg für Gießener K-Brot.
24 GA 1916 29.3. GA 1915 6.3.
25 GA 1916 19.5., GA 1916 14.4.; GA 1918 23.9. und GA 1918 22.10.

Gießen nun auch noch als Herausgeberin von Zahlungsmitteln auf. Die Stadtverordnetenversammlung beschloss den Druck „von zunächst 100.000 Gutscheinen à Fünfzig Pfennig als Notgeld". Die Emission der Scheine wurde der Gießener Filiale der Mitteldeutschen Kreditbank übertragen.[26] Die Akzeptanz der neuen Scheine ließ jedoch zu wünschen übrig. Einige Gießener Geschäfte weigerten sich schlicht, das neue Zahlungsmittel zu akzeptieren.[27]

Eines der Hauptgebiete, in die sich die Stadtverwaltung während des Krieges immer weiter einmischte und einmischen musste, war Kontrolle der Lebensmittelversorgung der Stadt. Sie errichtete 1916 die kommunale Preisprüfungsstelle, die darüber zu wachen hatte, dass die gesetzlichen oder von der Stadt festgesetzten Höchstpreise für Lebensmittel nicht überschritten wurden. Das städtische Lebensmittelamt seinerseits wachte unter anderem über die abzugebenden Fleischkontingente und kontrollierte deren Abgabe an die Verbraucher.[28]

Sodann blies die Stadt Gießen zu einer wahren Mobilmachung in der Küche, indem sie z. B. Koch- und Kühlkisten propagierte, einen billigen Kriegsmittagstisch[29] in den ärmeren Stadtvierteln organisierte und ab 1915 sogar allgemeine „fleischlos Tage" einführte. Da konnte es schon einmal geschehen, dass sich um die Mittags- und Abendessenszeit die Haustür oder Küchentür öffnete und ein Polizist eintrat mit der Bemerkung: Bitte lassen sie sich nicht stören; ich wollte nur einmal nachsehen, was heute zu Mittag (oder Abend) gegessen wird! ?. – Es ist wegen der fleischlosen Tage! Sie dürfen doch heute kein Fleisch" zubereiten.[30]

Ein wegen der immer weiter um sich greifenden Reglementierungen und Kontrollen genervter Zeitgenosse machte dazu die Bemerkung in der Zeitung: „Ja, wer uns das vor einem Jahr erzählt hätte, daß das Auge des Staates sogar in die Kochtöpfe gucken werde (…). Und nun ists doch Wahrheit, wie so manches andere Ungeahnte".[31]

Ungeahnt war für die meisten Gießener wohl auch die Verwendung von Trockenfisch auf ihrem Speiseplan. Die Stadtverwaltung warb zusammen mit dem Aliceschulverein in öffentlichen Vorträgen für „Kriegsfischkost".[32] Die Tatsache, dass die Verwendung von Stock- und Klippfisch hier intensiv beworben wurde, deutet darauf hin, dass die Gießener diese Form der Eiweißnahrung nicht ohne weiteres annahmen. Im Laufe des Krieges, als die Eiweißversorgung immer schwieriger wurde, wuchs jedoch die Akzeptanz von Trockenfisch.[33]

Die Tätigkeit der Stadtverwaltung erstreckte sich auf immer neue Gebiete, indem sie z. B. als Aufkäufer und Anbieter von Lebensmitteln auftrat.[34] So stieg

26 GA 11.4.1917.
27 GA 12.7.1917.
28 GA 1916 7.10. GA 1917 24.5., Fleischkontingente; GA 1.9.1917 Lebensmittelamt.; GA 1915 25.10. GA 1917 30.8. Preisprüfstelle.
29 GA 4.11.1915.
30 GA 1915 6.11. Die Politik des Kochtopfs.
31 GA 6.11.1915.
32 GA 7.2.1915.
33 GA 7.2.1915.
34 GA 1916 21.6. An- und Verkauf von Lebensmitteln.

die Stadt in den Gemüsehandel ein und versuchte die private Gemüseproduktion zu zugunsten der städtischen Verkaufsstellen anzuregen. In Bekanntmachungen hieß es: „Die Stadt Gießen ist bereit, Landwirten und Gartenbesitzern, die sich verpflichten, mindestens die Hälfte ihrer Gemüseernte an die Stadt oder an einen von ihr beauftragten Aufkäufer abzugeben, durch Lieferung von Samen und Gemüsepflanzen zu unterstützen und außerdem bei Anbauflächen, die mehr als ein Viertel Hektar Gemüseland ausmachen, bei Ablieferung der Erträge eine Anbauprämie vom M 10,- für ein Viertel Hektar zu gewähren. (…) Zum Anbau kommen in Betracht: Weißkraut, Rotkraut, Wirsing, Blumenkohl, Butterkohl, Kohlrabi und Gelberüben."[35]

Die städtische Verkaufshalle, wo die Stadt die von ihr aufgekauften Waren anbot, befand sich im alten Schulhaus in der Neustadt. Dort wurden auch Eier angeboten und Schweinefleisch umgeschlagen. Ebenso fand hier der städtische Dauerwurstverkauf statt, der Verkauf von Büchsenfleisch, die Käseverteilung sowie der Öl- und Fettverkauf.[36]

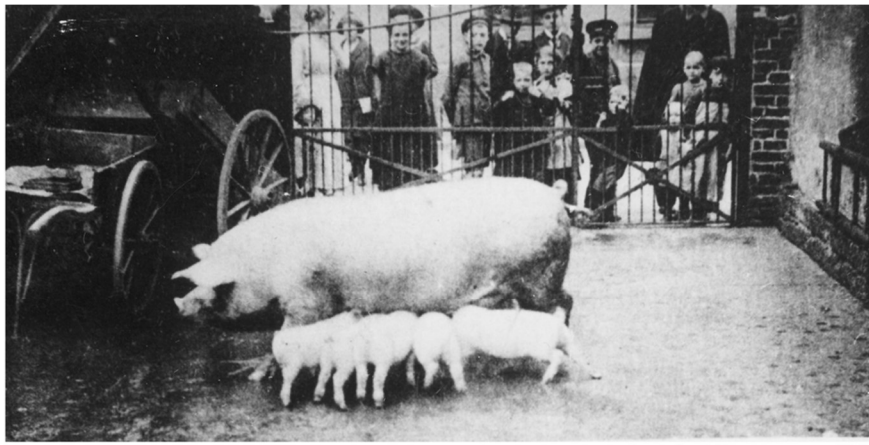
Ziel dieser Maßnahmen war, die enormen Preissteigerungen für die eigene Bevölkerung nach Möglichkeit abzumildern. Und die günstigen Lebensmittelangebote der Stadt lösten regelmäßig einen Massenandrang unter den Gießenern aus.

„Es war wieder einmal ein einziges Vordrängen, Drücken und Schieben, wo nur der Stärkere sich den Vortritt verschaffen konnte. Schwächere, empfindliche Leute und Kinder dürften sich nicht in dieses Gedränge wagen. Der Türschließer, unterstützt von zwei Schutzleuten, war kaum imstande, diesem Ansturm der Käufer standzuhalten".[37]

Schließlich begann die Stadt auch mit einer eigenen Schweinemast, für deren Begünstigung der Oberbürgermeister zu einer strikten Mülltrennung aufrief, um dadurch Futtermittel für die städtischen Schweine zu gewinnen.[38] Gleichzeitig förderte die Stadt auch die Schweinezucht bei ihren Bürgern und genehmigte während der Kriegszeit die Haltung von Schweinen auch im nichtlandwirtschaftlichen Rahmen recht freimütig.

Der Schuldiener der Stadtknabenschule, Wilhelm Decher, erhielt die Genehmigung während der Kriegszeit hinter der Turnhalle der Stadtknabenschule einen provisorischen Schweinestall zu errichten. Als Beschwerden der benachbarten Gewerbeschule, des Säuglingsheims und eines Lazaretts wegen der üblen Gerüche und der Unruhe der Tiere eingingen, wurde die Genehmigung nicht widerrufen und Decher lediglich zu regelmäßiger Reinigung des Stalles aufgefordert.[39]

35 StdtAG L 331 – 8.4.1916.
36 GA 11.4.1916; 22.4.1916.
37 GA 10.7.1915.
38 GA 3.2.1915; GA 2.3.1915.
39 StdtAG L 243, 19.2.1914.



Die Ferkel und das große Schwein,
Wer solche hat, der kann sich freuen.
Im Preise sind gestiegen sie,
Sie kosten Marken wie noch nie.

Sechs Wochen sind sie heute alt,
Sind schon gezählt fürs Vaterland.
Herr Trinkaus füttert und gibt ihnen Schrot,
Damit das Vaterland hat keine Not.

Abb. 7: Postkarte zur Ernährungssituation im Ersten Weltkrieg (Stdt.AG)

Auch die Familie Köhlinger aus der Wetzsteinstraße kaufte sich zum Herbst 1916 ein Schwein und brachte es auf seinem Anwesen unter. „Wir hatten unserem Schwein einen feinen Stall zurecht gemacht in die Waschküche, das hat nicht jedes Schwein 3 Fenster im Stall. Der reinste Salon war es und das Schwein war sehr schön ruhig, hat den ganzen Tag geruht und gefressen, es war schneeweis also gar kein richtiges Schwein".[40] Dieses Schwein war ordnungsgemäß beim städtischen Lebensmittelamt angemeldet. Bei Erreichen der Schlachtreife musste die Familie Köhlinger einen Teil des Fleisches für die Allgemeinheit abgeben.

Auf die Verbesserung der Lebensmittelversorgung zielte auch eine weitere Kampagne, die von der Stadt aufgegriffen und nach innen stark propagiert wurde. Es handelte sich um die Nutzung aller brachliegenden Geländereserven zum Anbau von Gemüse.

Dies sollte insbesondere den ärmeren Stadtbewohnern bei der Versorgung mit frischen Lebensmitteln helfen. Damit setzte in Gießen eine Entwicklung ein, die ihre Spuren deutlich erkennbar im Stadtbild bis heute hinterlassen hat. Es entstanden Kleingartenanlagen.

So hat z. B. der Kleingärtnerverein Lahntal e. V. 2015 sein 100-jähriges Bestehen gefeiert. Er geht somit auf die Zeit des Ersten Weltkrieges zurück.[41]

40 StdtAG 84/174-III, Nr. 26. Die Familie Köhlinger begann ab September 1916 mit der privaten Schweinehaltung.

41 Die Propagierung von Gartenanlagen zu Behebung der Volksarmut hatte schon am Ende des 18. Jahrhunderts eingesetzt und so waren insbesondere seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Bewirtschaftung von Kleingärten als Mittel zur Linderung der Armut in der Arbeiterklasse gesehen worden.

Dieses Gärtnern als zusätzliche Lebensmittelversorgung war in Gießen schon seit dem 19. Jahrhundert propagiert worden. Sehr viel Erfolg hatten die Versuche, hier ein Kleingartenwesen oder Kleingartenkolonien ins Leben zu rufen nicht gehabt - jedenfalls soweit bisher bekannt ist. Dies lag daran, dass viele alteingesessene Familien traditionell zur Selbstversorgung bereits Gartenland auf der Gemarkung bewirtschafteten. Auch im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts blieb die Werbung des „Zentralverbands der deutschen Arbeiter- und Schrebergärten" in Gießen ohne Resonanz.[42]

Erst im Laufe des Weltkrieges mit der schwieriger werdenden Lebensmittelversorgung sollte sich dies ändern. Doch geschah dies nicht sofort. Schon im ersten Kriegsjahr, in Herbst 1914 wurde die Nutzbarmachung des Kleingartenwesens in der Kriegsfürsorge propagiert. Das von der Kommunalverwaltung gemachte Angebot, städtisches Gelände in Gartenanlagen umzuwandeln wurde zu diesem Zeitpunkt noch nicht genutzt.[43]

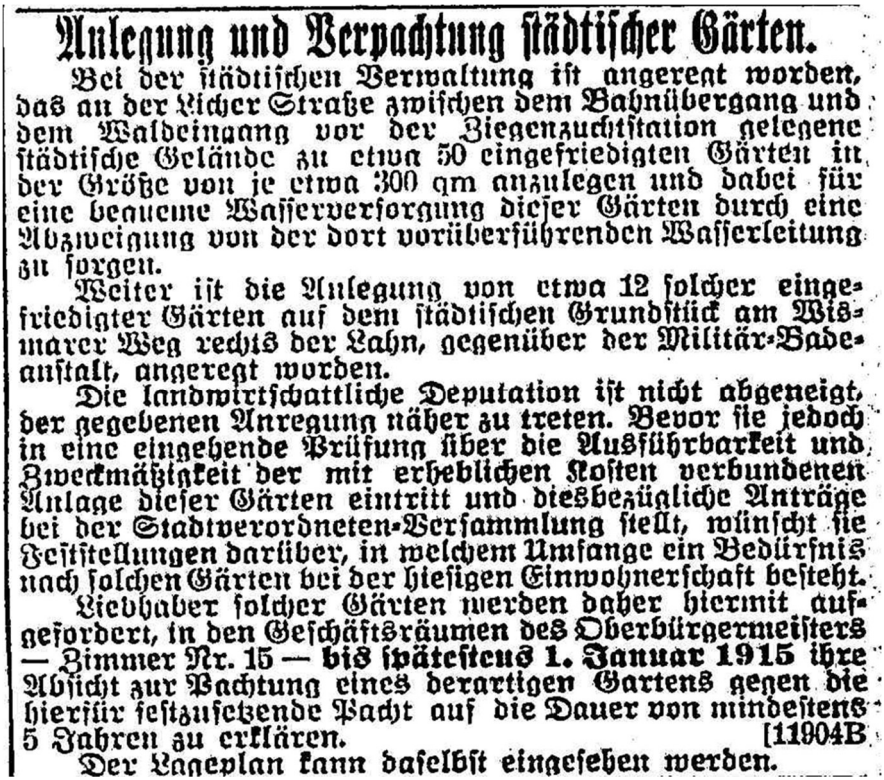
Ende 1914 hatte die Stadt an der Licher Straße etwa 50 eingefriedete Gärten mit einer Größe von um die 300 qm angeboten. Jede Parzelle verfügte über ein Hüttchen und die Anlage war überdies durch einen eigens angelegten Abzweig von der Hauptwasserleitung an die Wasserversorgung angeschlossen. Weiterhin wurde erwogen gegenüber der Militärschwimmanstalt, rechts der Lahn, weitere Kleingärten anzulegen.

Doch auch diese Offerten blieben ohne guten Erfolg. Die Stadt pries die Parzellen an wie Sauerbier: „In der Kriegszeit muß jedes Stück Land nutzbringend verwandt werden, und da an guten und schön gelegenen Nutzgärten in Gießen gerade kein Überfluß ist, sollte mancher Familienvater die von der Gemeinde in so anerkennenswerter Weise gebotene Gelegenheit ergreifen, selbst Gemüse und gegebenenfalls auch einiges Obst (Johannisbeeren, Stachelbeeren usw.) zu ziehen. Es kann daher nur nochmals recht eindringlich auf das Unternehmen hingewiesen und Interessenten gebeten werden, sich möglichst bald in der Bürgermeisterei (…) zu melden. (…) In größeren Städten sind die vor den Toren der Stadt gelegenen sogenannten „Lauben" ungemein begehrt und oft für Jahre hinaus vermietet; möchte doch auch hier in Gießen diese für die Volksgesundheit und Volksernährung so segensreiche Einrichtung allmählich Anerkennung finden!".[44]

42 Unter dem Aspekt der Volkswohlfahrt wollte diese Vereinigung das Kleingartenwesen fördern denn sie versprach sich hiervon eine Milderung der Schäden, die durch die mangelhafte Wohnungssituation der unteren Schichten hervorgerufen wurden. Es bestand die Hoffnung, die „wirtschaftliche Lebenshaltung breiter Volksschichten so zu verbessern, daß selbst kinderreiche, bedürftige Familien der Armenverwaltung nicht zur Last fallen. Dazu kommt, daß durch den Gartenaufenthalt die Männer vom Wirtshausbesuch abgelenkt, die Kinder dem verderblichen Einfluß der Straßen und Höfe entzogen und (…) der Sinn für eigene Betätigung bei jung und alt geweckt" würde. Doch blieb dies in Gießen ohne erkennbare Resonanz. StdtAG L 1367.

43 GA 19.12.1914.

44 GA 19.12.1914.



Anlegung und Verpachtung städtischer Gärten.

Bei der städtischen Verwaltung ist angeregt worden, das an der Licher Straße zwischen dem Bahnübergang und dem Waldeingang vor der Ziegenzuchtstation gelegene städtische Gelände zu etwa 50 eingefriedigten Gärten in der Größe von je etwa 300 qm anzulegen und dabei für eine bequeme Wasserversorgung dieser Gärten durch eine Abzweigung von der dort vorüberführenden Wasserleitung zu sorgen.

Weiter ist die Anlegung von etwa 12 solcher eingefriedigter Gärten auf dem städtischen Grundstück am Wismarer Weg rechts der Lahn, gegenüber der Militär-Badeanstalt, angeregt worden.

Die landwirtschaftliche Deputation ist nicht abgeneigt, der gegebenen Anregung näher zu treten. Bevor sie jedoch in eine eingehende Prüfung über die Ausführbarkeit und Zweckmäßigkeit der mit erheblichen Kosten verbundenen Anlage dieser Gärten eintritt und diesbezügliche Anträge bei der Stadtverordneten-Versammlung stellt, wünscht sie Feststellungen darüber, in welchem Umfange ein Bedürfnis nach solchen Gärten bei der hiesigen Einwohnerschaft besteht.

Liebhaber solcher Gärten werden daher hiermit aufgefordert, in den Geschäftsräumen des Oberbürgermeisters — Zimmer Nr. 15 — **bis spätestens 1. Januar 1915** ihre Absicht zur Pachtung eines derartigen Gartens gegen die hierfür festzusetzende Pacht auf die Dauer von mindestens 5 Jahren zu erklären. [11904B

Der Lageplan kann daselbst eingesehen werden.

Abb. 8: Stadt bietet Kleingärten an (Gießener Anzeiger 11.12.1914)

Argumente, die 1914 noch nicht verfingen, scheinen im Laufe des Krieges, mit fortschreitender Lebensmittelknappheit doch an Plausibilität gewonnen zu haben. Bereits ein Jahr später, im November 1915 konnte eine andere Bilanz gezogen werden. Der Chronist des Gießener Anzeigers beschreibt unter dem Titel „Eine neue Gartenkolonie in Gießen", wie sich die Einstellung der Bevölkerung geändert hatte: „Leider konnte man die Jahre her in unseren Gärten die Wahrnehmung machen, dass sie mangelhaft bebaut wurden und nur geringe Erträge brachten. Der Krieg hat nun die Erkenntnis zum Durchbruch kommen lassen, was von einer vorteilhaften Ausnützung und durch eine sachgemäße Bestellung des Bodens für unser Volk abhängt".[45]

Unter diesen gewandelten Vorzeichen kam es nun zur erfolgreichen Gründung einer städtischen Garbenbaukolonie rechts der Lahn am Wißmarer Weg. Sie bestand aus 14 Parzellen, auf denen jeweils ein Gartenhäuschen stand.[46] Kurze Zeit danach setzte sich der Stadtverordnete Georg Simon – er war gleichzeitig Landwirt und Vorsitzender des Obst- und Gartenbauvereins - für ein ähnliches Projekt ein.

45 GA 13.11.1915.
46 GA 13.4.1915.

Der Verein pachtete eine Fläche von ca. 14.000 qm hinter der Gail'schen Wollspinnerei rechts der Lahn. Dort sollten 48 Gärten entstehen. Wasserschöpfstellen wurden an der Lahn angelegt, und Brunnen sorgten für Trinkwasser. Diese Anlage war eine Zeit lang als „Simonsgärtchen" bekannt.[47]

In der Ludwigsuniversität liefen die Gedanken in ganz ähnliche Richtung. Auf Veranlassung des Rektors, Prof. Dr. Robert Sommer entstand auf einem bis dahin brachliegenden Gelände zwischen dem Sekretariat und der neuen Aula ein Studentengarten. Die Anlage solle einerseits der körperlichen und geistigen Erholung der Studenten dienen, dann aber auch im Interesse der Bestrebungen zu Verbesserung der Volksernährung dienen. Deshalb wurde ein beträchtlicher Teil des gärtnerisch angelegten Geländes zum Gemüsebau verwendet.

Durch diese Maßnahmen wurde eine allgemeine Anbaufläche gewonnen, daneben aber auch eine Reihe von kleineren Anbauflächen abgeteilt, die für einen billigen Preis an einzelne Studenten abgegeben wurden.[48] Auch Garten- oder Brachflächen vor der Aula und auch die neue Anlage entlang der Ludwigstraße wurde in diese Arbeiten einbezogen. Aus den Ziergärten wurden „Kriegsgärten".[49]



Abb. 9: Kriegsgefangene legen einen Garten auf dem Universitätsgelände an (Bildarchiv der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs Gießen)

47 GA 13.11.1915. Vermutlich ist dies genau das Gelände, auf dem sich heute der Kleingartenverein Lahntal e. V. befindet.
48 GA 20.4.1915.
49 GA 21.4.1915.

Möglicherweise war Gießen die erste Universität, die solche Einrichtungen geschaffen hat.[50] Zu diesen Bestrebungen der Universität gehörten auch die Anlegung weiterer Nutzgärten, die Haltung von Ziegen und Zuchthasen sowie die Umwidmung von Sportstätten zu Kartoffeläckern.[51]

Die Mobilisierung an der Gemüsefront ging noch weiter. Eine von der Gattin des Geheimrats Wilhelm Gail gestiftete Broschüre „Praktische Ausnutzung des Hausgartens" motivierte zu weiteren Anstrengungen.[52] Und auch hier kam die „Allzweckwaffe" an der Heimtatfront erneut zum Einsatz: die Gießener Schuljugend. Neben Frauen waren insbesondere die jüngeren Jahrgänge der Schüler in die Kriegsanstrengungen mit einbezogen. Sie wurden zu vielfältigen Sammlungstätigkeiten eingesetzt: Zur Sammlung von Edelmetallen, zur Suche nach Arzneipflanzen. Sie sammelten Spinnstoffe, Gummibälle und -schuhe, Fahrradschläuche, Radiergummis und Papier, Frauenhaar für Dichtungen im U-Boot-Bau, Bucheckern zur Ölgewinnung, Brombeer- Erdbeer- und Himbeerblätter als Teeersatz. Pferdeäpfel sammelten sie als Dünger und Laubheu als Viehfutter.[53]

Nun wurde der Hilfsdienst der Schuljugend auch für die Garten- und Gemüsefront mobilisiert: „Warum sollte da die Arbeitswilligkeit unserer Schuljugend nicht für Gießen nutzbar gemacht werden! Gießen ist eine Gartenstadt und die Zahl der Kleingärten hat sich im Kriege erheblich vermehrt. Da gibt es jetzt zu graben, zu pflanzen und schön zu gießen. Frauen, die im Haushalt oder in Berufen beschäftigt sind, können der dringlichen Arbeit nicht allein Herr werden. Aber unsere Schuljugend kann sich hier bei gesundem Aufenthalt in Licht, Luft und Sonne große Verdienste um die Volksernährung erwerben. Die Beschäftigung der Schüler in den Gärten der Stadt hat noch den erheblichen Vorteil, daß der regelmäßige Schulunterricht dadurch nicht unterbrochen zu werden braucht, denn die Schüler können ihre Tätigkeit auf die Nachmittags- und Abendstunden verlegen und die Schule wird ihre Ansprüche an häusliche Schularbeiten gerne danach bemessen. (…) Sie kann, während sie draußen arbeitet, auch eine Art von Feldpolizei ausüben und somit dem Überhandnehmen von Gartendiebstählen steuern. (…) Mancher, der den Spaten zum ersten Male in die Hand nimmt, wird sich nicht gerade geschickt erweisen. Jugend ist gelehrig, und wo guter Wille ist, da findet sich auch ein Weg, sich nützlich zu machen. (…) Damit soll aber nicht gesagt sein, daß ein Gartenbesitzer sich seiner kleinen Hilfskraft nach emsiger Arbeit nicht durch einen kleinen Imbiß oder durch einige Gartenfrüchte, die er ihr mitgibt nicht erkenntlich zeigen dürfte. Einen unerheblichen Geldbetrag, es handelt sich um wenige Pfennige, muß der Arbeitgeber zu einer Unfallversicherung während der Gartenarbeit an die Schule abführen."[54]

Weil man seit Ende 1916 eine noch weitere Verschlechterung der Versorgungslage befürchtete, gingen die Planungen noch sehr viel weiter und hätten bei einer

50 GA 20.4.1915.
51 Vortrag Trude Maurer beim Oberhessischen Geschichtsverein im Winterhalbjahr 2015/2016.
52 GA 12.2.1916.
53 Liebigschule, Schulbericht 1916, Der Krieg, S. 4-5.
54 GA 2.5.1917.

Realisierung das Gießener Stadtbild vollständig verändert. Ernsthaft wurde in der Stadtverordnetenversammlung, angesichts der bestehenden und noch weiter zu erwartenden Kartoffelknappheit erwogen, alle Mittel anzuwenden, um möglichst viele Frühkartoffeln in die Erde zu bringen und möglichst viel Frühgemüse anpflanzen zu können. Dies bedeutete „Freimachen von allem nur verfügbaren Gelände und Abgabe dessen an bedürftige Familien, besonders auch Kriegerfrauen". Dazu sollten die gesamten städtischen Anlagen und städtische Wiesen aufgeteilt und als Anbauflächen für die Bevölkerung bereitgestellt und abgegeben werden.[55]

Um einem Schock bei der Bevölkerung vorzubeugen argumentierte der Stadtverordnete Heinrich Winn: „Manchem wird wohl der Schrecken in die Glieder fahren, wenn er hört, dass die städtischen Anlagen ihres Grasschmucks beraubt werden sollen, auch hier und da ein kleines Blumenbeet herhalten muss; allein in der jetzigen Kriegszeit, in der man auf so vieles gern verzichtet und gern alle Unbequemlichkeiten trägt, kann man jedenfalls auf kurze Zeit auch einmal auf den schönen Schmuck eines Teils unserer Anlagen verzichten".[56]

Winn plante noch weitere Eingriffe: „Ich möchte aber noch weiter gehen und unserer Bürgerschaft empfehlen, einmal auf den sonst so schönen Blumenschmuck ihrer Häuser zu verzichten und an Stelle dessen die Blumenkästen, Vorgärten und jedes geeignete Plätzchen am Hause mit Bohnen, Salat und anderen Nahrungsmitteln zu bepflanzen. Die Garteneinfriedigungen können recht gut mit Erbsen und Bohnen versehen werden. Ebenso sollte man das Anpflanzen mit Ölsamen tunlichst veranlassen. Jeder, der Ölsamen pflanzt, gleichgültig wie viel, hat bis zu 60 Pfund für seine Familie frei. 60 Pfund geschlagener Samen gibt für die Familie auf ein Jahr genügend Öl. Wer ein Stück Land zur Verfügung hat, soll es mit Raps aussäen und wenn es auch nur so groß ist, dass er die ihm zustehende Menge Samen frei erhält. Nur wenn die Volksernährung auf möglichst breite Grundlage gestellt wird, wenn jeder an seinem Teil mithilft, und sich nicht auf die Versorgung durch Kommunalverbände und Stadtverwaltung verlässt, kann in der Lebensmittelversorgung Erleichterung eintreten".[57] Ebenso wurde vorgeschlagen die Bahndämme und Weg- und Wiesenraine zu bepflanzen.[58]

Wie weit die Maßnahmen an der Gartenfront gehen konnten, zeigt ein Vorfall, der sich Anfang 1917 ereignete. Im Zuge der 1917 staatlich verordneten „Sicherung der Ackerbestellung" bei der sämtliche Garten- und Ackerflächen in Anbauflächen umgewandelt werden mussten, erhielt Prof. Schlesinger, Bergstraße 15,

55 StdtAG L 331 – 16.1.1917.

56 StdtAG L 331 – 16.1.1917.

57 StdtAG L 331 – 16.1.1917. 19.1.1917 Vorschläge Winns wurden jedoch nicht umgesetzt, als die Actienbrauerei 8 Grabstücke und in der Schwarzlach ca. 12 Morgen Wiesengelände bereitstellte. Dort sollten weitere 60 bis 70 Gartenstücke entstehen und der Verein für Rasenspiele bot seinen von der Unionbrauerei gepachteten Sportplatz (17000 qm) an der Rodheimer Straße ebenfalls zur landwirtschaftlichen Nutzung an. Die Stadt entschied sich daher dafür erst diese Ressourcen auszunutzen, ehe andere, weitergehende Maßnahmen ergriffen würden.

58 GA 14.6.1916.

eine Anzeige. Er hatte sich geweigert, sein Gartengrundstück zu bestellen, weil man ihm keine Kriegsgefangenen dafür abkommandieren wollte.[59] Erst als man ihm amtlicherseits eine Frist für die auszuführenden Arbeiten setzte, kam er der Aufforderung nach. Nun ließ er die Arbeit durch leicht verwundete deutsche Soldaten ausführen.[60]

Die amtlich verordnete Umwandlung von Acker- und Gartenflächen in Gemüseanbauflächen stellte den Höhepunkt dieser Entwicklung dar. In Gießen, wo bis zu Kriegsbeginn noch keine Kleingartenanlagen existiert hatten begannen nun auch die Kleingärten ihren Einzug zu halten. Da sich die soziale Situation ebenso wie die Ernährungslage auch mit Kriegsende nicht rasch änderte, blieben diese Kleingartenanlagen nicht nur erhalten, sondern sie wurden im Laufe der 20er und 30er Jahre erweitert. Ebenso nahm ihre Anzahl zu. Heute finden sich auf der Gießener Gemarkung mehr als 10 Anlagen der immer noch begehrten Gartenparzellen. Doch haben sich nicht nur die Kleingartenanlagen über die Zeit des Weltkrieges hinaus erhalten.

Auch andere Strukturen, die im Krieg entstanden haben sich als dauerhaft erwiesen. Es hatte sich schon bald nach Kriegsbeginn gezeigt, dass die Beaufsichtigung der Gießener Jugendlichen nicht mehr funktionierte. In den Schulen gab es häufig Unterrichtsausfälle, durch Personalmangel oder andere kriegsbedingte Ursachen. Daheim fehlten ebenso vielfach die familiären Bezugspersonen, weil Väter an der Front und Mütter an der Arbeit waren. Kinder und Jugendliche blieben daher oft unbeaufsichtigt und schon bald, bereits ab 1915, mehrten sich die Klagen über streunende Jugendliche, über Unbotmäßigkeiten, kleineren kriminellen Delikten bis hin zu Straftaten.

Dies wurde von Journalisten genau beobachtet: „Der Krieg darf nicht dazu führen, daß unter unserer Jugend das einreißt, was viele schon Verwilderung der Jugend genannt wissen wollen. (…) Langsam und allmählich wächst sich die unbeaufsichtigte Jugend hier und an anderen Stellen zur Landplage aus, die frisch gefüllten Löcher in der Straße werden aufgerissen, friedliche Spaziergänger, Kinder und Hunde mit Steinen beworfen, Fenster zertrümmert usw. Greift auch einmal einer der Belästigten zur Selbsthilfe und versorgt eine Bubenkehrseite kräftig mit Pfeffer und Salz, so macht das doch nur vorübergehend Eindruck. Weniger schulfrei und strengere Beaufsichtigung könnte gerade in der Jetztzeit nichts schaden, wo die Väter fehlen und die Mütter selbst einer Beschäftigung nachgehen, sich also um ihre Kinder meist kaum kümmern können. In der Dunkelheit sollte überhaupt Kindern streng verboten sein, sich auf der Straße herumzutreiben. Zu erwägen wäre auch, ob es nicht möglich ist, in den freien Stunden für die Jugend Beschäftigungskurse einzurichten“.[61]

Auch der häufige Einsatz von Schülern bei Sammelaktionen oder die Einbeziehung in kriegsvorbereitende Übungen bot keine Entlastung. Die Situation ver-

59 StdtAG L 331 – 27.4.1917.
60 StdtAG L 331 – 30.4.1917.
61 GA 16.11.1915

schärfte sich bis zum dritten Kriegsjahr ständig und man sprach von einer Jugendverwahrlosung und die erschreckende Zunahme der Jugendkriminalität, beschäftigte immer öfter die Gerichte. Da sporadische und jeweils anlassbezogene Reaktionen auf diese Probleme keine Besserung brachten, entschloss sich die Stadt schließlich im Mai 1918 zur Gründung eines Jugendamtes. Sie schuf damit einen neuen Zweig in der kommunalen Sozialverwaltung, in dem alle bisher für Jugendliche tätigen Einrichtungen und Sozialdienste in einem eigenen Sachgebiet, der Jugendfürsorge, zusammengefasst wurden.[62] Diese Einrichtung bestand nach Kriegsende fort und es war nicht die einzige Veränderung, die auch über den Krieg hinaus Bestand hatte.

Die Stadtverwaltung Gießens hatte sich bedingt, durch Veränderungen in der vierjährigen Kriegszeit, in einigen Bereichen gewandelt. Durch die Auswirkungen des Krieges waren die Kommunen gezwungen auf Gebieten tätig zu werden, die bisher nicht zum Spektrum der klassischen Verwaltungstätigkeit gehört hatten oder für die jedenfalls keine Verwaltungsstrukturen vorgesehen waren. Die Kriegs-Notwendigkeiten, welche die Stadt veranlassten, sich insbesondere im Bereich der sozialen Absicherung und Versorgung ihrer Bevölkerung zu engagieren, bewirkten, dass während des Krieges der Verwaltungszweig der Gießener kommunalen Sozialverwaltung begann sich auszudifferenzieren.

War der Bereich der sozialen Fürsorge bisher ein eher sekundärer Teil der kommunalen Verwaltung gewesen, so änderte der Krieg dies vollständig. Während noch im Jahr 1913 keine eigene Verwaltungsstruktur für diese Aufgabe vorhanden war, begann nach dem Krieg ein tiefgestaffeltes städtisches Sozialwesen seinen Anfang zu nehmen. Aus den während des Krieges zusätzlich übernommenen Aufgaben, entstanden in Gießen bis 1925 das städtische Wohlfahrtsamt mit seinen Untergliederungen: der Allgemeinen öffentlichen Fürsorge, der Winterhilfe, der öffentlichen Gesundheitsfürsorge unter anderem für Kriegsinvalide, der Jugendfürsorge, der Armenfürsorge, der Fürsorge für Flüchtlinge sowie die Volkskindergärten und das Wohnungsamt.

Wer dachte, der Krieg sei mit Ende der Kampfhandlungen und der Unterzeichnung der Friedensverträge zu Ende, sah sich getäuscht. Lange Zeit wirkten die während des Krieges entstandenen Notlagen weiter in die Weimarer Republik hinein. Und so schrieb Christine Köhlinger aus der Wetzsteingasse zu Weihnachten 1923 in ihr Tagebuch: „Wenn man mal in die Stadt geht, dann kann man nur Tausender mitnehmen. Das Biertrinken können sich die Menschen ganz abgewöhnen. (...) Diese Woche stand in dem Anzeiger, dass die letzten Gefangenen begnadigt und endlich aus Frankreich zurückgekehrt seien. (...) Fast ein Jahr ist verflossen und ich wollte [eigentlich] nichts mehr in dieses Buch schreiben. Denn es ekelt einen an, der Schwindel, Teuerung und Noth. Voriges Jahr dachte man schon der Höhepunkt wäre erreicht mit der Teuerung. Aber wir haben uns geirrt, der Mensch denkt und Gott lenkt. (...) Wir hatten einen schönen Sommer. Die Ernte war gut (...). Jeden Tag bin ich ins Feld und habe Ähren gelesen. (...) In der größten Sonnenhitze bin ich hinaus und war es mir wohl, als ich in der freien Natur war. Man

62 GA 27.5.1918, GA 20.8.1918.

vergaß dann auch einige Stunden ganz das Leid und den Kummer, worin wir leben. Ein Stückchen Brod in der Tasche und ein bisschen Obst, welches dann gut schmeckte. Obst hatten wir auch ziemlich bekommen. Frühobst aber keine Äpfel. Dann kam ein sehr nasser Herbst mit einer sehr großen Überschwemmung, 25.-30. Oktober, so dass die Kartoffel nicht geerntet werden konnten. (...) Die Hungersnot bleibt diesen Winter nicht aus. Allen Menschen sieht man dieses Schreckgespenst, den Hunger, schon an. Viele Fabriken und große Werke sind stillgelegt, infolge dessen sind sehr viele arbeitslos. Aber es gibt auch sehr viele Arbeitsscheue und Gesindel (...) und das Stehlen und Schwindeln sind an der Tagesordnung. Kohlen gibt es keine mehr zu kaufen. Und das Holz ist kaum zu erschwingen. Ich gehe immer mittwochs in den Wald mit einem kleinen Wagen und hole mir Holz. (...) Viele reiche Leute, welche ihr Geschäft an den Nagel gehängt hatten und glänzend leben konnten sind jetzt arm und arbeiten wie gemeine Taglöhner um ihr Leben zu fristen und erhalten Unterstützung. Denn ihr Geld ist nichts mehr, infolge der Geldentwertung. (...) In allen Städten sind Sammlungen und Wohlfahrtshilfe für die Armen und Erwerbslosen eingeleitet. Auch ist diese Woche [eine weitere] Volksküche eröffnet worden, vorerst im Siechenhaus, alles gestiftet und gesammelt, um den Hunger zu steuern. Große Armut herrscht auch unter den vornehmen, verschämten Armen, welche sich früher schönes Geld gespart hatten und jetzt nichts mehr haben infolge der Geldentwertung. Wer früher 1 Million hatte, war Millionär und konnte zehnmal leben. Und jetzt bekommt er ein kleines Schächtelchen Streichhölzer davon, aber heute nicht mehr. Ein Schuhnagel kostet 1 Million".[63]

63 StdtAG 84/174-III, Nr. 26.

Eine kriegstüchtige Universität.

Gießener Professoren und Studenten im Ersten Weltkrieg

TRUDE MAURER



Abb. 1: Die Neue Aula der Universität Gießen. Ansichtskarte vor 1945 Bildarchiv der Universitätsbibliothek Gießen und des Universitätsarchivs Gießen (künftig: Bildarchiv Gießen) http://digibib.ub.uni-giessen.de/cgi-bin/populo/bld.pl?t_tunnel=idnc&idn=bld:if 3109

Am 1. Juli 1918 begann die Jahresfeier der Universität Gießen in der Neuen Aula mit dem *Sang an Ægir*, welchen der Kaiser selbst gedichtet und vertont hatte. Der Riese der See aus der nordischen Mythologie wird – in altertümlichen Worten – nicht nur um Schutz auf dem Feldzug, sondern auch um Führung angefleht. Geradezu einschmeichelnd klingt die Musik am Ende der ersten Strophe bei den Worten „Führ uns in Feindesland".[1] Mit seinem Gegensatz von Kampfesworten und friedlicher Melodik, in der nur vereinzelt leises Drohen durchscheint, verdeutlicht der *Sang an Ægir*, wie im späten deutschen Kaiserreich von Frieden gesprochen (bzw. hier: der Frieden intoniert) und zugleich Kriegsbereitschaft erzeugt wurde.

Gewiss: im Krieg hatte sich die Gestaltung der Jahresfeier verändert. Zuvor war der Vortrag des Rektors immer umrahmt von zwei Chor-Darbietungen, die der Universitätsmusikdirektor leitete, und zwei Märschen der Militärkapelle.[2] 1915

1 Anzuhören (und im dazugehörigen Booklet nachzulesen) auf der CD der Berliner Hymnentafel, Preussens Klang und Gloria (Melisma 1981).

2 Die Festprogramme findet man in Universitätsarchiv Gießen [künftig: UAG] PrA 1214-1217 (1908-1914).

und 1916 waren dagegen nur – Zitat *Gießener Anzeiger* – „ernste Frauenchöre" zu hören:[3] mit klassischer Musik religiösen Gehalts. Doch in der zweiten Kriegshälfte kehrten die Märsche in das Programm zurück. Der *Sang an Ægir*, der die Feier 1918 eröffnete, erklang zum Kaisergeburtstag häufig bei Schulfeiern – in universitären Festprogrammen scheint er sonst nicht belegt.[4] Am Ende stand der Kriegsmarsch aus Wagners Oper *Rienzi*,[5] deren Finale schon vor dem Krieg zweimal in Gießener Festprogrammen aufgetaucht war (und auch anderswo in Deutschland gern als Festmusik genutzt wurde[6]). Beide Programmteile zielten auf Mobilisierung: Des Kaisers Worte und Musik sollten die Universitätsangehörigen um ihn scharen und der dynamische Marsch am Ende sie – nach vier Kriegsjahren! – zur Fortsetzung des Kampfes ermuntern.

Wie Rektor Gisevius in seiner lateinischen Einladung an den hessischen Innenminister schrieb, wollte man den „einzigen Festtag" der Universität im Kriege nicht mit „Prunk" begehen, sondern dankbar des vergangenen Jahres gedenken und „den Geist" zu „neuen *studia* und neuen Siegen (…) aufrichten"[7] (wobei *studia* sowohl Studien als auch Kampfeslust bedeuten kann). Damit aktualisierte Gisevius gewissermaßen das alte Motto der Universität „*Litteris et armis, ad utrumque parati*". Studenten und Dozenten sollten zu beidem bereit sein: zur wissenschaftlichen Arbeit und zum Waffendienst.[8]

Mit der Erörterung dieser beiden Bereiche wird nicht nur geprüft, ob die Universität sich im Sinne ihres Mottos als kriegstüchtig erwies, sondern zugleich die quasi kritiklose Unterstützung des Krieges durch die deutsche Professorenschaft hinterfragt; denn diese Interpretation ergibt sich fast notwendig aus der lange dominierenden Beschränkung auf den ‚Krieg der Geister', also die Gelehrtenmanifeste, die Kriegszieldebatte und die Kriegspublizistik.[9]

---

3 Zitat aus dem Bericht über die Feier in: Gießener Anzeiger [künftig: GA] 2.7.1915.

4 Geprüft wurden Berlin, Straßburg, Göttingen.

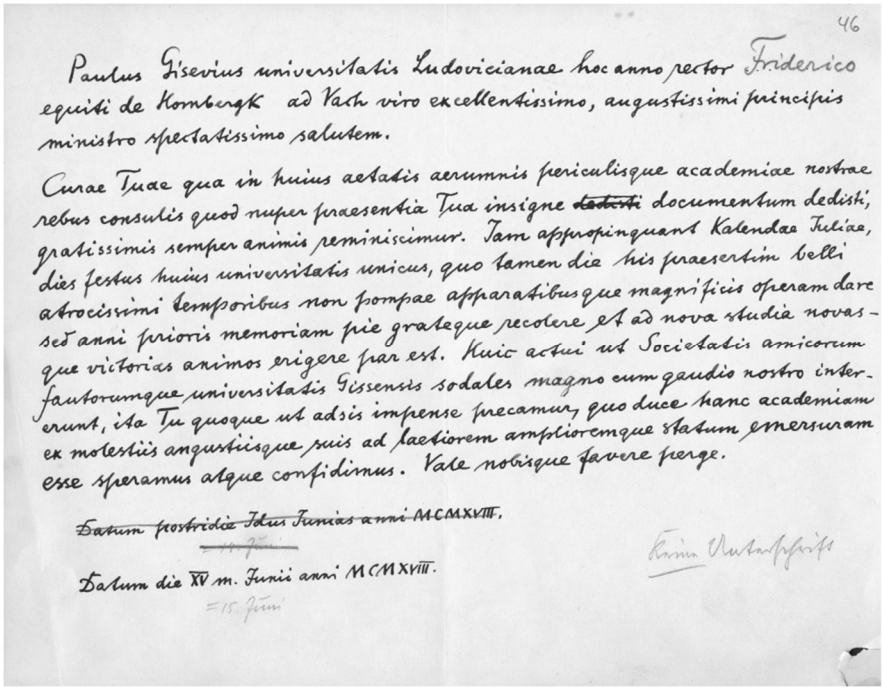
5 Die Programme der Feiern der Kriegszeit in: UAG PrA 1218 (1915-1916) und 1219 (1917-1918).

6 Jörg Koch: Bielefeld vor 100 Jahren. Erfurt 2013, S. 74 (zur Feier des 90. Geburtstags Otto v. Bismarcks). Oder bei der Posener Provinzial-Gewerbe-Ausstellung 1895 (www.wbc.poznan.pl/dlibra/plain-content?id=326142 [31.1.2016]).

7 Paul Gisevius an F[riedrich] von Hombergk zu Vach 15.6.1918: UAG PrA 1219, fol. 46.

8 Und dabei waren die Waffen jetzt wieder „im alten buchstäblichen Sinn" gemeint – anders, als Hermann Oncken das Motto beim Universitätsjubiläum 1907 für die Zukunft hatte verstanden wissen wollen. Damals sollten sie in erster Linie als „Erkenntnis und Forschung und Treue in der Arbeit" verstanden werden. Nur so könne das deutsche Volk in seiner Mittellage im Wettkampf mit anderen Völkern auf Dauer bestehen (nach Jürgen Reulecke: „Litteris et armis". Hermann Onckens Rede aus Anlass des 300-jährigen Bestehens der Gießener Universität im Jahre 1907. In: Jürgen Reulecke/Volker Roelcke [Hg.]: Wissenschaften im 20. Jahrhundert. Universitäten in der modernen Wissensgesellschaft. Stuttgart 2008, S. 17-26, hier 20).

9 So auch noch die wenigen Seiten in der ansonsten durchaus sozialhistorisch angelegten Geschichte der Universität in Europa. Bd. III: Vom 19. Jahrhundert zum Zweiten Weltkrieg (1800-1945). München 2004, S. 518-521.



46

Paulus Gisevius universitatis Ludovicianae hoc anno rector Friderico equiti de Hombergk ad Vach viro excellentissimo, augustissimi principis ministro spectatissimo salutem.

Curae Tuae qua in huius aetatis aerumnis periculisque academiae nostrae rebus consulis quod nuper praesentia Tua insigne ~~dedisti~~ documentum dedisti, gratissimis semper animis reminiscimur. Iam appropinquant Kalendae Iuliae, dies festus huius universitatis unicus, quo tamen die his praesertim belli atrocissimi temporibus non pompae apparatibusque magnificis operam dare sed anni prioris memoriam pie grateque recolere et ad nova studia novasque victorias animos erigere par est. Huic actui ut Societatis amicorum fautorumque universitatis Gissensis sodales magno cum gaudio nostro intererunt, ita Tu quoque ut adsis impense precamur, quo duce hanc academiam ex molestiis angustiisque suis ad faetiorem amplioremque statum emersuram esse speramus atque confidimus. Vale nobisque favere perge.

~~Datum prostridie Idus Iunias anni MCMXVIII.~~

Datum die XV m. Iunii anni MCMXVIII.

Eigenhändige Unterschrift

Abb. 2: Rektor Paul Gisevius an den Innenminister des Großherzogtums Hessen Friedrich von Hombergk zu Vach 15.6.1918: Einladung zur Jahresfeier der Universität (Entwurf) Universitätsarchiv Gießen PrA 1019, fol. 46

Was eine beredte Minderheit in Vorträgen sowie unzähligen Artikeln und Broschüren äußerte, wurde oft unzulässig verallgemeinert.[10] Auch bei der Studentenschaft soll es hier nicht so sehr um deren Selbststilisierung als opferbereite und am stärksten von Kriegsverlusten betroffene Bevölkerungsgruppe gehen, sondern vor allem um ihren konkreten Einsatz. Und dafür sind außer den Studenten-Soldaten auch die nicht zum Militärdienst Tauglichen und die Frauen zu berücksichtigen. Der Bereich *arma* wird daher nicht wörtlich genommen, sondern eher wie im Motto der Straßburger Universität – *Litteris et patriae* – verstanden: als Einsatz für das Vaterland, der nicht auf den Militärdienst beschränkt war, sondern auch zivile Tätigkeiten zur Unterstützung der Kriegführung einschloss.

10 Dieser Hinweis schon bei Dieter Langewiesche: Die Eberhard-Karls-Universität Tübingen in der Weimarer Republik. Krisenerfahrungen und Distanz zur Demokratie an deutschen Universitäten. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 51 (1992), S. 345-381, hier 368.



Abb. 3: Universitätsfahne von 1896 (Rückseite) mit dem Motto der Universität, Bildarchiv Gießen; http://digibib.ub.uni-giessen.de/cgi-bin/populo/bld.pl?t_tunnel=idn&idn=bld:if7185

Da bei der Konzentration auf Kriegsdeutung und Kriegspropaganda von Herkunft und kultureller Prägung, aber auch persönlicher Kriegserfahrung der Autoren meist abgesehen wird, entsteht quasi eine ‚Ideengeschichte'.[11] Hier geht es dagegen um die Gesellschaftsgeschichte der Universität. Lehrende und Studierende werden als soziale Gruppen betrachtet und ihr Beitrag zur Kriegführung erörtert. Zugleich bildeten der damals immer noch traditionell verstandene Personenverband von Lehrenden und Studierenden wie auch die Institution Universität einen Teil der Gesamtgesellschaft und standen in Wechselwirkung mit ihr. – Alle einordnenden oder wertenden Aussagen über Gießen werden auf der Folie der parallelen Untersuchungen über Straßburg und Berlin getroffen.[12]

I. Der Dienst in der Armee

Traditionell bestand in Gießen ein enges Verhältnis zwischen Militär und Universität: Zur Jahresfeier waren die Offiziere der Garnison immer eingeladen, manche kamen auch zu Vorlesungen.[13] Bei Kriegsbeginn versicherte der Rektor der in Gießen stationierten Truppe: „Die Gedanken der Ludoviciana sind bei dem Kaiser-Regiment" – und erhielt von dessen Oberst die Antwort: „Schicken Sie recht viele Kommilitonen zu uns."[14] Für ihre ins Feld ziehenden Studenten richtete die *alma mater* eine besondere Abschiedsfeier aus, die die Einheit von Bürgerschaft und Universität demonstrieren sollte.

11 Als Beispiel dafür s. das heute immer noch grundlegende Standardwerk von Klaus Schwabe. Wissenschaft und Kriegsmoral. Die deutschen Hochschullehrer und die politischen Grundfragen des Ersten Weltkrieges. Göttingen u. a. 1969.

12 Trude Maurer: „… und wir gehören auch dazu". Universität und ‚Volksgemeinschaft' im Ersten Weltkrieg. 2 Bde. Göttingen 2015.

13 Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 27.

14 GA 3.8.1914.

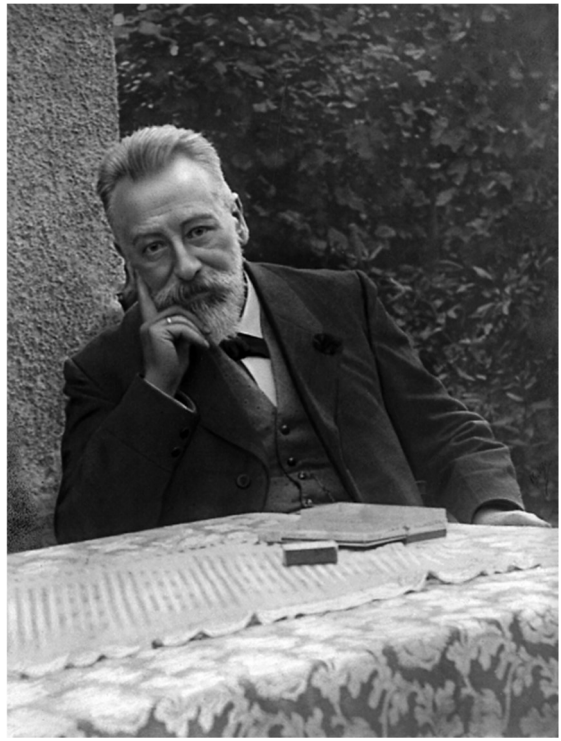


Abb. 4: Samuel Eck, Ordinarius für Praktische Theologie, Rektor 1913/14
Bildarchiv Gießen
http://digibib.ub.uni-giessen.de/cgi-bin/populo/bld.pl?t_tunnel=idne&idn=bld:if752

Rektor Samuel Eck, ein aus Russland stammender Theologe, sprach – in der Paraphrase des *Gießener Anzeigers* – davon, wie das Volk „brüderlich sich zusammenfinde" und „jauchzend, ja, voll heiliger Freude, spüre, daß der deutsche Geist sich *niemals* unterdrücken lassen wird." Der verbalen Darlegung der Einheit folgte die Demonstration *in corpore*: Auf Ecks Vorschlag begleitete die Versammlung den Regimentskommandeur und die „anwesenden Krieger" unter „vaterländischen Klängen" zur Kaserne. Dort brachte der Rektor ein Hoch auf das Regiment und „seinen Führer" aus, der seinerseits gelobte, „die Lorbeeren der Vorfahren [zu] erneuern".[15]

Der hier angesprochene Bezug auf frühere Einsätze – insbesondere die Befreiungskriege und den Krieg von 1870 – prägte das Selbstverständnis der Studenten und Lehrenden in Gießen wie anderswo.[16] Die Universität rühmte sich

15 GA 6.8.1914.

16 Trude Maurer: Universitas militans. Von der Militarisierung der deutschen Universität im späten Kaiserreich zur Rechtfertigung des Militarismus im Ersten Weltkrieg. In: Trude Maurer (Hg.): Kollegen – Kommilitonen – Kämpfer. Europäische Universitäten im Ersten Weltkrieg. Stuttgart 2006, S. 57-74, hier 65-67.

ihrer „geradezu erstaunlichen[n] Beteiligung“ an den Kriegsanstrengungen[17] und druckte in den ersten beiden Semestern besondere Verzeichnisse ihrer im Kriegsdienst befindlichen Studenten.[18] Was oft als allgemeine Tendenz betrachtet wurde, dass nämlich drei Viertel der Studenten die Universität verlassen hätten, bestätigt sich für Gießen tatsächlich als durchgehendes Muster, während der Berliner Anteil lange weit darunter lag.[19] Die Universität eines deutschen Kleinstaates beteiligte sich am militärischen Engagement des Reichs also viel stärker als die hauptstädtische, die sich als deutsche Nationaluniversität verstand. Dabei war der Gruppendruck, sich freiwillig zu melden, im Milieu der Korporierten noch stärker als in bürgerlich-akademischen Kreisen allgemein.[20]

Bezogen auf die deutschen männlichen Immatrikulierten im Sommer 1914, verloren 17,1% im Militäreinsatz ihr Leben.[21] Auch damit lag Gießen über den anderen Universitäten, allerdings nur unbeträchtlich.[22] Da die Gefallenenrate für die gesamte Universitätsstudentenschaft üblicherweise mit ca. einem Viertel angegeben wird,[23] sollten diese Daten allerdings zu einer Überprüfung der gängigen Schätzung Anlass geben.

Der Anteil der Lehrenden im militärischen Einsatz ist viel schwerer zu ermitteln, denn die Universitäten gestalteten die Angaben dazu in ihren Personalverzeichnissen sehr unterschiedlich.[24] Immerhin scheint das Gießener Kriterium ziemlich klar: Je nach Semester standen zwischen 28,4% (im Winter 1916/17) und 36,6 % des Lehrkörpers (im Winter zuvor) „im Heere“.[25] Doch hatte Gießen unter

17 [Robert] Sommer, An die im Felde stehenden Angehörigen der Landesuniversität Gießen. Gießen, 5.12.1914 [1 Folio-Blatt, vorhanden in der UB Gießen unter der Signatur A 56600/1 fol. (22a)].

18 Die Teilnahme von Angehörigen der Universität Giessen am Kriege. 2. Ausgabe vom 31. Oktober 1915. Giessen 1915. Mit dem Vermerk „Für S. Magnificenz den Herrn Rektor: Exemplar mit den Ortsangaben, die nach der Verfügung des Gen[eral] K[omman]dos gestrichen werden müssen“ findet es sich in UAG Allg. 103. Dort außerdem zwei Exemplare des Verzeichnisses für WS 1914/15: Die Teilnahme von Angehörigen der Universität Gießen am Kriege 1914. Ausg. vom 31. Dezember 1914. Gießen 1915 (mit Stempel „Nr. B 14 freigegeben am 15.I.1915. Stellv. Generalkommando XVIII Armeekorps. Presseabteilung“).

19 S. die Tabellen zum Kriegsdienst der Studierenden der Universitäten Gießen, Straßburg und Berlin in: Maurer, „… und wir gehören auch dazu“, II, S. 1140 f.

20 S. dazu als Beispiel die Darstellung in der Jubiläumsschrift des Gießener *Corps Teutonia* 1935 (Maurer, „… und wir gehören auch dazu“, I, S. 301 f., 309).

21 Bezogen auf die Immatrikuliertenzahl vom Sommer 1918 waren es 16,6%.

22 S. detaillierter zu diesen Vergleichen Maurer, „… und wir gehören auch dazu“, I, S. 322 f.

23 S. dazu die Nachweise in Maurer, „… und wir gehören auch dazu“, I, S. 323 A. 119.

24 In Berlin hieß dies: „durch unmittelbaren oder mittelbaren [!] Heeresdienst verhindert (…) ihre Lehrtätigkeit auszuüben“, in Straßburg „sind zum Kriegsdienste eingezogen oder haben sich freiwillig gemeldet“. Zitiert nach den Personalverzeichnissen für das SS 1915 (Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studierenden der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin 1915, S. 16; Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg. Personalverzeichnis. Straßburg 1915, S. 1).

25 Zitat: Personalbestand der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen [künftig PB]. Sommer-Semester 1915. Gießen 1915, S. 8 und öfter. 2-3% höher sind die

den drei untersuchten Universitäten damit nur die mittlere Position.[26] Dass in Straßburg fast die Hälfte des Lehrkörpers im „Kriegsdienst" stand, erklärt sich daraus, dass viele Mediziner in Lazaretten Dienst taten, an denen die Festungsstadt an der Grenze so reich war. Im „Kriegsdienst" oder „im Heer" zu stehen, bedeutete also nicht notwendig Kampfeinsatz oder auch nur Abwesenheit von der Universitätsstadt.

Am stärksten betroffen waren überall – schon aus Altersgründen – die Privatdozenten. In Gießen standen sie doppelt bis fünfmal so stark „im Heere" wie die Ordinarien: also, je nach Semester, zwischen 57,7% und 69,2% der Privatdozenten, aber nur 12,5% bis 24,5% der Ordinarien.[27] Dabei stellte in Gießen (mit seiner kleinen Medizinischen Fakultät) die Philosophische die größte Zahl und hatte in ihrem Lehrkörper auch den höchsten Anteil von Kriegsdienstleistenden, während dies sonst jeweils den Medizinern zukam.

Außer Gelehrten im dienstpflichtigen Alter, die an der Front standen, dienten mehrere über 50jährige in der Etappe: der Mathematiker Friedrich Engel, der Geograph Wilhelm Sievers, der Agrarwissenschaftler Paul Gisevius. Ein Beispiel für die militärische Verwendung nahe der Universität bietet der Theologe Gustav Krüger: Als 52jähriger Leutnant der Reserve übernahm er freiwillig die Überwachung der Bahnlinie Gießen-Lollar und die Adjutantur des Bezirkskommandos, füllte aber gleichzeitig seine Professur weiterhin voll aus.[28] Zwar wurde die Besoldung der Offiziere zu 7/10 auf ihr weiter gezahltes Zivilgehalt angerechnet, dieses also entsprechend gekürzt. Ein schlecht besoldeter Extraordinarius konnte allerdings als Offizier im Kriegseinsatz seine Einkünfte fast verdoppeln.[29]

Anteile, wenn man nur die aktiven Professoren (ohne Emeriti) berücksichtigt. Da die Zwangsemeritierung damals noch nicht existierte und es in Berlin fast keine Emeriti gab (sondern die Professoren bis ins hohe Alter lehrten), müssen zum Zwecke des Vergleichs mehrerer Universitäten auch anderswo die Emeritierten einbezogen werden.

26 S. dazu (und zu allen in den nächsten Abschnitten genannten Anteilen am Kriegsdienst) die Tabellen in Maurer, „… und wir gehören auch dazu", II, S. 1142-1147.

27 Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 330.

28 Rektor der Univ. Gießen [künftig: Rektor G] an Großherzogliches Ministerium des Innern [künftig: Gh. MdI] 17.8.1914: UAG Allg. 102, fol. 40-41, hier 41; zur Verbindung beider Tätigkeiten: Bericht für den Verwaltungsausschuß [künftig: VA] 14.12.1914: UAG Allg. 107, fol. 130.

29 S. etwa folgende Beispiele – alle in UAG Allg. 107: Siegfried Garten, der als Ordinarius 6550 M Jahresgehalt hatte, bezog als Zivilarzt in einer preußischen Kriegslazarettabteilung 655 M im Monat (also 7860 pro Jahr). Folglich wurden 5502 M. von seinem Zivilgehalt abgezogen. Es blieben also 1048. Dazu kamen 7860, so dass er jährlich 8728 M. zur Verfügung hatte (fol. 160). Karl von Eicken erhielt als Stabsarzt ebenfalls 7860 M. pro Jahr, als Ordinarius aber nur 5050 M. In diesem Fall blieb vom Zivilgehalt nichts übrig, doch hatte er nun 7860 zur Verfügung (fol. 119). Der Regimentsarzt Hans Koeppe (7860 M. pro Jahr) hatte als Extraordinarius nur 3550 M. bezogen und stellte sich nun mehr als doppelt so gut (fol. 118). Als Beispiel für die Nichtmediziner s. den Indogermanisten Hermann Hirt, dessen Zivilgehalt 6550 M. betrug, das Kriegsgehalt 3360. Davon wurden 2352 auf das Zivilgehalt angerechnet, von dem also 4198 M. blieben. Zusammen mit dem Kriegsgehalt ergab das 7558 M.

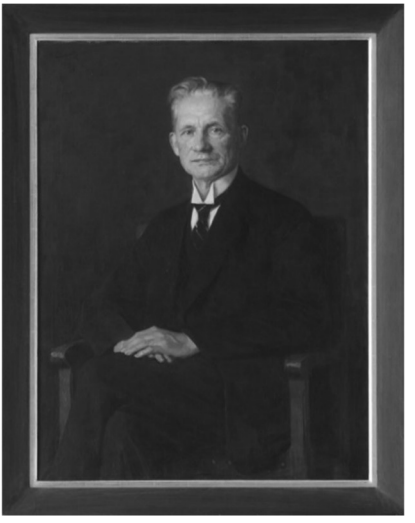


Abb. 5: Gustav Krüger, Ordinarius für Theologie (Kirchenhistoriker) Festredner zum Reformationsjubiläum 1917, Bildarchiv Gießen http://digibib.ub.uni-giessen.de/cgi-bin/populo/bld.pl?t_tunnel=idn&idn=bld:if7189

Der Ordinarius Krüger wollte sein jährliches Gehalt von 8850 M und die Besoldung als Adjutant von 3360 M. aber jeweils in vollem Umfang beziehen. Da das Finanzministerium das ablehnte, steigerte er sein Einkommen nur um 403 M. Dass er nach dieser Entscheidung trotzdem noch drei Semester im Militärdienst blieb,[30] belegt allerdings, dass der finanzielle Anreiz nicht Krügers eigentliches Motiv war.

Überwiegend wurden Professoren nicht in der kämpfenden Truppe eingesetzt, sondern als Experten, Mediziner also häufig als Ärzte. In Feldlazaretten dienten allerdings hauptsächlich Privatdozenten, vier Jahre lang z. B. Alfred Brüggemann.[31] Ein Ordinarius in dieser Funktion war der HNO-Spezialist Karl von Eicken, der erst 1916 zurück nach Gießen in ein Reservelazarett versetzt wurde und dann auch parallel wieder seine Klinik leitete.[32] Die für Berlin öfter belegte Funktion medizinischer Kapazitäten als Konsultanten für ein großes Gebiet ist für Gießen nur vereinzelt zu finden.[33]

30 Gh. Min. der Finanzen an Verwaltungsausschuß der Univ. Gießen [künftig: VA] 6.3.1915; Berechnung für Kirchenrat Krüger. Beide: UAG Allg. 107, fol. 169-170 bzw. 112; Militärdienst lt. PB bis einschl. SS 1916.

31 Conrad Arold: Alfred Brüggemann. In: Hans Georg Gundel/Peter Moraw/Volker Press (Hg.): Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. 2 Bde. Marburg 1982, Bd. I, S. 121-130, hier 122.

32 Prof. von Eicken an VA 25.6.1916: UAG Allg. 107, fol. 218.

33 Als fachärztlicher Berater für das Armeekorps wirkte der nicht im Kriegsdienst stehende Dermatologe Jesionek. Christian Reiter: Albert Jesionek (1870-1935). Sein Leben und wissenschaftliches Werk zur Tuberkulose der Haut unter besonderer Berücksichtigung der lichtbiologischen Forschung. Gießen 1993, S. 53; Cay-Rüdiger Prüll: Der Heilkundige in

Naturwissenschaftler wurden verschiedentlich entsprechend ihrer spezifischen Qualifikation eingesetzt, also der Extraordinarius für Pharmazeutische Chemie Karl Feist als Marineapotheker[34] oder der Pionier der Photochemie Karl Schaum in einer Abteilung für Fliegerphotographie, dem Rang nach nur als gemeiner Soldat.[35]

Die Korrespondenz über den Einsatz, nicht nur mit den zuständigen Institutionen, sondern auch privat, etwa mit dem akademischen Lehrer, machen dabei mehrfache Abstufungen deutlich: Der Einsatz eines Arztes im Feld verlieh mehr Prestige als der Einsatz in einem Reservelazarett in der Heimat. So korrigierte etwa der Gynäkologe Erich Opitz den Akteneintrag über seine Tätigkeit in einem Mainzer Lazarett: Er sei beim Festungsbau eingesetzt gewesen, dabei mit seinem Pferd gestürzt und daher felddienstunfähig.

Deshalb sei er zunächst leitender Arzt des Festungslazaretts in Mainz gewesen, dann als Oberarzt der Landwehr II im Sanitätswesen angestellt worden und schließlich ins Feld gerückt, wo er inzwischen Chefarzt eines Kriegslazaretts sei. Offenkundig stufte Opitz die Tätigkeit beim Festungsbau höher ein als die ärztliche. Wie die überragende Bedeutung alles Militärischen nicht im Kampfeinsatz Stehende zur Rechtfertigung nötigte, sieht man an seinen weiteren Ausführungen:

> „Kriegerische [?] Erlebnisse, über die ich besonders berichten könnte, habe ich nicht gehabt. Freilich habe ich aber viel vom Krieg gesehen, bin in unseren Artillerie-Stellungen gewesen, habe eine grosse Zahl Verwundeter gesehen u. gesprochen aber doch selbst nicht an Kämpfen teilgenommen."[36]

seiner geographischen und sozialen Umwelt – Die medizinische Fakultät der Universität Gießen auf dem Weg in die Neuzeit (1750-1918). Gießen 1993, S. 145.

34 Neue Deutsche Biographie. Bd. 5. Berlin 1961, S. 63 f. (Walther Awe). Die dort suggerierte Distanz zum NS-Regime sieht im Lichte von Feists Personalakte allerdings etwas anders aus (s. UA Göttingen, wo er seit 1919 persönlicher Ordinarius war: Kur PA Feist, Karl).

35 Wolfhart Seidel: Karl Schaum. In: Gundel/Moraw/Press, Gießener Gelehrte, II, S. 820-828, hier 822-824; militärischer Status nach Andreas Anderhub: Das Antoniterkreuz in Eisen. Zur Geschichte der Universität Gießen während des Ersten Weltkriegs. Gießen 1979, S. 77 A. 13.

36 [Erich] Opitz an Rektor G 21.2.1915: UAG Allg. 103, fol. 127 f.



Abb. 6: Erich Opitz, Ordinarius für Gynäkologie, Bildarchiv Gießen
http://digibib.ub.uni-giessen.de/cgi-bin/populo/bld.pl?t_tunnel=idn&idn=bld:if6385

Dabei könnte man ja durchaus fragen, ob der Einsatz eines Gynäkologen beim Festungsbau (und erst nach seiner Verwundung als Arzt!) die vorhandenen Kräfte wirklich effektiv nutzte. Die Abstufung ist umso erstaunlicher, als der Einsatz im Feldlazarett kaum weniger gefährlich war als der Kampfeinsatz.[37]

II. Die Unterstützung der Kriegführung durch die ‚Daheimgebliebenen'

Die Hochschätzung des militärischen Dienstes setzte jene unter Rechtfertigungsdruck, denen er – aufgrund ihres Alters oder ihrer gesundheitlichen Einschränkungen – „nicht vergönnt" war, wie es damals hieß.[38] Das sieht man an den jährlich publizierten Berichten über die Kriegstätigkeit der Universitäten Berlin und Straßburg. Dabei ging es um die Pflege Verwundeter sowie die Organisation von Unterhaltung und Bildungsmöglichkeiten für sie, Bahnhofsdienste für durchreisende, Organisation von Urlaubsaufenthalten für einsame Soldaten, diverse Formen der Wohltätigkeit, aber auch den Einsatz wissenschaftlicher Expertise für

37 S. die „Ehrenliste der gefallenen, vermißten, an Verwundung oder Krankheit verstorbenen Sanitätsoffiziere des Deutschen Heeres", die 1724 Männer umfasst: Sanitätsbericht über das Deutsche Heer (…) im Weltkriege 1914 /1918. Bd. I: Gliederung des Heeressanitätswesens. Berlin 1935, S. 3-28. Zur Gefährlichkeit s. auch die Erinnerungen des Berliner Internisten und Konsultanten Wilhelm His: Die Front der Ärzte. Bielefeld u. a. 1931, S. 113.

38 Zahlreiche Nachweise dieser Formulierung sowie diverser Varianten bei Maurer, „…und wir gehören auch dazu", I, S. 251.

kriegsbedingte Probleme oder die Kriegführung selbst. In Berlin wurde das Engagement unzähliger einzelner fakultätsweise aufgelistet (und mit den Meldungen über den Dienst im Militär vermischt), während die Straßburger ihre Anstrengungen, ohne einen einzigen Namen zu nennen, als universitäre Gemeinschaft darstellten.[39]

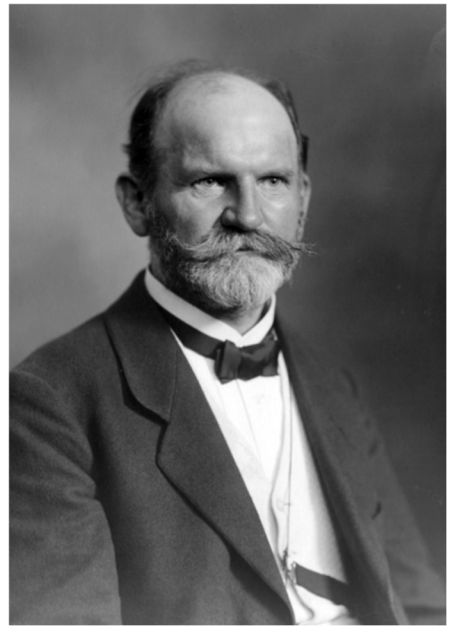


Abb. 7: Robert Sommer, Ordinarius für Neurologie und Psychiatrie, Rektor 1914/15, Bildarchiv Gießen
http://digibib.ub.uni-giessen.de/cgi-bin/populo/bld.pl?t_tunnel=idnc&idn=bld:if726

Aus Gießen liegt ein ähnlicher Bericht nur ein einziges Mal vor: Nach anderthalb Kriegsjahren fasste Robert Sommer im Januar 1916 „Die Kriegstätigkeit der Landes-Universität" in zwei Artikeln des *Gießener Anzeigers* zusammen. Er betonte die hohe zusätzliche Belastung der „Zurückgebliebenen", die so, besonders in den Kliniken, an der „durch den Krieg bedingten Arbeit teilgenommen" hätten.[40] Warum man solche Selbstdarstellung in Gießen nicht auch weiterhin pflegte, ist unklar: Dass etwa Bescheidenheit das Schweigen über einen selbstverständlichen ‚vaterländischen' Einsatz bewirkt hätte, scheint im vergleichenden Kontext kaum plausibel, umso weniger, als Überlegungen der Obersten Heeresleitung 1916 ja zeitweise die Schließung kleinerer Universitäten befürchten ließen. Oder hatte man zu wenig zu berichten? So fällt etwa auf, dass kein Dozent einen einberufenen

39 Zu den Berliner und Straßburger Berichten s. Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 384-386.

40 [Robert] Sommer: Die Kriegstätigkeit der Landes-Universität Gießen. Sonderabdruck aus Nr. 11 und 12 des Gießener Anzeigers vom 14. und 15. Januar 1916.

Gymnasiallehrer vertrat. Sollte das etwa daran liegen, dass die Universität so klein war und aufgrund des militärischen Einsatzes eines Drittels der Dozenten alle Kapazitäten für die Aufrechterhaltung der Lehre benötigte? Andernorts kombinierten Lehrende solche Vertretung nämlich mit der Ausübung ihres Universitätsamtes.[41]

Ansonsten werden aus Gießen ähnliche Tätigkeiten wie anderswo berichtet, jedoch weniger und seltener. Mit dem Unterricht in Lazaretten begann man hier erst im Sommer 1915, musste sich nach einem Jahr aber fragen, wie man der „gänzlichen Interesselosigkeit der sämtlichen Verwundeten am Unterricht" Herr werden könne.[42]

Als Beitrag zur Lebensmittelversorgung konnte Sommer über „den gemeinnützigen Gemüsebau, der am Anfang [!] des Krieges von Frauen aus dem Universitätskreis" betrieben worden war, berichten.[43] Geleistet wurde er aber eben nicht von Angehörigen der Universität. Vermutlich waren die Personen „aus dem Universitätskreis" nicht einmal die Frauen und Töchter der Dozenten (denn diese bezeichnete man damals gern als „Universitätsdamen"[44]), sondern eher die der technischen Bediensteten. Rasenflächen der Nervenklinik und der Universitätsbibliothek wandelte man in Nutzgärten um und baute mit Hilfe von Kriegsgefangenen Kartoffeln, Gemüse und Obst an. Schließlich schaffte die Nervenklinik auch noch Milchziegen und Zuchthasen an.[45]

Außerdem wurde der schon vor dem Krieg geplante, aber erst im Frühjahr 1915 mit Hilfe russischer Kriegsgefangener angelegte Sportplatz nun zu neun Zehnteln für den Kartoffelanbau verwendet. Dort fanden aber auch Übungen im Schießen und Handgranatenwerfen statt, die der Psychiater Robert Sommer leitete.[46]

Der Studentengarten, den französische Kriegsgefangene anzulegen hatten, scheint dagegen vor allem der Erholung gedient zu haben, doch konnten die Studierenden zugleich auch kleine Landstücke zur selbständigen Bewirtschaftung pachten.[47]

An den üblichen Aktionen der Kriegswirtschaft, wie etwa dem Gewinn von Spülwasserfett oder der Sparmetall-Sammlung, beteiligte sich die Universität pflichtschuldigst. Ihre Rektoratskette stellte sie für die Vaterländische Goldsammlung 1916 jedoch nur „leihweise" zur Verfügung.[48]

---

41 S. jeweils mehrere Beispiele aus Berlin und Straßburg, außerdem weitere aus Heidelberg, Tübingen, Freiburg bei Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 427 f.

42 Sommer, Kriegstätigkeit, Bl. 2; Anderhub, Antoniterkreuz, S. 26 f. (mit Zitat).

43 Sommer, Kriegstätigkeit, Bl. 3.

44 S. z. B. Johannes Ficker: Zweiter Bericht über die Tätigkeit der Kriegsstelle der Kaiser-Wilhelm-Universität Straßburg. Straßburg 1916, S. 39.

45 S. zur Initiative des UB-Direktors Herman Haupt und zu Antworten diverser Institute auf eine entsprechende Rundfrage Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 408.

46 Durchführen ließ er sie von Mitgliedern des Schützenvereins. Alles nach: [Robert] Sommer, Der Turn- und Spielplatz der Universität Gießen. In: Das Schulhaus 18 (1916), S. 224-231.

47 Sommer, Kriegstätigkeit, Bl. 3.

48 Details und Nachweise bei Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 408 f.



Abb. 8: Studentengarten 1915 (wohl beim Anlegen mit Kriegsgefangenen; rechts im Bild vermutlich Robert Sommer); Bildarchiv Gießen http://digibib.ub.uni-giessen.de/cgi-bin/populo/bld.pl?t_tunnel=idn&idn=bld:if3127

Ansonsten spendete sie aber reichlich. Am effektivsten waren vermutlich 1.200 M., die die Dozenten für den zweiten hessischen Lazarettzug gesammelt hatten.[49] Dagegen zersplitterte die institutionelle Förderung der Kriegswohltätigkeit die aufgewandten Summen in eher symbolische Kleinbeträge. So bedachte man etwa den Verein für Kriegsblinde mit 50, aber auch das Schulschiff *Vaterland*, das Jungen aus dem Binnenland zu Seeleuten ausbildete, mit 10 M. Für Kriegsgefangene in Rußland fanden sich 20, für solche in Frankreich 50 M. Mit dem kleineren Betrag reagierte das Kollegium auf einen Aufruf der *Frankfurter Zeitung*, mit dem größeren auf eine Mitteilung des kriegsgefangenen Sohnes des Kollegen Eck. Man fühlte sich also dem großen Ganzen verpflichtet, akademischen Kreisen gegenüber jedoch in höherem Maße.[50]

49 Robert Sommer: Krieg und Seelenleben. Akademische Festrede zur Feier des Jahresfestes der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität am 1. Juli 1915. Gießen 1915, S. 27.

50 S. Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 404-406 mit zahlreichen weiteren Beispielen.

Zur Sammlung dieser Spenden hatte sich die Universität einer damals weit verbreiteten Form bedient und so mehr als 2.400 M. zusammengebracht:[51] Sie ließ ein Wahrzeichen nageln, d. h. die Spender kauften Nägel (die je nach Material unterschiedlich teuer waren) und durften sie dann in eine symbolische Figur hineintreiben, bis diese gänzlich ‚metallisiert' war.[52] Die Universität Gießen wählte dafür ihr eigenes Emblem: das Antoniterkreuz.[53] Diese Aktion nutzte aber nicht nur die Institution zur Selbstdarstellung, sondern auch manches ihrer Mitglieder.[54]

Zu einem Beitrag zur Kriegsanleihe mußte die Universität dagegen vom Staat 1915 erst aufgefordert werden – und fragte daraufhin zunächst einmal nach der erwarteten Höhe: 100.000 M.; tatsächlich zeichnete sie bis April 1917 dann aber 270.000 M. Nun faßte der Rektor als äußerste mögliche Belastung 400.000 M. ins Auge, was der Hälfte des mobilen Vermögens der Universität entsprochen hätte. Das Ministerium dagegen hatte bereits ihren Grundbesitz als weiteres Verpfändungsobjekt im Visier.[55]

Der wichtigste Beitrag wohl aller Universitäten als Institution bestand in der Umwidmung von Kliniken zu Lazaretten. Der Grad der Inanspruchnahme war allerdings unterschiedlich: Während in Berlin sämtliche Kliniken als Reservelazarette verwendet wurden, bestand in Gießen eigentlich nur für drei ein Vertrag mit dem Roten Kreuz über die Umwidmung zu Vereinslazaretten – das waren sozusagen nachgeordnete Lazarette, denen Verwundete aus den Reservelazaretten, bald allerdings auch direkt vom Kriegsschauplatz überwiesen wurden – : die Chirurgische, Innere und Augenklinik. Doch stellte sich das geplante Arrangement binnen kurzem als unzureichend heraus, so dass vier weitere Kliniken in das Vereinslazarettwesen eingegliedert wurden (Frauen-, Ohren-, Haut- und Psychiatrische).[56]

---

51 Die Aussage über gesammelte 2400 M. wurde getroffen, als die Nagelung „fortgeschritten" und „nahezu beendet" war (Wilhelm Sievers: Die geographischen Grenzen Mitteleuropas. Akademische Rede […]. Gießen 1916, S. 27).

52 Als Kurzinformation: Gerhard Schneider: Nagelungen, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz/Markus Pöhlmann (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn u. a. 2003, S. 729 f. Als Analyse der zeitlichen und geographischen Verteilung jetzt: Hans-Christian Pust: Kriegsnagelungen in Österreich-Ungarn, dem Deutschen Reich und darüber hinaus. In: Stefan Karner/Philipp Lesiak (Hg.): Erster Weltkrieg. Globaler Konflikt – lokale Folgen. Neue Perspektiven. Innsbruck u. a. 2014, S. 211-224.

53 Am stärksten war das Eiserne Kreuz verbreitet, aber in Berlin gab es auch einen „Eisernen Hindenburg". Städte ließen gern ihr Wahrzeichen oder Wappen nageln.

54 1916 schickte der ehemalige Rektor Sommer seinem Amtsnachfolger 50 Exemplare seines Festvortrags vom Vorjahr mit der Bitte, sie an die im Heere stehenden Dozenten und Assistenten zu versenden. Gleichzeitig bat er darum, den von ihm „genagelten Betrag (von 100.-)" an den Verleger zu überweisen (Sommer an Rektor Sievers 23.6.1916: UAG Allg. 111, fol. 84). Auf diese Weise trat Sommer selbst doppelt hervor: Durch die auffallend großzügige Spende – aber auch durch seine Publikation, die er mithilfe dieser Spende verbreitete.

55 Anderhub, Antoniterkreuz, S. 15.

56 Dies war für einige „durch die vorhandenen Regulative ohne weiteres möglich", andere wurden zu diesem Zweck jenen Kliniken angegliedert, für die Verträge mit dem Roten Kreuz bestanden. Sommer, Kriegstätigkeit, Bl. 1. Cay-Rüdiger Prüll: Die Fakultät in der Krise: Gießens Universitätsmediziner und der 1. Weltkrieg. In: Ulrike Enke (Hg.): Die Medizini-

Andererseits hatte die Universität aber bereits am zweiten Kriegstag ihr Angebot, in der Psychiatrischen Klinik, „soweit Platz und Pflegekräfte reichen", auch Militärpersonen zu behandeln, mit einem Unabkömmlichkeitsgesuch für Ärzte und Angestellte dieser Klinik verbunden.[57] Diese Klinik (bzw. ihr Direktor Sommer) versuchte also, durch den Kriegsbeitrag die eigenen Interessen zu wahren und knüpfte ihn sogar an Bedingungen auf Kosten des Heeres.

Außerdem unterstützten die Mediziner schon ab August 1914 die Verwundetenversorgung durch Fortbildung für Ärzte, Mitglieder der Krankenpflege und Angehörige der Universität. Diese Kurse wurden fast gänzlich von Ordinarien bestritten.[58] Solchen Einsatz von Expertenkenntnissen für die Allgemeinheit erbrachte auch das Hygiene-Institut, das bei der Seuchenbekämpfung in der Region mitwirkte und die hygienische Beratung der Kriegsgefangenenlager übernahm.[59] Doch fragt sich, ob die kriegseifrige Expertise wirklich immer von Nutzen war.[60]

Einzelne Lehrende wirkten in den halbstaatlichen Kriegsgesellschaften, die vor allem zur Rohstoffbewirtschaftung geschaffen worden waren. Der nicht etatisierte Extraordinarius für Agrikulturchemie Wilhelm Kleberger, der aus gesundheitlichen Gründen nie zum Militärdienst herangezogen wurde, war ab 1916 Leiter der neugegründeten Preisprüfungsstelle der Provinz Oberhessen.[61] Der Nationalökonom August Skalweit sollte im Auftrag des Provinzialdirektors von Oberhessen „die Brotbewirtschaftung in Gang (..) setzen", danach die Fleischbewirtschaftung. Er wurde zum Vorsitzenden des Viehhandelsverbandes „ernannt", 1916 vom Präsidenten des neuen Kriegsernährungsamts ‚entdeckt' und nach Berlin berufen. Zunächst parallel an beiden Orten wirkend, wurde er von der Universität schließlich beurlaubt und kehrte erst zum Sommer 1919 dorthin zurück.[62]

---

sche Fakultät der Universität Gießen. Institutionen, Akteure und Ereignisse von der Gründung 1607 bis ins 20. Jahrhundert. Stuttgart 2007, S. 305-325, hier S. 311. Zur überwiegenden Belegung der Inneren Klinik mit Verwundeten s. auch Prüll, Der Heilkundige, S. 59.

57 Betreffend Anerkennung der Unabkömmlichkeit eines Teiles des männlichen Personals der Klinik für psychische und nervöse Krankheiten 2.8.1914: UAG Allg. 107, fol. 7-8 (mit detaillierter Begründung).

58 Im Wintersemester veranstaltete man bereits einen zweiten derartigen Lehrgang. Prüll, Gießens Universitätsmediziner, S. 315.

59 Anderhub, Antoniterkreuz, S. 24 f.

60 Etwa bei dem rastlosen Psychiater Sommer, der nicht nur einen Apparat zur (ziemlich unsanften) Behandlung der funktionellen Taubheit sog. Kriegsneurotiker konstruiert hatte, sondern seine ein Jahrzehnt zuvor bereits entwickelten „Wasserschuhe" nun der Obersten Heeresleitung zur Invasion Englands anbot. Beschreibung des Apparats (mit Zeichnung) bei Prüll, Gießens Universitätsmediziner, S. 322 f., zu den Wasserschuhen S. 310 (mit Abbildung Sommers darauf!).

61 Valentin Horn: Wilhelm Kleberger. In: Gundel/Moraw/Press, Gießener Gelehrte, I, S. 503-512, hier 506 f.

62 Eberhard Gerhardt: August Skalweit. In: Gundel/Moraw/Press, Gießener Gelehrte, II, S. 885-894, hier 889-893 (mit Zitaten, die vermutlich aus der Autobiographie in Familienbesitz stammen). Auf regionaler Ebene folgte ihm der (ebenfalls nicht militärtaugliche) Jurist Leo Rosenberg. S. dazu: Eduard Bötticher: Leo Rosenberg. In: Gundel/Moraw/Press, Gießener Gelehrte, II, S. 778-788, hier 783.

Der Extraordinarius Werner Friedrich Bruck wurde im Preußischen Kriegsministerium im Oktober 1914 zunächst ehrenamtlich „als Bearbeiter textiler Fragen“ beschäftigt, später als Referent im Waffen- und Munitionsbeschaffungsamt (Wumba)[63] und schließlich im Oktober 1918 zum Industriereferenten in die Zentralverwaltung des Generalgouvernements Warschau „berufen“.[64]

Alle drei Gelehrte konnten diese Expertentätigkeit auch für ihre Karriere nutzen: Sie verwandten ihre Erfahrungen und Erkenntnisse für Publikationen, Kleberger erhielt zusätzliche Forschungsmittel, und der bislang unbesoldete Bruck konnte nach seinen Referententätigkeiten schließlich eine Verwaltungsstelle in Gießen finden[65] und seine Lehrbefugnis, ursprünglich Botanik, dann auch Tropische Landwirtschaft, auf „Weltwirtschaftslehre“ erweitern. Damit erhielt er ein Jahr später ein für ihn geschaffenes Ordinariat in Münster.[66] Die Einblicke, die solche Experten in herausgehobener Position gewannen, waren manchmal allerdings ein zweifelhaftes Privileg, das sie zugleich vom heimischen Umfeld isolierte: Wenn Skalweit „mit sorgenvoller Stirn“ nach Gießen kam, galt er als „Miesmacher“.[67]

Im Dezember 1916 wurde die militärische Dienstpflicht durch eine zivile für Männer von 17 bis 60 Jahren ergänzt. Da die Universitäten behördliche Einrichtungen waren, standen die Dozenten allerdings schon als solche im Vaterländischen Hilfsdienst – obwohl diese Interpretation, die der Gießener Rektor Martin Schian bereits am 18. Dezember darlegte, [68] möglicherweise gar nicht in der Absicht des Gesetzgebers gelegen hatte.

Tatsächlich engagierten sich nur einzelne und setzten dabei in neuen Gremien (Preisprüfungsstelle, Lebensmittelausschuss der Stadt) im Wesentlichen bereits früher ausgeübte Tätigkeiten fort. Insofern veränderte das Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst den Beitrag der Lehrenden zur Kriegführung nicht nennenswert: weder quantitativ noch qualitativ.

---

63 Zitat: W. F. Bruck an Rektor G 16.4.1915 (Urlaubsgesuch): UAG PrA Phil 5; Wumba: Abschrift: Verwaltungschef bei dem GG Warschau an Reichsamt des Innern: UAG Phil K 21.

64 Dort sollte er die „großen deutsch-polnischen industriellen Fragen, namentlich im Hinblick auf die Übergangswirtschaft“, bearbeiten und die Vorarbeiten für ein deutsch-polnisches Handelsabkommen leisten. Abschrift: Verwaltungschef bei dem GG Warschau an Reichsamt des Innern: UAG Phil K 21.

65 Bruck an Phil. Fak. zu Hd. des Ord. für Staatswissenschaft Skalweit 24.10.1919; Bruck an Dekan 28.12.1919 (Dank). Beide in: UAG PrA Phil 5.

66 Persönliches Ordinariat für wirtschaftliche Staatswissenschaften, Industriewirtschafts- und Weltwirtschaftslehre (nach Lieselotte Steveling: Juristen in Münster. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechts- und Staatswiss. Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Münster 1999, S. 385 A. 521).

67 So, Skalweits ungedruckte Erinnerungen in Familienbesitz zitierend: Gerhardt, Skalweit, S. 892.

68 Studentenversammlung in Gießen über Hilfsdienst und Studentendienst. In: Burschenschaftliche Blätter [künftig: BB] 31/1 (1916/17), S. 101 f.; vgl. auch (ohne Datum): Hochschule und Zivildienst. In: Hochschul-Nachrichten 27 (1916/17), S. 512 f., hier 512.



Abb. 9: Martin Schian, Ordinarius für Praktische Theologie, Rektor 1916/17
Bildarchiv Gießen
http://digibib.ub.uni-giessen.de/cgi-bin/populo/bld.pl?t_tunnel=idnc&idn=bld:if729

Etwas anders sieht es bei den Studierenden aus, über deren freiwilligen Einsatz in der Heimat für die ersten beiden Kriegsjahre kaum Nachrichten vorliegen.[69] Zunächst verkündete Rektor Schian, ähnlich wie die Rektoren anderer kleiner Universitäten, dass der Lehrbetrieb „unter allen Umständen" ohne Einschränkungen weitergeführt und das Semester nicht vorzeitig beendet werde.[70] Seine Hauptsorge war also, dass der Hilfsdienst „den Fortbestand der Universität während des Krieges überhaupt in Frage zu stellen schien".[71] Sie richtete selbst eine Meldestelle ein, und es sollten keine Kriegsbeschädigten und keine Studenten höherer Se-

69 Auf einen Aufruf des Gießener Rektors vom 10. August 1914 meldeten sich 13 einsatzbereite Studierende. Anderhub, Antoniterkreuz, S. 46. Über die Kriegstätigkeit der 26 Gießener Studentinnen dieses Semesters liegen überhaupt keine Nachrichten vor – was auch darauf zurückzuführen sein dürfte, dass ein Verein dort erst im Sommer 1915 gegründet wurde. Zahl der Studentinnen nach PB WS 1914/15, S. 67 (nicht differenziert nach Inländerinnen und Ausländerinnen). Vereinsgründung: Die Studentin IV (1915), S. 10.

70 Anderhub, Antoniterkreuz in Eisen, S. 47 (nach GA 15.12.1916).

71 Und obwohl sich die Zahl der anwesenden Studierenden weiter vermindert hatte, versicherte er auch Mitte 1917: „an Schliessung der Universität ist auch nicht entfernt zu denken." Beide Zitate aus seinem Jahresbericht als Rektor in: Martin Schian: Volk, Religion, Kirche. Akademische Rede zur Jahresfeier (…). Gießen 1917, S. 20.

mester herangezogen werden. Die übrigen Freiwilligen sollten ihren Dienst halbtags oder in den Ferien leisten. Zwangseinziehungen dürfe es nur nach einer Verständigung darüber mit dem Rektor geben. Im April 1917 schloss die Universität den Hilfsdienst für die Mediziner und vorerst auch für die Studentinnen ganz aus.[72] Noch im Sommer sprach Schian nur von den vorbereitenden Regelungen, doch ein Jahr später erwähnte sein Nachfolger Gisevius den Hilfsdienst im Jahresbericht nicht einmal mehr. Dass man den Hunderten im Feld nicht stolz Dutzende von Hilfsdienstleistenden gegenüberstellte, kann nur bedeuten, dass sich die Gießener Studenten nur in geringem Umfang daran beteiligten.

Die Hilfsdiensttätigkeit der Studentinnen beginnt in mancher Darstellung (irrtümlicherweise) erst mit dem Aufruf des Kriegsministers vom September 1917, in die Munitionsindustrie zu gehen. In Gießen war es allerdings tatsächlich so: Als angesichts dieses Aufrufs eine generelle Befreiung der Frauen nicht mehr denkbar war, bemühte sich der Rektor Gisevius, Munitionsarbeit in Teilzeit vor Ort einzurichten[73] und wich, als die örtliche Industrie nicht kooperierte, auf von ihm selbst in seinem Institut geschaffene Arbeitsmöglichkeiten für die Landwirtschaftsstudentinnen sowie kommunale Einrichtungen aus. Berücksichtigt man seine Formulierungen[74] und die Studentinnenzahlen der einzelnen Fächer,[75] kann es sich jedoch nur um wenige Hilfsdienstleistende gehandelt haben.

Als das Kriegsministerium im November einerseits die Freiwilligkeit des Dienstes betonte, doch ihn mit zahlreichen Erläuterungen zugleich dringlich machte, vermerkte der Universitätssekretär: „Auf Anordnung Sr. Magnifizenz vorerst wieder z[u] d[en] A[kten]“.[76] Das deutet auf weitere Zurückhaltung hin.

Für einen evtl. „plötzlich“ eintretenden „starken Mehrbedarf“ an Hilfsdienst leistenden Frauen bemühte sich der Rektor um Einrichtung einer „Frauendienst-Fürsorgestelle“, die den Studentinnen in Munitionsarbeit die Alltagssorgen von Unterkunft, Verpflegung etc. abnehmen sollte.[77]

72 Beide Schreiben sind zusammengefasst bei Anderhub, Antoniterkreuz, S. 47 f.

73 Rektor G an Gh. Handelskammer 22.9.1917; Gh. Handelskammer an Rektorat G 3.10.1917. Beide: UAG PrA 1093, fol. 85, 74.

74 S. den Antwortentwurf Gisevius [an Frauenarbeitsnebenstelle] 13.10.1917: UAG PrA 1093, fol. 73.

75 Die Zahlen kann man nach den Namen in PB SS 1917 zusammenstellen. Demnach gab es 21 Medizinerinnen (die vom Zivildienst ausgenommen waren), Landwirtschaft studierten nur 5 Frauen. S. die eingehendere Diskussion bei Maurer, „… und wir gehören auch dazu“, I, S. 497-499.

76 Kriegsmin. [an die Rektoren der deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen] 3.11.1917: UAG PrA 1093, fol. 7-8v.

77 Gisevius an Oberbürgermeister 30.11.1917; Einverständnis der Stadt: Gisevius an Frau [Toni] Gail (Entwurf o. D.); Toni Gail an Rektor Gisevius 8.12.1917. Alle: UA Gi PrA 1093, fol. 22-23, 21, 12.

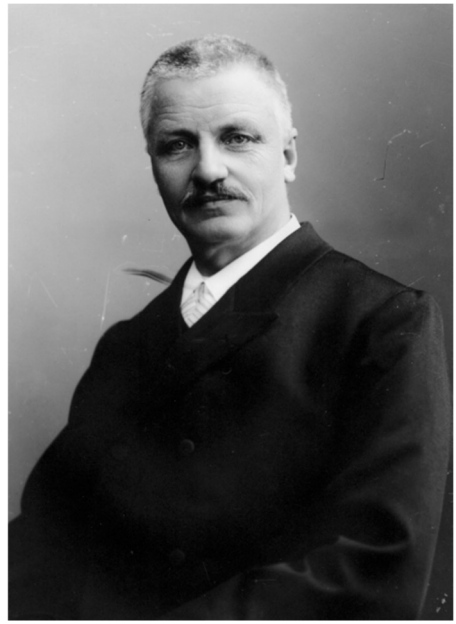


Abb. 10: Paul Gisevius, Ordinarius für Agrarwissenschaft, Rektor 1917/18, Bildarchiv Gießen
http://digibib.ub.uni-giessen.de/cgi-bin/populo/bld.pl?t_tunnel=idn&idn=bld:if1783

Wirklich zum Einsatz rief er die Studentinnen aber erst im Mai 1918 auf – auf Veranlassung des Kriegsamtes. Zudem wurde moralischer Druck ausgeübt: „Die Studenten, die in großer Zahl im Militär- oder Hilfsdienst dem Vaterlande dienen, erwarten, daß auch die Studentinnen einmal etwas für ihr Vaterland leisten."[78] Über das Ergebnis ist nichts bekannt.

Für den Spätsommer oder Herbst 1917, also ungefähr zur Zeit des Aufrufs des Kriegsministers, weist eine Zusammenstellung 10 Gießener Studentinnen im Hilfsdienst aus.[79] Noch ohne die Landwirtschaftsstudentinnen wäre das fast ein Fünftel! Im Vergleich zu 3% für den Hilfsdienst beurlaubter Studentinnen in Deutschland

78 Kriegsamtnebenstelle Siegen. Abt. Frauen an Rektor G 16.5.1918; Kriegsamtnebenstelle Siegen 16.5.1918 („Artikel"); Abschrift des ersten Absatzes des „Artikels" als Aufruf mit Anrede „Kommilitoninnen" (Gesamttext auf Matrize). Alle: UAG PrA 1093, fol. 5, 6, 4. Auf den in den „Aufruf" übernommenen ersten Absatz des Artikels folgt, als Zitat gekennzeichnet, der Nachsatz des Rektors. Nach den Schlusszeichen dieses Zusatzes folgt als eigener Absatz das obige Zitat. Woher dieser (in den Schreiben der Kriegsamtnebenstelle nicht enthaltene) Satz stammt, ist unklar. Laut Anderhub, S. 84 A. 54 existiert[e] ein Schreiben an die Polizeidirektion bezügl. der Erwartungen der männlichen Studenten. Ein solches Dokument ist (wie mehrere andere von Anderhub zitierte) in der Akte, die früher die Signatur L 21-9 trug (jetzt PrA 1093), nicht mehr enthalten.

79 Notiz o. D.: UAG PrA 1093, fol. 95. Die vermutete Datierung ergibt sich aus der chronologischen Ordnung der Akte (wobei die frühesten Daten der höchsten Paginierung entsprechen). Liste für den Hilfsdienst: UAG PrA 1093, fol. 89-90.

oder 6% bis November 1917 in Stellen vermittelter[80] erscheint das als großes Engagement. Doch war es das mitnichten, da es sich bei allen Gießenerinnen nur um Tätigkeiten für wenige Stunden pro Woche handelte.

III. Geistige Mobilmachung und politische Spaltung

Das Ziel, dem gefährdeten Vaterland zu nutzen und den ihnen nicht ‚vergönnten' militärischen Einsatz zu kompensieren, also dem Gefühl der eigenen Überflüssigkeit entgegenzuwirken, verfolgten Hochschullehrer auch mit ihrem publizistischen Engagement:

Der Herbst 1914 war von zwei kollektiven Aktivitäten geprägt: den Kriegsvortragsreihen und den Manifesten, mit denen die Gelehrten sich, nach Kritik aus dem Ausland, ganz hinter die deutsche Kriegführung stellten. Am bekanntesten ist der Aufruf *An die Kulturwelt*, den 93 prominente Wissenschaftler und Schriftsteller unterzeichneten. Ein Gießener war nicht darunter,[81] vermutlich wurde auch keiner um seine Unterschrift gebeten. Doch die *Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reichs* vertrat dieselben Gedanken. In beiden Aufrufen ging es um die Einheit des deutschen Volkes, und dabei macht der Nachsatz in der *Erklärung* deutlich, warum gerade dieses Thema die Lehrenden so umtrieb: „In dem deutschen Heere ist kein anderer Geist als in dem deutschen Volke, denn beide sind eins, und wir gehören auch dazu." Sie wollten Teil des Ganzen sein und an dessen Kampf teilhaben. Indem Heer und Volk in eins gesetzt wurden, waren quasi auch die, die zuhause geblieben waren, an der ‚eigentlichen' Kriegführung beteiligt. Dies wurde untermauert mit Sätzen, die das Ineinandergreifen von militärischer Ausbildung und Wissenschaft herausstellten: „Der Dienst im Heere macht unsere Jugend tüchtig auch für alle Werke des Friedens, auch für die Wissenschaft".[82] Diese Parallelität und Komplementarität war jedoch kein neuer, im Krieg entstandener Gedanke, sondern bereits in früheren Universitätsreden ausgiebig erörtert worden.[83]

---

80 3%: [Sebastian] Hausmann: Das Frauenstudium im Kriege. In: Die Frau 25 (1917/18), Nr. 1, Oktober 1917, S. 15-24, hier 23. 6% (errechnet aus den Angaben) bei Hildegard Hepelmann: Beiträge zur Geschichte der Frauenarbeit im Weltkriege mit besonderer Würdigung der Verhältnisse im IV. Armeekorpsbezirk Magdeburg. Emsdetten 1938, S. 51.

81 Text mit Unterzeichnerliste: Faksimile aus dem *Berliner Tageblatt* (künftig: BT) vom 4.10.1914 (Mittagsausgabe) bei vom Brocke, ‚Wissenschaft und Militarismus', S. 718; Wiederabdruck bei Hermann Kellermann (Hg.): Der Krieg der Geister. Eine Auslese deutscher und ausländischer Stimmen zum Weltkrieg. Dresden 1915, S. 64-66; Separatum im Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Bestand Preußische Akademie der Wissenschaften, II-XII-31, Bl. 41-42: http://planck.bbaw.de/onlinetexte/Aufruf_An_die_Kulturwelt.pdf. Zur Entstehung des Aufrufs und der späteren Distanzierung einiger Unterzeichner s. grundlegend: Jürgen von Ungern-Sternberg/Wolfgang von Ungern-Sternberg: Der Aufruf ‚An die Kulturwelt!' Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg. 2. erw. Aufl. Frankfurt a. M. u. a. 2013.

82 Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches. O. O. o. J., hier zitiert nach der deutsch-italienischen Ausgabe, die „Berlin, 23. Oktober 1914" datiert ist.

83 Maurer, Universitas militans, S. 64 f.

Unterzeichnet hatten diesen Aufruf über 3000 Hochschullehrer aus 53 Institutionen. Dass aber, wie mehrfach behauptet, praktisch die gesamte deutsche Professorenschaft unterschrieben hätte,[84] lässt sich nicht belegen. Der Zustimmungsgrad unterschied sich sowohl nach Universitäten als auch innerhalb dieser nach Fakultäten. Bezogen auf den gesamten Lehrkörper, hielt sich Gießen in der Mitte zwischen Berlin und Straßburg; denn hier hatten gut 63,2% unterschrieben, in Berlin gut 69,2%, in Straßburg nur knapp 56,6%. Am höchsten war die Zustimmung bei den protestantischen Theologen, in Gießen 100%, an den beiden anderen Universitäten ca. 90%. Am geringsten war sie überall bei den Medizinern: In Berlin und Gießen hatte jeweils knapp über die Hälfte (55% bzw. 51,6%) unterschrieben, in Straßburg sogar weniger als ein Drittel (30,3%).[85]

Auch zwischen den verschiedenen Statusgruppen bestanden deutliche Unterschiede: An allen Universitäten war die Zustimmung bei den Ordinarien am höchsten. In Gießen betrug sie 86%.[86] Relativ gering war dagegen überall die Beteiligung der Privatdozenten: in Gießen knapp 45%.[87] Dabei dürfte der Militäreinsatz die Hauptrolle gespielt haben; denn die meisten Privatdozenten waren im kriegsdienstpflichtigen Alter und wurden stärker als die sich evtl. noch freiwillig meldenden älteren Ordinarien an die Front geschickt. Doch lassen sich bei weitem nicht alle fehlenden Unterschriften durch Nichterreichbarkeit erklären.[88]

Landauf, landab hielten Professoren Vorträge, um mit ihrer Kriegsdeutung in die Gesellschaft hineinzuwirken. Aber die Universitäten organisierten auch als Institution ganze Vortragszyklen. Dabei ging es um die Bewahrung der im August

84 S. z. B. Michael Wala: „Gegen eine Vereinzelung Deutschlands". Deutsche Kulturpolitik und akademischer Austausch mit den Vereinigten Staaten von Amerika in der Zwischenkriegszeit. In: Manfred Berg/Philipp Gassert (Hg.): Deutschland und die USA in der Internationalen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Stuttgart 2004, S. 303-15, hier 305: „von mehr als 3.000 Hochschullehrern – fast der gesamten Professorenschaft des Deutsches Reiches – unterzeichnet". Oder zum 100. Jahrestag http://www.ersterweltkriegheute.de /1914/10/16/erklaerung-der-hochschullehrer-des-deutschen-reiches (28.2.2016): „Über 3.000 Gelehrte und damit fast die gesamte Dozentenschaft aller Universitäten und Technischen Hochschulen Deutschlands haben die Schrift unterzeichnet." Es kursieren auch Angaben von ca. 4.000. S. dazu (sowie zu weiteren Angaben über einzelne Universitäten) Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 273. Alle folgenden Berechnungen beziehen sich auf die Unterzeichnerliste der in A. 82 angegebenen Erstveröffentlichung, die zum Bestand des Lehrkörpers der jeweiligen Universität (nach dem Personalverzeichnis) in Relation gesetzt wird.

85 Die Philosophische Fakultät wies die zweithöchste Zustimmung auf: In Berlin betrug sie 78%, in Straßburg 70,4%, in Gießen 65%. Die Juristen lagen in Gießen (wie in Berlin) mit den Philosophen fast gleich auf (Gießen: 66,5%), während in Straßburg nur ein gutes Drittel unterschrieb.

86 Berlin 90%, Straßburg 77,2%.

87 13 von 29, also 44,8%. Berlin 168 von 279 (60,2%), Straßburg 20 von 68 (29,4%).

88 S. dazu die ausführliche Diskussion über eine Reihe von Nichtunterzeichnern bei Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 281-286 (für Gießen 285 f.).

erlebten Einheit. Oder wie der neue Berliner Rektor sagte: „Es sind nicht wissenschaftliche Vorträge, die in diesen Stunden veranstaltet werden sollen, sondern deutsche Reden."[89]

Die Universität Gießen schloss, wie die Berliner, im Sommer 1915 noch eine zweite Reihe an (und bot damit dreimal so viel Vorträge wie die Straßburger), aber im Gegensatz zu den beiden anderen ließ sie sie nicht drucken. (Daher ist man für die Rekonstruktion des Inhalts auf den *Gießener Anzeiger* angewiesen.) Doch entwickelte sie ein ganz eigenes Profil: Mit ihren „kriegswissenschaftlichen" Referaten bot sie ein stark auf praktische Fragen, in den Naturwissenschaften sogar auf Anwendung ausgerichtetes Programm (obwohl natürlich auch hier die ideologische Komponente nicht fehlte). Damit folgte die Gießener Universität der tatsächlichen Entwicklung mehr als die anderen beiden, und mit Bezug auf Ernährungslage und Kriegsanleihen nahm sie in gewisser Weise schon vorweg,[90] was bald auch die staatlichen Instanzen für nötig hielten: die systematische ‚Aufklärung' der Bevölkerung.[91]

Eine weitere Gießener Besonderheit lag in der ‚bunteren' Rednerschaft. Hier trat, vor allem in der zweiten Serie, auch eine Reihe von nichtetatisierten Extraordinarien und sogar Privatdozenten hervor. Anders als in Berlin und Straßburg, wo man öffentliche Säle in der Stadt für diese Vortragsreihen nutzte, fanden sie in Gießen in der Aula statt. Nimmt man die drei Orte zusammen, kann man wohl nicht mehr, wie für Marburg geschehen, schließen, dass die Professoren kaum „aus der Universität heraustraten, um die Bevölkerung zu erreichen", sondern ganz „selbstverständlich" erwarteten, dass die Menschen zu ihnen kämen.[92] Vielmehr war in diesen kleinen Universitätsstädten die Aula wohl einfach der größte zur Verfügung stehende Raum – und ihn überließ die Gießener Universität auch der Stadt, dem Roten Kreuz oder dem Evangelischen Bund für solche Zwecke. Politischen Verbänden und Parteien versagte sie die Genehmigung dagegen.[93]

Die Überschüsse der Vortragsreihen waren für die Hinterbliebenen gefallener Gießener bestimmt.[94] Am Ende der ersten Serie konnte die Universität der Stadt

89 Theodor Kipp: Von der Macht des Rechts. Berlin 1914, S. 3.

90 S. dazu Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 550-556 (mit Zusammenfassung der Vorträge nach den Berichten im GA).

91 Zu letzterem s. Gunther Mai: „Aufklärung der Bevölkerung" und „Vaterländischer Unterricht" in Württemberg 1914-1918. Struktur, Durchführung und Inhalte der deutschen Inlandspropaganda im Ersten Weltkrieg. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 36 (1977) [1979], S. 199-235, hier 200, 206 f.

92 Andrea Wettmann: Preußische Hochschulpolitik und die Universität Marburg im Ersten Weltkrieg. Köln 2000, S. 216.

93 Gemeinnützige Vereine konnten die Aula prinzipiell kostenlos erhalten, Konzertvereine mussten nur eine mäßige Gebühr zahlen. Abgelehnt wurden die Gesuche des Alldeutschen Verbands und der fortschrittlichen Volkspartei. Zu den Details s. Zweigverein Gießen vom Roten Kreuz an Rektor Sommer 16.3.1915 [Abschrift]: UAG Allg. 106, fol. 25 (mit Vermerk des Rektors vom 18.3.1915). Protokolle der Sitzungen der Kriegskommission vom 21.12.1914 (Alld.), 18.1.1915 (Ev. Bund), 22.4.1915 (Fortschr. VP): UAG Allg. 102, fol. 10, 4, 11v.

94 GA 2.10.1914 (Zeitgeschichtliche Vorträge).

800 Mark überweisen,[95] am Ende der zweiten nur noch 85,60 M.[96] Das deutet auf einen starken Rückgang des öffentlichen Interesses[97] – dessen Ursachen jedoch unklar bleiben: Waren die Themen des Sommers zu speziell, die Vorträge vielleicht zu sachlich, zu wenig erhebend und mobilisierend?

Spätestens ab Sommer 1915 löste sich mit der Debatte über die Kriegsziele die innere Einheit oder zumindest Geschlossenheit auf, die der Überzeugung entsprungen war, dass dem friedliebenden Deutschland ein Verteidigungskrieg aufgezwungen worden sei. Auf die Denkschrift der sechs großen Wirtschaftsverbände mit Gebietsansprüchen und Forderungen nach Kolonien folgte bald die sogenannte Intellektuellen-Eingabe mit ausgedehntem Annexionsprogramm, die der Berliner Theologe Reinhold Seeberg vorbereitet hatte. (Im Hintergrund standen aber Alldeutscher Verband und Industrielle). Die knappere Gegeneingabe, die daran erinnerte, dass nicht Eroberung, sondern Selbstverteidigung der ursprüngliche Kriegszweck gewesen sei, verfasste der Berliner Militärhistoriker Hans Delbrück. Die Seebergadresse fand 1347 Unterzeichner, darunter 352 Professoren. In Berlin und Gießen unterstützten sie jeweils rund 11 % der Hochschullehrer.[98] Robert Sommer, der selbst durchaus für Annexionen war, arbeitete den Text genau durch und kritisierte die implizierte „politische Entrechtung" der Bevölkerung scharf.[99] Doch schloss er sich auch nicht der Gegeneingabe an, für die in Gießen Delbrücks Schüler Roloff Unterschriften zu sammeln versucht hatte. Am Ende unterzeichnete allerdings nicht einmal dieser sie, so dass sie ganz ohne Unterstützung aus Gießen blieb.[100]

Als sich 1916 der Deutsche Nationalausschuss für einen ehrenvollen Frieden bildete, der sich von den „Kampflosigkeiten der Friedensmacher um jeden Preis" ebenso fernhalten sollte wie von der Unersättlichkeit der Alldeutschen, bildeten die Annexionisten einen Unabhängigen Ausschuss für einen Deutschen Frieden, der als erstes einen Aufruf „An das deutsche Volk" veröffentlichte. Unter den 238

95 Sommer, Krieg und Seelenleben, S. 27.

96 S. die Kostenaufstellung in UAG Allg. 111, fol. 188.

97 Zusammenstellungen der verkauften Karten zu den einzelnen Vorträgen findet man in UAG Allg. 111, fol. 189 f. Demnach nahmen an den einzelnen Vorträgen des Sommersemesters noch zwischen 30 und 51 Hörern teil. Prinzipiell denkbar wäre auch ein geringerer Gewinn durch höhere Kosten (u. a. durch Kassierer und Kontrolleur, über die aber nur im 2. Semester Informationen vorliegen). S. dazu Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 561 f.

98 Berlin 10,7%, Gießen 11,4% (12 von 105). S. zu diesen Denkschriften Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 565-572.

99 S. das von Sommer durchgearbeitete Exemplar mit seinen Anstreichungen und Randbemerkungen in: UB Gießen/Handschriften-Abteilung Nachlass Sommer Nr. 65, fol. 669-671v. Zitat aus seinem Schreiben an Reinhold Seeberg o. D. (Durchschlag einer Maschinenschrift) in: ebd., fol. 665-667, hier 665 v. Ausführliche Zitate bei Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 572 f.

100 Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 573 f. – Später gelang es Delbrück auch nicht, Roloff für die Leitung eines Büros zur Bekämpfung der alldeutschen Propaganda zu gewinnen. S. Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 587.

Unterzeichnern finden sich nur 28 Universitäts- und zwei TH-Professoren.[101] Aus Gießen waren der Gynäkologe Opitz sowie der Zoologe Johann Wilhelm Spengel dabei, die auch als Vertrauensmänner besonders aktiv waren. Spengel z. B. sammelte Unterschriften für einen Aufruf, in dem es hieß „U-Boote heraus! Luftflotte heraus! Kriegsschiffe heraus!" Dabei gaben der Anklang an die korporationsstudentische Parole „Burschen heraus!" und das Pathos – die folgenden sieben Sätze endeten auch alle mit einem Ausrufezeichen – Spengels Appell schon fast einen lächerlichen Anstrich.[102]

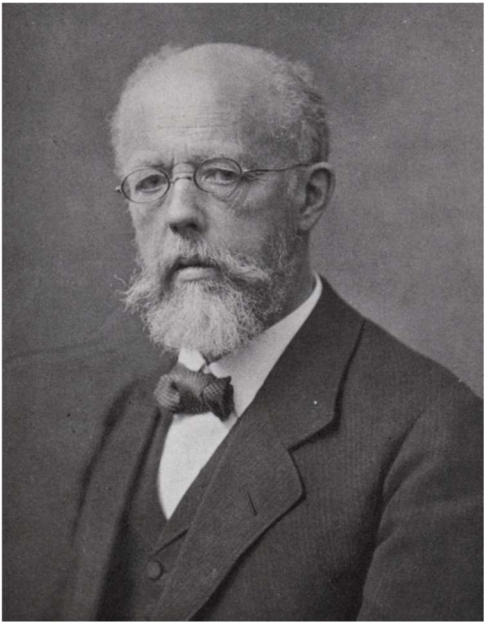


Abb. 11: Johann Wilhelm Spengel, Ordinarius für Zoologie, Bildarchiv Gießen http://digibib.ub.uni-giessen.de/cgi-bin/populo/bld.pl?t_tunnel=idn&idn=bld:if894

Noch weiter polarisiert wurde die Professorenschaft schließlich durch die Gründung der Deutschen Vaterlandspartei, die sich als überparteiliche Bewegung verstand und offiziell nur ein Ziel verfolgte: einen Siegfrieden. In ihrem Reichsausschuss waren zwei Gießener vertreten: Opitz sowie der Direktor der UB und Historiker Herman Haupt. Dieser stellte die Gründung als „wahre Erlösung" in

101 Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 581.

102 Schädlich, Karl-Heinz: Der „Unabhängige Ausschuß für einen Deutschen Frieden" als ein Zentrum der Annexionspropaganda des deutschen Imperialismus im ersten (!) Weltkrieg. In: Politik im Krieg 1914-1918. Studien zur Politik der deutschen herrschenden Klassen im ersten (!) Weltkrieg. Berlin 1964, S. 50-65, hier 54-56 (mit ausführlicheren Zitaten).

einer Situation äußerster Zuspitzung zwischen den Vertretern einer Neuorientierung und Demokratisierung Deutschlands einerseits und den „Anhänger[n] des alten Preußentums“ andererseits dar.[103]

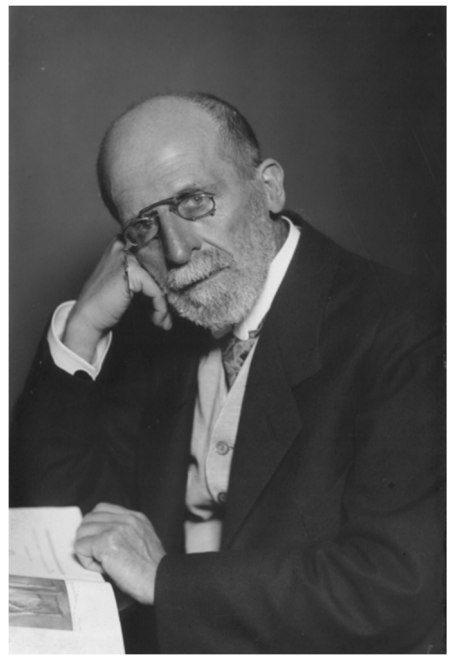


Abb. 12: Herman Haupt, Direktor der Universitätsbibliothek und Landeshistoriker, Bildarchiv Gießen
http://digibib.ub.uni-giessen.de/cgi-bin/populo/bld.pl?t_tunnel=idn&idn=bld:if1818

In Gießen bekannten sich Anfang November 1917 29 Professoren zur Vaterlandspartei. Die Gründer hatten auch mit dem Theologen Schian gerechnet; doch dieser hatte den Beitritt abgelehnt.[104] Namentlich bekannt sind außer Haupt und Opitz noch Spengel, der Extraordinarius für Chemie Hans Freiherr von Liebig sowie der Geograph Sievers, der auch Vorsitzender der Ortsgruppe war.[105] Bezogen auf die Gesamtzahl aller Professoren machten die Parteianhänger 35,8% aus. (Sollte „Professoren“ aber, wie in der Umgangssprache, alle Hochschullehrer meinen, also auch die Privatdozenten, wären es nur 27,4%). Innerhalb des fast 600 Mitglieder zählenden Ortsvereins gab es eine studentische Ortsgruppe, die Anfang Februar

103 Als Beleg dafür, dass sie die von ihr geforderte „innere Einigkeit“ auch tatsächlich bewirkte, führte Haupt einen Gießener sozialdemokratischen Stadtrat an, der zweiter Vorsitzender der Ortsgruppe war [Hermann] Haupt, Die Deutsche Vaterlandspartei, in: BB 32/1 (WS 1917/18), S. 114 f.

104 Anderhub, Antoniterkreuz, S. 34 f. (Daten aus einer Nachricht des GA vom 19.11.1917).

105 Diese Informationen verdanke ich Dirk Stegmann (Hamburg).

1918 fast 50 Mitglieder zählte,[106] also etwas weniger als ein Fünftel der damals tatsächlich Studierenden.[107]

Doch unterschrieben 19 Hochschullehrer, die selbst „verschiedenen politischen Parteien" sowie „allen Fakultäten" angehörten, eine öffentliche Erklärung gegen die Vaterlandspartei. Die Gründung habe „nicht den Parteifrieden, sondern den Parteikampf gefördert" und schade deshalb dem „öffentlichen Wohle."[108] Unter welchem Gesichtspunkt man die Unterzeichner auch betrachtet – Fach, Status, Anciennität –, sie bildeten in jeder Hinsicht eine heterogene Gruppe, und es waren auch einige Kriegsteilnehmer darunter.[109]

Eine Reihe von Kritikern – in Berlin etwa Meinecke und Delbrück, in Heidelberg Max Weber – engagierten sich bald in einer neuen Organisation: dem Volksbund für Freiheit und Vaterland, der einen Verständigungsfrieden und eine „freiheitliche Neuordnung Deutschlands" anstrebte.[110] Eine Ortsgruppe existierte in etwa einem Drittel der deutschen Universitätsstädte. In Gießen war Roloff zufolge die Neigung der Kollegen zur Gründung nicht besonders groß, da viele die allzu große Nähe des Volksbundes zur (liberalen) *Frankfurter Zeitung* ablehnten.[111] Trotzdem kam hier eine Ortsgruppe zustande.[112]

Wie die Gesamtbevölkerung und die Professorenschaft anderer Universitäten war auch die Gießener am Ende des Krieges also noch stärker politisch gespalten davor.

IV. Studium und Lehre in der Kriegszeit

Zwar betonte der Gießener Rektor an Weihnachten 1914, die Universität sei von Anfang an entschlossen gewesen, den Lehrbetrieb fortzusetzen.[113] Tatsächlich

106 H[aupt?]: Gießen. In: BB 32/1 (WS 1917/18), S. 122.

107 Von 1321 immatrikulierten Deutschen standen 1033 im Feld, vor Ort waren also 288. 50 Mitglieder entsprächen also 17,4%. Die ortsanwesenden Mitglieder der Gießener Burschenschaft waren geschlossen beigetreten.

108 Gießener Hochschullehrer gegen die Vaterlandspartei. In: BT 591, 19.11.1917 (Hervorhebung i. O.). Die Erklärung wurde zunächst in der Lokalzeitung publiziert, durch den „Korrespondenten" des *Berliner Tageblatts* aber auch überregional zur Kenntnis gebracht.

109 S., insbesondere auch zu den Unterzeichnern, Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 606 f. Kriegsteilnehmer waren Schaum, Wolfgang Mittermaier (Jurist), Krüger.

110 Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 608 f.

111 Volker Press: Gustav Roloff. In: Gundel/Moraw/Press, Gießener Gelehrte, II, S. 761-777, hier 766 f. Ähnlich schon (mit Quellenangabe: drei Briefe Roloffs 1917 und 1918) Schwabe, Wissenschaft und Kriegsmoral, S. 162 und 266 A. 263. Dort heißt es nur lapidar: „R. nennt allerdings ein Verhältnis von 19 zu 12 zugunsten des Volksbundes." Wer die insgesamt 31 Angesprochenen waren, bleibt unklar. Außerdem fällt die Übereinstimmung mit der Zahl der Unterzeichner des Aufrufs gegen die Vaterlandspartei auf.

112 Von den übrigen deutschen Universitätsstädten scheinen nur Breslau, Frankfurt, Göttingen, Heidelberg, Leipzig und München eine Ortsgruppe gehabt zu haben. Die Ortsgruppen sind aufgezählt bei Herbert Gottwald: Volksbund für Freiheit und Vaterland (VfFV). In: Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland 1789-1945. 4 Bde. Leipzig (bzw. als Lizenzausgabe Köln) 1983-1986, hier Bd. 4 (1986), S. 414-419, hier 416.

113 Sommer, An die im Felde [zu Weihnachten 1914].

aber hatten im August einige Juristen den Eindruck gehabt, dass er sich für die wenigen verbleibenden Hörer „nicht lohne“.[114] Und der Rektor bejahte die Nachfrage des Ministeriums, ob, wann und wie er wiederaufgenommen werden sollte, zwar grundsätzlich, doch mit gewissen Vorbehalten.[115]

Besuchten im ersten Kriegssemester (als 1214 Studierende immatrikuliert und 34 Gasthörer zugelassen waren) noch 305 Personen Lehrveranstaltungen, so wurde der absolute Tiefpunkt im Winter 1915/16 mit 232 Hörern erreicht, der relative im Sommer 1917: Nur 17,7% der Immatrikulierten waren tatsächlich anwesend.[116] Damals fiel Gießen sogar hinter die in Friedenszeiten kleinste Universität, Rostock, zurück.[117] Erst im Sommer 1918 konnte man die 300-er Marke wieder überwinden: durch einen sprunghaften Anstieg auf 390!

Die Zahl der Frauen stieg stetig, in den ersten drei Kriegsjahren aber nur von 26 auf 60, dann im Sommer 1918 in einem Sprung auf 90. Machten sie zunächst nur 8,5% der Studierenden vor Ort aus, so stabilisierte sich ihr Anteil in den letzten Kriegssemestern bei einem knappen Viertel.[118] Martin Schian traf den Nagel auf den Kopf: „Die studierenden Frauen (…) füllen manche Lücken, die sonst allzu klaffend hervorträten“[119] – und deshalb konnte man sie auch nicht für den Hilfsdienst freigeben!

Die deutscheste der drei Universitäten – im Sommer 1914 hatte Gießen nur 3,6% ausländischer Studenten gehabt[120] – wurde rasch noch deutscher: indem sie die feindlichen Ausländer in vorauseilendem Gehorsam gleich ausschloss (25.8.1914), als das Ministerium nur sondierte.[121] Zwar durften für deutschstämmige Ausländer Ausnahmen gemacht werden – trotzdem war bereits im Winter

114 Allerdings distanzierte sich der Dekan davon und regte umgekehrt sogar eine Erweiterung des Angebots an. [Dekan der Jur. Fak. Wolfgang] Mittermaier an Kriegskommission 21.8.1914: UAG Allg. 1532.

115 S. Maurer, „… und wir gehören auch dazu“, II, S. 716 (Interpretation im Gegensatz zu der bei Anderhub, Antoniterkreuz, S. 16 vertretenen Auffassung, der Rektor habe die Anfrage „sofort und uneingeschränkt“ bejaht).

116 S. die Studienstatistik bei Maurer, „… und wir gehören auch dazu“, II, S. 1149.

117 Sie zählte nun 271 anwesende Immatrikulierte – Gießen dagegen nur 235! S. Verzeichnis der Behörden, Lehrer, Beamten, Institute und Studierenden der Universität Rostock SS 1917. Rostock 1917, S. 90. Die Zahlen aus Antje Strahl: Rostock im Ersten Weltkrieg. Bildung, Kultur und Alltag in einer Seestadt 1914-1918. Berlin 2007, S. 56 eignen sich nicht zum Vergleich, da sie Immatrikulierte und Gasthörer zusammennimmt.

118 Im Sommer 1917 und 1918 jeweils 23%, im Winter 1917/18 24,3% . Alles errechnet nach den Angaben in PB (für die einzelnen Semester). Genauer: Maurer, „… und wir gehören auch dazu“, II, S. 791.

119 Martin Schian: Die Ludoviciana im Jahre 1917. In: Weihnachtsgruß der Universität Gießen an ihre Studenten im Felde. Gießen 1917, S. 18-23, Zitat 19.

120 Berlin: 15,2%, Straßburg: 8,9% (Maurer, „… und wir gehören auch dazu“, I, S. 83, 64, 74). Daher ist es auch ein Irrtum, dass der „Aderlaß an ausländischen Studenten“ eine der Ursachen des Studentenmangels gewesen sei (Prüll, Gießens Universitätsmediziner, S. 314).

121 Auf den vorauseilenden Gehorsam haben schon Anderhub (Antoniterkreuz, S. 11) und Daniela Siebe hingewiesen: Ausländische Studenten in Gießen (1900-1949). Akzeptanz, Umwerbung und Ausgrenzung. Gießen 2000, S. 35; Daniela Siebe: „Germania docet“. Ausländische Studierende, auswärtige Kulturpolitik und deutsche Universitäten 1870 bis 1933.

1914/15 kein einziger ‚feindlicher Ausländer' mehr in Gießen eingeschrieben.[122] Auch Balten sollten Rektor Sommers Auffassung nach ausgeschlossen werden[123] – obwohl man mancherorts Angehörige ‚unterdrückter' Nationalitäten des Russischen Reichs wie des British Empire großzügiger behandelte.[124] Insgesamt wurden nur 30 Ausländer im Krieg neu immatrikuliert, davon 10 aus Gebieten, die damals schon nicht mehr zum Russischen Reich gehörten, vor allem Kurland. Die nächst größere Gruppe kam aus dem verbündeten Osmanischen Reich.[125]

Die Weiterleitung des Ausnahmeantrags August Messers für seine jüdische Doktorandin aus Kurland lehnte die Kriegskommission ab, obwohl Messer – wie sie selbst – ihr Deutschtum ausdrücklich betonte.[126] Als er sie trotzdem an einer Seminarsitzung teilnehmen ließ, rief die Denunziation Auseinandersetzungen innerhalb des Lehrkörpers hervor. Nachdem auch das Ministerium endgültig negativ entschieden hatte, verließ Cäcilie Katzenelsohn Gießen – und gab ihre Promotionsabsicht offenkundig ganz auf.[127]

Husum 2009, S. 344. Baden und Bayern waren (am 4. und 7. August) Hessen allerdings vorausgegangen, Preußen folgte am 30.8.1914. S. Maurer, „… und wir gehören auch dazu", II, S. 771 f.

122 Im Sommer 1914 hatte es 33 ‚Russen' gegeben: 16 Mediziner, 16 Studenten der Philosophischen Fakultät, ein Jurist (nach PB). Entsprechend den damaligen Verhältnissen ist der in PB mit Herkunft „Finnland" genannte Student hier als russischer Untertan gezählt.

123 Dabei konnte für Deutschstämmige allerdings eine Sondergenehmigung des Ministeriums eingeholt werden. S. Maurer, „… und wir gehören auch dazu", II, S. 773. Noch im Herbst 1918 lehnte Sommer die Zulassung von Studierenden aus „östlichen Randvölkern" zumindest für die Medizinische Fakultät ab, da dies den in den klinischen Vorlesungen demonstrierten Soldaten nicht zuzumuten sei. Dadurch, dass er für Studierende deutscher Muttersprache eine Ausnahme machen wollte, wird seine Ablehnung gegenüber Cäcilie Katzenelsohn (s. u.) aber umso unverständlicher ([Sommer] an Med. Fak. 7.10.1918: UAG Allg. 1350, fol. 58).

124 S. z. B. für Göttingen Trude Maurer: Weder Kombattanten noch Kommilitonen. „Feindliche Ausländer" in einer deutschen Universitätsstadt während des Ersten Weltkriegs. In: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 8 (2005), S. 185-210, hier 187 f., 202.

125 S. das Diagramm bei Siebe, „Germania docet", S. 347, allerdings mit der irreführenden Bezeichnung „Russisches Reich". Kurland war im Frieden von Brest-Litowsk aus dem russischen Reichsverband ausgeschieden, die Ukraine 1918 unabhängig.

126 Bereits ihr Vater Nis(s)on K. (1862-1923) hatte ab 1883 in Berlin studiert und war 1887 dort promoviert worden, hatte dann aber in Libau das väterliche Unternehmen weitergeführt. Seit 1899 war er Direktor des Jewish Colonial Trust und bereitete – als Vertrauter Theodor Herzls – schließlich dessen Rußlandreise vor, wobei er auch die dafür nötigen Verhandlungen mit russischen Behörden führte. 1906 wurde er (aufgrund eines lettisch-jüdischen Wahlbündnisses) als einer von drei Deputierten des Gouvernements Kurland in die I. Staatsduma gewählt (für die Konstitutionellen Demokraten). S. dazu u. a. Theodor Herzl: Briefe und Tagebücher. Bd. 3: Zionistisches Tagebuch 1899-1904. Berlin u. a. 1985, S. 589, 598-600; Gosudarstvennaja duma Rossijskoj imperii. Tom 1: 1906-1917. Moskva 2006, S. 257.

127 Bereits behandelt von Anderhub, Antoniterkreuz, S. 37 und Siebe, „Germania docet", S. 348 f. Mit zusätzlichen Dokumenten und Zitaten bei Maurer, „… und wir gehören auch dazu", II, S. 785-787. Das Dissertationsmanuskript befindet sich heute im Schwedischen Nationalarchiv (freundliche Mitteilung von Mikaela Nybohm [Riksarkivet, Stockholm] 5.4.2016).

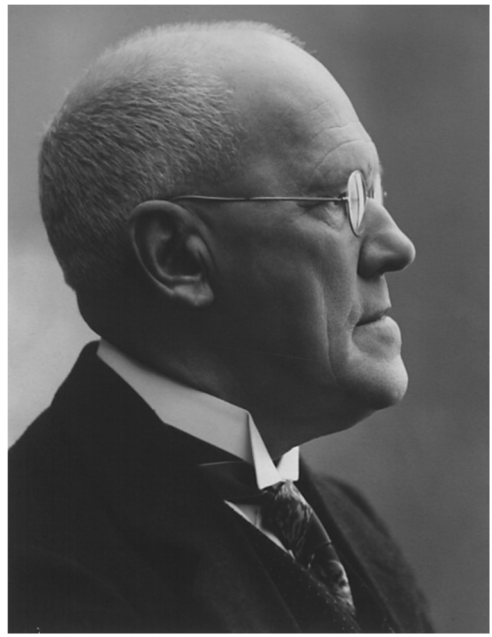


Abb. 13: (Wilhelm) August Messer, Ordinarius für Philosophie, Bildarchiv Gießen http://digibib.ub.uni-giessen.de/cgi-bin/populo/bld.pl?t_tunnel=idnc&idn=bld:if761

Eine einzige Frau aus dem Russischen Reich wurde nach Kriegsbeginn noch promoviert. Die Jüdin aus Riga hatte seit 1908 in Gießen studiert und wurde, wie fast alle ‚Russinnen' hier, von dem deutschbaltischen Pathologen Eugen Bostroem promoviert – ihr Rigorosum hatte sie am 31. Juli abgelegt. [128] Dagegen verweigerte Rektor Sommer mit Bezug auf die ministerielle Entscheidung bezüglich der Philosophiedoktorandin die Promotion zweier Medizinerinnen, die ihr Prüfungsverfahren schon vor dem Attentat von Sarajevo abgeschlossen hatten, die Pflichtexemplare der gedruckten Dissertation aber erst im Januar 1915 ablieferten.[129]

Im Umgang mit ausländischen Lehrenden verfuhr Gießen wie allgemein üblich, war in einem Einzelfall aber entgegenkommend: Ausländische Ordinarien gab es

128 Soscha Wolpe ist unter ihrem Geburtsnamen Leikin zuletzt in PB WS 1913/14, S. 54 eingetragen (im SS 1914 weder als Leikin noch als Wolpe). Sie hatte kurz vor der Prüfung geheiratet. Daten zur Promotion: Jahresverzeichnis der an den Deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen erschienenen Schriften 30 (1914). Berlin 1915, S. 293. Zur Biographie ihres Mentors: Helmut Faber: Eugen Bostroem. In: Gundel/Moraw/Press, Gießener Gelehrte, I, S. 99-104.

129 Nach den Promotionsakten von Anna Umanska und Rogate Werpe: UAG Med. Prom. 2336 bzw. 2339. Der Rektor übte damals zugleich das Amt des Kanzlers aus und hatte als solcher in jedem Einzelfall die *venia promovendi* zu erteilen.

nicht, da Beamte bei der Ernennung grundsätzlich eingebürgert wurden.[130] Privatdozenten, die als ‚feindliche Ausländer' anderswo Lehrverbot erhielten, waren in Gießen nicht vorhanden. Verträge mit Dozenten, die gegen Vergütung lehrten, mussten zum nächstmöglichen Zeitpunkt gelöst werden. Das geschah mit einem Assistenten aus dem Baltikum, den Sommer mit dem Argument, er sei Jude und nur der Staatsangehörigkeit, nicht aber seiner Gesinnung nach „Russe", vergeblich zu halten suchte; ebenso mit dem englischen Lektor. Der aus Belgien stammende Französisch-Lektor dagegen genoss in der Universität große Unterstützung. Daher distanzierte sie sich im Kündigungsschreiben quasi selbst davon, und Rektor Sommer versicherte dem Lektor in einem persönlichen Brief, die Universität wünsche seinen Wiedereintritt „sehr". Doch waren alle Bemühungen beim Ministerium vergeblich.[131]

Die ersten Kriegsmaßnahmen betrafen Examina: Notpromotionen, um Männer möglichst schnell dem Heer oder Frauen der Krankenpflege zuzuführen, gab es in Gießen offenbar nicht. Die Notreifeprüfung zum selben Zweck erkannte der Rektor im Herbst 1914 dagegen als Immatrikulationsgrundlage an – und versuchte Ende des Jahres, als das Ministerium die Gültigkeit auf im Heeresdienst Stehende einschränkte, den bereits Studierenden trotzdem die Fortsetzung zu ermöglichen, indem er Kollegen bat, sie als Pfleger in die Kliniken (d. h. Lazarette) aufzunehmen.[132]

Die Promotion *post mortem* wurde auch in Hessen praktiziert, und dabei erscheint der Tod für das Vaterland auf der Urkunde der Medizinischen Fakultät sogar in größerem Schriftgrad als die Dissertation. In Berlin wurde die höhere Bedeutung im lateinischen Text sogar ausdrücklich bestätigt: Der Ruhm des Gefallenen übertreffe jedes „Lob".[133] Also auch die üblichen Prädikate *cum laude, magna cum laude, summa cum laude.*

130 Der nichtetatisierte Extraordinarius für Zoologie Jan Versluys, der seit 1907 in Gießen wirkte, trat 1915, obwohl noch niederländischer Staatsbürger, in den Landsturm ein (Nachweis und weitere Informationen über Versluys' Schicksal bei Maurer, „… und wir gehören auch dazu", I, S. 354 f.).

131 Maurer, „… und wir gehören auch dazu", II, S. 752-755. Zitat aus dem Brief von Rektor Sommer an Prof. [Lucien] Thomas 24.11.1914: UAG PrA 996, fol. 49.

132 Betr. Notreifeprüfungen, Darmstadt 18.12.1914 (Abschrift); Rektorat an Direktoren der als Vereinslazarette verwendeten Kliniken 31.12.1914. Beide: UAG Allg. 1344, fol. 47 bzw. 46.

133 Das größere Gewicht ergibt sich in der Berliner Urkunde außerdem aus der größeren und fetteren Schrift der Passage, in der das *mortvvs pro patria* steht. Bei den Gießener Philosophen ist die Dissertation im Gegensatz zum Tod immerhin als eigene Zeile hervorgehoben, wenn auch nicht in größerer Schrift. S. die Promotionsurkunden für Konrad Hoffmann (Berlin, 1.6.1915), Joseph Lippert (Gießen, 8.10.1915), Ernst Pantel (Gießen 24.12.1915). Alle in: UAG Allg. 1346, fol. 49, 28, 14. Die Unterschiede im Format zwischen Phil. und Med. Fakultät in Gießen waren vor und während des Krieges die gleichen (freundl. Auskunft von Dr. Eva-Marie Felschow, UA Gießen).



Unter der Regierung Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs
Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein
des Rektor Magnificentissimus der Ludwigsuniversität.

Unter dem Rektorat des ordentlichen Professors der Geographie
Dr. Wilhelm Sievers

ernennt die medizinische Fakultät der Ludwigsuniversität
durch ihren Dekan ordentlichen Professor der Anatomie
Dr. med. Hans Strahl

den für das Vaterland gefallenen Medizinalpraktikanten

Ernst Pantel

aus Schlawe

auf Grund der von ihm vorgelegten Schrift
„Fünf Fälle von Uterusmißbildung unter Berücksichtigung der geburtshilflichen
und gynaekologisch-klinischen Verhältnisse"
und gut bestandener Prüfung

zum

Doktor der Medizin

Ehre seinem Andenken

Zum Zeugnis dessen ist gegenwärtige Urkunde ausgefertigt worden.

Gießen, am 24. Dezember 1915

Der Rektor
Dr. Sievers

Der Dekan
Dr. Strahl

Abb. 14: Promotion post mortem: Urkunde für einen Gefallenen
Universitätsarchiv Gießen Allg. 1346, fol. 14

Überall war die Lehre durch Einberufung der Studierenden und Militärdienst einer ganzen Reihe von Lehrenden beeinträchtigt. In einer kleinen Universität wie Gießen aber lagen manche Fächer ganz brach, weil sie, wie etwa die Mineralogie, ohne einen einzigen Dozenten blieben oder ihnen, wie der Forstwissenschaft seit Kriegsbeginn, die Hörer fehlten.[134] Außerdem wurde die Ausdifferenzierung der Fächer, etwa in der Altertumskunde, im Krieg durch Vertretung durch einen Kollegen aus einem Nachbarfach partiell wieder aufgehoben.[135]

134 Schian, Volk, S. 20; Dir. des akad. Forstinstituts an VA 8.2.1916: UAG Allg. 107, fol. 223.

135 Z. B. wenn der der Althistoriker Laqueur durch den Altphilologen Kalbfleisch vertreten wurde (Hans Georg Gundel: Die Geschichtswissenschaft an der Universität Gießen im 20.

Doch lässt sich von der tatsächlichen Lehre überhaupt kein rechtes Bild gewinnen; denn einerseits kündigten alle Dozenten, auch die im Feld stehenden, Lehrveranstaltungen an; andererseits machten die Rektoren, anders als in Berlin, im Jahresbericht keine Angaben zur Zahl der wirklich gehaltenen Veranstaltungen, und anders als in Straßburg, führten auch die Fakultäten keine Aufstellungen darüber.[136]

Inhaltlich veränderte sich das Lehrangebot kaum. Auffallenderweise fehlte in Gießen aber die Kriegschirurgie,[137] die anderswo auch zuvor schon gelehrt worden war. Neu erscheinen nur die Kurse für freiwillige Krankenpflege und Kriegssanitätswesen, die der Psychiater Robert Sommer für Hörer aller Fakultäten anbot, doch auch das erst ziemlich spät und nur einstündig.[138] Insofern kann das Urteil einer kleinen Studie über die Gießener Medizinische Fakultät nicht bestätigt werden: „Die Lehre in Kriegszeiten" sei „nicht bloß eine Weiterführung des bisher Eingeübten, sondern eine Erweiterung des Lehrkanons durch die Aufnahme kriegsmedizinischer Themen" gewesen.[139] Begründet wird das ohnehin mit Veranstaltungen, die *außerhalb* des eigentlichen akademischen Unterrichts lagen.

Eine wirkliche Neuerung des Krieges stellte die Aufklärung über Geschlechtskrankheiten für Hörer aller Fakultäten dar, die in Berlin und Straßburg (in sehr unterschiedlichem Umfang) schon herkömmlich zum Angebot gehörte und in Berlin im Krieg noch wesentlich erweitert wurde. In Gießen hatte es in den allerletzten Friedenssemestern zwar auch gelegentlich medizinische Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten gegeben; doch ging es da nur bei „Alkoholismus und Antialkoholbewegung" um praktische Alltagsfragen.[140] Die „Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" für „Studierende aller Fakultäten" führte der Dermatologe Albert Jesionek aber erst im Sommer 1917 ein und machte sie dann zu einer regelmäßigen Veranstaltung – auch über das Kriegsende hinaus.[141] Der Bedarf lässt sich etwa einem Brief des Marburger Theologen Martin Rade entnehmen:

Jahrhundert. In: Ludwigs-Universität. Justus-Liebig-Hochschule 1607-1957. Festschrift zur 350-Jahrfeier. Gießen 1957, S. 222-252 hier 239).

136 Das hat auch die Leiterin des Gießener Universitätsarchivs bestätigt (Mail von Eva-Marie Felschow 12.10.2012).

137 Vorlesungsverzeichnis der Großherzoglichen Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen [künftig: VV LUG]. Gießen SS 1914-SS 1918.

138 Ab Sommer 1917, jeweils am Freitagabend: VV LUG SS 1917, S. 11; WS 1917/18, S. 14; SS 1918, S. 14; WS 1918/19, S. 15.

139 Prüll, Gießens Universitätsmediziner, S. 315.

140 Zweimal nacheinander um „Experimentelle Psychologie und Psychopathologie" und schließlich um „Tropenhygiene und Tropenkrankheiten"! In der Reihenfolge der Nennungen: VV LUG WS 1911/12, S. 8; WS 1912/13, S. 11 und SS 1913, S. 11; WS 1913/14, S. 9.

141 VV LUG SS 1917, S. 12; WS 1917/18, S. 14; SS 1918, S. 14 etc. Dies scheint weder in der bisherigen Literatur zur Universität im Krieg (Anderhub, Antoniterkreuz) noch zur Geschichte der Medizin in Gießen erwähnenswert: weder bei Prüll, Der Heilkundige, S. 143-146 (im Kapitel über das Teilfach) noch bei Prüll, Gießens Universitätsmediziner (also im Spezialaufsatz über den Krieg), auch nicht bei Georg Herzog (Red.), Zur Geschichte der



Abb. 15: Albert Jesionek, Etatmäßiger Extraordinarius für Dermatologie, Bildarchiv Gießen
http://digibib.ub.uni-giessen.de/cgi-bin/populo/bld.pl?t_tunnel=idn&idn=bld:if1072

> „Ich stände viel froher zum Kriege, wäre die Sittlichkeitsfrage nicht. Das alkoholische u[nd] sexuelle Übel nimmt rasend zu, u[nd] die Offiziere bleiben ihr Beispiel schuldig. Das schreiben mir immer wieder solche, die Ausnahmen sind."[142]

Mit Blick auf die Volksgesundheit waren Experten um eine Eindämmung bzw. Verhinderung der Infektionen bemüht. Der Vorbeugung diente auch diese Lehrveranstaltung.

Wirklich erweitert wurde in Gießen – wie überall – das Angebot an Fremdsprachen: ab Winter 1915/16 um Türkisch, ein Jahr später um Bulgarisch und Russisch, nur vorübergehend auch Polnisch.

Etwa zwei Semester lang gab es auch einen interdisziplinären Schwerpunkt zur Realienkunde des Orients: Verschiedene Fächer boten einstündige Vorlesungen an: „Die wichtigsten Krankheiten im vorderen Orient", „Das moderne Staatsrecht und der Islam", „Deutschlands Wirtschaftsinteressen im Orient", „Geschichte des

---

Akademie für Medizinische Forschung und Fortbildung (Medizinische Fakultät), in: Ludwigs-Universität 1607-1957, S. 31-95 (zum Teilfach 67 f.).

142 Rade an Harnack 15.5.1915. In: Johanna Jantsch (Hg.): Der Briefwechsel zwischen Adolf von Harnack und Martin Rade. Theologie auf dem öffentlichen Markt. Berlin u. a. 1996, S. 726.

Osmanischen Reiches", „Der moderne Islam (Scheria [!]-Gesetz, Derwischtum, Heiligenverehrung)".[143] Doch schon bald wurde der neue Schwerpunkt wieder auf eine Philologie reduziert.[144]

Im Krieg wurden Überlegungen aus der Vorkriegszeit zur Errichtung einer deutschen Auslandhochschule wiederaufgenommen. Der Vorstellung des Orientalisten und Referenten im Preußischen Kultusministerium Carl Heinrich Becker zufolge sollten die Auslandsstudien über die Ausbildung deutscher Auslandsbeamter hinaus eine „wissenschaftliche Auslandskunde" anbieten und in der Heimat das außenpolitische Interesse wecken bzw. Verständnis vertiefen, also auch eine politisch allgemein-bildende Funktion haben. Doch sollte sie nicht, wie früher geplant, in einer Institution zentralisiert werden, sondern jede Universität sich einen Schwerpunkt wählen. Meist war das ein Land oder eine Region, Berlin sollte sich allerdings dem „Gesamtgebiet der Auslandsstudien" widmen, Straßburg wählte sich als „Reichs-Universität" selbst die Außenpolitik.[145]

Während diese beiden Universitäten das neue Fach also jeweils zur Profilbildung und Stärkung der eigenen Sonderstellung nutzten, erscheint der Gießener Befund fast als Fehlanzeige.[146] Erst für den Winter 1918/19 strebte die Universität eine Vertiefung des „Auslandsstudiums" an. Sie wollte jedes Semester einen Kulturkreis behandeln – und zwar für Hörer aller Fakultäten. Doch gab es nur eine Ringvorlesung über den englischen und im Sommer 1919 noch eine über den französischen.[147]

---

143 Hatte es früher in Gießen nur Vergleichende Indogermanische Sprachwissenschaft und Semitische Philologie gegeben, so waren diese Veranstaltungen nun unter die gemeinsame Überschrift „Orientalische Philologie und Kultur des islamischen Orients" gestellt. VV LUG SS 1916, S. 26 f.

144 Mit den schon früher gelehrten semitischen Sprachen, dem Türkischen, Persischen und Sanskrit (VV LUG SS 1917, S. 25; WS 1917/18, S. 33; SS 1918, S. 33 f.).

145 S. dazu Maurer, „… und wir gehören auch dazu", II, S. 944-974. Zitate: Die Denkschrift des preußischen Kultusministeriums über die Förderung der Auslandsstudien. In: Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 11 (1916/17), S. 514-532, hier 526 (über Berlin); [Martin Spahn] Denkschrift über die Errichtung eines Instituts für auswärtige Politik auf der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Strassburg [Entwurf mit zahlreichen handschriftl. Korrekturen], S. 1 (über Straßburg): Archives Départementales du Bas-Rhin (Strasbourg) 103 AL 860.

146 Im Sommer 1918 stellte sich die neugegründete Hochschulgesellschaft (zur Förderung der Universität) auch die Förderung des künftigen Auslandsstudiums als Aufgabe (Anderhub, Antoniterkreuz, S. 56, mit Beleg: GA 1.7.1918). Anderhub selbst fragt nur: „Zeichnete sich hier ein Umschwung der Universität gegenüber dem Ausland ab?" Den Hintergrund, dass die Auslandsstudien damals reichsweit Thema der Erörterung von Kultusverwaltungen und Universitäten waren, und die Vorgeschichte in der Vorkriegszeit scheint er nicht zu kennen.

147 VV LUG WS 1918/19, S. 33 und SS 1919, S. 40. Im Winter waren für insgesamt acht Themenbereiche je 3-5 Stunden vorgesehen. Ergänzt durch einige Einzelvorträge der neugegründeten Hochschulgesellschaft, ergab das dann eine zweistündige Ringvorlesung am Freitagabend, an der die Fachvertreter der Geographie, Neueren Geschichte, Theologie etc. jeweils ihren Bereich erläuterten (Prof. Dr. Skalweit: Auslandsstudium an der Universität Gießen: UAG PrA 1039, fol. 1). Die in Aussicht gestellten vertiefenden Vorlesungen zu einzelnen Themenfeldern kamen in den folgenden Semestern jedoch nicht zustande.

Mit seinen Vorlesungsreihen über den modernen Orient war Gießen den anderen Universitäten zwar zuvorgekommen. Doch ging es damals wie nun bei der Auslandskunde offenbar nicht um ein *vertieftes* Studium *eines* Kulturkreises, sondern allein um Allgemeinbildung. Dabei weist die Zusammenfassung der Veranstaltungen für Nichtfachstudenten in einer besonderen Rubrik des Vorlesungsverzeichnisses auf das sonst erst später institutionalisierte *studium generale* voraus.

An einem anderen kriegsspezifischen Angebot scheinen Gießener Dozenten praktisch nicht beteiligt gewesen zu sein: den Hochschulkursen in der Etappe, die ab 1916 stattfanden.[148] Nur der Extraordinarius für Innere Medizin Franz Soetbeer lehrte in einem der Bukarester Kurse, vielleicht, weil er als Armeeangehöriger dort eingesetzt war.[149]

Zumindest vorübergehend veränderte der Krieg auch die Beziehungen zwischen Lehrenden und Studierenden. Das ergab sich schon aus dem schwachen Besuch vieler Veranstaltungen. 1917 waren ein bis zwei Hörer in einer Vorlesung „keine Seltenheit". Schian, der selbst etwa sieben Semester lang nur 2-3 Hörer gehabt hatte, schilderte die gegenseitige Rücksichtnahme und die Intensität, die sich daraus ergab:

„Die wenigen (…) müssen immer zur Stelle sein, wenn sie nicht den Dozenten im Stich lassen oder ‚den' Mithörer in Verlegenheit bringen wollen. So entwickeln sie denn einen unheimlichen Fleiß. Erst recht gilt das von den Seminarbesuchern. Sie müssen immer vorbereitet sein, immer Rede und Antwort stehen."[150]

Noch mehr aber veränderte sich das Verhältnis von Lehrenden und Studierenden durch den Kriegsdienst: „Mit Euren Leibern deckt Ihr uns und Euer Vaterland. Und unsere Dankesschuld wächst täglich und stündlich," schrieb Gustav Krüger als Dekan der Theologen den Kommilitonen 1917 ins Feld.[151]

148 S. dazu ausführlich Maurer, „… und wir gehören auch dazu", II, S. 976-1026.

149 Soetbeer stand laut PB von SS 1917 bis SS 1918 im Kriegsdienst, doch ist seiner Personalakte nicht zu entnehmen, wo er eingesetzt war (freundliche Auskunft von Eva-Marie Felschow 11.2.2016). Als einzelner kam der Theologe Samuel Eck mit seinen Predigten und Vorträgen bis an die Westfront (Anderhub, Antoniterkreuz, S. 30; mit pauschalem Beleg: NL Eck in der UB Gießen).

150 Schian, Die Ludoviciana im Jahre 1917, S. 19.

151 Gustav Krüger: Liebe Kommilitonen! In: Weihnachtsgruß der Universität Gießen, S. 4 f., Zitat 4. Dabei übte Krüger damals selbst noch seinen Militärdienst (in der Heimat) aus (s. Rektor G an Gh. Innenmin. 14.10.1916 mit Befürwortung von Krügers Urlaubsbitte: UAG PrA Theol 4). Der Dekan der Juristen sekundierte, zwar etwas weniger emphatisch, dafür ausführlicher. „Dankbar denken wir an Sie, die heute noch mit der Gewalt der Waffen unser Recht, Leben und Ehre, Haus und Hof im Vaterland schützen, und an alle, die schon in so großer Schar Gesundheit, Blut und Leben für unser Reich geopfert haben." (Wolfgang Mittermaier: Liebe Kommilitonen! In: Weihnachtsgruß der Universität Gießen, S. 6 f., hier 6).



Abb. 16: Franz Soetbeer, Außeretatmäßiger Extraordinarius für Innere Medizin
Bildarchiv Gießen
http://digibib.ub.uni-giessen.de/cgi-bin/populo/bld.pl?t_tunnel=idn&idn=bld:if944

Und der Jurist Mittermaier ergänzte: Mit ihren Erfahrungen sollten sie „die Daheimgebliebenen" „beleben", die darin von ihnen „lernen" wollten.[152] Hatten bisher die Lehrenden die jungen Männer angeleitet, so wurden sie nun selbst zu deren Schützlingen und Schülern. Damit war die herkömmliche Rollenteilung umgekehrt.

V. Akademische Repräsentation

Bei Festakten wurde überall das traditionelle Bild vermißt, das sich sonst aus der Farbenpracht der Bänder, Mützen und Fahnen der Korporierten ergab.[153] Die Stimmung war „gedämpft".[154] Die Reden zur Jahresfeier waren nicht nur durch eine patriotische Einrahmung mit dem Krieg verbunden, sondern im allgemeinen schon durch die Themenwahl: „Krieg und Seelenleben", „Die geographischen Grenzen Mitteleuropas" (was sich natürlich auf die verbreiteteste Kriegszielschrift bezog), und die Entwicklung von „Volk, Religion, Kirche" im Krieg. Sogar beim „Boden als Betriebsmittel der Landwirtschaft" mobilisierten Kommentare zur

152 Mittermaier, Liebe Kommilitonen! S. 7.

153 Für Berlin: Die Rektoratsübergabe an der Berliner Universität. In: BT 528, 15.10.1915. Für Straßburg: Das Stiftungsfest der Universität. In: Straßburger Post [künftig: SP] 309, 1.5.1915; Stiftungsfest der Universität. In: SP 343 2.5.1916; Das Stiftungsfest der Universität. In: SP 235, 2.5.1918.

154 So der Gießener Rektor 1916: Sievers, Grenzen Mitteleuropas, S. 1.

Kriegsentwicklung die letzten Reserven.[155] Dazu kam in Gießen als Spezifikum immer der enge Zusammenhang zwischen Universität und Militär, den der Rektor im allgemeinen schon zu Beginn seiner Rede ausführlich würdigte.

Den Kaisergeburtstag hatte die Universität in der Vorkriegszeit zusammen mit den Vertretern der Behörden, der Bürgerschaft, und Angehörigen des Offizierskorps mit einem Bankett begangen, bei welchem der Rektor jeweils die Kaiserrede hielt – sich also quasi an die Spitze stellte.[156] 1915 fand zum ersten, aber auch einzigen Mal eine eigene Universitätsfeier statt: Nach „Ein feste Burg" und „Heil Dir im Siegerkranz" (also der preußischen Hymne, die auch als Kaiser- und Reichshymne fungierte) sprach der Rechtshistoriker Rudolf Hübner über „Deutschlands Einheit und Einigkeit in Heer und Staat" und machte den Weltkrieg als die Erfüllung des Vermächtnisses Friedrichs des Großen aus.[157]

Zum hundertsten Geburtstag Bismarcks 1915 beteiligte sich die Universität nicht nur an der Huldigung der deutschen Rektoren am Grab in Friedrichsruh[158] und an der Feier der Stadt im April, bei der Samuel Eck die Festrede hielt,[159] sondern beging im Sommer auch noch eine eigene Bismarckfeier. Im Bericht des *Gießener Anzeiger*s über die allgemeine Feier wurde der Krieg quasi zum ‚Geschenk' für die Zeitgenossen und eine Inszenierung der Weltgeschichte zum Preise Bismarcks ... Die universitätseigene Feier wollte der Vorsitzende des Studentenausschusses „dem *Gedächtnis derer* weihen", „die kämpfend für die Freiheit des Vaterlandes den *Heldentod* in Feindesland *starben*, treu dem Gelöbnis (…) *‚litteris et patriae ad utrumque parati*"", das die Kommilitonen bei früheren Feiern am Bismarckturm abgelegt hätten. Der Historiker Gustav Roloff dagegen bot eine streng historische Würdigung von Bismarcks Lebenswerk.[160]

155 Zu den Gießener Rektoratsreden s. Maurer, „… und wir gehören auch dazu", II, S. 1069 f. (Sommer), 1072-1074 (Sievers), 1070 und 1076 (Schian), 1075 (Gisevius).

156 Die Feier von Kaisers Geburtstag und der Reichs-Gründung, veranstaltet am 27. Januar 1915 an der Universität Gießen. Gießen 1915, S. I. Zur Feier 1915: Maurer, „… und wir gehören auch dazu", II, S. 1080 f.

157 In: Die Feier von Kaisers Geburtstag, S. 1-29, besonders S. 13. Vgl. dort auch die Ansprache von Rektor Sommer, S. II-III. Zu beidem: Maurer, „… und wir gehören auch dazu", II, S. 1083 f.

158 Zur schwierigen Entscheidungsfindung und Einigung s. Maurer, „… und wir gehören auch dazu", II, S. 1090-1095.

159 Die Bismarckfeier in Gießen. In: GA 77, 1.4.1915, Zweites Blatt. Dazu Maurer, „… und wir gehören auch dazu", II, S. 1100 f.: Bismarcks berühmten Ausspruch interpretierte der Theologe, indem er den ersten Halbsatz betonte und daraus eine Schlussfolgerung zog. „Denn wir Deutsche fürchten Gott, und dann brauchen wir sonst nichts zu fürchten." Vor allem aber stellte Eck Bismarck als planvollen und erfolgreichen Macher dar.

160 Akademische Bismarckfeier. In: GA 26.6.1915 (Kursive i. O. gesperrt).



Abb. 17: Die Rektoren der (meisten) deutschen Universitäten anlässlich ihrer Huldigung zu Bismarcks 100. Geburtstag 1915 (vor seinem Mausoleum in Friedrichsruh) [Vorlage: Rainer A. Müller: Geschichte der Universität. Von der mittelalterlichen Universitas zur deutschen Hochschule. München: Verlag D. W. Callwey 1900, S. 132. Rechteinhaber: Institut für Hochschulkunde Würzburg]

Das Reformationsjubiläum 1917 beging die Universität mit einem eigenen Festakt.[161] Dabei legte der Burgfrieden den protestantischen Rednern überall eine gewisse Zurückhaltung auf. Auch Gustav Krügers Rede war zwar ganz theologisch gehalten. Trotzdem präsentierte er den „deutschen Luther" am markigsten. Nicht als Kirchenmitglied, sondern als Repräsentant der Universität wollte Krüger sprechen und erörterte die „Reformation als besonders bedeutsame[n] Abschnitt unserer Volksgeschichte". In Luther sah er „etwas vom Genius unseres Volkes verkörpert". Als an der Spitze der sich erstmals zu künftiger Größe reckenden Nation ein „Fremder" gestanden und keiner der Fürsten deutschem Wesen in Staat und Kirche zum Durchbruch verholfen habe, sei Luther aufgestanden und habe das Joch zerbrochen: der – deutsche – „Recke". Da Krüger Luther und die Reformation nicht gleichsetzte, konnte er ihren Glauben und ihre Wirkungen als überzeitlich und übernational würdigen. Doch ein Deutscher habe die Reformation (und damit die Rückkehr zum wahren Glauben) ausgelöst.[162] So konnte Krüger die

161 Reformationsfeier der Universität. In: GA 31.10.1917.

162 Gustav Krüger: Der Genius Luthers. Akademische Rede (…) zur vierten Jahrhundertfeier der Reformation (…). Gießen o. J., Zitate S. 4, 8, 9, 12.

Reformationsfeier entkonfessionalisieren und zugleich nationalisieren.[163] Rektor Gisevius, der sie ganz ins Nationale zu wenden versuchte, endete bei einer Profanierung: In seiner Interpretation der Schlusszeilen von „Ein feste Burg" wurde aus dem himmlischen das Deutsche Reich.[164]

Im Gefallenengedenken ging die Universität eigene Wege. Auf den provisorischen Ehrentafeln beschränkte sie sich ausdrücklich auf das ursprüngliche Verständnis von *universitas*: Dozenten und Studenten. Bis zur Kriegsmitte hielt sie innerhalb der (universitären) Volksgemeinschaft diese Standesgrenze aufrecht. Erst 1916 nahm sie auch die gefallenen Angestellten in ihre Listen von „Angehörigen unserer Universität" auf.[165]

*

War Gießen also eine besonders kriegstüchtige Universität? Ihrem Motto *litteris et armis* wurde sie zweifellos gerecht. Der „Zusammenklang von Waffen und Wissenschaft", den der Berliner Militärhistoriker Delbrück schon 1912 dargelegt hatte,[166] erfüllte die Angehörigen aller Universitäten über fast alle politischen Grenzen hinweg. Zumindest militärisch waren die Gießener aber besonders kriegstüchtig.

Auch die Umwertung, die der Wissenschaft hinter dem militärischen Einsatz nun nur den zweiten Rang zuwies, vollzogen sie mit. Der Mediävist Robert Holtzmann schrieb im November 1914 aus dem Feld an die Kollegen: „Manchmal sehnt man sich ein wenig nach Schreibtisch, Hörsaal und Seminar, aber im Augenblick hat man wohl hier einen grösseren Lehrberuf. Es lebe Deutschland!"[167]

Dabei wurden die Grenzen zwischen Einsatz im Feld und in der Heimat an allen Universitäten verwischt. Doch in Gießen ging man dabei rhetorisch besonders weit: Schian z. B. schrieb an die Kommilitonen draußen über seine schwach frequentierten Lehrveranstaltungen: „Das ist auch ein Kriegsdienst. Er ist doch noch leichter als der Eure. Die alma mater Ludoviciana hält tapfer durch."[168] In den Begriffen „Frontheer" und „Heimatheer" wurden die verschiedenen Arten des Engagements immer wieder gleichgesetzt[169] – bis Krüger bei der Begrüßung der Heimkehrer schließlich versicherte:

---

163 Zwar war der ‚deutsche' Luther allgemeines Thema dieses Jubiläums im Krieg; doch fiel Krügers Rede besonders markig aus. Vgl. zu den Reformationsfeiern in Straßburg und Berlin Maurer, „… und wir gehören auch dazu", II, S. 1103-1108.

164 Das Manuskript seiner Ansprache in: UAG PrA 1476, fol. 52-53 (wörtlich auch in GA [wie A. 159]).

165 Nachweise bei Maurer, „… und wir gehören auch dazu", II, S. 1124-1126.

166 Maurer, Universitas militans, S. 64 f.

167 Robert Holtzmann an die Professoren und Dozenten der Universität Giessen [und das] Rektorat der Universität 4.11.1914: UAG Allg. 103, fol. 228.

168 Schian, Die Ludoviciana im Jahre 1917, S. 23.

169 S. z. B. den Gruß des Rektors Gisevius in: Weihnachtsgruß der Universität Gießen, S. 3. Wenn er dabei daran erinnerte: „Viele von uns heute in der Heimat Tätigen waren mit Ihnen oder vor Ihnen draußen," meinte er vielleicht nicht nur die, die am Anfang des Krieges selbst im Feld gewesen waren. Er könnte so auch die älteren Lehrenden, die noch am deutsch-französischen Krieg teilgenommen hatten, einbezogen haben.

„(…) wir sind alle Waffenbrüder gewesen in diesem Kriege. Wir haben alle nicht nur gebangt und gesorgt für unser Vaterland, wir haben auch gearbeitet und gekämpft, jeder in seiner Weise, so wie es ihm Gott gegeben hat.“[170]

Der Begriff „Waffenbruder“, der Bündnispartner, Kampfgenossen, Mitglieder waffentragender Korporationen meinte und auch „Kommilitonen“ assoziieren lässt, war hervorragend geeignet, fast alle Universitätsangehörigen zu umfassen, und mit der ‚gottgegebenen Weise' konnte der Theologe die Unterschiede zwischen ihnen weiter abmildern. Diese Rhetorik diente natürlich dazu, die tatsächlich entstandene Kluft zwischen Front und Heimat zu überbrücken. Ausgeschlossen waren jedoch die Studentinnen.[171] Deutschlandweit waren sie im Krieg selbst zu alten spezifisch weiblichen Tätigkeiten zurückgekehrt, hatten dabei aber an der Gleichstellung als Studierende festgehalten und die Gleichberechtigung in akademischen Berufen weiter verfolgt – auch mittels ihres patriotischen Engagements.[172] Doch nur in Gießen wurden sie faktisch vom Vaterländischen Hilfsdienst ferngehalten – und so war die kriegstüchtige Universität letztlich die alte Institution: eine Universität der Männer.

170 Den letzten Satz führte er dann allerdings noch weiter aus, so dass die Heimkehrer wieder in den Mittelpunkt rückten und auch die besondere Schwere ihres Dienstes gewürdigt und der Dank, den die in der Heimat Verbliebenen ihnen schuldeten, abgestattet wurde. Begrüßungs-Feier für die aus dem Felde heimgekehrten Studierenden in der Neuen Aula der Ludwigsuniversität am 9. März 1919. Gießen o. J., S. 5.

171 Vgl. eine ähnliche Implikation in der Rede des Heidelberger Prorektors bei der Universitätsfeier 1915: Er stellte sich die Versammlung der Professoren und Studenten nach dem Krieg als „starken deutschen Männerchor“ vor (Die Universität Heidelberg ihren Studenten im Feld. Neujahr 1916. Heidelberg [1915], S. 10).

172 S. dazu eingehender: Trude Maurer: Der Krieg als Chance? Frauen im Streben nach Gleichberechtigung an deutschen Universitäten 1914-1918. In: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 6 (2003), S. 107-138; Trude Maurer: „Studierende Damen“: Kommilitoninnen oder Konkurrentinnen? In: Marc Zirlewagen (Hg.): „Wir siegen oder fallen!“ Deutsche Studenten im Ersten Weltkrieg. Köln 2008, S. 75-92.

Angenrod im Dritten Reich – Teilnehmer und Opfer des Zweiten Weltkriegs von Angenrod und seiner näheren Umgebung

Historiographische Vorbemerkungen

INGFRIED STAHL

„Polen hat heute Nacht zum ersten Mal auf unserem eigenen Territorium auch mit bereits regulären Soldaten geschossen. Seit 5 Uhr 45 wird jetzt zurückgeschossen. Und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten."

Mit diesen zynischen Worten Adolf Hitlers, gesprochen am Vormittag des 1. September 1939 in seiner vom Deutschen Rundfunk reichsweit übertragenen Reichstagsrede, wurde der von Hitler-Deutschland durch den Überfall auf Polen entfesselte Zweite Weltkrieg auch propagandistisch vermittelt.[1]

Den Worten Hitlers zugrunde lag, wie heute historisch-wissenschaftlich aufgearbeitet und mit einer Fülle von Belegen abgesichert, der sogenannte Überfall auf den Sender Gleiwitz am 31. August 1939. Es handelte sich dabei um eine von der SS unter dem Tarnnamen „Tannenberg" durchgeführte von langer Hand vorbereitete Aktion, die im Verbund mit noch weiteren fingierten Aktionen den propagandabasierten Vorwand für den Feldzug gegen Polen, also den Beginn des mörderischen Zweiten Weltkriegs, liefern sollte.[2]

Es sollte der Auftakt zum grauenhaftesten Massensterben in der Geschichte der Menschheit sein: mit insgesamt 50 bis 56 Millionen durch direkte Kriegseinwirkung getöteten Menschen, vor allem von Kriegsgefallenen und Vermissten.[3] Der Blutzoll, den Russland zu beklagen hatte, war dabei erschreckend hoch. Es waren einschließlich der Zivilbevölkerung insgesamt etwa zwanzig Millionen Russen, die im Zweiten Weltkrieg ums Leben kamen.[4] Das waren ungleich mehr Kriegstote, als Deutschland zu beklagen hatte. Für Deutschland gilt eine Gesamtzahl von Kriegsopfern von 5,5 (Statistisches Bundesamt 1991) bis 6,9 Millionen (Bevölkerungs-Ploetz 1965) toten Soldaten und Zivilisten als dokumentarische Grundlage.[5]

---

1 http://de.wikipedia.org/wiki/%C3%9Cberfall_auf_den_Sender_Gleiwitz (abgerufen am 01.02.2015).

2 Vgl. Walther Hofer (Hrsg.): Die Entfesselung des Zweiten Weltkriegs. LIT Verlag, Berlin-Hamburg-Münster, 2007, ISBN 382580383X, 9783825803834, S. 384, online.

3 http://de.wikipedia.org/wiki/Kriegstote_des_Zweiten_Weltkrieges (abgerufen am 01.02. 2014).

4 John Preger, W. van Mourik, Eddy Bauer, Bilanz eines Weltkrieges. (1978), Lekturama, 2. Auflage 1981.

5 Wolfgang Köllmann: Bevölkerung und Raum in Neuerer und Neuester Zeit. (= Raum und Bevölkerung in der Weltgeschichte, Bevölkerungs-Ploetz, Band 4), Ploetz-Verlag, Würzburg, 1965, S. 189f.

28 Prozent der deutschen Soldaten, das heißt 5,3 Millionen von insgesamt 18,2 Millionen in den Kriegsjahren 1939 bis 1945 eingezogenen deutschen Soldaten, fanden im Zweiten Weltkrieg den Tod.

Dass ihre Einberufung zur Wehrmacht in 1939 auch für viele Angenröder Söhne und Väter letztlich den Tod bedeuten sollte, sie also trauernde Familien, Ehefrauen und Mütter hinterlassen würden, war sicher vielen dieser zumeist sehr jungen Menschen zunächst nicht bewusst. Propagandistisch einseitig vereinnahmt für die Ziele Nazideutschlands zogen sie doch zumeist gutgläubig und hoffnungsfroh in den Krieg. Spätestens aber mit dem brutal harten Winter in den Weiten Russlands, der Blockade der 9. Armee vor Moskau und dann vor allem mit dem Scheitern der 6. Armee vor Stalingrad wendete sich das Kriegsglück der deutschen Wehrmacht, und zwar irreversibel.

Es begann ein unaufhaltsamer Rückzug, letztlich an allen Fronten, in das deutsche Kernland hinein: ein Rückzug in den Untergang mit Bombenterror der Alliierten und vielen den Bombenangriffen zum Opfer gefallenen einstmals blühenden deutschen Großstädten wie insbesondere auch Dresden, Hamburg, Nürnberg, Frankfurt und anderen mehr. Auch sie kosteten viele Menschen in Stadt und Land, also Zivilpersonen, das Leben.

Aufgrund präziser Zeitzeugenangaben hat der Verfasser dieses Beitrags, Haus für Haus nach vor allem auch ihren Angenröder Dorfnamen durchgehend, die im Zweiten Weltkrieg zum Einsatz gekommenen Angenröder registriert.[6]

Von einer detaillierten höchst aufwändigen Recherche nach Kriegsteilnehmer-Namen bei der Wehrmachtsauskunftsstelle Berlin (WASt) beziehungsweise im Militärarchiv Freiburg (Breisgau) wurde aus zeitökonomischen Gründen Abstand genommen. Daher wird an dieser Stelle, dies auch in Anbetracht eventueller Personendatenschutz-Belange, von einer umfassenden Nennung aller Weltkriegsteilnehmer abgesehen. Verschiedentlich erscheinen einige Namen allerdings im Zusammenhang mit Grüßen aus dem Felde und bei Kriegsorden-Verleihungen veröffentlicht in der OZ.

Auf Basis der miteinander abgeglichenen und übereinstimmenden Zuordnungen der Zeitzeugen dürften demnach mindestens 97 Angenröder Männer im Zweiten Weltkrieg eingesetzt gewesen sein. Das entspricht etwa 20 Prozent der Angenröder Dorfbevölkerung.

Bis auf drei Angenröder Söhne waren alle übrigen Kriegsteilnehmer Angehörige der Feldtruppen und hier ganz überwiegend bei der Infanterie eingesetzt. Walter Jung („Köhlersch“) und Walter Schopbach, beide Geburtsjahrgang 1924, waren bei der Deutschen Reichsmarine auf den Weltmeeren im Kriegseinsatz, aber auch Otto Hoffmann („Feicks“), der bei der Marine-Artillerie Kriegsdienst leistete.

Während der Kriegsjahre erfolgte aber auch im Zuge des aus heutiger evolutionsbiologisch-wissenschaftlicher Sicht völlig unhaltbaren Rassenwahns der NS-Ideologen der grauenhafte nahezu vollständige Genozid der jüdischen Bevölkerung Europas in den Vernichtungslagern der SS. Der Shoah fielen auch 41 gebürtige Angenröder israelitischer Religionszugehörigkeit zum Opfer.

6 Präzise und miteinander abgeglichene Zeitzeugenangaben.

Ermordet wurden im Zweiten Weltkrieg aber auch viele Sinti und Roma, politisch Andersdenkende und auch Angehörige religiöser Minderheiten wie zum Beispiel die sogenannten Bibeltreuen, später als „Zeugen Jehovas" allgemein bekannt.

Der Zweite Weltkrieg im Spiegel der OZ

Schon Monate vor Beginn des von Hitler-Deutschland von langer Hand vorbereiteten und dann ausgelösten Zweiten Weltkriegs wurde die Bevölkerung im Deutschen Reich, somit auch die der Region Oberhessen um Alsfeld, durch die gleichgeschaltete Presse, hier also die „Oberhessische Zeitung Alsfeld", durch wiederholte Berichterstattungen über militärisch ausgelegte öffentlichkeitswirksame Aktivitäten auf den sich anbahnenden und gewollten Krieg vorbereitet. Demagogische und aufputschende Reden von Führer Adolf Hitler und seiner Gefolgsleute, hier insbesondere von Reichspropagandaminister Josef Goebbels, hatten bereits lange Zeit zuvor die deutsche Bevölkerung in weiten Teilen für ihre deutschvölkisch-nationalen macht- und rassenpolitischen Ziele vereinnahmt.

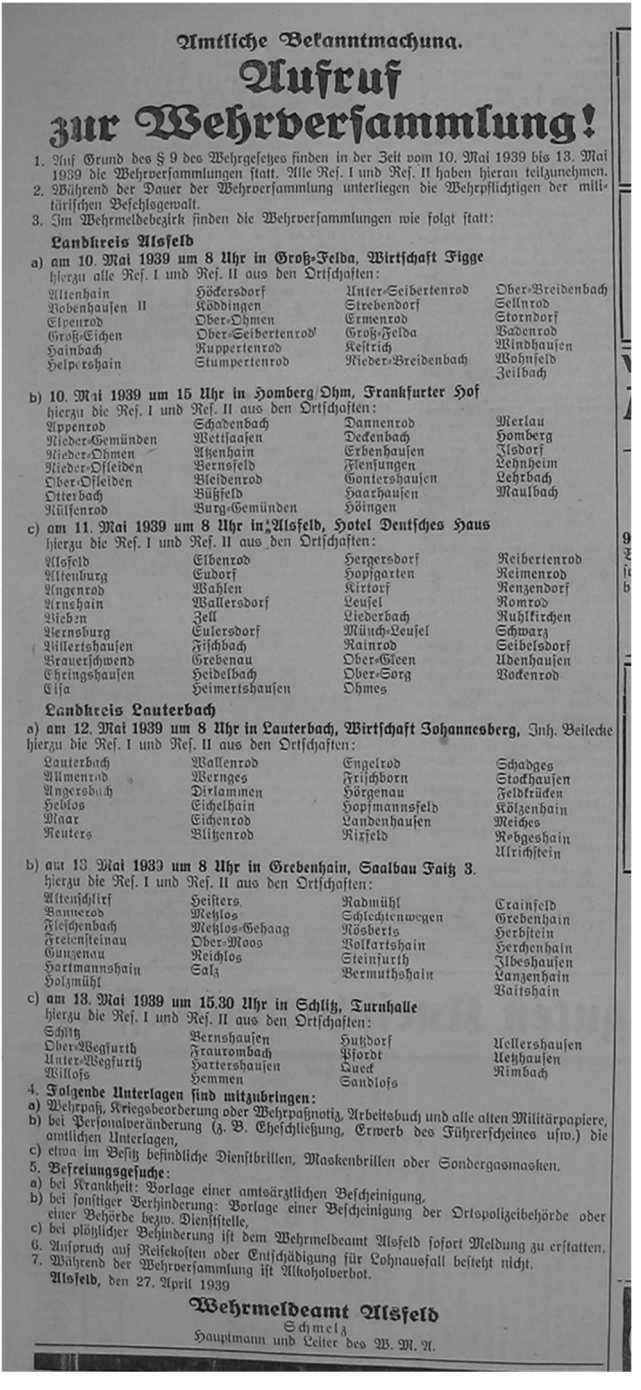
Schon Ende April 1939 kündigte die „Oberhessische Zeitung" mit einem großspaltigen Inserat die Durchführung von „Wehrversammlungen" in der Zeit vom 10. Mai 1939 bis zum 13. Mai 1939 in praktisch allen Orten der Landkreise Alsfeld und Lauterbach an.

Der „*Aufruf zur Wehrversammlung*" erfolgte auf Basis des § 9 des Wehrgesetzes: „*Alle Res. 1 und Res. 2 haben daran teilzunehmen"* und „*2. Während der Dauer der Wehrversammlungen unterliegen die Wehrpflichtigen der militärischen Befehlsgewalt."*

Aus logistischen Gründen waren für den Landkreis Alsfeld drei Versammlungsstätten festgelegt worden: am 10. Mai 1939 um 8 Uhr in Groß-Felda das Gasthaus Figge, am 10. Mai 1939 in Homberg/Ohm der „Frankfurter Hof", am 11. Mai 1939 in Alsfeld das Hotel „Deutsche Haus". Eine entsprechende Strategie galt auch für den Landkreis Lauterbach: am 12. Mai 1939 um 8 Uhr in Lauterbach (Wirtschaft Johannesberg), am 13. Mai 1939 um 8 Uhr in Grebenhain (Saalbau Faitz 3) und am 13. Mai 1939 um 15.30 Uhr in Schlitz (Turnhalle).

Für jede dieser Versammlungslokalitäten waren jeweils alle Reservisten I und II aus jeweils festgelegten 25, 24, 39, 19, 26 und 15 Ortschaften – in dieser Reihenfolge – befehlsmäßig aufgerufen. Die Reservisten Angenrods und seiner Nachbarorte Leusel, Billertshausen und auch des Katzenbergs mit seinen Ortschaften Ohmes, Ruhlkirchen, Seibelsdorf und Vockenrod hatten sich in Alsfeld im Hotel „Deutsches Haus" einzufinden.

Unter 4. heißt es in diesem Aufruf in militärischem Kommandoton: *„Folgende Unterlagen sind mitzubringen: a) Wehrpaß, Kriegsbeorderung oder Wehrpaßnotiz, Arbeitsbuch und alle alten Militärpapiere b) bei Personalveränderung (z. B. Eheschließung, Erwerb des Führerscheins usw.) die amtlichen Unterlagen, c) etwa im Besitz befindliche Dienstbrillen, Maskenbrillen oder Sondergasmasken."*



Amtliche Bekanntmachung.

Aufruf zur Wehrversammlung!

1. Auf Grund des § 9 des Wehrgesetzes finden in der Zeit vom 10. Mai 1939 bis 13. Mai 1939 die Wehrversammlungen statt. Alle Ref. I und Ref. II haben hieran teilzunehmen.
2. Während der Dauer der Wehrversammlung unterliegen die Wehrpflichtigen der militärischen Befehlsgewalt.
3. Im Wehrmeldebezirk finden die Wehrversammlungen wie folgt statt:

Landkreis Alsfeld

a) **am 10. Mai 1939 um 8 Uhr in Groß-Felda, Wirtschaft Figge**
hierzu alle Ref. I und Ref. II aus den Ortschaften:

Altenhain	Höckersdorf	Unter-Seibertenrod	Ober-Breidenbach
Bobenhausen II	Köddingen	Strebendorf	Sellnrod
Elpenrod	Ober-Ohmen	Ermenrod	Storndorf
Groß-Eichen	Ober-Seibertenrod	Groß-Felda	Vadenrod
Hainbach	Ruppertenrod	Kestrich	Windhausen
Helpershain	Stumpertenrod	Nieder-Breidenbach	Wohnfeld
			Zeilbach

b) **10. Mai 1939 um 15 Uhr in Homberg/Ohm, Frankfurter Hof**
hierzu die Ref. I und Ref. II aus den Ortschaften:

Appenrod	Schadenbach	Dannenrod	Merlau
Nieder-Gemünden	Wettsaasen	Deckenbach	Homberg
Nieder-Ohmen	Atzenhain	Erbenhausen	Ilsdorf
Nieder-Ofleiden	Bernsfeld	Flensungen	Lehnheim
Ober-Ofleiden	Bleidenrod	Gontershausen	Lehrbach
Otterbach	Büßfeld	Haarhausen	Maulbach
Rülfenrod	Burg-Gemünden	Höingen	

c) **am 11. Mai 1939 um 8 Uhr in Alsfeld, Hotel Deutsches Haus**
hierzu die Ref. I und Ref. II aus den Ortschaften:

Alsfeld	Elbenrod	Hergersdorf	Reibertenrod
Altenburg	Eudorf	Hopfgarten	Reimenrod
Angenrod	Wahlen	Kirtorf	Renzendorf
Arnshain	Wallersdorf	Leusel	Romrod
Bieben	Zell	Liederbach	Ruhlkirchen
Bernsburg	Eulersdorf	Münch-Leusel	Schwarz
Billertshausen	Fischbach	Rainrod	Seibelsdorf
Brauerschwend	Grebenau	Ober-Gleen	Udenhausen
Ehringshausen	Heidelbach	Ober-Sorg	Vockenrod
Eifa	Heimertshausen	Ohmes	

Landkreis Lauterbach

a) **am 12. Mai 1939 um 8 Uhr in Lauterbach, Wirtschaft Johannesberg,** Inh. Beilecke
hierzu die Ref. I und Ref. II aus den Ortschaften:

Lauterbach	Wallenrod	Engelrod	Schadges
Allmenrod	Wernges	Frischborn	Stockhausen
Angersbach	Dirlammen	Hörgenau	Feldkrücken
Heblos	Eichelhain	Hopfmannsfeld	Kölzenhain
Maar	Eichenrod	Landenhausen	Meiches
Reuters	Blitzenrod	Rixfeld	Rodgeshain
			Ulrichstein

b) **am 13 Mai 1939 um 8 Uhr in Grebenhain, Saalbau Faitz 3.**
hierzu die Ref. I und Ref. II aus den Ortschaften:

Altenschlirf	Heisters	Rabmühl	Crainfeld
Bannerod	Metzlos	Schlechtenwegen	Grebenhain
Fleischenbach	Metzlos-Gehaag	Rösberts	Herbstein
Freienseinau	Ober-Moos	Volkartshain	Herchenhain
Gunzenau	Reichlos	Steinfurth	Ilbeshausen
Hartmannshain	Salz	Bermuthshain	Lanzenhain
Holzmühl			Vaitshain

c) **am 13. Mai 1939 um 15.30 Uhr in Schlitz, Turnhalle**
hierzu die Ref. I und Ref. II aus den Ortschaften:

Schlitz	Bernshausen	Hutzdorf	Uellershausen
Ober-Wegfurth	Fraurombach	Pfordt	Uetzhausen
Unter-Wegfurth	Hartershausen	Queck	Rimbach
Willofs	Hemmen	Sandlofs	

4. **Folgende Unterlagen sind mitzubringen:**
a) Wehrpaß, Kriegsbeorderung oder Wehrpaßnotiz, Arbeitsbuch und alle alten Militärpapiere,
b) bei Personalveränderung (z. B. Eheschließung, Erwerb des Führerscheines usw.) die amtlichen Unterlagen,
c) etwa im Besitz befindliche Dienstbrillen, Maskenbrillen oder Sondergasmasken.
5. **Befreiungsgesuche:**
a) bei Krankheit: Vorlage einer amtsärztlichen Bescheinigung,
b) bei sonstiger Verhinderung: Vorlage einer Bescheinigung der Ortspolizeibehörde oder einer Behörde bezw. Dienststelle,
c) bei plötzlicher Behinderung ist dem Wehrmeldeamt Alsfeld sofort Meldung zu erstatten.
6. Anspruch auf Reisekosten oder Entschädigung für Lohnausfall besteht nicht.
7. Während der Wehrversammlung ist Alkoholverbot.

Alsfeld, den 27. April 1939

Wehrmeldeamt Alsfeld
Schmelz
Hauptmann und Leiter des W. M. A.

Abb. 1: Aufruf zur Wehrversammlung (OZ-Archiv: 29.04.1939)

Und dann folgen in diesem Aufruf noch unter „5. Befreiungsgesuche“ folgende Unterpunkte „a. bei Krankheit: Vorlage einer amtsärztlichen Bescheinigung, b) bei sonstiger Verhinderung: Vorlage einer Bescheinigung der Ortspolizeibehörde oder einer Behörde bezw. Dienststelle, c) bei plötzlicher Behinderung ist dem Wehrmeldeamt Alsfeld sofort Meldung zu erstatten. 6. Anspruch auf Reisekosten oder Lohnausfall besteht nicht. 7. Während der Versammlung ist Alkoholverbot.“

Alsfeld, den 27. April 1939 ***Wehrmeldeamt Alsfeld*** *Schmelz Hauptmann und Leiter des W. M. A.“*

In diesem Sinne propagandistisch auf den Weltkrieg einstimmend kann auch eine Berichterstattung in der „Oberhessischen Zeitung“ gewertet werden – von einem Wehrkampf-Sporttag der SA-Standarte 254 in der jetzigen Kreisstadt des Vogelsbergkreises und damaligen NSDAP-Kreisleitungs-Sitzes, nämlich Lauterbach, nur zweieinhalb Monate vor Kriegsbeginn mit dem Überfall Hitler-Deutschlands auf Polen.[7]

14.06.1939: Wehrkampf-Sporttag der SA-Standarte 254

„Die mit vielen Flaggen geschmückte Stadt Lauterbach empfing am Samstag die Männer in den braunen Uniformen, die SA-Männer der beiden Sturmbanne der Standarte ‚Vogelsberg‘. Ein Sporttag der SA war angesetzt, an dem die Männer ihre Kraft, ihre Gewandtheit und Sicherheit zeigen sollten. Es galt auch, die Besten herauszufinden, die dann am Gruppenwettkampf ihre Standarte vertreten und später im Reichswettkampf ihren Mann zu stehen haben.

Am Samstagmittag begannen die Vorkämpfe im SA-Führerkampf, die Mannschafts-Fünfkämpfe und die deutschen Wehrkämpfe, bei denen in allen Disziplinen hohe Leistungen erzielt wurden. Nach Abschluß dieser Kämpfe wurde die Abendverpflegung ausgegeben. Das Biwakleben am Festplatz begann. Um das Lagerfeuer sammelten sich alle Teilnehmer, der Musikzug der Standarte spielte eifrig und zu einem Schifferklavier sang die gesamte Mannschaft ihre Kampflieder. Zivilbevölkerung fand sich ein: die Stimmung in den gemischten Reihen war sehr gut. Der Führer der Brigade, Brigadeführer Schwarz, der schon am Nachmittag bei den Wettkämpfern weilte, war auch am Lagerfeuer wieder dabei. Im Laufe des Abends marschierte der Nachrichtensturm mit seiner Fahne auf. Der Brigadeführer ließ den Spanienkämpfer Scharführer Köhler vom Nachrichtensturm vortreten und zeichnete ihn vor den versammelten Wettkämpfern aus. Er wies auf die stete Einsatzbereitschaft dieses SA-Mannes hin, dessen Lebensinhalt Kampf dem Bolschewismus ist. Scharführer Köhler wurde zum Oberscharführer ernannt.

11 Uhr Zapfenstreich. Größte Ruhe war danach in den Zelten. Die Wettkämpfer ruhten sich aus, um am nächsten Tag frisch und stark ihre Leistungen zu zeigen.

Flaggenparade am Sonntagmorgen. Der Vertreter des Standartenführers, Obersturmbannführer Rüffer [sic, d. Verf.], verlangte in eindringlichen Worten von den Männern restlosen Einsatz, ritterliches Kämpfen in allen Sportarten und Achtung des Gegners. Die Wettkämpfe wurden in bester Weise durchgeführt.

7 OZ-Archiv: 14.06.1939.

Hervorzuheben sind hier die Leistungen im Wehrsport, in dem der SA-Mann nicht nur einzelne Sportdisziplinen beherrscht. Er muß seine Kraft beweisen, muß ausdauernd sein, geschickt und schnell über Hindernisse und Stolperdrähte[8] *hinwegkommen und ruhiges Blut und gute Augen beim Schießen der Kopffallscheiben*[9] *(es wurde also symbolisch auf die Köpfe von Menschen geschossen, d. Verf.) haben.*



Abb. 2: Im Stolperdraht-Hindernis (OZ-Archiv: 14.06.1939)
Foto: Remmers (Alsfeld)



Abb. 3: Kopffallscheiben-Schießen (OZ-Archiv: 14.06.1939)
Foto: Remmers (Alsfeld)

8 Im Stolperdrahthindernis, Foto: Remmers (Alsfeld).
9 Kopffallscheiben-Schießen, Foto: Remmers (Alsfeld).

Und die Männer haben das bewiesen, das zeigen nachfolgende Ergebnisse. Besonders haben sich behauptet und an die Spitze gestellt die Wettkämpfer unseres Sturmbannes, des Sturmbannes II/254.

Mit der Siegerehrung und dem Flaggeneinholen nahm der gut verlaufene Sporttag der SA sein Ende.

1. Wehrsportliche Mannschaftskämpfe"
Hier wurden die Ergebnisse von 7 Disziplinen mitgeteilt: Wehrmannschaftskampf Stärke 1/36, Radfahrstreifen, Stärke 1/8, Mannschaftsorientierungslauf, Stärke 1/3, Mannschaftsfünfkampf, Stärke 1/8, 400Meter Hindernislauf, Klasse A und Klasse B, Handgranatenweitwurf,[10] Mannschaftskampf: Klasse B, 20 x ½ Runde Hindernisstaffel, Stärke 1/19.
2. Wehrsportliche Einzelkämpfe: 1) SA-Führerkampf
3. Sportliche Mannschaftskämpfe:

Hier gab es Wettbewerbe im 100 Meter-Lauf (Klassen A und B), 3000 Meter-Lauf, Weitsprung (Klassen A, B und C), Kugelstoßen (Klassen A, B und C) sowie Schleuderball, Einzelkampf (Klassen B und C) und Alarmlauf (Hindernislauf mit Gasmaske und Erster Hilfe).

Nur zehn Wochen vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs mit der Kriegserklärung Hitlers an Polen stimmte dieser stramm militärisch ausgelegte SA-Wettkampftag bereits unheilvoll richtungweisend auf die kommenden weltumspannenden Kriegsauseinandersetzungen ein.

16.06.1939: Schießen und Tanz in Billertshausen, Kriegerkameradschaft (Annonce)[11]



Abb. 4: Einladung zu „Schießen und Tanz" der Kriegerkameradschaft Billertshausen (Inserat) (OZ-Archiv: 16.06.1939)

10 Handgranatenzielwurf, Foto: Remmers (Alsfeld).
11 OZ-Archiv: 16.06.1939.

22.06.1939: Volks-Königsschießen 1939



Wir laden **alle Volksgenossen** der Stadt und des Kreises Alsfeld und Umgebung, insbesondere die Angehörigen der Formationen und Gliederungen der Partei, der Kriegerkameradschaft Alsfeld und die Mitglieder der hiesigen und auswärtigen Vereine, vor allem aber auch die jugendlichen Schützen, ein zu dem **am Sonntag, den 25. Juni, ab 13.30 Uhr** auf unseren neuzeitlich hergerichteten Ständen in der Steinkaute stattfindenden

Volks-Königsschießen 1939

verbunden mit einem Preisschießen

a) für jugendliche Schützen bis zu 21 Jahren (50 Meter Kleinkaliber stehend aufgelegt)
b) frei für alle Schützen (50 Meter Kleinkaliber stehend aufgelegt)
c) frei für alle Schützen (100 Meter Groß- oder Kleinkaliber stehend aufgelegt).

Die Benutzung eigener Büchsen ist auf allen Ständen gestattet.

Zahlreiche wertvolle Preise! Wirtschaftsbetrieb und Konzert! (Bei gutem Wetter.)

Schützenverein Alsfeld e. V.

01108*

Abb. 5: Einladung zum Volks-Königschießen des Schützenvereins Alsfeld e.V. (Inserat) (OZ-Archiv: 22.06.1939)

23.06.1939: Tanz bei Gastwirt Bambey

Dass das Leben auch in Zeiten unmittelbar bevorstehenden Kriegsausbruchs in gewohnter und unbeeindruckter Weise weiterging, unterstreicht exemplarisch die Abhaltung von der Freude und gesellschaftlichem Beisammensein gewidmeten Veranstaltungen wie hier einer Tanzveranstaltung in Angenrod nur zehn Wochen vor Kriegsbeginn.

31.07.1939: Einweihung der Volkshalle in Brauerschwend[12]

Soldatisch-richtungweisend akzentuiert war auch schon Ende Juli 1939 die doppelseitige und reich bebilderte Berichterstattung von der Einweihung der „Volkshalle“ in Brauerschwend mit sechs Fotos des Fotografen Remmers (Alsfeld). Die „Volkshalle“[13] war ein großangelegtes Vorhaben, realisiert unter dem damaligen Bürgermeister Brauerschwends im Dritten Reich, von Wilhelm Stroh.

12 OZ-Archiv: 31.07.1939.

13 Die Bezeichnung „Volkshalle“ trug zweifellos dem seinerzeitigen völkischen Geist im NS-Staat Rechnung.

Stroh war dann auch wieder in der Nachkriegsära geschätzter und verdienstvoller Bürgermeister des heutigen Ortsteils von Schwalmtal.

In diesem großformatigen Bericht, getitelt *„Brauerschwend feiert sein Gemeinschaftsfest"* hielt auch NSDAP-Kreisleiter Alfred Zürtz eine völkisch-nationale Ansprache, nicht ohne Vorblick auf das soldatische Kriegszenario, indem er ausführte: *„Nationalsozialistisch kann man nur sein, wenn man die Voraussetzung in sich hat, Soldat zu sein um jeden Preis, für die Heimat.*

Solange die Welt besteht, war der Soldat der Eroberer und Beschützer. Der Soldat trägt die Waffe, der andere führt den Pflug, der eine hält Wache, der andere schafft Brot oder steht an seinem Arbeitsplatz um der Heimat willen. Wenn wir so fest zusammenstehen, dann kann uns keine Macht der Welt jemals trennen. Dann wird weiterhin Jahr um Jahr der Sommer dem Frühling folgen. Unsere Losung muß darum heißen: Arbeit und Pflicht. Wir grüßen den Führer, der uns vorangeht als Meldegänger der Nation."

Und zuvor hatte Zürtz erschreckend-eindeutige Worte im Sinne der menschenverachtenden NS-Ideologie artikuliert wie: *„Der Herrgott will nicht, daß Menschen sich streiten, schlagen und töten. Wenn es schon sein muß, dann nicht um Gottes, sondern um des Kampfes willen, um den Lebensraum, um den Futterplatz."*

Mit zunehmender Dauer des Zweiten Weltkriegs, insbesondere nach Beginn des Rußland-Feldzugs (Operation „Barbarossa") Mitte 1942, häuften sich auch in der OZ die Traueranzeigen von im Krieg gefallenen oder verstorbenen Soldaten der Region, auch von jungen Angenrödern, die ihren Heimatort nie mehr wiedersehen sollten.



Abb. 6: Das Ehrenmal für die Gefallenen und Vermissten beider Kriege der Gemeinden Angenrod und Billertshausen auf dem Getürms. Es wurde 1988 erweitert und in den zentralen nördlichen Randbereich des Friedhofs umgesetzt (Ingfried Stahl)

1939, so ist auf dem Gefallenen-Ehrenmal auf dem Getürms dokumentiert, gab es noch kein Angenröder Kriegsopfer, jedoch bereits eine erste Gefallenen-Anzeige eines Kriegsopfers des Polen-Feldzugs. Der im Lazarett Verstorbene war ein Bürger aus Arnshain.

Die unmittelbare Kriegsvorphase im Spiegel der „Oberhessischen Zeitung"

In der Region des Kreises Alsfeld in Oberhessen war übrigens die Bevölkerung durch vor allem Meldungen und Bekanntmachungen im amtlichen Verkündigungsblatt, der „Oberhessischen Zeitung", auf die bevorstehenden kriegerischen Ereignisse sukzessive vorbereitet und eingestimmt worden. Die Presse war im Dritten Reich mit seinem diktatorischen Einparteien-System natürlich absolut gleichgeschaltet.[14] Es herrschte stringente Pressezensur, veröffentlicht werden durfte nur, was der abstrusen Politik Hitlers und seiner Helfershelfer, ganz im Sinne der deutsch-völkisch-nationalen Hybris und des Rassenwahns - zupasskam.

So waren in den letzten Friedenstagen des Dritten Reiches in der OZ großaufgemachte Meldungen zu lesen, einhergehend mit Schreckensmeldungen polnischer Angriffe auf Deutsche, wie: *„Ueberfall polnischer Grenzer – SA-Mann und SS-Mann auf Danziger Gebiet erschossen"*,[15] *„Bombenanschläge auf deutsche Gebäude – Schreckensnacht für die Deutschen Ober-Schlesiens"*,[16] *„Verschleppungslager für 30 000 Geiseln"*,[17] *„Kriegsaufmarsch der Polen"*,[18] und dann, großaufgemacht auf der Titelseite der OZ, die Schlagzeile: *„Gesamtmobilmachung Polens – Sofortige Einberufung aller wehrfähigen Männer bis zu 40 Jahren – Beschlagnahme sämtlicher Transportmittel."*[19]

14 Von Hitler stammen hier auch die schon bald nach der Machtergreifung und dem Inkrafttreten des Gleichschaltungsgesetzes mit Blick auf die deutsche Opposition öffentlich herausgeschrienen Worte: „Der nationalsozialistische Staat aber wird in seinem Inneren, wenn notwendig in einem hundertjährigen Krieg, auch die letzten Reste dieser Volksvergiftung und Volksvernarrung ausrotten und vernichten." Hitler bezifferte damals die Anzahl der politisch Andersdenken auf „keine zweieinhalb Millionen Menschen gegenüber mehr als 40 Millionen, die sich zu dem neuen Staat und seinem Regiment bekennen. […] Das deutsche Volk ist zu sich gekommen. Es wird Menschen, die nicht für Deutschland sind, nicht mehr dulden. […] Man bleibe uns also vom Leibe mit Humanität!" Quelle: Adolf Hitler in einer 50-minütigen Dokumentarsendung des Deutschen Fernsehens, die dem Verfasser als persönliche Tonbandaufzeichnung vorliegt, 1965. Herzlichen Dank der Zuschauerredaktion des Ersten Deutschen Fernsehens (Frau Cornelia Bess) und dem Recherchedesk des Bayerischen Rundfunks (Frau Sabine Ambros) für Recherche des Originalsendetermins und des Titels der Dokumentation: Adolf Hitler. Zusammengestellt von Wolfgang Kahle, Eberhard Leube und Paul Mautner / Bayerischer Rundfunk, Sendedatum: 28.11.1965.

15 OZ-Archiv: 29.08.1939.

16 Dto.

17 Dto.; hier wird aus „zuverlässiger Quelle verlautet", die polnischen Behörden hätten „in der Gegend von Brest-Litowsk Verschleppungslager für etwa 30 000 deutsche Volksangehörige eingerichtet."

18 Dto.

19 OZ-Archiv: 31.08.1939.

Am 1. September 1939 machte die OZ in geheuchelt-versöhnlichem Tenor mit einem formal der Bevölkerung Hoffnung signalisierenden Text bezüglich Regelung der „Korridor-Problematik" um Danzig auf: *„Deutschlands Vorschlag für eine Regelung des Danzig-Korridor-Problems – Zwei Tage vergebliches Warten auf einen bevollmächtigten polnischen Unterhändler – Die Reichsregierung betrachtet Vorschläge als praktisch abgelehnt."*[20] Auf der gleichen Seite eingestellt ist auch noch ein längerer Bericht über das Thema *„Das Pulverfaß [sic] Europas"*.[21]

Und am Samstag, dem 2. September 1939, erfolgte dann auch in der örtlichen Presse, der OZ, das konkrete Einschwenken auf den Zweiten Weltkrieg mit großaufgemachter Berichterstattung über die Bekanntmachung Adolf Hitlers im deutschen Reichstag. Die Hauptschlagzeile und die Unterschlagzeilen an diesem Tage lauteten: *„Die historische Reichstagssitzung – Der Führer gibt die Parole – Ueberströmende Begeisterung begrüßt Adolf Hitler – In feldgrauer Uniform im Reichstag – Tiefes Vertrauen in ernster stolzer Stunde."*[22]

Und in einem weiteren auf die gleiche Seite gestellten Bericht heißt es*: „Danzig erkämpft sein Recht! – Danzig war und ist eine deutsche Stadt – Der Korridor war und ist deutsch!"* Von nun an dominierte dann sechseinhalb Jahre lang die Kriegsberichterstattung die Medien, somit auch die OZ für die oberhessische Leserschaft. Akustisch ergänzt wurde sie durch die Mitteilungen des „Oberkommandos der Wehrmacht", zu hören im gleichgeschalteten Deutschen Rundfunk. In sehr vielen Haushaltungen, aber insbesondere in den Hotels und Gaststätten, waren damals schon die entsprechenden Rundfunkgeräte vorhanden, die „Volksempfänger".[23]

Die militärpolitischen Rahmenbedingungen für den völkisch-nationalen Expansionskrieg des Hitler-Regimes waren bereits am 16. März 1936 mit dem „Gesetz über Aufbau der Wehrmacht" und der damit einhergehenden allgemeinen Wehrpflicht im Deutschen Reich geschaffen worden.[24] In diesem NS-Gesetz

20 OZ-Archiv: 01.09.1939.

21 Dto; hier wird unter anderem auch Frankreichs Marschall Foche ins Spiel gebracht mit seiner Aussage aus dem Jahr 1919, in der er mit Blick auf den Korridor und Danzig „die Wurzeln des nächsten Krieges" erkannt habe.

22 OZ-Archiv: 02.09.1939.

23 https://de.wikipedia.org/wiki/Volksempf%C3%A4nger (abgerufen am 25.09.2016); vorstehender Quelle zufolge belief sich als Höchststand die Zahl der Gebühren zahlenden Rundfunkempfänger im Jahr 1943 auf rund 16 Millionen Personen.

24 https://de.wikipedia.org/wiki/Wehrmacht#Aufstellung_bis_zum_Beginn_des_Zweiten_Weltkrieges (abgerufen am 22.07.2016); Hitler hatte bezüglich der Aufstellung einer starken Wehrmacht diese Absicht auch ganz unverhohlen in demagogisch akzentuierten öffentlichen Reden wiederholt bekundet, so unter anderem mit: „Im ersten Jahr der nationalsozialistischen Staatsführung wurden schon die ersten Fesseln abgeworfen. Ein Jahr später wuchs bereits die deutsche Wehrmacht in einer achtunggebietenden Größe heran, wieder nicht, weil ich aufrüsten wollte, sondern weil in dieser Welt nur derjenige etwas gilt, der stark ist, und ich will, dass das deutsche Volk etwas gelten soll. Ich rüste Deutschland mit allen Mitteln!" Quelle: „Adolf Hitler" in einer 50-minütigen Dokumentarsendung des Deutschen Fernsehens, die dem Verfasser als persönliche Tonbandaufzeichnung vorliegt, 1965. Herzlichen Dank der Zuschauerredaktion des Ersten Deutschen Fernsehens (Frau Cornelia Bess) und dem Recherchedesk des Bayerischen Rundfunks (Frau Sabine Ambros)

erfolgte auch die Umbenennung von „Reichswehr“ in „Wehrmacht“. Erste militärische Großaktion der Wehrmacht war die Besetzung des entmilitarisierten Rheinlands im gleichen Jahr.

Hitler, der auch öffentlich verkündete: „Ich rüste Deutschland mit allen Mitteln!“,[25] hatte bis 1939 folgende Zielvorgaben gesetzt: Aufstellung von zwölf Armeekorps mit 38 Divisionen. Diese sollten eine Stärke von 580 000 Soldaten umfassen. Im Juli und August 1939, also unmittelbar vor Ausbruch des Krieges, erfolgte dann noch die Mobilisierung auch der Reservisten – untrügliches Zeichen der bevorstehenden Kriegshandlungen.

Bis Ende 1939, also in der Anfangsphase des Zweiten Weltkriegs, waren von der Wehrmacht bereits 4,7 Millionen Männer einberufen worden. Im darauffolgenden Jahr 1940 waren es fast noch einmal so viele Soldaten, nämlich 4,1 Millionen Männer. Diese Zahl verminderte sich aufgrund abnehmender Personalbestände in den Folgejahren ganz erheblich. 1944 wurden nur noch 1,3 Millionen Neueinberufungen erreicht. Summa summarum standen im Zweiten Weltkrieg, also in den Jahren 1939 bis 1945, insgesamt 17 Millionen Männer im Krieg unter Waffen.[26]

In der OZ spiegelten sich dann die jahrelangen zunehmend schrecklicheren Kriegsereignisse und militärischen Kamphandlungen in einer Fülle von Kriegsberichterstattungen wieder, so zunächst aus Polen, dann aus Frankreich, vom Balkan, aus Russland, aus Nordafrika, aus Skandinavien und auch von den Weltmeeren im Seekrieg. Es war der global umfassendste Krieg aller Zeiten mit auch der geschichtlich unerreichten Höchstzahl an Kriegsopfern.

Sehr häufig waren diese zensierten Reportagen auch mit Fotos illustriert. Sie wurden damals von den die militärischen Operationen begleitenden Fotografen der Propagandakompanien aufgenommen und unterlagen natürlich auch der strikten Zensur des Reichspropagandaministeriums. Auf keinen Fall durfte die Kriegsmoral der Bevölkerung unterminiert werden. Im Gegenteil: Propagandistisch verklärt galt es, selbst als das Deutsche Reich 1944/45 schon längst vor dem Untergang stand, weiter die feste Endsiegzuversicht zu nähren. Eine ultimative Maßnahme, Ende 1944 eingeführt, war militärpolitisch dann sogar die Einberufung von ganz jungen und älteren Männern für den völlig aussichtslosen „Volkssturm“.[27]

Was die örtliche Ebene der Region und vor allem dann auch von Angenrod bezüglich Nachrichten aus dem Felde selbst anbelangt, kamen in den Kriegsjahren zu gegebenen Anlässen wie den kirchlichen Feiertagen und zu Neujahr Feldpostgrüße der Soldaten in der Heimat an, adressiert nicht nur an die Familien, sondern

für Recherche des Originalsendetermins und des Titels der Dokumentation: *Adolf Hitler*. Zusammengestellt von Wolfgang Kahle, Eberhard Leube und Paul Mautner / Bayerischer Rundfunk, Sendedatum: 28.11.1965.

25 https://de.wikipedia.org/wiki/Aufr%C3%BCstung_der_Wehrmacht (abgerufen am 22.07. 2016).

26 Rüdiger Overmans: Deutsche militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg. Oldenbourg, München 2004, ISBN 3-486-20028-3, S. 223 ff.

27 https://de.wikipedia.org/wiki/Volkssturm (abgerufen am 22.07.2016).

- propagandistisch gewollt -, auch an die Redaktion der gleichgeschalteten und somit der Zensur unterliegenden Lokalzeitung. Diese Grüße aus dem Felde sollten insbesondere den verschworenen Zusammenhalt mit den Familien und Kindern in der Heimat dokumentieren, alle mit Blickrichtung auf ein gemeinsames Ziel, nämlich der militärischen Osterweiterungspolitik des Deutschen NS-Reichs unter Hitler sich bedingungslos unterwerfend.

Zunehmend düsteren Charakter dokumentierten dann mit Fortdauer des Kriegs und immer dramatischer werdendem Kriegsverlauf für die Deutsche Reichswehr und seine Millionen Soldaten die Veröffentlichungen von Gefallenenanzeigen in der OZ. Die erste Traueranzeige für einen Kriegsgefallenen des Kreises Alsfeld in der OZ erschien schon Mitte Oktober 1939 im Rahmen des „Blitzkriegs" gegen die Polen, des „Polen-Feldzugs".

16.10.1939: Gefallenen-Anzeigen Otto Lenz[28]



Ruhe sanft geliebter Gatte,
guter Vater, treuer Sohn,
Wir konnten Dich nicht sterben sehn
und nicht an Deinem Grabe stehn.

Sehnsucht und Hoffnung sind entschwunden,
geblieben harte unheilbare Wunden.
Kein Weinen und Klagen
gibt Dich uns mehr zurück.

1939

Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß erreichte uns vorgestern die traurige Nachricht, daß mein heißgeliebter Gatte, der treusorgende Vater, mein guter Sohn, mein einziger Bruder, Schwiegersohn, Schwager, Pate und Onkel

Otto Lenz

Soldat in einer Sanitäts-Kompagnie

im Alter von 29 Jahren im Feldlazarett Radom in Polen gestorben ist.

In tiefem Schmerz: **Emmi Lenz und Sohn Reinhold**
Karl Lenz
Familie Karl Seng
Familien Ruckelshausen und Cloos.

Arnshain, den 16. Oktober 1939.

Abb. 7: Erste Traueranzeige für einen Toten des Zweiten Weltkriegs in der OZ (OZ-Archiv: 16.10.1939)

Otto Lenz (Arnshain), Soldat in einer Sanitätskompagnie, starb im Alter von 29 Jahren den Anzeigen seiner Angehörigen und der Spar- und Darlehnskasse Arnshain zufolge am 4. Oktober 1939 *„im Lazarett zu Radom für Führer und Vaterland"*.[29] Es war die erste Gefallenen-Anzeige des Zweiten Weltkriegs in der OZ. Der Verstorbene war Vorsitzender der Spar- und Darlehnskasse. Er war Kriegsopfer des Polen-Feldzugs.

28 OZ-Archiv: 16.10.1939.

29 Sterben im Krieg für „Führer und Vaterland" war damals eine fast durchgängig verwendete Formulierung in den Gefallenen-Anzeigen auch in der hiesigen Region.

Kontinuierlich im Verlauf des fast sechs Jahre dauernden Zweiten Weltkriegs wurden der heimischen Bevölkerung die Grüße ihrer Soldaten per Veröffentlichung in der Lokalpresse übermittelt. Diese Grußbotschaften auf Basis von wohl zugesandten Feldpostkarten oder -briefen[30] hatten zweifellos auch einen propagandistischen Hintergrund, sollten sie doch zum einen den engen Kontakt mit der eigenen Region aufrechterhalten, zum anderen aber auch nach außen dokumentieren, dass Volk und Wehrmacht eine Gemeinschaft, ganz im Sinn der völkisch-nationalen Ideologie der Nazis, ist und die gewillt ist, die Osterweiterungsziele Hitlers und seiner Helfershelfer mit allen militärischen Mitteln umzusetzen.

24.11.1939: Heimatverbundenheit unserer Feldgrauen[31]

*„**Die Heimatverbundenheit unserer Feldgrauen** draußen an der Westfront äußert sich immer aufs neue [sic]. Heute trafen Heimatgrüße an alle Angehörigen und Bekannten ein von den Gefreiten: Rudolf Knierim (Alsfeld), Karl Bücking (Alsfeld), Heinrich Dörr (Deckenbach); ferner von den Soldaten Heinrich Weißbeck (Angenrod), August Mohr (Ruhlkirchen), Georg Ruppel (Schwarz), Heinrich Becker (Homberg, Oberh.), Willi Kehl (Kirtorf, Oberh.), Wilhelm Becker (Flensungen), Heinrich Klug (Groß-Felda), Willi Ermel (Münch-Leusel), Karl Stumpf (Eudorf). Ferner von Unteroffizier Bonn (Leusel). Die Heimat erwidert die Grüße und hofft auf ein baldiges gesundes Wiedersehen."*

24.11.1939: Einquartierung in Homberg (Ohm)[32]

*„**Homberg**, 23. Nov. (E i n q u a r t i e r u n g.) Am Montagnachmittag traf hier eine motorisierte Truppe in Stärke von 180 Mann ein. Sie wurde ohne Verpflegung einquartiert und blieb nur eine Nacht da."*

Dass bei der Umsetzung der militärischen Operationen, als Aggressionskrieg initiiert von der Deutschen Wehrmacht, jegliche die Kampfkraft der Truppe unterminierende Aktionen, so auch Diebstähle bei Soldaten, auf NS-gesetzlicher Grundlage härteste Bestrafungen wie Todesurteile nach sich zogen, wurde quasi als Abschreckung schon sogleich nach Kriegsbeginn in den gleichgeschalteten Medien der heimischen Bevölkerung bekanntgegeben. Für diese Täter kreierte der NS-Staat eine eigene Bezeichnung: „Volksschädling".

21.12.1939: Todesurteil-Vollstreckungen gegen „Volksschädlinge"[33]

Mit einer Meldung aus Berlin wurde die OZ-Leserschaft über die vom Sondergericht München wegen „Verbrechens nach Paragr. 4 der Verordnung gegen Volksschädlinge" verkündeten Todesurteile informiert.

Zwei der drei Verurteilten waren erst 19 Jahre alt. Ihnen wurde vorgeworfen, einen Arbeitskameraden, der im Feld gestanden habe, bestohlen zu haben: „Mit der Vollstreckung der Todesstrafe hat eine besonders verwerfliche Tat, durch die

30 https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Feldpost_im_Zweiten_Weltkrieg (abgerufen am 15.07.2016).
31 OZ-Archiv: 24.11.1939.
32 OZ-Archiv: 24.11.1939.
33 OZ-Archiv: 21.12.1939.

ein Frontkämpfer unter Ausnutzung der durch den Kriegszustand geschaffenen Verhältnisse ausgeplündert wurde, ihre gerechte Sühne gefunden." Alle als „Volksschädlinge" Hingerichteten wurden auch zum „dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte" verurteilt.

Als „Volksschädlinge" galten seit 1930 angebliche „Landesverräter". Zum juristischen Begriff wurde diese Bezeichnung durch die „Volksschädlingsverordnung" vom 6. September 1939.[34]

Zur Anwendung kam insbesondere deren § 4, in dem derjenige, der „vorsätzlich unter Ausnutzung der durch den Kriegszustand verursachten außergewöhnlichen Verhältnisse eine Straftat begeht", als Volkschädling eingestuft wurde.

Als Bestrafungen vorgesehen waren in diesem Falle „Zuchthaus bis zu 15 Jahren, mit lebenslangem Zuchthaus oder mit dem Tode, wenn dies das gesunde Volksempfingen wegen der besonderen Verwerflichkeit der Straftat" erforderte.

Und hierzu gab auch der vormalige preußische Justizstaatssekretär, später gefürchteter Schreckensrichter des Reichsgerichtshofs, nämlich Roland Freisler, eine Definition,[35] wonach er vier Tatbestände – „mehr als Tatbestände, es sind plastische Verbrechensbilder" – konkretisierte: „1. Das des Plünderers 2. Das des feigen Meintäters. 3. Das des gemeingefährlichen Saboteurs. 4. Das des Wirtschaftssaboteurs."

In der Schlussphase des Krieges wurde der Begriff, dessen Inhalt nicht eindeutig abgegrenzt war, in der Rechtspraxis der Nazis in erster Linie auf Deserteure übertragen. Die schrecklichen und oft mit Todesurteilen einhergehenden Aburteilungen erfolgten vor allem durch die Sondergerichte.

Ausgewählte Angenröder Soldatenporträts

Erwin Bernhard (* 1925)

Erwin Bernhard, geb. 1925 als Sohn von Johannes Bernhard II. („Scholtesse") und Berta Bernhard geb. Pfaff, besuchte von 1931 bis 1939 die Volksschule Angenrod. Anschließend begann er seine Weiterbildung – er war Sohn einer traditionsreichen Landwirtsfamilie im Dorf – in der Landwirtschaftsschule Alsfeld.

Diese Ausbildung konnte er aber kriegsbedingt nicht zu Ende führen, denn er wurde 1943, also als erst 18-Jähriger, zu einer dreiwöchigen militärischen Vorbereitung ins Wehrertüchtigungslager Hundstadt bei Usingen (Taunus) eingezogen.

Wieder zu Hause, kam Bernhard dann zum Reichsarbeitsdienst (RAD), zunächst nach Ehringshausen (RAD 223/6) und dann ins von den Deutschen damals besetzte Nachbarland Frankreich, und zwar nach Cherbourg. Hier mussten Arbeiten im Bereich des Atlantikwalls erledigt werden, zumal die deutschen Soldaten jederzeit mit dem Angriff der Alliierten auf ihre Stellungen insbesondere vom Meer her rechneten. Die britischen Inseln Jersey und Guernsey waren schließlich nur etwa 80 Kilometer entfernt.

34 https://de.wikipedia.org/wiki/Volkssch%C3%A4dling (abgerufen am 25.10.2015).
35 Deutsche Justiz, 1939, S. 1450.

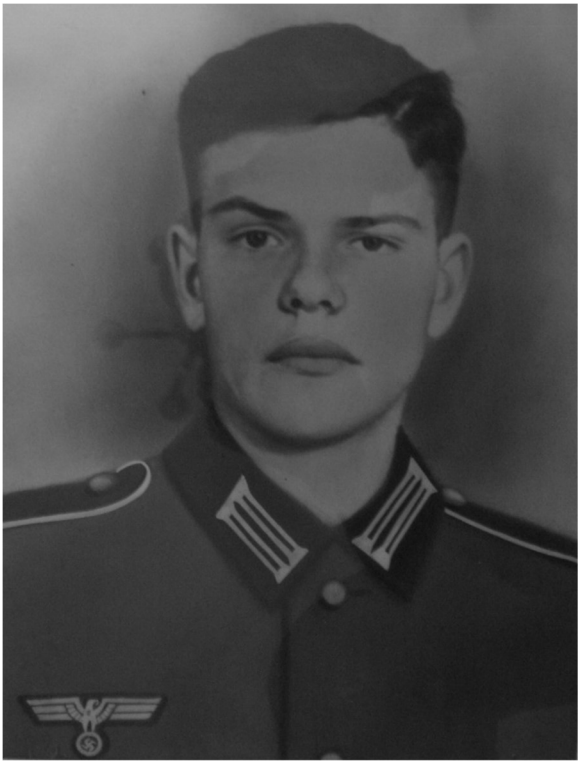


Abb. 8: Erwin Bernhard in Wehrmachts-Uniform (Bildersammlung I. Stahl)

Im August 1944, mittlerweile war bereits der D-Day mit der Invasion der US-Alliierten in der Normandie Geschichte und der Zweite Weltkrieg trat immer mehr in seine finalen Phasen, wurde Bernhard dann in eine Kaserne für Infanterie, die 451er, abkommandiert. Nach nur vier Wochen wurde er dann als Soldat nach St. Etienne im französischen Zentralmassiv hinberufen, wo er und seine Kriegskameraden bis Dezember 1944 die Stellung zu halten hatten. Mit der Bahn gelangte er dann wieder nach Deutschland, zwischen den Jahren zunächst in eine Kaserne in Siegen, und von dort aus, wiederum per Bahntransport, nach Danzig.

Von hier aus, also Anfang 1945, ging es dann für ihn und seine Soldatenkameraden weiter über den Bottnischen Meerbusen ins finnische Turku. Der letztendliche Kriegseinsatzbereich von Erwin Bernhard war ganz im Norden Finnlands, in Karelien, wo man im Wald, in der eigentlichen Heimatregion von Lappen und deren Rentieren, auf Skiern Patrouillen zu laufen hatte: täglich so um die 25 Kilometer. In Karelien war zu jener Zeit auch Willi Herrmann („Bambeys“) stationiert.

Gegen Kriegsende zog man sich dann aber nach Narvik zurück und verblieb dort bis zum Schluss. Sein MG-Bataillon 14 wurde schließlich von den Briten gefangengenommen. Von Christiansand im südlichen Norwegen erfolgte dann der

Heimtransport der deutschen Kriegsgefangenen per Schiff nach Bremerhaven. Und auf dieser Schifffahrt habe er zu seiner großen Überraschung Albert Schlitt (Obere Mühle) aus Angenrod, der an der Reling gestanden habe, erkannt. Die Wiedersehensfreude der beiden Angenröder sei natürlich groß gewesen. In Bremerhaven lag damals dann auch das berühmte und größte Passagierschiff Deutschlands, die „Europa“, vor Anker, weiß Erwin Bernhard zu berichten.

Zwischenstation für ihn und seine Mitkameraden war dann für zwei Wochen das übervölkerte US-Camp bei Bad Kreuznach, dann ein Gefangenen-Arbeitslager in Blomberg (Süddeutschland). Hier habe man Holz geschlagen, also Waldarbeiten verrichtet.

Der Tag der Befreiung von der Gefangenschaft kam dann aber noch im Dezember 1945. Es war eine unerschrockene Selbstbefreiung zusammen mit einem Kameraden, wobei Erwin Bernhard einfach dem Lager entwich – „ausbüxte“. Sein Heimweg per Fußmarsch mutete teilweise recht abenteuerlich an. Vom oberhessischen Gießen aber fuhr der junge Angenröder dann mit der Eisenbahn, und zwar Richtung Fulda nach Alsfeld. Die letzten paar Kilometer wurden Erwin Bernhard dann sehr leicht. Er absolvierte sie per pedes und kam schließlich glücklich und wohlbehalten wieder in Angenrod und somit bei seiner Familie an.

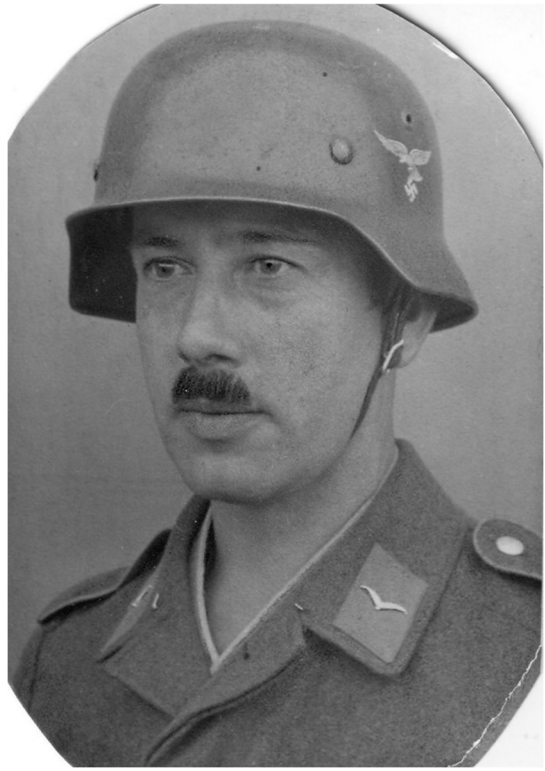


Abb. 9: Heinrich Decher mit Stahlhelm und in Uniform (Bildersammlung I. Stahl)

Heinrich Decher (1902-1961)

Heinrich Decher, geb. 1902 in Angenrod als Sohn des Schweizers Heinrich Decher (Lingelbach) und Anna Decher geb. Bonn (Angenrod), besuchte von 1908 bis 1915 die Volksschule Angenrod. Von 1915 bis 1918 absolvierte er eine Lehre als Zimmermann.

Als Zimmermann war er dann auch hauptberuflich tätig, ab 16.04.1921 in Gelsenkirchen (Ruhrgebiet). Am 31.01.1928 schloss Heinrich Decher dort den Bund der Ehe mit Therese Decher geb. Becker.

Eine Zäsur im weiteren Leben der harmonischen Ehe – inzwischen war den Eheleuten bereits Kindersegen beschieden – brachte dann jedoch der Zweite Weltkrieg mit sich. Familienvater Heinrich Decher kam bereits zu Kriegsbeginn zur Luftwaffe und sollte in den Folgejahren die ganze Schicksalsschwere des Einsatzes im Weltkrieg hautnah miterleben.

Unter anderem war der gebürtige Angenröder auch auf der damals sowjetischen Halbinsel Krim am Schwarzen Meer als Luftwaffensoldat im Einsatz. Dabei war es den eingekesselten Deutschen temporär auch gelungen, sich aus der Umzingelung durch die Rote Armee zu befreien. Von der Krim schrieb er damals auch eine Grußkarte an seine Familie.

Ein Dauererfolg der Deutschen Wehrmacht war dies jedoch nicht. Letztlich musste das Deutsche Reich, sowohl im Westen von den Alliierten als auch im Osten von den Sowjets überrannt, die Kapitulationsurkunde unterzeichnen. Der Krieg war verloren.

Heinrich Decher jedoch blieb, im Gegensatz zu vielen seiner Kriegskameraden, die Kriegsgefangenschaft erspart. Er wurde direkt vom Militär in seinen Heimatort Angenrod entlassen. Dorthin war bereits im Sommer 1943 seine Frau Therese mit ihren Kindern aus dem Ruhrgebiet evakuiert worden. Der bisherige Familienwohnsitz Gelsenkirchen war nämlich Opfer der verheerenden Bomberangriffe der Alliierten geworden.

Heinrich Decher starb 1961 in Angenrod im Alter von erst 58 Jahren. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhof auf dem Getürms.

Aus der Ehe Heinrich Dechers mit Therese Decher geb. Becker gingen sechs Kinder hervor: Heinz, Ingrid (gest. 1936), Manfred, Elsbeth, Anneliese und Werner.

Ludwig Diebel (1907-1999)

Ludwig Diebel, geb. 1907 in Nieder-Jossa als Sohn von Peter Diebel und Katharina Diebel geb. Diebel, besuchte von 1913/14 bis 1921/1922 die dortige Volksschule. Danach erlernte er das Schneiderhandwerk, und zwar bei einem Onkel in Nieder-Jossa, und legte dort auch Anfang der zwanziger Jahre die Gesellenprüfung ab.

Anschließend nahm Diebel seine Berufstätigkeit auf. Zunächst arbeitete er etwa ein halbes Jahr als Schneider in der Kurstadt Bad Hersfeld, wechselte aber dann als Schneider in den Katzenberg, nach Ruhlkirchen. Hier war er dann ein Jahrzehnt angesehener und vielbeschäftigter Schneider, nicht nur in Ruhlkirchen, sondern

auch für die Menschen im Umland. Seine qualitativ hochwertige Arbeit hatte sich schnell herumgesprochen.



Abb. 10: Ludwig Diebel mit Schiffchen und in Uniform (Bildersammlung I. Stahl)

In dieser Zeit lernte er auch seine spätere Ehefrau Marie Dietrich aus Angenrod, selbst ebenfalls Schneiderin, kennen. Die Beiden heirateten 1932/33 in Angenrod. Ludwig Diebel hatte sich bereits selbständig gemacht, und das Ehepaar ergänzte sich bei seinen Schneiderarbeiten sehr harmonisch. In Angenrod arbeitete es unter anderem auch für die israelitischen Mitbürger und war bei diesen sehr geschätzt.

Eine Zäsur der gemeinsamen Arbeit der Eheleute Diebel erfolgte dann aber zu Beginn des Zweiten Weltkriegs. Ludwig Diebel wurde zur Wehrmacht eingezogen, zunächst zur Grundausbildung der Waffengattung Infanterie in der Kaserne von Heiligenstädt.

Zum Kriegseinsatz kam Diebel dann in Dänemark, das zusammen mit Norwegen von der Hitler-Wehrmacht bereits überfallartig besetzt worden war. Beabsichtigt war dann, Diebel mit seiner Kompanie nach Norwegen zu verlagern. Eine gravierende Kreislauferkrankung Ludwig Diebels, eingetreten im dänischen Kolding, führte jedoch letztlich für die gesamte Kriegsdauer dazu, dass er nicht mehr für den Kriegseinsatz verwendet werden konnte. Er war also generell UK gestellt, arbeitete aber dennoch in diesen Jahren bis Kriegsende für das Bataillon als Schneider, darüber hinaus sogar noch für die den Deutschen dort wohlgesonnenen Dänen. Aufgrund der Nähe Koldings zu Schleswig-Holstein machte auch die Kommunikation mit der dortigen Bevölkerung für beide Seiten keine größeren Probleme.

Nach der Kapitulation geriet Diebel dann in britische Kriegsgefangenschaft in ein Lager in der Nähe von Husum, der Stadt Theodor Storms. Hier traf der eingeheiratete Angenröder ganz per Zufall, aber umso mehr zur Freude aller sowohl seinen Bruder als auch seinen Cousin und auch Neffen.

Die Internierung in diesem Lager in Nordfriesland währte sechs Monate. Dann erfolgte ihre Freilassung, und es ging wieder heimwärts: per Zug nach Marburg. Von hier aus war es dann ja auch nicht mehr weit nach Angenrod, so dass Ludwig Diebels Kriegseinsatz ein schließlich glückliches Ende fand. Über diese Zeit äußerte Diebel später, er sei sehr froh, dass er keinen Menschen habe erschießen müssen.

Aus Ludwig Diebels Ehe mit Marie Diebel geb. Dietrich gingen zwei Kinder hervor: die Söhne Werner und Gernhold.

Jakob Friedrich Freund (1912-1945)



Abb. 11: Jakob Friedrich Freund als Soldat
(Bildersammlung I. Stahl)

Jakob Friedrich Freund, geb. 1912 als Sohn des Schuhmachers Heinrich Gustav Freund (Nieder-Hülsa) und Elise geb. Wettlaufer, besuchte von 1919 bis 1926 die Volksschule in Hülsa. Anschließend ging er in die Lehre als Schmied.

Zuletzt hatte er die Arbeitsstelle im Hofgut Koch in Seibelsdorf als Schmied. Seine spätere Ehefrau Käthe lernte er bei kulturellen Veranstaltungen im Nachbardorf Angenrod kennen.

Auch Friedrich Freund wurde wie Millionen andere deutsche Väter zur Deutschen Wehrmacht eingezogen. Im Zweiten Weltkrieg war Freund, der im Gegensatz zu vielen anderen nicht NS-Parteiverbänden oder der SS, auch nicht der Polizei angehörte, als Soldat im Felde als Infanterist eingesetzt. Nach dem Krieg galt Friedrich Freund als im Februar 1945 vermisst. So ist es auch auf dem Gefallenen-Ehrenmal auf dem Getürms dokumentiert. Sein konkretes Schicksal konnte jedoch bislang nicht vollständig aufgeklärt werden.

Amtlicherseits (Amtsgericht Alsfeld) wurde seiner Frau Käthe 1951 eine formale Todeserklärung ausgestellt: „Weihnachten 1944 befand sich der Verschollene als Infanterist in Böhmen. In seinem letzten Brief vom 29. Januar 1945 teilte er mit, dass er jetzt zum Einsatz käme. Danach hat er keinerlei Nachrichten mehr gegeben. Eine Vermisstenmeldung der Truppe liegt nicht vor. Der Antrag auf Todeserklärung ist zulässig (§ 16 Versch. Ges.) und begründet."

Und erläuternd und begründend heißt es dann weiter: „Der Verschollene ist im Zusammenhang mit Ereignissen und Zuständen des letzten Krieges vermisst und seitdem verschollen. Ernstliche Zweifel an seinem Fortleben sind begründet. Es ist anzunehmen, dass der Verschollene, wenn überhaupt, so in den Gewahrsam einer östlichen Macht geraten ist, von wo aus die Postverbindung mit der Heimat ... von dem Gefangenen in der Regel aufgenommen werden konnte."[36]

Infolge der Nichtzugehörigkeit zu den genannten Sonderformationen sei nicht anzunehmen, dass er in ein Schweigelager gekommen sei, heißt es weiter in der amtlichen Erklärung. Der Begriff des Vermisstseins beinhalte gemäß damaliger Rechtslage im vorliegenden Fall keine förmliche Vermisstenmeldung der Truppe zur Todeserklärung mehr.

Aus der Ehe Friedrich Freunds mit Katharina Freund geb. Meier gingen drei Kinder hervor: die Töchter Gisela und Helga sowie Sohn Günter.

Karl Jäckel (1920-2002)

Karl Jäckel, geb. 1920 in Angenrod als Sohn von Georg Jäckel und Katharina Jäckel geb. Heidelbach („Bergs"), besuchte von 1926 bis 1934 die Volksschule Angenrod. Danach erfolgte seine Ausbildung in einem Alsfelder Meisterbetrieb zum Weißbinder.

Bezüglich seines Kriegseinsatzes bei der Deutschen Wehrmacht veranlasste der Verfasser mit Einverständnis von Karl Jäckels Tochter Gudrun Meyer eine personenbezogene Recherche bei der „Deutschen Dienststelle" für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht (Anfrage vom 22.01.2014).

Von der Wehrmachtsauskunftstelle wurden folgende Angaben zu Karl Jäckel mitgeteilt (11.03.2015):

36 HStAD, Best. H 14 Alsfeld Nr. F 19/28.



Abb. 12: Karl Jäckel in Uniform
(Bildersammlung I. Stahl)

„Die Personalpapiere (Wehrpass, Wehrstammbuch, Stammrolle) des oben Genannten liegen nicht vor; diese sind vermutlich durch Kriegseinwirkung verloren gegangen.

Aus sonstigem Schriftgut der ehemaligen deutschen Wehrmacht konnte Folgendes festgestellt werden:
Jäckel, Karl, geb. 29.06.1920 in Angenrod
Diensteintrittsdatum: nicht verzeichnet
Erkennungsmarke: -61- 3./Bau-Batl. 140
Truppenteile:
Laut Meldung vom 25.09.1939 und vom 10.11.1939: 3./Bau-Bataillon 140, Bad Schwalbach, Worms
Am 20.01.1940: Ersatzkommando/Bau-Ersatz-Bataillon 12, Worms
Am 08.02.1940: entlassen zum Wehrmeldeamt Alsfeld (ohne nähere Angaben)
Wiedereinberufung: nicht verzeichnet
Erkennungsmarken: -1310-Stabsbat. schw. Fla-E-Abt. 64 -210356/13 –
Truppenteile:

in der Zeit vom 01.08.1941 bis 31.08.1941: Stabsbatterie schwere Flak-Ersatz-Abteilung 64, Kassel-Wolfsanger
Laut Meldung vom 05.10.1944: 2./Fallschirm-Sturmgeschütz-Brigade 11, Italien, zuletzt aber im Westen
Dienstgrad: nicht verzeichnet
Kriegsgefangenschaft: keine Unterlagen

Die Auskunftstelle teilte noch erläuternd mit, dass es sich bei der Formulierung „laut Meldung" um das Datum einer so genannten Erkennungsmarkenliste handele, in der verschiedene Veränderungsmeldungen (Zu- und Abgänge von Angehörigen einer bestimmten Einheit) zusammengefasst seien: „Die genauen Zu- und Abgangsdaten wurden damals in vielen Fällen von den Truppenteilen nicht angegeben. Als Zeitangabe bleibt nur das Datum der Liste. Der tatsächliche Einzeleintrag kann jedoch bis zu drei Monate vor und nach dem Datum der Liste erfolgt sein."

Nach dem Zweiten Weltkrieg – im Juni 1945 hatte Karl Jäckel den Bund der Ehe mit Käthchen Rausch (Alsfeld) geschlossen – qualifizierte sich Jäckel dann zum Weißbindermeister und wurde somit selbständig. Er bildete dann auch regelmäßig Lehrlinge für das Weißbinderhandwerk aus. Auf sportlichem Sektor war der gebürtige Angenröder in jenen Jahren auch erfolgreich für den FSV Angenrod aktiv.

Sein Malergeschäft in Angenrod führte Jäckel bis zu seiner Erkrankung im Jahre 1967. Danach schulte er für den kaufmännischen Bereich um und war dann von 1968 bis 1983 als Sparkassenangestellter bei der Kreissparkasse Alsfeld tätig. Seinen Ruhestand, zunächst in Angenrod, führte er dann aber 1994 im neuen Wohnort Friedrichsdorf-Köppern weiter. Karl Jäckel starb am 16.03.2002.

Aus der Ehe Karl Jäckel mit Käthchen Jäckel geb. Rausch ging eine Tochter hervor: Gudrun.

Heinrich Jung (1911-1945)

Heinrich Jung, geb. 16.06.1911 in Angenrod als Sohn von Justus Jung V. („Dambusch") und Marie Jung geb. Wahl, besuchte vom 16.04.1917 bis zum 28.03.1925 die Volksschule in Angenrod. Nach dem Volksschulabschluss absolvierte er eine Anstreicherlehre.

Nach seiner Zeit beim Reichsarbeitsdienst (RAD) in Verbindung mit der Logistik des Reichsautobahnbaus bei Romrod, weiß Bruder Wilhelm (1926-2015) zu berichten,[37] wurde Heinrich Jung als knapp Dreißigjähriger wie Millionen andere von der Deutschen Wehrmacht zum Kriegsdienst einberufen. Wie sich seine Schwester Marie Roth geb. Jung (1924-2014) erinnert,[38] sei ihr Bruder damals vor Kriegsbeginn mit weiteren Angenröder Militärpflichtigen in Kirtorf beim Reichsarbeitsdienst (RAD) beschäftigt gewesen. Untergebracht gewesen seien die Männer in peripher aufgestellten Zelten. Marie Roth kann sich noch an zwei

37 Zeitzeugenbericht Wilhelm Jung in 2013.
38 Zeitzeugenbericht Marie Roth in 2013.

weitere Angenröder unter den um die Hundert Teilnehmern erinnern: Georg Ermel und Karl Krämer.



Abb. 13: Heinrich Jung mit Mütze und Uniform
(Fotograf: Greier, Bildersammlung I. Stahl)

Wie auch Heinrich Jungs Sohn Richard bestätigt, sei sein Vater damals zunächst als Infanterist in Frankreich eingesetzt gewesen. Später sei dann seine Verlegung nach Russland erfolgt, das bekanntermaßen von der Deutschen Wehrmacht im Juni 1941 angegriffen wurde.

Schwester Marie kann sich auch noch gut an einen Kriegsurlaub ihres Bruders in Angenrod erinnern. Die Verabschiedung von seiner Familie sei sehr bewegend gewesen. Es war ein Abschied ohne Wiedersehen.

Heinrich Jung galt nach Kriegsende, wie auch auf dem Angenröder Ehrenmal auf dem Getürms dokumentiert, als im Juni 1944 vermisst. Dank der unermüdlichen und verdienstvollen Nachforschungsarbeit des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge[39] konnte aber vor einigen Jahren auch das Kriegsschicksal Heinrich Jungs aufgeklärt werden. Jung verstarb am 15.01.1945 im sowjetischen

39 http://www.volksbund.de/ (abgerufen am 05.02.2015).

Kriegsgefangen-Lager Urjupinsk[40] (Lager Nr. 123) westlich Stalingrad. Er wurde 34 Jahre alt.

Heinrich Jung war mit Emma Jung geb. Jungk („Grohe“) verheiratet. Aus der Ehe ging ein Sohn hervor: Richard.

Wilhelm Jung (1926-2015)



Abb. 14: Wilhelm Jung in Uniform (Bildersammlung I. Stahl)

Wilhelm Jung, geb. 1926 in Angenrod als Sohn von Justus Jung V. („Dambusch“) und Sophie Jung geb. Wahl, besuchte von 1932 bis 1940 die Volksschule Angenrod. Nach dem Volksschulabschluss erfolgte seine Maurerausbildung, gepaart mit Abschluss Anfang September 1943 nach drei Semestern Fachunterricht in der Alsfelder Berufsschule, also mitten im Krieg.

40 http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_sowjetischer_Kriegsgefangenenlager_des_Zweiten_Weltkriegs (abgerufen am 05.02.2015).

Wilhelm Jung wurde dann als erst 17-Jähriger – gemeinsam mit seinen Angenröder Schulkameraden Richard Becker, Walter Kuhl und Rudolf Jung – zur Soldatenausbildung einberufen. Umgehend mussten sich alle vier Angenröder hierfür in den Taunus begeben, nämlich in das Wehrertüchtigungslager der Hitler-Jugend in Hundstadt bei Usingen.[41] Dieses diente der Vorbereitung junger Männer auf den Kriegsdienst. Noch bis 1942 stand hier ein Reichsarbeitsdienstlager.[42]

Über den Frankfurter Hauptbahnhof erfolgte dann die Umquartierung der vier Angenröder Jugendlichen nach Spa/Belgien in die dortige Kaserne der Belgier.

Hier erhielten alle etwa einen Monat lang intensive und äußerst realitätsnahe Kriegsausbildung. Zum Reichsarbeitsdienst kam Wilhelm Jung dann am 6. Januar 1944. Seinen Einberufungsbescheid als Soldat erhielt er schließlich Ende März 1944. Der junge Angenröder wurde im Anschluss an seinen Kriegsurlaub im August 1944 an die Westfront – in der Nähe Aachens – verlegt.

Er war dabei letztlich auch bei den schweren Offensiv- und finalen Abwehrkämpfen im Zuge der „Ardennen-Offensive" eingesetzt. Unter schwerstem Beschuss und bei Artilleriefeuer, zudem auch Fliegerangriffen, kam ihm die Aufgabe zu, als Nachrichtenhelfer die Telefonverbindungen zu den Kommandostellen, die durch freies Feld verliefen, zu reparieren und somit die Verbindungen aufrecht zu erhalten. Es waren Einsätze unter größter Todesgefahr.

Nach der Kapitulation der deutschen Wehrmacht im Mai 1945 gelangte auch Wilhelm Jung wie Millionen andere deutsche Soldaten in US-alliierte Kriegsgefangenschaft, und zwar, zusammen mit Tausenden weiterer Kriegsgefangenen, in ein US-Camp bei Bad Kreuznach, dann auch am Niederrhein.

Am 16. Juni 1945 wurde Wilhelm Jung dann wieder in seine Heimat entlassen. Die letzten Kilometer nach Angenrod lief der glückliche Früh-Heimkehrer sogar zu Fuß. Von seinen Familienangehörigen wurde er zu Hause freudestrahlend wieder in die Arme genommen.

Aus seiner Ehe mit Emmi Jung geb. Henning gingen zwei Kinder hervor: Sohn Helmut und Tochter Gerda (verh. Schnägelberger).

Heinrich Planz (1909-1993)

Heinrich Planz, geb. 1909 in Angenrod als Sohn von Karl Planz – gebürtiger Arnshainer – und Gertrud Planz geb. Korell, besuchte von 1915 bis 1923 die Volksschule Angenrod. Nach dem Volksschulabschluss war Planz in der heimischen Landwirtschaft beschäftigt. So stand er auch vor dem Krieg mehrere Jahre auf dem Hofgut Angenrod unter seinem damaligen Gutspächter Schulte in Lohn und Brot.

41 http://www.fnp.de/rhein-main/hochtaunus/Exkursion-zur-Muna-Hundstadt;art690,528810 (abgerufen am 05.02.2015).

42 http://www.hundstadt.eu/Uber_Hundstadt/Geschichte/geschichte.html (abgerufen am 05.02.2015).



Abb. 15: Heinrich Planz in Uniform
(Bildersammlung I. Stahl)

Seine militärische Kriegsvorbereitung für die schwere Artillerie mit Geschützen aus „Krupp-Stahl" erfolgte im damals noch rheinhessischen Mainz. Aktiven Militäreinsatz leistete Planz dann zunächst im Westen (Frankreich). Später erfolgte im Zuge der Wehrmachtsoperation „Barbarossa" die Verlegung seiner Einheit nach Russland, und zwar in dessen Mittelabschnitt (9. Armee, Oberbefehlshaber von Bock) mit Stoßrichtung Moskau.

Von den Sowjetsoldaten wurde der Angenröder Weltkriegsteilnehmer dann zusammen mit seinen Kameraden im extrem kalten russischen Winter 1941/42 in Sichtweite Moskaus, als nichts mehr vorwärtsging, eingekesselt. Es fehlte den von der Extremkälte und den Massen von Schnee überraschten deutschen Soldaten allenthalben an geeigneter Winterbekleidung und insbesondere an Nachschub von Munition. Seine Einheit konnte sich jedoch wieder aus der prekären Situation freikämpfen, allerdings unter hohem Blutzoll.

Viele seiner Kameraden, so berichtete Heinrich Planz später, seien bei diesen Ausbruchskämpfen leider ums Leben gekommen. Der Rückzug der Deutschen Wehrmacht und somit auch seiner Artillerieeinheit sei aufgrund des gewaltigen

Nachstoßens der Sowjet-Armeen von permanenten Stellungswechseln begleitet gewesen.

Nach dem Krieg kehrte Heinrich Planz schließlich im Herbst 1945 wieder in seine Heimat nach Angenrod zurück. Lange Jahre war er dann bei einer regionalen Tiefbaufirma beschäftigt. Seine letzten Dienstjahre leistete er im Steinbruch am Getürms.

Aus seiner Ehe mit Anna Planz geb. Wöll gingen zwei Töchter (Frieda und Else) sowie ein Sohn (Heinz) hervor. Heinrich Planz starb 1993 in Angenrod.

Walter Schopbach (1924-2014)



Abb. 16: Walter Schopbach in Marine-Uniform
(Bildersammlung I. Stahl)

Walter Schopbach, geb. 1924 in Angenrod als Sohn des Vermessers Heinrich Schopbach und Anna Schopbach geb. Martin, besuchte von 1931 bis 1939 die Volksschule Angenrod. Nach deren Abschluss verpflichtete er sich für zwölf Jahre beim damaligen Reichsstatthalter in Hessen (Einstellungsbehörde) (Lehrling in der Ausbildung), um mit letztlich Blick auf Einstieg in den gehobenen Dienst seine

Verwaltungskarriere zu starten. Seine Dienststelle 1939 – 1942 war das Landratsamt Alsfeld.

Seinem Wunsche entsprechend kam Schopbach nach Erhalt seines Einberufungsbescheids zur Deutschen Kriegsmarine. Seine einzelnen Stationen in der Kriegszeit: vierwöchige Rekrutenausbildung, vier Wochen Verwaltungsschule in Eckernförde, danach Marinekriegseinsatz auf dem Zerstörer Z 14 „Friedrich Ihn". Auslaufhafen des Zerstörers war damals Kiel.

Im Krieg fuhr Schopbach mit seinen Kameraden Begleitung für vor allem deutsche Handelsschiffe, aber auch bei der Verlegung der großen Kriegsschiffe wie „Gneisenau" und „Scharnhorst" nach Norwegen. In der Schlussphase des Krieges sollten von der Insel Rügen noch Marinehelferinnen und Flüchtlinge abgeholt werden. Die Z 14 wurde dann aber nach Hela umdirigiert, da die Russen bereits gelandet gewesen waren. Vom 4. bis zum 8. Mai erfolgten noch zwei Einsätze, um in dem einen um die zweitausend, in dem anderen so um die dreieinhalb Tausend Landser zu holen.

Die Entwaffnung durch die Alliierten erfolgte in Kiel. Schopbachs britische Kriegsgefangenschaft auf Fehmarn dauerte drei Monate. Danach wurde er sofort wieder im Landratsamt eingestellt: von Landrat Rosenkranz.

Walter Schopbach (89, gest. Sept. 2014) war seit 1946 verheiratet mit Erna Schopbach geb. Horst, wohnte seitdem in Leusel, später auch zusammen mit der Familie von Sohn Horst. Schopbach war auch von 1964 bis 1971 Bürgermeister und bis 1993 Ortsvorsteher in Angenrods Nachbargemeinde.[43] Walter Schopbach starb 2014 und wurde in Leusel bestattet.

Heinrich Selzer (1920-1945)

Heinrich Selzer, geb. 1920 in Angenrod als Sohn von Johannes Selzer und Sophie Selzer geb. Hansberg („Schmeeds"), besuchte von 1927 bis 1935 die Volksschule Angenrod. Nach dem Volksschulabschluss absolvierte er in Alsfeld die Schmiedelehre. Den Gesellenbrief der Innung für das Schmiedehandwerk erhielt er nach dreijähriger Lehrzeit am 25.11.1938.

Seine militärische Ausbildung erhielt Selzer in einer Kaserne in der Nähe von Paderborn. Als der Zweite Weltkrieg schon begonnen hatte, wurde der junge Angenröder als Erstes nach Frankreich eingezogen. Später, nach der Unterwerfung Frankreichs durch die Deutsche Armee, erfolgte auch die Verlegung Heinrich Selzers an die Ostfront.

Jetzt hatte nämlich die Deutsche Wehrmacht unter Reichsführer Adolf Hitler auch die Invasion in die Sowjetunion („Operation Barbarossa") mit drei Hauptstoßrichtungen der beteiligten Armeen gestartet.

43 OZ-Archiv: 29.12.2012; Alsfeld und seine Stadtteile, Band 3, Leusel, Bilder und Texte zur Geschichte eines Ortes, Ehrenklau Druck und Verlage, Alsfeld 1990, S. 80.



Abb. 17: Heinrich Selzer in Uniform
(Bildersammlung I. Stahl)

Heinrich Selzer war dabei der südlichen Stoßgruppe zugeordnet, der 6. Armee unter dem späteren Generalfeldmarschall Paulus. Dem jungen Soldaten stand bei diesen Vorwärtsmärschen ein Pferd zur Verfügung. Zufälligerweise war es eines aus dem Angenröder Nachbarort Billertshausen, das Heinrich Selzer sogar kannte.

Heinrich Selzer wurde dann, wie Zigtausende seiner Armeekameraden, unter erschwertesten winterlichen Bedingungen in Stalingrad von den Sowjet-Divisionen eingekesselt. Hier, im Kessel von Stalingrad, und zwar im nördlichen Abschnitt um Gorodischtsche, wurde er dann zum ersten Mal verwundet. Aber noch gelang es, die Verwundeten aus dem Kessel auszufliegen und im Lazarett versorgen zu lassen. Auch Selzer zählte zu diesen Geretteten auf Zeit.

Nach Ausheilung der Verletzungen wurde er aber erneut in den Stalingrad-Kessel eingeflogen. Dies hatte Heinrich Selzer in einem seiner zahlreichen Schreiben aus dem Feld seiner Familie in Angenrod mitgeteilt. Selzer hielt auch in diesem verheerenden Krieg, so gut es ging, intensiven Feldpostbriefkontakt mit seinen Angenröder Angehörigen.

Einem glücklichen Umstand war es dann zu verdanken, dass der damals 21-jährige Angenröder trotz der Umzingelung durch die Sowjets noch entkommen konnte. Seine Truppenangehörigen mussten aber, wie allgemein bekannt, immer weiter nach Westen, also über Polen, die Oder und dann schließlich bis nach Thüringen, zurückweichen. Sie hatten letztlich dem ungeheuren militärischen Druck der roten Armee Tribut zu zollen.

In Thüringen, dem jetzigen Nachbarbundesland Hessens, wurde Heinrich Selzer dann am 09.03.1945 schwer verwundet. Es war nur acht Wochen vor der endgültigen Kapitulation und somit dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Von diesen schweren Verletzungen erholte sich Heinrich Selzer nicht mehr. Er verstarb am 8. Mai 1945, also am Tag des Kriegsendes, in einem Lazarett in Bernburg an der Saale (Thüringen). Er war der letzte Kriegstote Angenrods im Zweiten Weltkrieg.

Heinrich Selzer wurde nur 24 Jahre alt. Er war noch nicht verheiratet.

Friedrich Stahl (1896-1945)



Abb. 18: Friedrich Stahl, schon Angehöriger der kaiserlichen Marine im Ersten Weltkrieg (Foto: Bildersammlung I. Stahl)

Friedrich Stahl, geb. 1896 in Frankfurt am Main als Sohn von Peter Joseph Stahl (Mainz) – seinerzeit „Metteur" der „Frankfurter Zeitung" (später: FAZ) – und Anna Helene Stahl geb. Schnitzspahn (Frankfurt), besuchte zunächst die Volksschule in Frankfurts Innenstadt, danach machte er den mittleren Bildungsabschluss (Mittlere Reife).

Von seinem Vater wurde er, wie damals noch üblich, als junger Mann in Rotterdam bei der Handelsmarine „eingekauft", um dann auf den Weltmeeren mit Handelsschiffen zur See zu fahren. Doch der Beginn des Ersten Weltkriegs brachte eine gravierende Zäsur in seinen Lebensablauf.



Abb. 19: Ehrenteil auf dem lutherischen Friedhof Leers für die Kriegsgefallenen und –toten bei den Kämpfen um Leer (Ostfriesland). Hier sind insgesamt 292 Kriegstote der Zeit Ende April 1945 in Reihengräbern bestattet. Stahls Grabstätte befindet sich im vorderen Reihengrab (links) (Ingfried Stahl)

Stahl wurde am 30.01.1915 zur kaiserlich-deutschen Kriegsmarine eingezogen (I. Matrosendivision).[44] Auf dem Flaggschiff, dem kleinen Kreuzer „Frankfurt", nahm er im Geschwader der II. Aufklärungsgruppe unter Führung von Konteradmiral Boedicker an der für sowohl die britische als auch die deutschen Kriegsschiffe größten Seeschlacht dieses Krieges teil: der Schlacht im Skagerrak. Stahl – einziger Frankfurter auf der „Frankfurt" – war auf diesem Schiff Entfernungsmesser in der Feuerleitanlage.

Die II. Aufklärungsgruppe stand als Keilspitze an der Spitze der Marschformation der deutschen Seestreitkräfte.[45] Auf seinem Schiff sah Stahl, wie auch zahlreiche seiner Marinekameraden durch britisches Feuer ums Leben kamen.[46]

Nach der Kapitulation der Achsenmächte – also von Deutschland und Österreich – im Jahr 1918 und somit in den wirtschaftlich schwierigen Jahren im Deutschen Reich arbeitete der junge Mann dann zunächst als Metallschmelzer in den Heddernheimer Kupferwerken. Er goss zum Beispiel auch das bronzene Schwert des früheren Denkmals an der Paulskirche.

1926 schloss Friedrich Stahl in Frankfurt-Eckenheim den Bund der Ehe mit Elise Fink (geb. 1903 in Angenrod), um dann als Familienvater im gleichen Jahr seine berufliche Tätigkeit als Werkzeugmacher in der Frankfurter Naxos-Union

44 Recherche Deutsche Dienststelle (WASt) Berlin – militärischer Werdegang – im Auftrag des Verfassers, 2000.

45 Hans H. Hildebrand, Albert Röhr, Hans-Otto Steinmetz: Die deutschen Kriegsschiffe, Band 3, Genehmigte Lizenzausgabe Koehlers Verlagsgesellschaft mbH, Hamburg 1983, S. 86 ff.

46 Frankfurter General-Anzeiger: 31.05.1939, Der einzige Frankfurter der ‚Frankfurt' erzählt.

aufzunehmen. Hier leitete der musikalisch gut ausgebildete Frankfurter im Dritten Reich auch eine größere Werkskapelle.

Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs war Stahl bereits Vater dreier Kinder und 43 Jahre alt. Der Familienvater wurde am 20.02.1940 aber erneut in den Krieg einberufen. Jedoch war er aufgrund seines fortgeschrittenen Alters – wiederum bei der deutschen Marine – lediglich als Maschinist und als Wachtmeister mit Beobachtungsaufgaben betraut: beim Hafenkommandanten von Hoek van Holland an der Rheinmündung, vis á vis der englischen Küste. Von hier aus wurde von der deutschen Wehrmacht jederzeit das Übersetzen britischer Verbände erwartet. Am 30.01.1942 erhielt Stahl (45) als Auszeichnung das Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse mit Schwertern.

Während des Zweiten Weltkriegs und insbesondere, als die Deutsche Kriegsleitung unter Hitler mit immer verzweifelteren Aktionen sich dem drohenden Untergang entgegenzustemmen versuchte, blieb auch der mittlerweile 47-jährige Bootsmaat von diesen dann schon militärisch aussichtslosen Unternehmungen nicht verschont.

Friedrich Stahl gehörte ab 25.02.1944 der 2. und 6. Marineersatzabteilung (Stamm) an. Er war dort Abteilungsfourier. Ab 30.11.1944 war er in Ostfriesland Angehöriger der 8. Marineersatzabteilung.

Er nahm noch an diversen Ausbildungen teil, zuletzt noch mit Abschluss des Hauptfeldwebellehrgangs im Februar 1945 in Hage (Ostfriesland). Stahl war unter anderem auch noch im Herbst 1944 kurze Zeit zu einem Kriegsurlaub in Angenrod, nachdem seine Familie im Oktober 1943 bei den schweren US-Fliegerangriffen auf Frankfurt ausgebombt und in den Heimatort seiner Frau Elise evakuiert worden war.

Als dann am 28. April 1945, also nur zehn Tage vor Kriegsende, Briten und Kanadier unter Montgomery mit Sturmbooten, unterstützt von Luftangriffen – „Die Bofors, 5,5- und 25-Pfünder hämmerten unaufhörlich auf den Gegner" –,[47] die Ems und Leda überquerten, waren die letzten hartnäckig noch Widerstand leistenden deutschen Marinesoldaten bei den Deichen um Leerort auf aussichtslosem Terrain.

Sie alle fielen, darunter auch Friedrich Stahl, und wurden zunächst an Ort und Stelle, also „auf dem Feld", nach militärischer Gepflogenheit bestattet.[48] Die primäre Beisetzung erfolgte in einem Kameraden-Massengrab am Ems-Deich zwischen Leer und Leerort.

47 Kanadischer Gefechtsbericht vom 28. April 1945; Detlef Simon: Das Kriegsende 1945 in Leer, Verlag Schuster, Leer 1995; John Sliz: River Assault - Operation Duck: The 3rd Canadian Infantry Division's Attack on Leer 28th April 1945, Travelogue 219, Toronto (Canada) 2014.

48 Der Verfasser verwendet in dieser Dokumentation durchgängig die konventionellen Bezeichnungen für den Tod von Soldaten in den Kriegen, also zum Beispiel „gefallen", ist sich aber stets bewusst, dass dies mitnichten mit heroischem Sterben für die Ideale von „Führer, Volk und Vaterland" zu tun hatte. Zumeist handelte es sich um grauenvolle, oft mit Zerfetzen der Körper der Soldaten einhergehende finale Lebenssekunden oder qualvolle Sterbensminuten, - tage oder gar –wochen.

Später wurde dann noch anhand ihrer Erkennungsmarken eine Zweitbestattung auf dem dann gesondert angelegten Großen Ehrenfriedhof von Leer – 5. Reihe links –, integriert in dessen Lutherischen Hauptfriedhof, vorgenommen. Stahl teilt sich seine letzte Ruhestätte mit 27 weiteren Kameraden in einem Reihengrab.

Der Ehrenteil mit insgesamt 296 Gräbern – 41 davon unbekannt – wurde dann am 30. Juli 1950 mit einem würdigen Zeremoniell eingeweiht.[49] Es handelt sich um eine vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge ausgebaute Kriegsgräber-Ehrenstätte.[50]

Aus der Ehe Friedrich Stahls mit Elise Stahl geb. Fink gingen vier Kinder hervor: Tochter Elfriede und die Söhne Karl, Gerd und Ingfried.

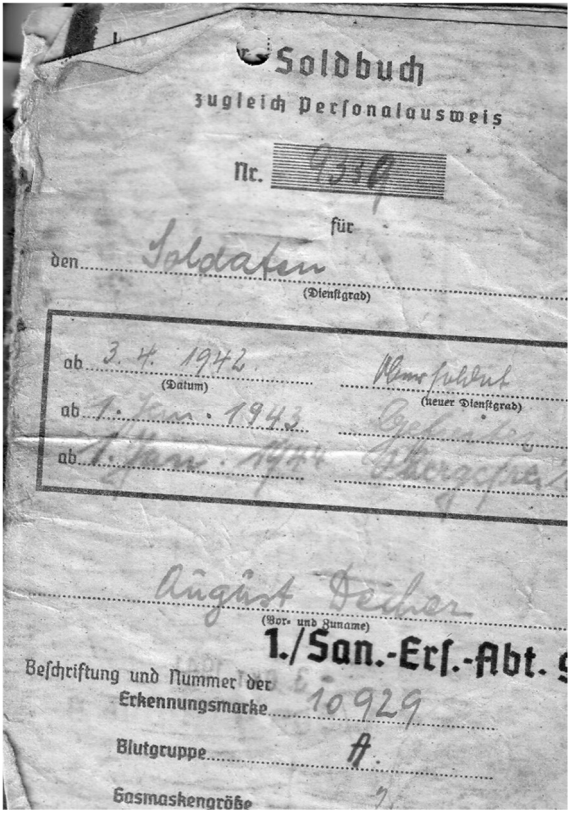
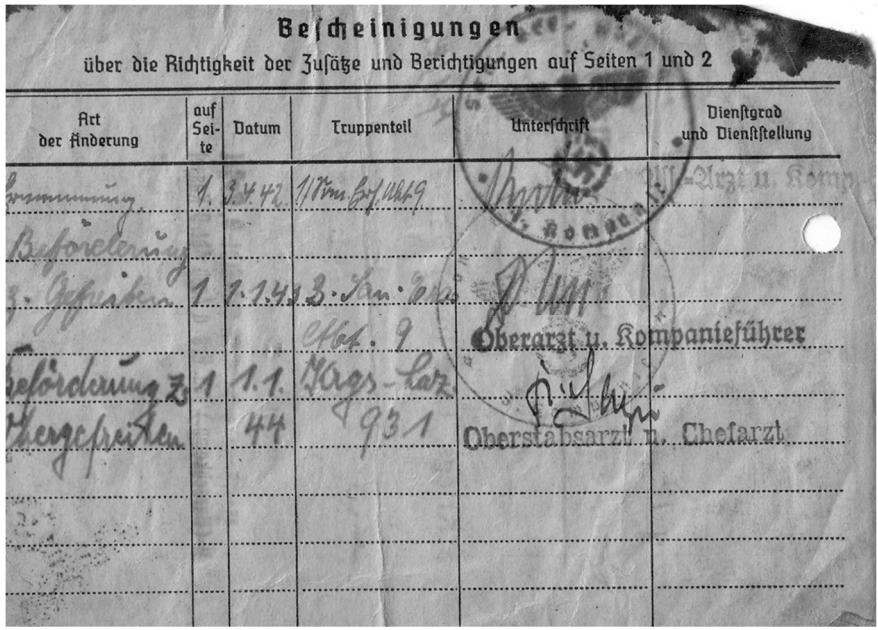


Abb. 20: Blick in das Soldbuch, das zugleich auch als Personalausweis diente (Ingfried Stahl)

49 Archiv Ostfriesen-Zeitung (OZ): 27.07.1950.

50 Einladungsschreiben des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Bezirk Aurich, Juni 1950.



Bescheinigungen

über die Richtigkeit der Zusätze und Berichtigungen auf Seiten 1 und 2

Art der Änderung	auf Seite	Datum	Truppenteil	Unterschrift	Dienstgrad und Dienststellung
[illegible]	1.	3.4.42	1/Pion.Batl.Abt.9	[illegible]	[illegible]
[illegible]					
[illegible]	1	1.1.43	3. Kp.	[illegible]	
			Abt. 9		Oberarzt u. Kompanieführer
[illegible]	1	1.1.	Korps-Laz	[illegible]	
[illegible]		44	931		Oberstabsarzt u. Chefarzt

Abb. 21: Bescheinigungen im Soldbuch mit diversen Eintragungen wie Ernennungen und Beförderungen, jeweils, da Decher einer Sanitäts-Ersatz-Abteilung angehörte und dann im Lazarett tätig war, von Ärzten mit Dienstrang bescheinigt (Ingfried Stahl)

Pressemitteilungen im Krieg mit Bezug zu Angenrod und der Region

1940

14.02.1940: Höchste soldatische Auszeichnung: das „Infanterie-Sturmabzeichen“

„Höchste soldatische Auszeichnung. Das Infanterie-Sturmabzeichen eine Anerkennung für die Tapfersten des deutschen Heeres.“ (Abbildung: PK Weltbild, M.).

In vorstehender Mitteilung der OZ werden die Leser mit dem „*Infanterie-Sturmabzeichen*“ als „*eine Anerkennung für die Tapfersten des Deutschen Heeres*“ bekannt gemacht. Es handelte sich um die von Generaloberst von Brauchitsch zu Jahresbeginn eingeführte höchste soldatische Auszeichnung: „*Erst im Nahkampf, Mann gegen Mann fällt die Entscheidung der Schlacht. So werden wiederum insbesondere vom Infanteristen höchste soldatische Leistungen verlangt: Tapferkeit, Unerschrockenheit, Gewandtheit, rücksichtslose Todesverachtung!*“ Und zum Schluß des Beitrags heißt es dann: „*Das deutsche Volk grüßt in den Trägern des Infanterie-Sturmabzeichens die Tapfersten des deutschen Heeres!*“



Höchste soldatische Auszeichnung

Das Infanterie-Sturmabzeichen eine Anerkennung für die Tapfersten des deutschen Heeres.

„Die Infanterie", heißt es im Exerzierreglement des alten Heeres, „ist die Hauptwaffe des Heeres. Sie trägt die Hauptlast des Kampfes und bringt die größten Opfer. Dafür winkt ihr auch der höchste Ruhm." Auch heute, wo Panzerdivisionen mit unerhörter Wucht gegen den Feind donnern, wo die Kampfgeschwader der deutschen Luftwaffe unüberwindlich über Land und Meer hinwegbrausen, ist die Infanterie die Hauptwaffe der Armee. Erst im Nahkampf.

PK.-Weltbild (M).

im harten Kampf Mann gegen Mann fällt die Entscheidung

Abb. 22: Höchste soldatische Auszeichnung: Das Infanterie-Sturmabzeichen (OZ-Archiv: 14.02.1940) (PK-Weltbild [M])

20.04.1940: „Es lebe Adolf Hitler!"[51]

Getitelt „*Es lebe Adolf Hitler!*" erschien zum 51. Geburtstag in der OZ ein halbseitiger Aufmacherbericht mit einem großformartigen Foto des Reichsführers:

„Zum achten Mal gedenkt das ganze deutsche Volk am 20. April seines Führers. Erst, vor Jahren, ein kleines Häuflein treuer Männer, strecken sich heute Adolf Hitler die Hände von 90 Millionen Menschen aus dem großdeutschen Raum und aus aller Welt entgegen. Ueberall, wo Deutsche stehen und sich zu Deutschland bekennen, schmücken sie sein Bild.

Kriegszeiten sind keine Zeiten froher Feste, und doch soll dieser Tag uns feierlich froh gestimmt finden. Wir haben doch, trotz Krieg, alles Recht, stolz und glücklich zu sein, und auch trotz aller Lasten, die der Krieg jedem auferlegen mag, feiern wir den Geburtstag Adolf Hitlers trotz Krieges? Gerade weil Krieg ist! Unsere ganze Liebe und Hingabe wird sich an diesem 20.

51 OZ-Archiv: 20.04.1940.

April offenbaren wie nie, denn alle, jeder einzelne, wollen dem Führer sagen, wie sehr sie ihm, der die größte Last trägt, helfen möchten, den Streit siegreich zu beenden.

Hat es jemals in Deutschland einen Mann gegeben, dem eine geschlossene Nation in so selbstverständlicher Weise gefolgt wäre? Dieses Volk der Deutschen weiß, daß hier ein Mann seine Geschicke in starke Hände genommen hat und daß sein Tun und Handeln nur dem Wohle Deutschlands gilt. Des Führers Stimme ist des Volkes Stimme.

Wenn er, nach wer weiß wievielen Versuchen, den Frieden zu retten, nun die ganze Entscheidung herbeiführen will und herbeiführen wird, dann wissen wir, daß dieser englische Krieg mit der endgültigen Niederlage der plutokratischen Kriegstreiber und dem herrlichsten deutschen Siege enden wird. Unter seiner Führung wird Deutschland über sich hinauswachsen."

Und im Schlussteil dieses an Irrationalität und bedingungslosem Führerkult kaum zu überbietenden Aufmachers heißt es dann mit Blick auf das Kriegsgeschehen mit so vielen Opfern und unsagbarem Leid auf allen Seiten: „*Das ist das Wunderbare an diesem großen Freiheitskampfe, daß unser Volk bis zum letzten Volksgenossen weiß, um was es in diesem Kampfe geht. Wir sind nicht angetreten für eine Clique oder einen Klüngel, wir verteidigen nicht wacklige Throne zerfressener Demokratien und überlebter Weltanschauungen, sondern unser Kampf ist das Ringen um die völlige Wiederherstellung unserer völkischen Ehre, um die Freiheit des deutschen Volkes und um die Sicherung seines dauernden Bestandes.*

So grüßen wir an seinem Geburtstag den Führer freudigen Herzens und geloben ihm weiterhin treue Gefolgschaft. Wir wissen, daß Adolf Hitler uns zum Siege führen wird und wir sind stolz und dankbar, unter seiner Führung kämpfen zu dürfen."

Retrospektiv bewertet, haben sich praktisch alle der hier abgedruckten vollmundigen Prognosen als Schall und Rauch erwiesen. Der furchtbare Zweite Weltkrieg, bewusst ausgelöst von Hitler und seinen Helfershelfern und somit ein deutscher Aggressionskrieg, wird dabei sogar für die deutsche Öffentlichkeit als „*großer Freiheitskampf"* gerechtfertigt und auch *„treue Gefolgschaft"* wird gelobt. Es war eine Gefolgschaft bis in den Untergang.

Auf dieser Erstseite mittig unter dem Hitler-Porträt eingestellt ist sogar noch ein Gedicht mit folgendem Wortlaut: „*Vor dem Bild des Führers. Wenn ich nur zweifle, tret' ich vor dein Bild. Dein Auge sagt uns, was allein uns gilt. So manche Stunde sprech' ich wohl mit dir Als wärst du nah und wüßtest nun von mir. Wo immer einer still wird vor der Tat, Er kommt zu dir, du bester Kamerad. In deinem Antlitz steht es ernst und rein, Was es bedeutet, Deutschlands Sohn zu sein.*

Herybert Wenzel."

Hitler wird hier als *„Deutschlands Sohn"* bezeichnet. Er war aber, geboren in Braunau am Inn in Ober-Österreich, von seiner Nationalität her Österreicher. Österreich vereinigte Hitler dann im Rahmen einer Volksabstimmung 1938 mit dem Deutschen Reich zum „Großdeutschen Reich". Bei der ersten Wahl zum „Großdeutschen Reichstag" am 10. April 1938 erzielte Hitler 99,1 Prozent Zustimmung. Es war vermutlich die höchste Zustimmungsgrundlage der Nazi-Herrschaft überhaupt und damit auch des Prestiges Hitlers in der Bevölkerung.[52]

52 https://de.wikipedia.org/wiki/Adolf_Hitler#Herrschaft_vor_dem_Zweiten_Weltkrieg_.281933.E2.80.931939.29 (abgerufen am 09.08.2015).

Ein Zwischenhöhepunkt der Popularität Hitlers erfolgte dann vor allem nach dem „Blitzkrieg" gegen Frankreich. Aber selbst nach dem Überfall auf die Sowjetunion, dies sogar unter Vertragsbruch, genoss Hitler noch weiterhin kaum zurückgehendes Ansehen in der deutschen Öffentlichkeit. Dieses war aber dann mit der Wende im Zweiten Weltkrieg, der verlorenen Schlacht um Stalingrad 1943, nicht mehr der Fall.

22.04.1940: Annahme-Untersuchung für Waffen-SS[53]

In einem großformatigen Inserat wird in der OZ für die Annahme von Freiwilligen für „*SS-Verfügungstruppen (einschl. Leibstandarte SS ‚Adolf Hitler') Mindestgröße 170 cm*", „*SS-Totenkopfstandarten*" und Schutzpolizei („*Ungediente Männer*") geworben. Die Annahme-Untersuchung ist in der „*SS-Dienststelle, Lutherstraße 3*" für Freitag, den 26.4.1940, 12 Uhr anberaumt.

17.05.1940: Verdunkelung

„***Achtet auf völlige Verdunkelung.*** *Licht ist das sicherste Bombenziel. Es ist festgestellt worden, daß die feindlichen Flieger im westlichen Grenzgebiet fast ausschließlich nachts angreifen und ihre Bomben dort planlos abwerfen, wo sie einen Lichtschein erkennen können. Es ist deshalb Pflicht eines jeden, die Verdunkelung schärfstens durchzuführen im eigenen Interesse wie im Interesse des gesamten Volkes, das es gilt, vor jedem Schaden aus der Luft zu bewahren. Was besonders für das Grenzgebiet gilt, gilt in dem gleichen Maße für das Heimatgebiet. Auch dort muß alles vermieden werden, was einem Einflug des Gegners bei Nacht irgendein Ziel für seinen Bombenwurf bieten könnte."*

27.05.1940: Kämpfer bis in den Tod[54]

Unter diesem Titel findet sich an diesem Tag ein bizarr-heroisch glorifizierender Kriegsbericht mit der Untertitelung: „*Heldentum einer deutschen Kampfwagenbesatzung – Dreifache feindliche Uebermacht abgewiesen.*" Ort des dramatischen Kriegsgeschehens: Cambrai im belgischen Flandern.

„Wir schließen die Luken. Der Feind kann kommen.

Der Durchbruchsversuch. *Und so wie wir rollte eine breite starke Front gegen Norden, den Feind zu schlagen, wo immer er sich zeigt, der verzweifelt versucht, durch unsere Umklammerung durchzubrechen.*

Sie kommen! Voran die unbesiegbar gepriesenen 32-Tonnen-Tanks. Dann sprechen auf der ganzen Front die Geschütze, hämmern die Maschinengewehre. Ueber die Abendlandschaft von Cambrai reitet der Tod. Es ist ein wildes Feuergefecht. Stukas stürzen vom Himmel, unterstützen Panzer und Artillerie. Solcher Abwehr ist der Durchbruchsversuch nicht gewachsen.

Geschlagen dreht der Feind ab, zurück in die Umklammerung. Die feindlichen Verluste sind groß. Ausgebrannte Panzer, verlassene Pak-Geschütze, wohin wir sehen. Wir rollen zurück in unsere Bereitstellung. Vor uns müßte sich jetzt der Panzer einreihen, der vorhin nach rechts abgebogen war. Aber er kommt nicht. Er wird nicht mehr kommen. Er wird nie mehr kommen.

Hier der Bericht seines Kampfes: ***Einer gegen drei!***

53 OZ-Archiv: 22.04.1940.
54 OZ-Archiv: 27.05.1940.

Dieser Panzer hatte an der Spitze den Hauptstoß auszuhalten. Drei große Kampfwagen standen ihm gegenüber. Dahinter feindliche Jäger. Eine kaum aufzuhaltende Uebermacht. Einen Panzer erledigt ein direkter Flakschuß. Dann bleibt der zweite bewegungslos liegen. Aber der dritte feuert ununterbrochen aus hervorragender Stellung. Bei uns ist alles ausgefallen bis auf den Panzer. Aber der hält sich gegen die Kolosse. Da hat es auch ihn erwischt.

Der Kommandant bricht tödlich verwundet zusammen. Ein zweiter Schuß tötet den Funker. Der Wagen brennt. Zentimeter um Zentimeter frißt sich das Feuer vorwärts. In jedem Augenblick kann der Brennstoff explodieren, kann die Munition in die Luft fliegen. Dann wird die feindliche Festung weiterrollen! Vielleicht können ihn die anderen auffangen.

***Einsatzbereit bis in den Tod**. Nein: Noch lebt der Fahrer im Panzer! Zwei sind ausgefallen. Der dritte hält aus. Wieder richtet er und schießt. Schon lecken die Flammen nach ihm – und schon jagt Schuß auf Schuß aus dem Rohr.*

Die Hitze ist unerträglich! Da – der Koloß ist getroffen! Und noch eine Granate hinein. Dann reißt der deutsche Panzermann das Turmluk auf, schwingt sich schwerverwundet hinaus, läßt sich ins Gras fallen, wälzt sich nach rechts und links, um die Flammen zu ersticken.

Vernichtet ist der Feind. Einsatzbereit bis in den Tod, so haben sie gekämpft. Niemand verließ seinen Posten. Der Feind war vernichtet. Da erst durfte sich der dritte retten. Ein Spähwagen jagt zu der Stätte, wo sich soeben dieses Stück Heldentum zugetragen hat. Kameraden bergen den Schwerverwundeten, der auf dem Rückweg für immer die Augen schließt.

‚Durchbruchsversuch feindlicher Panzer wurde abgewiesen' - - die drei waren dabei.

Kriegsberichter Kurt Mittelmann."

Dieser schauerliche Kriegsbericht datiert noch ganz aus der Frühphase des insgesamt fast fünfjährigen Weltkriegsgemetzels, nämlich nach der Eroberung Polens zu Beginn des weiteren Einfalls ins Nachbarland Belgien mit Stoßrichtung Frankreich. Ihm sollten in den nächsten Jahren noch weitaus grauenhaftere in der Alltags-Kriegsberichterstattung der OZ folgen, bis hin zur Vernichtung der deutschen 6. Armee bei Stalingrad und dem Zurückschlagen der deutschen Armeen auf deutsches Gebiet – einerseits durch die Westalliierten und andererseits durch die Rote Armee der Sowjetunion.

Generelles Charakteristikum dieser Berichterstattungen war ihre Auslegung mit übersteigert glorifizierenden „Heldenberichten", die das deutsche Soldatentum beim mörderischen Weltkriegsgeschehen ganz im Sinne der Nazi-Propaganda in bestem Lichte erscheinen ließen. Im Klartext der NS-Demagogen bedeutete dies die gänzliche „*Vernichtung*" der Feinde im dem deutschen Volk von ihren Feinden *„aufgezwungenen Freiheitskrieg"*.

Für die deutsche Leserschaft, auch hier in der Region Vogelsberg via OZ, war dies jahrelange „Weltkriegs-Alltagskost", sicher einhergehend mit zunehmender Gewöhnung und Abstumpfung, letztlich sogar mit Resignation und schicksalhaftem Ergeben in das Unausweichliche.

21.06.1940: Kein Feuer zur Sonnenwende![55]

„Amtlich wird mitgeteilt, dass auf Anordnung des Oberbefehlshabers der Luftwaffe das Abbrennen von Sonnenwendfeuern verboten ist."

55 OZ-Archiv: 21.06.1940.

26.06.1940: Gefallenen-Anzeige eines Angenröder SA-Manns[56]

Im Zuge der sich zunehmend häufenden Gefallenen-Anzeigen in der OZ erschienen auch drei Anzeigen mit NS-politischem Hintergrund.
Der Gefallene, Schütze in einem Infanterie-Regiment und zu Angenrod zählender Parteigenosse, so wird mitgeteilt, sei am 10. Juni 1940 „*bei den Kämpfen im Westen für Führer und Volk in soldatischer Pflichterfüllung getreu seinem Fahneneid*“ gefallen.
Aufgegeben worden war dieser Nachruf von der *„Ortsgruppe der NSDAP Angenrod.“*
Auch die hiesige SA gedachte des Gefallenen als SA-Sturmmann mit einem Nachruf in der OZ: „*Er ging ein zur Standarte Horst Wessel. Mit unseren Fahnen wird er weitermarschieren.*

Der Führer der Standarte 254 *Der Führer des Sturms 14/254*
i.V. Lang, Obersturmführer *i.V. Grünewald, Truppf“*

11.07.1940: EK II für Ludwig Jung[57]

*„**Angenrod,** 10. Juli. (Auszeichnung.) Mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse für Tapferkeit vor dem Feinde wurde der jüngste Soldat unseres Ortes, Schütze Ludwig Jung, ausgezeichnet.“*

05.10.1940: EK II für Ernst Hock[58]

„Angenrod, 4. Oktober (Auszeichnung.) Dem Gefreiten Ernst Hock wurde wegen Tapferkeit vor dem Feinde das Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen.“

15.10.1940: Grüße aus dem neuen deutschen Osten[59]

***„Grüße aus dem neuen deutschen Osten** senden allen Angehörigen und Bekannten in der Heimat die Soldaten Gg. Habicht, Gg. Resch, Hans Buchhammer, Hans Henning, Alsfeld, Wilh. Schwalm, Schwarz, **Ed. Jung, Angenrod**, Hch. Diehl, Groß-Felda, Hch. Kalbfleisch, Liederbach, Aug. Rühl, Kestrich, Fritz Roth, Zell, Julius Wallenstein, Kirtorf, Hch. Schmidt, Rainrod, Hch. Brähler, Altenburg.“*

Ein Ed Jung, wie in der OZ geschrieben, kann allerdings nicht für Angenrod zugeordnet werden.

31.12.1940: 2. Kriegswinterhilfswerk 1940/41 (Inserat)[60]

Um den Siegesoptimismus im Deutschen Reich mit zunehmender Kriegsdauer und auch Verlusten aufrechtzuerhalten, schaltete die propagandagesteuerte Presse regelmäßig Inserate, in denen „Führer“ Adolf Hitler mantraartig seine unerschütterlichen realitätsfremden Parolen verkündete wie hier:

„Der Führer: 85 Millionen, die einen Willen haben, einen Entschluß und zu einer Tat bereit sind, bricht keine Macht der Welt!“

56 OZ-Archiv: 26.06.1940.
57 OZ-Archiv: 11.07.1940.
58 OZ-Archiv: 05.10.1940.
59 OZ-Archiv: 15.10.1940.
60 OZ-Archiv: 31.12.1940.

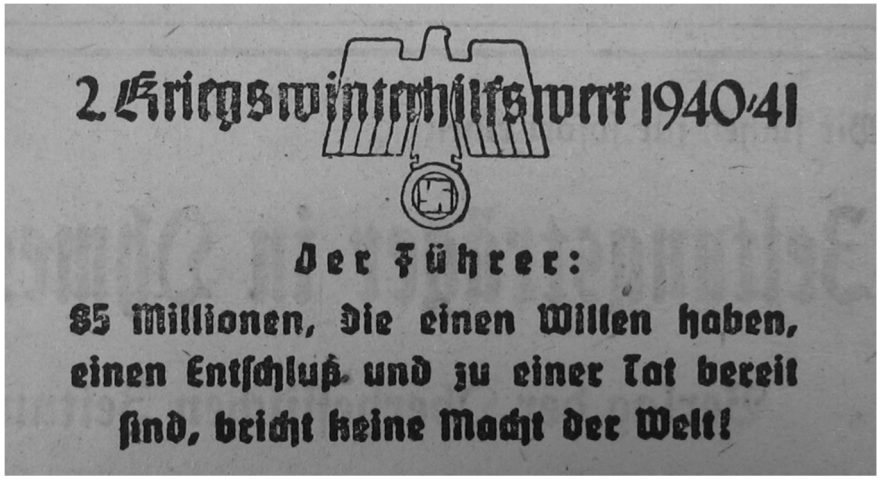


Abb. 23: Inserat „2. Kriegswinter-Hilfswerk" mit einem Hitler-Zitat (OZ-Archiv: 31.12.1940)

31.12.1940: Neujahrsgrüße von Soldaten[61]

***„Herzliche Neujahrsgrüße an die Heimat** senden aus Frankreich an alle Freunde und Bekannten: die Gefreiten Ernst Schneider (Fischbach), Martin Scheer (Romrod), die Soldaten Heinrich Schneider und Heinrich Lämmer (Leusel), Ernst Ermel (Billertshausen), Friedrich Marquardt (Eulersdorf), Gefreiter **Georg Kraft** (Angenrod), Gefreiter Albert Richtberg (Billertshausen), Soldat Emil Keller (Sellnrod). Aus Polen: Polizei-Wachtmeister Ernst Eckstein."*

31.12.1940: Neujahrsinserat der Oberhessischen Zeitung

*„**Der Neujahrsgruß der Heimat -** Weihnachten ist vorüber. Der Jahreswechsel steht bevor. In der gleichen Geschlossenheit, mit der sich Front und Heimat an Weihnachten verbunden fühlten, wird der Jahreswechsel begangen werden. Die Gedanken eilen zurück und gehen vorwärts. Mit Stolz blicken wir auf das vergangene Jahr zurück. Unvergleichliche militärische und politische Erfolge wurden erzielt. Sie bilden die Grundlage für die weitere Entwicklung im Neuen Jahr, die uns allen neue Aufgaben stellt. Wir wissen, auch diese Aufgaben werden wir gemeinsam meistern, der Befehle des Führers und des Einsatzes harrend.*

Ihr, die ihr den feldgrauen Rock tragt, könnt versichert sein, daß die Heimat auch im neuen Jahr und zu den kommenden Aufgaben einmütig und geschlossen hinter Euch steht. Der Endsieg gehört Adolf Hitler und dem deutschen Volk. In dieser felsenfesten Zuversicht grüßt Euch die Heimat zum Jahreswechsel.

61 OZ-Archiv: 31.12.1940.



Der Neujahrsgruß der Heimat

Weihnachten ist vorüber. Der Jahreswechsel steht bevor. In der gleichen Geschlossenheit, mit der sich Front und Heimat an Weihnachten verbunden fühlten, wird der Jahreswechsel begangen werden. Die Gedanken eilen zurück und gehen vorwärts. Mit Stolz blicken wir auf das vergangene Jahr zurück. Unvergleichliche militärische und politische Erfolge wurden erzielt. Sie bilden die Grundlage für die weitere Entwicklung im Neuen Jahr, die uns allen neue Aufgaben stellt. Wir wissen, auch diese Aufgaben werden wir gemeinsam meistern, der Befehle des Führers und des Einsatzes harrend.

Ihr, die Ihr den feldgrauen Rock tragt, könnt versichert sein, daß die Heimat auch im neuen Jahr und zu den kommenden Aufgaben einmütig und geschlossen hinter Euch steht. Der Endsieg gehört Adolf Hitler und dem deutschen Volk. In dieser felsenfesten Zuversicht grüßt Euch die Heimat zum Jahreswechsel.

Heil Hitler!

Verlag und Schriftleitung der Oberhessischen Zeitung

Abb. 24: „Neujahrsgruß der Heimat" des Verlags und der Schriftleitung der „Oberhessischen Zeitung" (OZ-Archiv: 31.12.1940)

Heil Hitler!
Verlag und Schriftleitung der Oberhessischen Zeitung."

Vorstehender Neujahrsgruß der Zeitung kann wohl auf die im NS-Staat herrschende stringente Gleichschaltung und Zensur der Medien zurückgeführt werden. Pressefreiheit in dem uns heute so vertrauten Sinne und Nonkonformität waren damals ausgeschlossen.

1941

In diesem dritten Weltkriegsjahr hatte Angenrod dann die ersten drei Kriegstoten zu beklagen: Karl Krämer †13.09.1941, Ernst Schäfer † 27.09.1941 und Albert Jung † 28.11.1941.[62] Von den beiden Erstgenannten erschienen in der OZ auch Trauer-

62 Die Todesdaten wurden den Inschriften auf dem Angenröder Kriegsgefallenen-Ehrenmal entnommen.

Anzeigen**,** von Letzterem nach einer späteren Gedächtnisfeier mit Pfarrer Axt (Romrod) eine Danksagung.[63]

Karl Krämer (in der Folge mit dem Kürzel K. bezeichnet), Feldwebel und Offiziers-Anwärter in einem Jäger-Regiment, Inhaber des EK II 1939 und „*sonstiger Auszeichnungen*", starb am 13.09.1941 in einem Reservelazarett an den „*Folgen einer schweren Verwundung, die er bei dem Einsatz im Osten davontrug.*" Er wurde nur 34 Jahre alt und mit einer großen Trauerfeier, vermutlich der größten je in Angenrod, auf dem Getürms beigesetzt. K. war Vater von zwei Söhnen und einer Tochter. Er war Schwiegersohn des Forstmeisters Karl Bernhard.[64]



Abb. 25: Karl Krämer in Uniform (Bildersammlung I. Stahl)

Der junge Angenröder, rasch in der regionalen Sturmabteilung (SA) Karriere machend, fungierte laut Berichterstattung in der Rubrik „SA-Führung im Gebiet des Kreises Alsfeld" und auch aufgrund von HStAD-Akten zunächst als Sturmführer des Sturmbanns II/254.[65] Standartenführer der Standarte 254 und somit ihm dienstlich vorgesetzt war damals SA-Mitglied Münch.

63 OZ-Archiv: 03.07.1942.
64 OZ-Archiv: 17.09.1941.
65 OZ-Archiv: 24.02.1934; HStAD, Best. N 1, Nr. 2704.



Am 13. Sept. verschied an den Folgen einer schweren Verwundung, die er bei dem Einsatz im Osten davontrug, mein innigstgeliebter Lebenskamerad, unser herzensguter, treusorgender Vater, unser einziger, hoffnungsvoller Sohn, Schwiegersohn, Schwager, Onkel und Pate

S.A. Obersturmbannführer u. Führer d. Standarte 167

Pg. Karl Krämer

Feldwebel und O.A. in einem Jäger-Regt. Inh. des E. K. II 1939 und sonstiger Auszeichnungen in einem Reservelazarett im 35. Lebensjahr. Er starb im Glauben an den Endsieg als tapferer Held für seinen geliebten Führer u. unser deutsches Vaterland.

In tiefer stolzer Trauer:

Abb. 26: Traueranzeige Karl Krämer in der OZ (Ausschnitt) (OZ-Archiv: 17.09.1941)

Später avancierte K. dann zum Obersturmbannführer. Er war damals auch schon, äußeres Zeichen seiner höheren SA-Funktion, mit einem Motorrad mit Beiwagen ausgerüstet, was in der Angenröder Öffentlichkeit mit staunenden Blicken zur Kenntnis genommen wurde und woran sich auch unsere Zeitzeugen noch gut erinnern können. Die Karriere K´s, von dem keinerlei Negativa oder ihn belastende Archivalien, dies auch in Übereinstimmung mit den Zeitzeugenberichten, dokumentiert sind, dürfte wohl auf seine Wertschätzung in der regionalen Sturmabteilung zurückzuführen sein. In der Angenröder Volksschule ist er als Schüler mit guten bis sehr guten Noten ausgewiesen.[66]

Doch bald erfolgten auch für die SA-Standarte 254, der K. zunächst angehörte, erste ernste Vorbereitungen auf den Aggressionskrieg Hitler-Deutschlands, zunächst Richtung Polen (ab September 1939), dann Richtung Frankreich (1940).

So führte K's ursprüngliche Standarte Mitte Juni 1939 einen *„Wehrkampf-Sporttag der SA-Standarte 254"* in der mit Flaggen geschmückten Stadt Lauterbach durch. Es handelte sich dabei um die SA-Männer der beiden Sturmbanne der Standarte „Vogelsberg".

Es gab dabei wehrsportliche Mannschafts- und auch Einzelkämpfe, darunter zum Beispiel auch „*Handgranaten-Zielwurf*", „*Überwinden von Stolperdraht-Hindernissen*" und auch „*Kopffallscheiben-Schießen*" mit Gewehr, also allesamt militärische Operationen mit Blick auf die bevorstehenden kriegerischen Auseinandersetzungen, initiiert von NS-Deutschland.

Der eingangs bereits zitierte und bebilderte OZ-Bericht (Abb. 2 und 3) stimmte unübersehbar auch die oberhessische Öffentlichkeit auf das bevorstehende Unheil

66 Schularchiv der Mittelpunktschule Romrod.

ein. Von vielen Mitbürgern wurde allerdings das Ausmaß der sich letztlich anbahnenden weltweiten Katastrophe sicher zunächst aufgrund der täuschenden NS-Propaganda nicht im Entferntesten richtig eingeschätzt.

Bei den Lauterbacher SA-Wettkämpfen im Vorfeld des Kriegsbeginns wurde allerdings Angenrods Obersturmbannführer in keiner Zeile erwähnt. Als SA-Obersturmbannführer in Vertretung des Standartenführers wurde lediglich „Rüffer" (Riffer, Anm. d. Verf.) genannt.

Im Gegensatz zu den Nachweisen von K. in der „Oberhessischen Zeitung" ließ sich allerdings Angenrods SA-Obersturmbannführer anhand der Akten sowohl des HStAD, des HStAM und auch des HHStAW nicht konkret belegen. Vielmehr findet man hier in den Jahren des Dritten Reichs für den Sturmbann II/254 als dessen Führer lediglich die Obersturmbannführer Wilhelm Riffer (Alsfeld) und Wacker.[67]

Jedoch ist in den Personalakten der SA-Männer im Bereich der SA-Standarte 254 ein Vermerk des Führers der Gruppe Hessen, SA der NSDAP, Frankfurt am Main, Taunusanlage 14, überliefert mit Datum vom 16.04.1937 im Verteiler V bis hin zu den einzelnen Stürmen, in dem es heißt: „komm. beauftragt wird mit der Führung des Sturmbann II/145 unter Enthebung seiner bisherigen Stellung als Führer des Sturmbann II/254: Sturmbannführer Krämer."[68]

Auf Basis der in der Traueranzeige von K. angegebenen SA-Standarte 167 in Kombination mit der Aussage seiner Gattin bei der Gendarmeriestation Angenrod im Jahre 1952 und der eingehenden Sichtung der noch verbliebenen Konvolut-SA-Akten des Kreises Alsfeld im HStAD ließ sich jedoch der Zuordnungssachverhalt des Angenröder Obersturmbannführers jetzt schlüssig aufklären.

In Rundschreiben des Sturmbanns II/254 an die einzelnen SA-Stürme und –Scharen der hiesigen Region mit Datum vom 16.09.1941, recherchiert im HStAD, wird unter anderem auch Bezug genommen auf die bevorstehenden Bestattungsfeierlichkeiten für K. in Angenrod. Versandt wurde sogar das ausführliche Programm für das Beerdigungszeremoniell auf dem Angenröder Friedhof: ein außergewöhnlich eindrucksvoller Trauerzug, auf höherer Ebene schon fast an eine Art Staatsbegräbnis erinnernd.[69]

Den Angaben im Rundschreiben zufolge war K. seinerzeit Obersturmbannführer in der Standarte 167 in der nordhessischen Kreisstadt Hofgeismar gewesen. Diese Stadt als damals, also 1938, auch den Wohnort ihres Mannes gab seine Ehefrau demnach auch korrekterweise bei ihrer polizeilichen Vernehmung an.
Dass K. als führender SA-Funktionär mit formalem Rang als Feldwebel seinerzeit in Hofgeismar aktiv war, war allerdings den Angenröder Zeitzeugen durchweg nicht bekannt.

Die Beerdigung des damals erst 34-Jährigen in Angenrod, so die Berichte von Zeitzeugen, soll die wohl größte Trauerfeier gewesen sein, an die sich Angenröder noch erinnern können, alleine schon aufgrund auch der vielen NS-Offiziellen aus

67 HStAD, Best. N 1, Nr. 2730; HStAD, Best. N 1, Nr. 2697.
68 HStAD, Best. N 1, Nr. 2704.
69 HStAD, Best. N 1, Nr. 2678.

der Region Oberhessen, die den Trauerzug durch das Dorf bis hin zum Friedhof auf dem Getürms begleiteten.

Infolge sehr vieler SA-Angehörigen, vorschriftsgemäß in ihren braunen Uniformen mit dabei, habe sich ein hunderte Meter langer Trauerzug formiert. Die SA-Kapelle, so berichten Zeitzeugen, habe mit Trommelwirbeln untermalte gedämpfte Trauermusik intoniert. Auf dem Friedhof am Grabe sei dann auch unüberhörbar Salut geschossen worden. Das Grabkreuz habe dann ein Stahlhelm der Deutschen Wehrmacht geziert.

Damals jungen Zeitgenossen jedoch eigentlich nicht verständlich, seien dann von der wegmarschierenden SA-Kapelle keine dunklen und gedämpften Trauerklänge mehr zu hören gewesen. Vielmehr hätten die SA-Musiker auf dem Rückweg ins Dorf und durch das Dorf schwungvolle und bekannte SA-Märsche gespielt, gar nicht mehr passend zu dem höchst traurigen Zeremoniell auf dem Friedhof.

K. war übrigens auch laut offiziellen Kriegsgefallenen-Statistiken der erste Angenröder, der im Zweiten Weltkrieg „*im Glauben an den Endsieg*“ „*für seinen geliebten Führer und unser deutsches Vaterland*“ starb.

Solche oder ähnliche Formulierungen bei Gefallenen-Anzeigen häuften sich leider im Laufe der nächsten Monate und Jahre in bedrückendem Ausmaß und verdeutlichten der Leseröffentlichkeit zunehmend die Ausweglosigkeit des von den deutschen Nationalsozialisten mit Führer Hitler an der Spitze entfachten Weltenbrands. Viele Angenröder Väter und Söhne sollten, wie auch K. schon sehr früh, nie mehr nach Hause zurückkehren.

Ernst Schäfer („Sehns“) starb am 27.09.1941 im Alter von nur 27 Jahren in einem Feldlazarett zu Poltawa. Er war Obergefreiter in einem Infanterie-Regiment. Für den Verstorbenen wurde auf dem Getürms am 23. November 1941 eine Gedächtnisfeier veranstaltet.

Für **Albert Jung** („Mettes“, † 28.11.1941) fand Mitte 1942 eine Gedächtnisfeier statt. Den Schulkameradinnen und Freundinnen des im Alter von noch nicht einmal 20 Jahren ums Leben gekommenen Angenröders dankte seine Familie für die Ausschmückung des Altars mit einer Danksagungsanzeige.[70]

02.01.1941: Herzliche Neujahrsgrüße an die Heimat

*„**Herzliche** Neujahrsgrüße **an die Heimat** senden aus Frankreich: Oberschütze Otto Schneider (Ober-Breidenbach); Soldat Heinrich Eifert.*

*Aus Norwegen: die Gefreiten Willi Hausmann (Ermenrod), **Ludwig Jost** (Angenrod).“*

70 OZ-Archiv: 03.07.1942.

10.01.1941: Gefallenen-Anzeige Krieger-Kameradschaft Alsfeld[71]



Kriegerkameradschaft 1840
Alsfeld

Unser treuer Kamerad

Heinrich Günther

wurde zur großen Armee abgerufen. Wir werden sein Andenken stets in Ehren halten
Die Beerdigung findet am Samstag, den 11. Januar nachmittags 1 Uhr vom Trauerhause aus statt. Antreten der kommandierten Abteilung 15 Minuten vorher bei Kamerad Duchardt (Grüner Baum). Darüber hinaus ist rege Beteiligung erwünscht.

032

Der Kameradschaftsführer.

Abb. 27: Gefallenenanzeige Krieger-Kameradschaft Alsfeld (OZ-Archiv: 10.01.1941)

01.02.1941: Inserat Öffentliche NSDAP-Versammlung in Alsfeld[72]

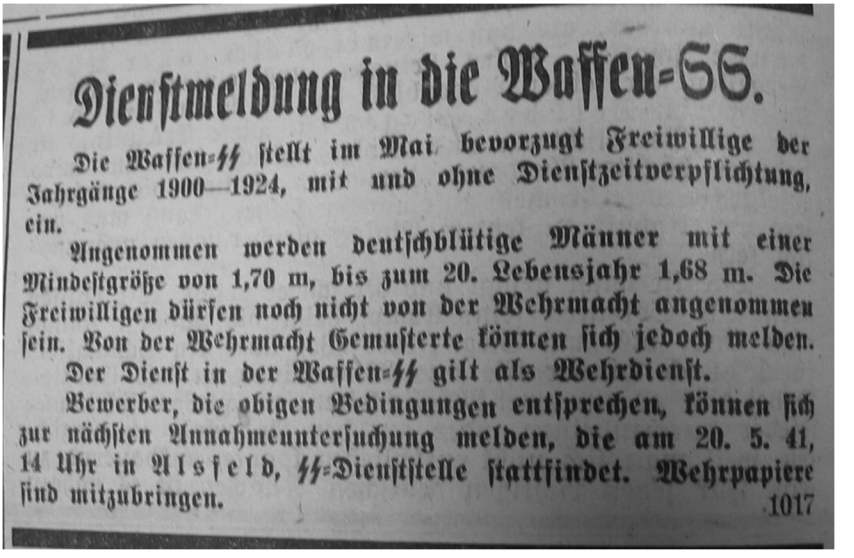
„Oeffentliche Versammlung
Am Sonntag, den 2. Februar 1941, nachmittags 2.30 Uhr, spricht ***Gauobmann der DAF., Pg. Becker*** *im großen Saal des Deutschen Hauses. Jeder trägt durch sein Erscheinen dazu bei, daß die erste öffentliche Versammlung im neuen Jahre zu einem Bekenntnis der Heimatfront für den Führer und sein Werk wird.*
N.S.D.A.P., Ortsgruppe Alsfeld
Mädrich, Ortsgruppenleiter.“

29.04.1941: Herzliche Grüße Karl Geisel[73]

*„****Herzliche Grüße*** *an die Heimat sendet aus dem Westen Leutnant Karl Geisel (Angenrod).“*

71 OZ-Archiv: 10.01.1941.
72 OZ-Archiv: 01.02.1941.
73 OZ-Archiv: 29.04.1941.

16.05.1941: Dienstmeldung in die Waffen-SS[74]



Dienstmeldung in die Waffen-SS.

Die Waffen-SS stellt im Mai bevorzugt Freiwillige der Jahrgänge 1900—1924, mit und ohne Dienstzeitverpflichtung, ein.

Angenommen werden deutschblütige Männer mit einer Mindestgröße von 1,70 m, bis zum 20. Lebensjahr 1,68 m. Die Freiwilligen dürfen noch nicht von der Wehrmacht angenommen sein. Von der Wehrmacht Gemusterte können sich jedoch melden.

Der Dienst in der Waffen-SS gilt als Wehrdienst.

Bewerber, die obigen Bedingungen entsprechen, können sich zur nächsten Annahmeuntersuchung melden, die am 20. 5. 41, 14 Uhr in Alsfeld, SS-Dienststelle stattfindet. Wehrpapiere sind mitzubringen.

1017

Abb. 28: Dienstmeldung in die Waffen-SS (Inserat) (OZ-Archiv: 16.05.1941)

Kurz vor Start der Operation „Barbarossa", also der Invasion der Deutschen Wehrmacht in die Sowjetunion, wurde erneut in der gleichgeschalteten Presse mit einer unübersehbaren Annonce intensiv für Rekrutierung in die Waffen-SS geworben. Und schon im allgemeinen Leseteil der OZ wurde auf dieses Inserat aufmerksam gemacht.

Auf die Waffen-SS sollten dann im Verlauf des weiteren Weltkriegsgeschehens zahlreiche Verbrechen auch an der Zivilbevölkerung zurückgehen.

*„**Dienstmeldung in die Waffen-SS:** Die Waffen-SS stellt im Mai bevorzugt Freiwillige der Jahrgänge 1920 – 1924, mit und ohne Dienstzeitverpflichtung, ein.*

Angenommen werden deutschblütige Männer mit einer Mindestgröße von 1,70 m, bis zum 20. Lebensjahr 1,68 m. Die Freiwilligen dürfen noch nicht von der Wehrmacht angenommen sein. Von der Wehrmacht Gemusterte können sich jedoch melden.

Der Dienst in der Waffen-SS gilt als Wehrpflicht.

Bewerber, die obigen Bedingungen entsprechen, können sich zur nächsten Annahmeuntersuchung melden, die am 20.5.41, 14 Uhr in Alsfeld, SS-Dienststelle stattfindet. Wehrpapiere sind mitzubringen."

13.08.1941: „Meine Ehre heißt Treue!"

Mit einem Zweispalter, getitelt: „*Meine Ehre heißt Treue!*", stellt die OZ in vorstehendem Bericht die Waffen-SS als „*Elitetruppe des neuen Deutschlands*" ausführlich in den Blickpunkt des Zweiten-Weltkriegs-Geschehens. Abschließend wird auch

74 OZ-Archiv: 23.05.1941.

eindeutig für diese Formation der Deutschen Wehrmacht, auf die schwerste Kriegsverbrechen, auch im Bereich des Genozids, zurückgehen, geworben: „*Deutsche Männer! Reiht Euch ein in die Regimenter der Waffen-SS! Werdet Kämpfer für die Freiheit des deutschen Volkes und handelt somit im Geiste jenes Wahlspruchs, den der Führer seinen Männern mit auf den Weg gab: 'Meine Ehre heißt Treue'.*"

19.08.1941: Drei Gefallenen-Anzeigen an einem Tag in der OZ[75]

Bei den Gefallenen handelte es sich um einen 37-jährigen Gefreiten aus Eifa, gefallen in Frankreich, einen 21-jährigen Soldaten in einem Infanterieregiment aus Schwarz und einen 31-jährigen Soldaten einer Panzerdivision aus Zell, beide bei den Kämpfen im Osten gefallen.

In allen drei Traueranzeigen wurde, wie damals obligatorisch im ganzen Deutschen Reich, dem Führergehorsam Tribut gezollt mit Worten wie: *„In treuer Pflichterfüllung für Führer und Vaterland", „Er gab sein Leben für Führer und Vaterland"* sowie *„in treuer Pflichterfüllung"* und *„für Führer und Vaterland".*

11.10.1941: Vier Gefallenen-Anzeigen an nur einem Tag in der OZ[76]

An diesem Tag wurden die schrecklichen Kriegsereignisse für die deutsche Bevölkerung der hiesigen Region überdeutlich: mit der Veröffentlichung von gleich vier Gefallenen-Anzeigen an nur einem Tag.

Die vier Kriegsgefallenen stammten aus Kirtorf, Grebenau, Eulersdorf und Schwabenrod. Sie waren erst 20 beziehungsweise 21 Jahre alt und kamen allesamt bei den „*schweren Kämpfen im Osten*", also in Russland, ums Leben. Dem damaligen Usus in den Traueranzeigen zufolge opferten sie ihr Leben „*für Führer, Volk und Vaterland*". Ihr sinnloser Tod wurde als „*Heldentod*" pathetisch überhöht. Alle vier Kriegsgefallenen wurden nicht in heimischer Erde bestattet. In zwei Fällen wurden aber Gedächtnisfeiern abgehalten.

16.10.1941: Danksagung OStBF Krämer[77]

04.11.1941: Heldenehrungsfeier in Leusel

*„**Leusel,** 3. Nov. (H e l d e n e h r u n g s f e i e r.) Eine Feierstunde, die sich in ihrer Ausgestaltung und ihrem Ablauf weit aus dem Rahmen sonst üblicher Feiern abhob, vereinigte am Sonntag die Angehörigen derer, die im Verlauf dieses Krieges ihr Leben gaben mit den Mitgliedern der Partei, ihrer Gliederungen und vielen Volksgenossen zu einer Heldenehrungsfeier. Der Fink'sche Saal war zu diesem Zweck festlich ausgeschmückt worden. Eine im Mittelpunkt der Bühne angebrachte große Nachbildung des Eisernen Kreuzes rief in den Anwesenden das Gedenken an die Gefallenen wach. In dankenswerter Weise trug eine Alsfelder Spielschar unter Leitung von Frl. Seyffarth wesentlich zum stimmungsvollen Verlauf der Feier bei. Ernste Streichmusik, präzise und in gutem Zusammenspiel vorgetragen, leitete die Gedenkstunde ein.*

75 OZ-Archiv: 19.08.1941.
76 OZ-Archiv: 11.10.1941.
77 OZ-Archiv: 16.10.1941.

Ein Weltkriegsteilnehmer las dann ein Wort des Führers, in dem von dem ewigen, unvergänglichen Heldentum des deutschen Soldaten gesprochen wurde. Passende Lesungen im Wechsel mit feierlicher Musik leiteten über zur Ansprache, die Kreisschulungsleiter Pg. Ermel, Lauterbach, hielt. Er sprach davon, daß große Erfolge im Leben des Volkes immer wieder durch Opfer erkämpft werden müssen. Die, welche diese Opfer auf sich nehmen, sind wahrhaft würdig, als Helden in die Geschichte des deutschen Volkes einzugehen.

Unter den Klängen des Liedes vom guten Kameraden verlas Ortsgruppenleiter Pg. Geiß die Namen der vier Leuseler Soldaten, die ihr Leben in dem gewaltigen Ringen unserer Tage hingaben. Möge die Feierstunde in ihren Angehörigen die Ueberzeugung geweckt haben, daß die ganze Gemeinde Anteil an ihrer Trauer nimmt."

10.11.1941: Heldengedenkfeier zum 9. November in Alsfeld[78]

Mit einem Zweispalter berichtete die OZ ausführlich über die *„Heldengedenkfeier zum 9. November"* im Deutschen Haus: *„Am Abend des 8. November versammelten sich im festlich geschmückten Saal des Deutschen Hauses die Gliederungen der Partei und zahlreiche Volksgenossen, um in einer würdigen Gedenkstunde die gefallenen Helden der Bewegung und die Toten Großdeutschlands zu ehren. Arbeitsmänner der RAD-Abteilung 1 und 2, Alsfeld, und der Musikzug des Arbeitsgaues XXII Kassel unter der Leitung von Obertruppführer Phillipp hatten die Ausgestaltung dieser Feier übernommen."*

In dieser Feier, die unter anderem mit Richard-Wagner-Musik umrahmt wurde, ergriff auch Kreisleiter Alfred Zürtz das Wort und blickte auf die damaligen Geschehnisse am 8. und 9. November 1923 in München zurück, indem er laut OZ unter anderem ausführte: „*Der Führer und seine Getreuen hofften als Rebellen der Seele mit Gewalt das Schicksal Deutschlands in schwerster Stunde zu wenden. Als das Volk in Gefahr war, fanden sich die Männer, die durch den Einsatz von Gut und Leben das Reich retten wollten vor den Feinden Deutschlands, den Gegnern der Treue, vor der Macht Judas, die das Reich zu vernichten drohte. Aus dem Opfergang des 9. November erstand neu die Bewegung, erwuchs der Jubelmarsch des 30. Januar 1933.*"

Und auf die dramatischen Kriegsereignisse Bezug nehmend fuhr der Kreisleiter fort: *„Was die braunen Kolonnen im Innern begonnen, vollenden die grauen Kolonnen jenseits der Grenzen. Der große Krieg ist darum ein heiliger Kampf um das germanische Reich deutscher Nation. Unsere Verpflichtung ist, die Ewigkeit dieses Reiches zu verbürgen.*

Uns allen ist dies auferlegt, den Soldaten der Front, den Kämpfern in der Heimat. Wir müssen die Garanten dessen sein, was im Herzen Europas werden soll, was die deutschen Dichter sangen, was der deutsche Glaube in der Sehnsucht der Jahrtausende erhoffte, wofür all die Toten Deutschlands starben: ***das Deutsche Reich.****"*

Der Bericht schließt dann mit der Mitteilung, dass am darauffolgenden Sonntagvormittag mit entsprechendem Gepränge eine Kranzniederlegung auf dem Alsfelder Friedhof stattfand: zu Ehren von Willy Weber (Altenburg) an dessen Grab und unter den Klängen vom „*guten Kameraden*". Weber wurde in der NS-Ära der Region der Status eines Märtyers zugesprochen. Er starb als SA-Mann bei einem Kugelwechsel in Nieder-Ofleiden. Ein SA-Sturm wurde nach ihm benannt.

78 OZ-Archiv: 10.11.1941.

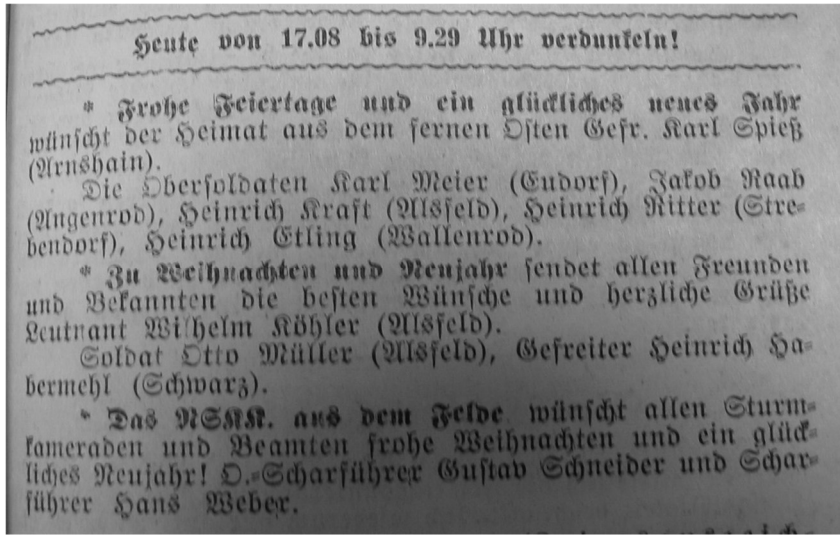
21.11.1941: Gefallenen-Anzeige Ernst Schäfer[79]

Ernst Schäfer, Obergefreiter in einem Infanterie-Regiment, verstarb infolge einer schweren Operation in einem Feldlazarett in Poltawa *„für Führer, Volk und Vaterland" „im blühenden Alter von 27 Jahren"*. Für den im Krieg Verstorbenen fand in der Kirche auf dem Getürms am 23.11.1941 eine Gedächtnisfeier statt.

09.12.1941: Danksagung Anni Schäfer[80]

In der Danksagung würdigte die Ehefrau Ernst Schäfers, Anni Schäfer geb. Fettes, unter anderem Pfarrer Biedenkopf die *„trostreichen Worte bei der Gedächtnisfeier"*. Ein Dank galt auch den Schulkameraden *„für den schönen Kranz, „und all denen, die ihm bei der Gedächtnisfeier die letzte Ehre erwiesen haben." „Nach glücklich überstandenem Feldzug im Westen",* so die Witwe, sei ihr Mann *„mitten im Hoffen auf ein baldiges Wiedersehen von uns genommen"* worden. Hinterbliebene waren zwei Söhne.

22.12.1941: Frohe Feiertage und ein glückliches Neues Jahr[81]



Heute von 17.08 bis 9.29 Uhr verdunkeln!

* **Frohe Feiertage und ein glückliches neues Jahr** wünscht der Heimat aus dem fernen Osten Gefr. Karl Spieß (Arnshain).

Die Obersoldaten Karl Meier (Eudorf), Jakob Raab (Angenrod), Heinrich Kraft (Alsfeld), Heinrich Ritter (Strebendorf), Heinrich Etling (Wallenrod).

* **Zu Weihnachten und Neujahr** sendet allen Freunden und Bekannten die besten Wünsche und herzliche Grüße Leutnant Wilhelm Köhler (Alsfeld).

Soldat Otto Müller (Alsfeld), Gefreiter Heinrich Habermehl (Schwarz).

* **Das NSKK. aus dem Felde** wünscht allen Sturmkameraden und Beamten frohe Weihnachten und ein glückliches Neujahr! O.-Scharführer Gustav Schneider und Scharführer Hans Weber.

Abb. 29: Feiertags- und Neujahrswünsche 1941 in der OZ (OZ-Archiv: 22.12.1941)

*„**Frohe Feiertage und ein glückliches Neues Jahr** wünscht der Heimat aus dem Osten Gefr. Karl Spieß (Arnshain).*

Die Obersoldaten Karl Meier (Eudorf), Jakob Raab (Angenrod), Heinrich Kraft (Alsfeld), Heinrich Ritter (Strebendorf), Heinrich Etling (Wallenrod).

***Zu Weihnachten und Neujahr** sendet allen Freunden und Bekannten die besten Wünsche und herzliche Grüße Leutnant Wilhelm Köhler (Alsfeld).*

79 OZ-Archiv: 21.11.1942.
80 OZ-Archiv: 09.12.1941.
81 OZ-Archiv: 22.12.1941.

Soldat Otto Müller (Alsfeld), Gefreiter Heinrich Habermehl (Schwarz).

***Das NSKK. aus dem Felde** wünscht allen Sturmkameraden und Beamten frohe Weihnachten und ein glückliches Neujahr! O-Scharführer Gustav Schneider und Scharführer Hans Weber."*

29.12.1941: EK II für Ludwig Ermel[82]

*„**Angenrod.** 28. Dez. (Kriegsauszeichnung.) Der Gefreite Ludwig Ermel („Lukese", d. Verf.) erhielt bei den schweren Kämpfen im Osten für Tapferkeit vor dem Feinde das Eiserne Kreuz 2. Klasse."*

29.12.1941: Verspätet eingetroffen[83]

*„**Die herzlichsten Weihnachts- und Neujahrsgrüße** sendet der Heimat aus dem hohen Norden Obergefr. Karl Weil (Ermenrod).*

***Viele Grüße und herzlichsten Neujahrswunsch** sendet allen Verwandten und Bekannten in Alsfeld und Homberg aus dem schönen RAD. Aus weiter Ferne: Arbeitsmann Herbert Dörner."*

1942

In diesem vierten Kriegsjahr, gepaart mit der Invasion der Deutschen Wehrmacht in die Sowjetunion, hatte Angenrod bereits mehrere Kriegstote zu beklagen. Gesonderte Trauer-Anzeigen erschienen zeitgleich für **Rudolf Bernhardt** († 24.07.1942) und **Karl Becker** († 12.06.1942), drei Monate später dann für **Ludwig Müller.**

Für die beiden im Alter von nur 17 Jahren (Rudolf Bernhardt) beziehungsweise 29 Jahren (Karl Becker) im Krieg gebliebenen Angenröder fand am Sonntag, dem 29. August 1942, eine gemeinsame Gedächtnisfeier auf dem Getürms statt.[84]

Ludwig Müller („Müllerkonjes, d. Verf.) war M.G.-Schütze in einem Jäger-Regiment und Inhaber des E.K. II. Er kam südwestlich Stalingrad ums Leben († 17.08.1942) und wurde der Anzeige zufolge von seinen Kameraden „*auf einem Heldenfriedhof bei Pludokoje zur letzten Ruhe*" gebettet. Müller war 33 Jahre alt.[85]

05.03.1942: Grüße an die Heimat[86]

***„Die besten Grüße an die Heimat** senden die Marine-Artilleristen: Karl Schlitt (Seibelsdorf), Otto Hoffmann (Angenrod) („Feicks", d. Verf.), Otto Diegel (Ehringshausen), Karl Röcker (Bleidenrod), Heinrich Herget (Meiches), Ludwig Heil (Schlitz), Heinrich Georg (Grebenhain)."*

82 OZ-Archiv: 29.12.1941.
83 OZ-Archiv: 29.12.1941.
84 OZ-Archiv: 18.08.1942.
85 OZ-Archiv: 13.11.1942.
86 OZ-Archiv: 05.03.1942.



Hart und schwer traf uns die unfaßbare, schmerzliche Nachricht, daß mein innigstgeliebter, unvergeßlicher Mann, unser herzensguter, stets treusorgender Vater, unser einziger, hoffnungsvoller Sohn und Schwiegersohn, mein einziger, guter Bruder, Schwager, Onkel, Pate und Neffe

Obergefr. Karl Becker

im Alter von 29 Jahren bei den Kämpfen im Osten am 17 Juni den Heldentod für Führer und Vaterland gefunden hat. Während wir uns auf ein baldiges Wiedersehn freuten, betteten Kameraden ihn in fremde Erde. Wer ihn gekannt, kann unsern Schmerz ermessen.

In tiefer Trauer: Anna Becker, geb. Güldner und Kinder Erich und Emmi - Johs. Becker I. und Frau, geb. Schäfer - Gustav Decher, z. Zt. bei der Wehrmacht und Familie - Familie Adam Güldner - Willi Güldner z. Zt. i. Felde - und alle Angehörigen. 1737

Angenrod, Grebenau, Dortmund und im Felde, den 18. August 1942.

Die Gedächtnisfeier findet Sonntag, den 30. August, 14.00 Uhr statt.

Hart und schwer traf uns die traurige Nachricht, daß unser lieber, hoffnungsvoller Sohn, Bruder, Pate und Neffe

Arbeitsmann

Rudolf Bernhardt

im Osten, fern seiner lieben Heimat, sein so junges, hoffnungsvolles Leben im Alter von 17 Jahren für Führer, Volk und Vaterland gegeben hat.

In tiefer Trauer: Helwig Bernhardt, z. Zt. bei der Wehrmacht und Frau, geb. Schäfer - Rosemarie und Erich - nebst allen Angehörigen. 1736

Angenrod, den 18. August 1942.

Die Gedächtnisfeier findet Sonntag, den 30. August, um 14 Uhr in der Kirche am Getürms statt.

TODESANZEIGE.

Nach langem, schwerem Leiden entschlief heute früh um 3 Uhr meine liebe, unvergeßliche Frau, unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Schwester, Schwägerin, Großmutter, Urgroßmutter, Pflegemutter, Gote und Tante

Abb. 30: Gemeinsame Traueranzeigen von Karl Becker und Rudolf Bernhardt (OZ-Archiv: 18.08.1942)

24.04.1942: Die besten Grüße aus dem hohen Norden[87]

*„**Die besten Grüße aus dem hohen Norden** an die Heimat senden: Heinrich Horst (Burg-Nieder-Gemünden), Obergefr. Karl Richtberg (Romrod), Obergefr. Konrad Richtberg (Romrod), Obergefr. Richard Philippi (Ober-Ohmen), Obergefr. Erich Scheerer (Nieder-Breidenbach), Obergefr. Heinrich Jockel (Bermutshain), Gefr. Otto Dietz („Dottjes", d. Verf.)(Angenrod), Gefr. Georg Lorenz (Romrod), Gefr. Emil Holzapfel (Steinfurth), Gefr. Heinrich Roll (Romrod), Soldat Karl Erbes (Groß-Felda), Gefr. Heinrich Diehl (Meiches)."*

27.04.1942: Herzliche Grüße aus dem RAD[88]

***„Aus dem RAD** senden aus der Ferne allen Angehörigen, Verwandten und Bekannten herzliche Grüße die Am. (Arbeitsmänner, d. Verf.) Gerhard Rüdiger (Alsfeld), Erwin Schmidt (Grebenau), Rudolf Bernhardt (Angenrod), (Sehns, d. Verf.), Fritz Eifert (Angersbach)."*

07.07.1942: Der deutsche Bauer arbeitet für den Sieg[89]

In diesem OZ-Bericht von einer „*Versammlungsaktion der Partei in Homberg a. d. O.*" sprachen NSDAP-Kreisleiter Zürtz und danach Gauleiter und Reichsstatthalter Sprenger. Zürtz würdigte die „*mit Stolz und Genugtuung vernommenen Siegesmeldungen unserer Wehrmacht*". Sprenger thematisierte die „*Verantwortlichkeit des Weltjudentums für den gegenwärtigen Krieg*", hob anschließend mit dankendem Blick auf die Bauern und vor allem die „*Bauersfrauen*" ihren „*rastlosen Einsatz im Dienste der Ernährung unseres Volkes*" hervor. Er rechnete auch, wie im Bericht zu lesen „*nachdrücklich mit*

87 OZ-Archiv: 24.04.1942.
88 OZ-Archiv: 27.04.1942.
89 OZ-Archiv: 07.07.1942.

´jenen Gemüsepatrioten´ ab, deren Haltung und Gesinnung in einer Zeit, da deutsche Männer für den Bestand des Reichs nicht nur Entbehrung ertragen, sondern ihr Leben lassen, durch einen mangelnden Kohlrabikopf zu erschüttern seien."

Und abschließend heißt es: „*Noch einmal erinnerte der Gauleiter daran, was in diesem Ringen um Sein oder Nichtsein unseres Volkes für jeden einzelnen auf dem Spiele stehe. Seine Ausführungen, die nochmals auf die jüngsten Siege unserer Wehrmacht hinwiesen, schlossen mit Worten festester Zuversicht auf den Sieg und den an die Zuhörer gerichteten Appell, dem Führer in unbeirrbarer Treue auf dem Wege zur Freiheit unseres Volkes und die Zukunft eines neuen Europas zu folgen.*"

Ab Mitte 1942, als die deutschen Truppen in die Weiten Rußlands eingefallen waren, war es den Nazi-Propagandisten sehr angelegen, schlagzeilenkräftig mit Foto-Unterlegungen die Siegeszuversicht im Deutschen Reich zu nähren und die militärische Überlegenheit der Deutschen Wehrmacht in den Vordergrund zu rücken, so mit „***Im Vormarsch***",[90] „***Stahl für 1000 Granaten***" **(Annonce),**[91] ***Kriegshilfswerk für das Rote Kreuz 1942,***[92] „***Hart war der Kampf***",[93] „***Deutsche Infanterie marschiert***",[94] „***Auf der Vormarschstraße***" **und eine** „***Gefangenennahme***",[95] „***Und stetig geht es vorwärts!***",[96] „***Geschütz nach vorne***",[97] „***Infanterie säubert***",[98] „***Schußbereit***",[99] „***Keine Hindernisse***",[100] „***Durch Sand und Morast***".[101]

28.10.1942: Herzliche Soldatengrüße[102]

„Herzliche Soldatengrüße sendet aus einem Lazarett der Heimat Soldat Johannes Geisel (Angenrod)."

05.11.1942: Kriegsauszeichnung Wilhelm Schmitt[103]

*„**Angenrod.** (Kriegsauszeichnung.) Dem Obergefreiten Wilhelm Schmitt wurde das Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse mit Schwertern verliehen."*

Obergefreiter Wilhelm Schmitt („Kispersch", d. Verf.) wurde das Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse mit Schwertern verliehen.

90 OZ-Archiv: 10.07.1942.
91 OZ-Archiv: 11.07.1942.
92 OZ-Archiv: 11.07.1942.
93 OZ-Archiv: 17.07.1942.
94 OZ-Archiv: 17.07.1942.
95 OZ-Archiv: 21.07.1942.
96 OZ-Archiv: 22.07.1942.
97 OZ-Archiv: 30.07.1942.
98 OZ-Archiv: 01.02.1942.
99 OZ-Archiv: 01.02.1942.
100 OZ-Archiv: 07.08.1942.
101 OZ-Archiv: 14.08.1942.
102 OZ-Archiv: 28.10.1942.
103 OZ-Archiv: 05.11.1942.

Heute von 17.46 bis 6.56 Uhr verdunkeln!

* **Angenrod.** (Kriegsauszeichnung.) Dem Obergefreiten Wilhelm Schmitt wurde das Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse mit Schwertern verliehen.

Abb. 31: Kriegsauszeichnung Wilhelm Schmitt (OZ-Archiv: 05.11.1941)



Abb. 32: Wilhelm Schmitt in Uniform (Bildersammlung I. Stahl)

Die Zahl der Kriegsgefallenen, auch der Angenröder, steigt weiter an. In der OZ dokumentiert sind Heinrich Möller[104] und Karl Oestreich.[105]

„Pg. Heinrich Möller, Gefreiter in einem Pionier-Bataillon, Träger des EK II. Kl. und des Pionier-Sturmabzeichens" ließ *„im Alter von 30 Jahren bei den schweren Abwehrkämpfen um Stalingrad für Führer, Volk und Vaterland" „sein Leben"*.

Heinrich Möller war Ehemann von Angenrods ausgewiesener Zeitzeugin Auguste Möller geb. Müller.



Abb. 33: Heinrich Möller in Uniform (Fotoausschnitt) (Bildersammlung I. Stahl)

Karl Oestreich, Grenadier in einem Panzerregiment und Inhaber des Westwall- und Ostfrontabzeichens, starb *„im blühenden Alter von 22 Jahren bei den schweren Kämpfen im Orelbogen durch Granatsplitterverletzung den Heldentod"*, wie es in der Gefallenen-Anzeige heißt. Er war Sohn von Sprengmeister Heinrich Oestreich in der Wuhlsgasse, im Weltkrieg *„Truppführer bei der OT"* („Organisation Toth", d. Verf.). Für den Gefallenen fand am Sonntag, dem 19. September 1943, 15 Uhr, eine Gedächtnisfeier auf dem Getürms statt.

104 OZ-Archiv: 10.03.1943.
105 OZ-Archiv: 11.09.1943.



Abb. 34: Karl Oestreich in Uniform (Bildersammlung I. Stahl)

17.07.1943: Annahmeuntersuchung für die Waffen-SS[106]

Die Annahmeuntersuchung erfolgte am 25. Juli 1943 im ehemaligen Kasino Alsfeld: „*Arbeitsbuch und Wehrpaß sind mitzubringen.*"

05.10.1943: Kriegsauszeichnung Heinrich Höhler[107]

„Angenrod. *(Kriegsauszeichnung.) Dem Obergefr. Heinrich Höhler („Stimmjes", d. Verf.) wurde bei den schweren Abwehrkämpfen im Osten das Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen."*

1944

Die immer desaströse werdende militärische Situation an allen Fronten spiegelte sich im vorletzten Kriegsjahr in der größten Zahl auch Angenröder Kriegsgefallener beziehungsweise an Kriegsfolgen Verstorbener wider. In der OZ finden sich Trauer-Anzeigen von fünf Angenröder Kriegstoten.

106 OZ-Archiv: 17.07.1943.
107 OZ-Archiv: 05.10.1943.



Abb. 35: Heinrich Höhler in Uniform
(Bildersammlung I. Stahl)

Albert Jäckel (Gefreiter in einem Panzer-Gren.-Regt., bei den schweren Kämpfen im Osten in „*treuer soldatischer Pflichterfüllung*", kurz nach Vollendung seines 19. Lebensjahres).[108] Für Albert Jäckel wurde auch eine Danksagung veröffentlicht.[109] **Hermann Müller**, Gefreiter in einem Infanterie-Regiment, verheiratet und Vater einer Tochter, Bruder des Nachkriegsbürgermeisters Willi Müller, starb kriegsbedingt im Osten im Alter von 36 Jahren. Für ihn fand am Sonntag, dem 13. August 1944, um 15 Uhr auf dem Getürms eine Gedächtnisfeier statt.[110]

Friedrich Vogel (Obergefreiter, Inhaber des EK 2. und 1. Kl., nach fünfjähriger Pflichterfüllung bei den schweren Kämpfen im Osten, im Alter von 31 Jahren).[111]

Wilhelm Müller (Obergefreiter, Inhaber des EK 2, des Sturmabzeichens und der Ostmedaille, im Alter von 34 Jahren).[112]

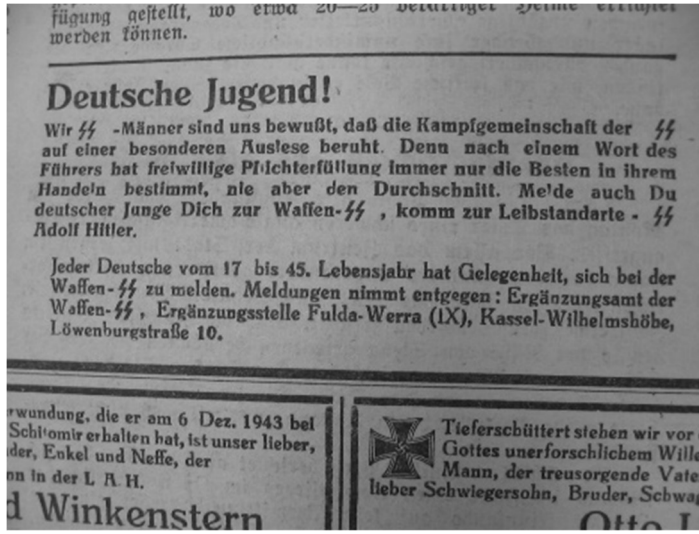
Gustav Tröller (Gefreiter, M.G.-Schütze in einem Kampf-Bataillon, Inhaber des Verwundeten-Abzeichens, des EK 2 und des Infanterie-Sturmabzeichens, bei den schweren Kämpfen im Weichselbogen, im Alter von 19 Jahren).[113]

108 OZ-Archiv: 28.03.1944.
109 OZ-Archiv: 22.04.1944.
110 OZ-Archiv: 08.08.1944.
111 OZ-Archiv: 19.09.1944.
112 OZ-Archiv: 20.09.1944.
113 OZ-Archiv: 18.10.1944.



Abb. 36: Wehrpassfoto von Friedrich Vogel (Bildersammlung I. Stahl)

25.01.1944: Deutsche Jugend – Werbung für Waffen-SS[114]



fügung gestellt, wo etwa 20—25 beruflich Deine Kräfte werden können.

Deutsche Jugend!

Wir SS -Männer sind uns bewußt, daß die Kampfgemeinschaft der SS auf einer besonderen Auslese beruht. Denn nach einem Wort des Führers hat freiwillige Pflichterfüllung immer nur die Besten in ihrem Handeln bestimmt, nie aber den Durchschnitt. Melde auch Du deutscher Junge Dich zur Waffen-SS, komm zur Leibstandarte - SS Adolf Hitler.

Jeder Deutsche vom 17 bis 45. Lebensjahr hat Gelegenheit, sich bei der Waffen-SS zu melden. Meldungen nimmt entgegen: Ergänzungsamt der Waffen-SS, Ergänzungsstelle Fulda-Werra (IX), Kassel-Wilhelmshöhe, Löwenburgstraße 10.

...wundung, die er am 6 Dez. 1943 bei ...Schitomir erhalten hat, ist unser lieber, ...der, Enkel und Neffe, der ...on in der L. A. H.

...d Winkenstern

Tieferschüttert stehen wir vor d... Gottes unerforschlichem Wille... Mann, der treusorgende Vater ... lieber Schwiegersohn, Bruder, Schwag...

Otto L...

Abb. 37: Deutsche Jugend-Werbung für die Waffen-SS (OZ-Archiv: 25.01.1944)

114 OZ-Archiv: 25.01.1944.

10.02.1944: Kriegsauszeichnung für Karl Jung VI.[115]

*„**Angenrod.** (Kriegsauszeichnung.) Dem Obergefreiten Karl Jung (Karl Jung VI., „Schusterkarl", d. Verf.) wurde das Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern verliehen."*

17.02.1944: Kriegsauszeichnung für Ernst Jungk[116]

*„**Angenrod.** (Kriegsauszeichnung.) Dem SS-Rottenführer **Ernst Jungk** („Hebamms", d. Verf.) wurde für sein tapferes Verhalten vor dem Feinde an der Ostfront, nachdem er zum fünften Male verwundet wurde, das EK I und II verliehen. Er weilt zur Zeit in einem Heimatlazarett. Wir wünschen dem tapferen SS-Rottenführer baldige Genesung und weiterhin recht viel Soldatenglück."*

02.03.1944: Kriegsauszeichnung für Friedrich Vogel[117]

***„Angenrod.** (Kriegsauszeichnung.) Dem Obergefreiten **Friedrich Vogel** wurde wegen Tapferkeit vor dem Feinde im Osten das Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen.".*



Abb. 38: Karl Jung VI. in Uniform als Grußkarte (Bildersammlung I. Stahl)

115 OZ-Archiv: 10.02.1944.
116 OZ-Archiv: 17.02.1944.
117 OZ-Archiv: 02.03.1944.

02.03.1944: Nacherfassung der Jahrgänge 1926 – 1934[118]

Nach offizieller Bekanntmachung von Stammführer Döpke, Kreisführer des Bannes Alsfeld-Lauterbach (304), wurden nun auch noch – Indiz der verzweifelten Situation und im Sinne einer ultimativen Maßnahme – die jüngsten Jahrgänge, nämlich 1926 – 1934, für den Wehrdienst erfasst. Es waren im Erfassungsjahr 1944 noch ganz junge Menschen im Alter von nur zehn bis 18 Jahren.

06.03.1944: Heute verdunkeln[119]



Abb. 39: Ernst Jungk („Hebamms") in Uniform (Bildersammlung I. Stahl)

13.03.1944: Feindflugblätter abliefern![120]

„Der Reichsführer SS, Reichsminister des Innern, gibt folgende zur Sicherung der Landesverteidigung ergangene Anordnung der Reichsregierung bekannt: Flugblätter oder alle sonstigen Schriften, die der Feind abwirft oder auf andere Weise in das Reichsgebiet gelangen lässt, sowie

118 OZ-Archiv: 02.03.1944.
119 OZ-Archiv: 06.03.1944.
120 OZ-Archiv: 13.03.1944.

staatsfeindliche Schriften aller Art, die zur Beunruhigung der Bevölkerung oder zur Beeinträchtigung der Kriegsmoral verbreitet werden, sind der nächsten Polizeidienststelle unverzüglich abzuliefern.

Ablieferungspflichtig ist jeder, in dessen Besitz eine solche Schrift gelangt ist. Wer gegen diese Anordnung verstößt, wird nach § 92b des Reichsstrafgesetzbuches mit Gefängnis bestraft, soweit nicht nach anderen Vorschriften eine schwerere Strafe verwirkt ist."

29./30.11.1944: Alle Wehrfähigen verteidigen die gefährdete Heimat[121]

Bezug genommen wird hier auf eine Versammlung von führenden Männern von Partei, Staat, Wehrmacht und Wirtschaft unter Leitung von Reichsstatthalter Albert Forster im „*frontnahen Danzig*". Es erfolgt der Appell an alle wehrfähigen Männer des Reichsgaues, die nicht unbedingt an ihrem Arbeitsplatz gebraucht werden, „*dem Rufe des Gauleiters*" zu folgen und „*ihre gefährdete Heimat mit den Waffen*" zu verteidigen. Die Rote Armee der Sowjets stand bereits ganz in der Nähe und hatte die deutschen Linien immer weiter zurückgedrängt.

29./30.11.1944: Aufruf zu wilder Entschlossenheit und fanatischen Willen[122]

Eingeleitet mit den Worten: *„Die Entscheidung dieses Krieges steht auf des Messers Schneide" und den Schlagzeilen „Fanatischer Kampfwille – Einsatz des Volkssturms entsprechend dem Gelöbnis"* wird noch einmal zum bedingungslosen Kämpfen, jetzt sogar bei noch ganz jungen Menschen, fast Kindern, und auch bei den daheimgebliebenen älteren Männern aufgerufen: ein wahnwitziges Unterfangen der Nazis in militärisch bereits völlig aussichtsloser Situation des Deutschen Reiches und seiner massiv dezimierten Truppen.

30.11.1944: Vorwärts Volkssturmsoldaten![123]

Mit einem aus heutiger Sicht nur ungläubiges Kopfschütteln hervorrufendem Gedicht wurde in der örtlichen Presse kurz vor dem Zusammenbruch Nazi-Deutschlands noch einmal bizarr aufputschend an den Widerstandsgeist der im Reich verbliebenen noch ganz jungen und älteren Männer appelliert, die allerletzten Reserven, den Volkssturm. In Angenrod war aber den Zeitzeugenüberlieferungen zufolge ein solcher nicht mehr zustande gekommen.[124]

121 OZ-Archiv: 29./30.11.1944.
122 OZ-Archiv: 29./30.11.1944.
123 OZ-Archiv: 30.11.1944.
124 Zeitzeugenüberlieferungen.



Abb. 40: Karl Becker in RAD-Uniform (Bildersammlung I. Stahl)



Abb. 41: Rudolf Bernhardt („Sehns“) in Uniform (Bildersammlung I. Stahl)



Abb. 42: Richard Becker („Hermännches") in Uniform (Bildersammlung I. Stahl)



Abb. 43: Helmut Jungk in Uniform (Fotoausschnitt) (Bildersammlung I. Stahl)

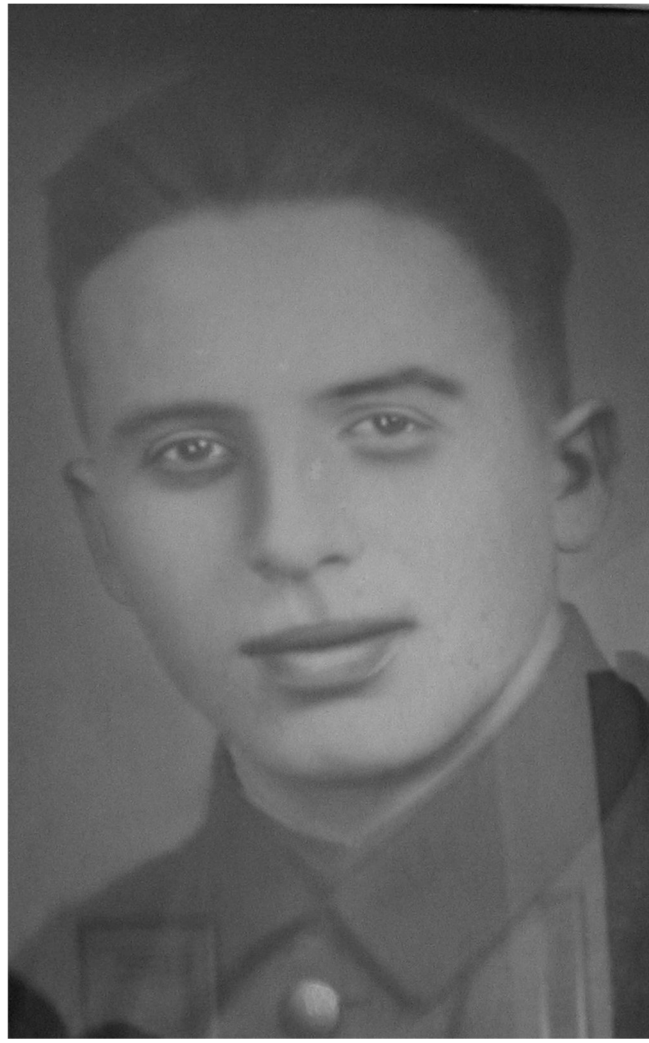


Abb. 44: Heinrich Oestreich in Uniform (Bildersammlung I. Stahl)

Die Angenröder Weltkriegsopfer 1939 – 1945

Gefallene und Vermisste der Gemeinde Angenrod im Zweiten Weltkrieg[125] (1939 – 1945):

Heinrich Bäuscher		*01.06.1911	†12.06.1956
Johannes Becker		*01.01.1904	†17.12.1947
Karl Becker	(Abb. 40)	*01.06.1913	†17.06.1942
Rudolf Bernhardt	(Abb. 41)	*03.11.1924	†24.07.1942[126]
Gustav Decher		*07.04.1910	†20.09.1946
Georg Ermel		*22.10.1920	†24.03.1944
Karl Hellwig		*06.10.1908	†03.02.1945
Ludwig Höhler		*13.04.1925	†20.10.1946
Albert Jäckel		*26.11.1924	†20.12.1943
Albert Jung		*01.12.1921	†28.11.1941
Heinrich Jung	(Abb. 13)	*16.06.1911	†15.01.1945
Walter Jung		*26.09.1924	†12.04.1945
Karl Krämer	(Abb. 25)	*09.05.1907	†13.09.1941
Heinrich Möller	(Abb. 33)	*02.03.1913	†25.11.1942
Hermann Müller		*27.09.1908	†19.06.1944
Ludwig Müller		*01.03.1909	†17.08.1942
Karl Oestreich	(Abb. 34)	*23.02.1921	†29.07.1943
Ernst Schäfer		*11.08.1914	†27.09.1941
Heinrich Selzer	(Abb. 17)	*23.10.1920	†08.05.1945
Friedrich Stahl		*05.12.1896	†28.04.1945
Gustav Tröller		*07.09.1924	†19.08.1944
Friedrich Vogel	(Abb. 36)	*16.06.1913	†04.08.1944
Richard Becker	(Abb. 42)	*21.07.1926	vm. 13.08.1944
Friedrich Bonn		*28.10.1908	vm. 15.12.1943
Friedrich Freund	(Abb. 11)	*06.07.1912	vm. xx.02.1945
Heinrich Höhler	(Abb. 35)	*19.09.1912	vm. 28.06.1944
Ernst Jungk	(Abb. 39)	*23.08.1923	vm. 01.1945
Helmut Jungk	(Abb. 43)	*08.09.1923	vm. 09.1944

125 Die Lebensdaten wurden den Angaben auf dem Kriegsgefallenen-Ehrenmal auf dem Getürms entnommen. Berücksichtigt wurden allerdings lediglich die seinerzeit in Angenrod wohnenden Weltkriegsteilnehmer. Auf dem Ehrenmal sind auch Gefallene und Vermisste registriert, deren Familien nach dem Krieg als Heimatvertriebene nach Angenrod kamen. Heinrich Jungs Schicksal, auf dem Ehrenmal noch unter den Vermissten aufgeführt, wurde dank der verdienstvollen Recherchetätigkeit des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge aufgeklärt. Jung verstarb noch während des Weltkriegs in einem sowjetischen Gefangenenlager. Weitere dokumentierte Angenröder verstarben aufgrund von Kriegsfolgen nach dem Zweiten Weltkrieg.

126 OZ-Archiv: 18.08.1942; für sowohl Karl Becker als auch Rudolf Bernhardt fand am Sonntag, dem 30. August 1942, um 14 Uhr eine gemeinsame Gedächtnisfeier in der Kirche am Getürms statt, wie auch Zeitzeugin Rosi-Marie Küttner geb. Bermhardt, die Schwester des Gefallenen, zu berichten weiß.

Heinrich Oestreich	(Abb. 44)	*04.03.1923	vm. 12.1942
Hugo Schlitt		*05.08.1920	vm. 07.1944
Wilhelm Müller		*14.09.1910	vm. 24.07.1944



Abb. 45: Kameradenfriedhof in Karelien (Bildersammlung I. Stahl)



Abb. 46: Einzelne Soldatengräber in Salla (Karelien) (Bildersammlung I. Stahl)

Statistische Auswertung der Angenröder Kriegsopfer (Zweiter Weltkrieg)

Während des Krieges Gefallene: 18 Kriegsteilnehmer
Nach dem Krieg infolge Spätfolgen Verstorbene: 4 Kriegsteilnehmer
Vermisste: 9 Kriegsteilnehmer
Summe Kriegsopfer Angenrod Zweiter Weltkrieg: md. 31 Personen (32 Prozent der tradierten mindestens 97 Teilnehmer, also fast jeder Dritte!!!)

Die Bundesrepublik Deutschland gedenkt seit 1952 alljährlich am Volkstrauertag, einem staatlichen Gedenktag, der Kriegstoten und der Opfer der Gewaltherrschaft aller Nationen. Seit seiner offiziellen Einführung wird er jeweils zwei Sonntage vor dem 1. Advent, also gegen Ende des Kirchenjahres, begangen. Der nachfolgende und das Kirchenjahr abschließende Totensonntag ist dem ausschließlichen Totengedenken, bei dem Begrifflichkeiten wie Tod, Vergänglichkeit des irdischen Seins, Zeit und Ewigkeit dominieren, gewidmet.

Im Gegensatz zur Zeit des Nationalsozialismus, in der der vormalige Volkstrauertag in „Heldengedenktag" unter Fokussierung auf die Heldenverehrung und nicht des Totengedenkens umbenannt wurde, wird seit Einführung des Volkstrauertags in der Nachkriegszeit wieder der theologische Themenhintergrund in den Vordergrund gestellt.[127] Auch in Angenrod wird seitdem nach dem Gottesdienst am Ehrenmal auf dem Getürms der „Toten zweier Kriege an den Fronten und in der Heimat" durch Ansprachen und Kranzniederlegungen gedacht.

Bildnachweis

Die Abbildungen aus dem Archiv der „Oberhessischen Zeitung" wurden vom Autor durch Digitalfotografien dokumentiert.

Ein erheblicher Teil der Bilder befindet sich in Familienbesitz und lässt sich trotz sorgfältigster Recherchen nicht im Einzelnen entsprechend den urheberrechtsgesetzlichen Rahmenbedingungen nachweisen. Alle diese Bilder liegen als Reproduktionen in der Bildersammlung Ingfried Stahl vor.

Wo mit vertretbarem Rechercheaufwand möglich, werden aber nach bestem Wissen und Gewissen die jeweiligen Urheber, also die Fotografen, angegeben.

127 https://de.wikipedia.org/wiki/Volkstrauertag (abgerufen am 25.09.2016).

II. MISZELLEN

Gedenkstätte und Museum Trutzhain: Vom STALAG IX A Ziegenhain zur Gemeinde Trutzhain

KARIN BRANDES

Die Gedenkstätte und Museum Trutzhain befindet sich in Schwalmstadt-Trutzhain, Landkreis Ziegenhain (Nordhessen), am historischen Ort des ehemaligen Kriegsgefangenenlagers STALAG IX A Ziegenhain. Seit ihrer Eröffnung 2003 gehört sie zu den zentralen NS- Gedenkstätten in Hessen und erinnert exemplarisch an das Schicksal der Kriegsgefangenen unter dem NS-Regime sowie an die Folgen des Krieges, an Flucht und Vertreibung.

Zur Gedenkstätte gehört ein umfangreicher Außenbereich: die ehemalige Lagerstraße mit ihren Baracken, die den Ortskern von Trutzhain bilden, und zwei Friedhöfe (Kriegsgräberstätten). Bis heute ist die Struktur des früheren Kriegsgefangenenlagers in wenig verändertem Zustand erhalten. Seit 1985 steht diese in Deutschland wohl einzigartige Gesamtanlage unter Ensembleschutz.



Foto 1: Gedenkstätte und Museum Trutzhain, 2016

Eine Dauerausstellung in der ehemaligen Wachbaracke des STALAG IX A Ziegenhain dokumentiert die Geschichte dieses besonderen Ortes vom Kriegsgefangenenlager bis zur Gründung der jüngsten hessischen Gemeinde Trutzhain 1951. Nur an wenigen Orten lässt sich die jüngere deutsche Geschichte derart komprimiert nachvollziehen.

Zentrales Thema der Gedenkstätte ist die Geschichte des Kriegsgefangenenlagers STALAG IX A Ziegenhain und damit verbunden die unterschiedliche, zu meist völkerrechtswidrige Behandlung der einzelnen Gefangenengruppen und deren Einsatz zur Zwangsarbeit

Bereits wenige Wochen nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs begann am 29. September 1939 der Aufbau des Kriegsgefangenen-Mannschafts-Stammlagers (STALAG IX A) Ziegenhain auf einer bis dahin als Kreisjungviehweide genutzten Fläche. Wie gefordert, war mit der Standortwahl eine günstige Bahnanbindung für die Kriegsgefangenentransporte gewährleistet. Auf einer Gesamtfläche von 47 ha entstand binnen weniger Monate das erste durch Stacheldraht und Wachtürme gesicherte Kriegsgefangenenlager im Wehrkreis IX. Zunächst dienten Zelte zur Unterbringung der Gefangenen, der Ausbau mit Fachwerkbaracken erfolgte ab Frühjahr 1940. Insgesamt verwalteten ca. 130 Mann – Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaften und Militärbeamte das für 10.000 Kriegsgefangene ausgelegte Lager, das von einem Kommandanten im Rang eines Oberst geführt wurde. Landesschützenbataillone übernahmen die Bewachung. Dienstverpflichtete Frauen arbeiteten in der Verwaltung.

Das STALAG IX A Ziegenhain war eines von insgesamt 83 Stammlagern im damaligen Reichsgebiet für Unteroffiziere und Mannschaften. Wie alle Kriegsgefangenenlager unterstand es dem Oberkommando der Wehrmacht. Das heutige Bundesland Hessen gehörte zu den Wehrkreisen IX und XII, in denen sich während des Zweiten Weltkriegs die Stammlager Stalag IX A Ziegenhain, Stalag IX B Bad Orb sowie das Stalag XII A Limburg befanden.

Im Kriegsgefangenenlager Ziegenhain waren Soldaten nahezu aller kriegsbeteiligter Nationen festgesetzt: Polen, Niederländer, Belgier, Franzosen, Briten, Jugoslawen (Serben, Kroaten) und Sowjets. Ab 1943 – nach dem Sturz Mussolinis – kamen sogenannte italienische Militärinternierte (IMI) und ab Herbst 1944 auch Soldaten der US-Armee ins Lager. Wie viele Kriegsgefangene zwischen 1939 und 1945 zum STALAG IX A gehörten oder das Lager durchliefen, lässt sich nicht mehr verlässlich ermitteln, da die Lagerkartei, in der jeder Kriegsgefangene registriert wurde, verschollen ist. Aus monatlichen Stärkemeldungen an die Wehrmachtsauskunftstelle (WAST) in Berlin geht hervor, dass das STALAG Ziegenhain am 1. September 1944 mit mehr als 10.000 Insassen belegt war. Dazu kamen weitere 43.000 Kriegsgefangene, die in externen Arbeitskommandos außerhalb des Lagers untergebracht und zur Arbeit eingesetzt waren.

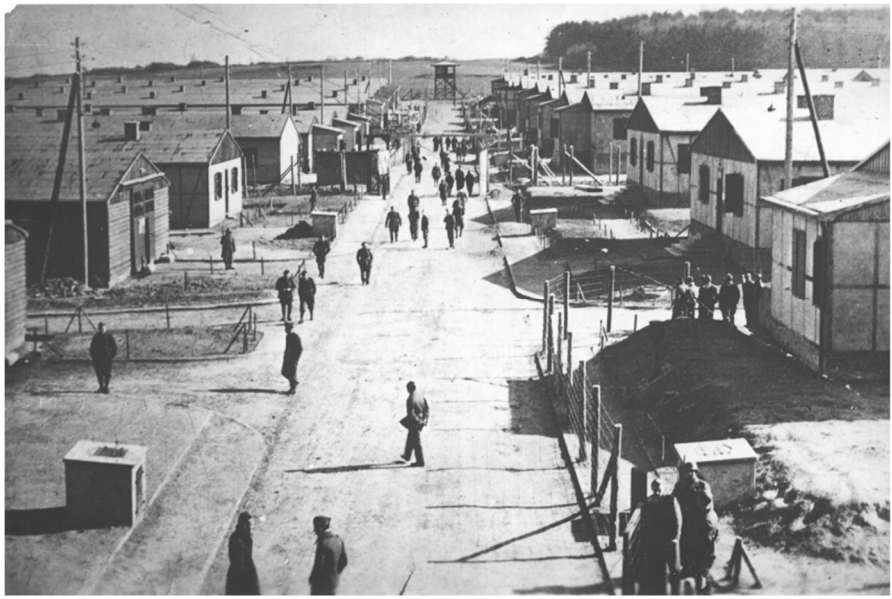


Foto 2: Blick in die Lagerstraße des STALAG IX A Ziegenhain, 1941

Durchschnittlich verblieb der arbeitsfähige und zur Arbeit verpflichtete Kriegsgefangene nach seiner Registrierung und Entlausung etwa zwei Wochen im STALAG. Eine Ausnahme galt für Unteroffiziere und Geistliche, sie waren vom Arbeitseinsatz zumindest offiziell befreit.

Ab Sommer 1940 stellten französische Kriegsgefangene mit durchschnittlich 32.000 Mann die größte Gruppe – unter ihnen befand sich der spätere französische Staatspräsident François Mitterrand. Die zweitgrößte Gruppe bildeten mit zeitweilig mehr als 14.000 Mann – davon über 80% in Arbeitskommandos - die sowjetischen Kriegsgefangenen. Mit der Ankunft der ersten Sowjets im Herbst 1941 wurden die letzten vier Barackenreihen als sogenanntes „Russenlager“ durch Stacheldraht vom Hauptlager abgetrennt.

Während die westlichen Kriegsgefangenen weitgehend nach völkerrechtlichen Standards behandelt wurden, verweigerten das NS-Regime und die Wehrmachtsführung den sowjetischen und serbischen Gefangenen den Schutz durch die Genfer Konvention.



Foto 3: Registrierung der Kriegsgefangenen, 1940

Sie wurden separiert, da man in ihnen nicht nur die politischen Feinde sah, sondern sie galten in der NS-Ideologie als rassisch minderwertig, entsprechend menschenunwürdig war ihre Behandlung. Übermäßig viele sowjetische Kriegsgefangene starben an den Folgen von Hunger, Misshandlungen, schwerster körperlicher Arbeit und durch Seuchen oder sie wurden als politische Gefangene (Kommissare, Intelligenzler, Juden etc.) „ausgesondert" und an das Konzentrationslager Buchenwald überstellt.

Die systematische Ungleichbehandlung der Gefangenengruppen fand Ihre Fortsetzung auch im Tod: Neben dem Friedhof für westeuropäische Kriegsgefangene, dem heutigen Gemeindefriedhof Trutzhain, wurde fern ab im Wald gelegen für die serbischen und sowjetischen Toten ein gesonderter Friedhof angelegt. Hier wurden die Toten anonym - zum Teil in Massengräbern - verscharrt. 1992 wurde dieser Begräbnisort zur Mahn- und Gedenkstätte Waldfriedhof Trutzhain umgestaltet. Auf Bronzetafeln wird inzwischen an 346 verstorbene sowjetische und drei serbische Kriegsgefangene namentlich erinnert.

Eine der zentralen Aufgaben der Kriegsgefangen- Mannschafts-Stammlager bestand neben der Verwahrung der gegnerischen Soldaten vor allem in der Organisation des Arbeitseinsatzes. Insbesondere für den nord- und mittelhessischen Raum übernahm das STALAG Ziegenhain die Verteilung der Kriegsgefangenen zum Arbeitseinsatz. So waren die STALAs für die Kriegswirtschaft von erheblicher Bedeutung, da mit den Kriegsgefangenen billige Arbeitskräfte zur Verfügung standen. Eine Außenstelle des Arbeitsamtes Marburg koordinierte im Lager die Zuweisung der Gefangenen in die jeweiligen Arbeitskommandos und Arbeitsstellen.



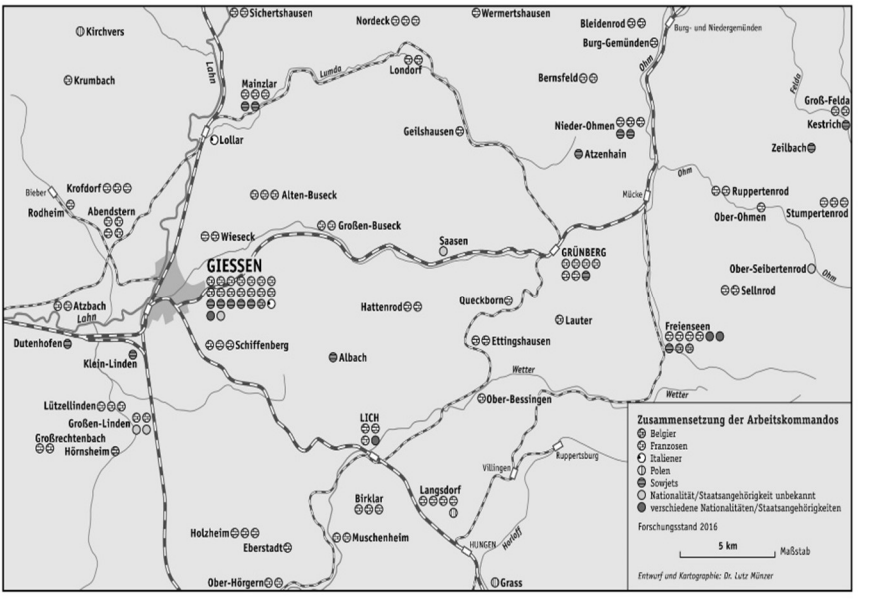
Foto 4: Mahn- und Gedenkstätte Waldfriedhof Trutzhain, 2014

Sie waren außerhalb des Stammlagers in bewachten Sammelunterkünften in Gasthaussälen oder in firmeneigenen Lagern untergebracht und arbeiten für die deutsche Wirtschaft vor allem auf Bauernhöfen und in Handwerksbetrieben, bei den Kommunen, in Bergwerken und Steinbrüchen, beim Autobahnbau und im Verlauf des Krieges zunehmend in der Industrie.

Auch in Gießen und den umliegenden Orten befanden sich während des Krieges zahlreiche Arbeitskommandos des STALAG IX A Ziegenhain vor allem mit französischen Kriegsgefangenen wie der nachstehende Kartenausschnitt zeigt. Die einzelnen Punkte markieren dabei die jeweiligen Arbeitskommandos sowie die Nationalität. Sie geben jedoch keine Auskunft über die Anzahl der eingesetzten Kriegsgefangenen.

Im deutlichen Widerspruch zur Genfer Konvention stand der Einsatz von Kriegsgefangenen in der Rüstungsindustrie. Insbesondere sowjetische und serbische Gefangene sowie italienische Militärinternierte (diese galten als Verräter) wurden mit zunehmender Kriegsdauer beispielsweise in den Munitionsfabriken in Allendorf (heute Stadtallendorf), bei Buderus in Wetzlar oder bei Henschel in Kassel eingesetzt und schonungslos ausgebeutet.

Wie viele Kriegsgefangene des Lagers Ziegenhain zwischen 1939 und 1945 Zwangsarbeit verrichten mussten, lässt sich nicht abschließend feststellen. Nachgewiesen ist, dass sich im September 1944: 43.411 (81%) der im STALAG Ziegenhain registrierten und vom Lager verwalteten ausländischen Soldaten in Arbeitskommandos befanden.



Der Kartenausschnitt zeigt die im Raum Gießen eingesetzten Arbeitskommandos des STALAG IX A Ziegenhain (Forschungsstand Juni 2016)

Das STALAG IX A Ziegenhain wurde am 30. März 1945 durch amerikanische Truppen befreit. Ein weiterer Ausstellungsbereich des Museums zeigt die Nachkriegsnutzung des Lagers zunächst als Cival Internment Camp (CIC) 95 zur Internierung von Wehrmachtssoldaten, SS und SA-Angehörigen, NSDAP-Funktionären und Frauen, die dem BDM oder anderer NS-Organisationen angehörten. Im Frühjahr 1946 zählte das Internationale Rote Kreuz 4973 Internierte im Lager Ziegenhain. Sie wurden teils entlassen oder als Belastete in das Internierungslager Darmstadt (CIC 91) verlegt.

Zwischen Sommer 1946 und Ende November 1947 fanden jüdische Displaced Persons, Überlebende des Holocaust, eine zeitweilige Unterkunft in den Baracken. Die amerikanische Militärregierung richtete im vormaligen STALAG das DP-camp 95-443 für osteuropäische, zumeist polnische Juden ein, die nach wiederholten antijüdischen Ausschreitungen und insbesondere nach dem Pogrom von Kielce aus ihrer Heimat geflohen waren. Für die etwa 2000 Insassen wurde das DP-camp Ziegenhain zum „Durchgangslager" auf ihrem Weg nach Palästina, in die USA oder in andere Länder. Durch die heterogene Zusammensetzung – Säkulare und Orthodoxe, Zionisten, Junge, Alte und Kinder – wurde das DP-camp zu einem lebendigen jüdischen Zentrum inmitten einer zerstörten jüdischen Welt. In den 15 Monaten, in denen das Lager bestand, entwickelte sich ein reges religiöses, kulturelles und politisches Leben. Immer noch finden sich Spuren dieser Zeit, so beispielsweise Davidsterne an den Decken einiger ehemaliger Baracken. Bis heute wird nur an wenigen Orten in Hessen an das Schicksal der jüdischen Displaced

Persons (DP) im Nachkriegsdeutschland erinnert, obwohl es in zahlreichen hessischen Städten und Dörfern nach Kriegsende für eine kurze Zeit jüdische DP-Gemeinden und spezielle DP- Lager gab.



Foto 5: Davidstern aus der Zeit der jüdischen DPs an der Decke eines Wohnhauses in Trutzhain, 2014

Am 1. März 1948 wurden die Baracken sowie das gesamte zum STALAG gehörende Gelände auf Betreiben des damaligen Landrats Heinrich Treibert dem Kreis Ziegenhain zur Unterbringung von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen übergeben. Durch eine gezielte Ansiedlungspolitik wurden insbesondere Handwerker und Gewerbetreibende in den Baracken einquartiert. Sie gehörten zu den 700.000 Flüchtlingen und Vertriebenen aus den ehemaligen Ostgebieten und dem Sudetenland, die allein das Land Hessen bis 1949 aufnahm. Die „Flüchtlingsunterkunft" Trutzhain entwickelte sich schnell zu einem wirtschaftlich nahezu unabhängigen Ort. Bereits im März 1949 bestanden dort 32 Industrie- und Handwerksbetriebe, in einer Siedlung mit 318 Bewohnern, darunter 46 schulpflichtige Kinder. Die Gründung der selbständigen Gemeinde Trutzhain am 1. April 1951 war die Konsequenz aus dieser Entwicklung.

Die Vermittlung historischen Wissens über den Nationalsozialismus und die Folgen des Krieges wird angesichts zunehmender zeitlicher Distanz zu den Ereignissen immer dringlicher. Damit haben insbesondere Gedenkstätten – als authentische Erinnerungsorte mit ihren Spuren geschichtlicher Zeugnisse - die Aufgabe, zu erklären und dem Vergessen entgegenzuwirken. Gerade die lokalen und regionalen Gedenkstätten können als außerschulische Lernorte einen wichtigen Beitrag

zu einer demokratischen Erinnerungskultur leisten, denn nicht zuletzt wird durch die Spurensuche vor Ort sichtbar, wie weit NS-Verbrechen in die deutsche Gesellschaft hineinreichten.

Eine ebenso wichtige Aufgabe kommt der Gedenkstätte und Museum Trutzhain bei der Schicksalsklärung der Opfer zu. Denn auch 71 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges fragen Angehörige ehemaliger Kriegsgefangener nach dem Schicksal ihrer Väter, Großväter und inzwischen auch Urgroßväter.

Weiterführende Informationen zu Gedenkstätte und Museum Trutzhain sowie zum Bildungsangebot finden sich unter www.gedenkstaette-trutzhain.de

„Gronauer Altes Schloss" im Krofdorfer Forst. Neue archäologische Befunde 80 Jahre nach den ersten Untersuchungen

MICHAEL GOTTWALD, VOLKER HESS, CHRISTOPH RÖDER

„Erbaut wurde die frühkarolingische Straßenfeste vermutlich um 720 n. Chr. durch den Hausmeier Karl Martell. In den frühen Sachsenfeldzügen Karls des Großen ab 772 n. Chr. wurde die Anlage offensichtlich modernisiert."[1]

Obwohl sich das sogenannte „Gronauer Alte Schloss" auf einem Grauwackesporn südlich oberhalb der Schmelzmühle im Salzbödetal in keiner historischen Quelle aus der erwähnten Epoche findet, vermittelt der entsprechende Wikipedia-Eintrag durch diese oder ähnliche Formulierungen seit Ende 2007 den Eindruck, die noch spärlich im Gelände erkennbaren Reste einer ca. 1,6 ha umfassenden Ringmauer samt Graben und Innenbebauung ließen sich mit ziemlicher Gewissheit mit frühem Landesausbau im hessischen und der Expansion fränkischer Herrschaft im sächsischen Raum im 8. Jahrhundert in Verbindung bringen.

Diese Interpretation geht zurück auf archäologische Untersuchungen des Bodendenkmals, die mit Unterbrechungen zwischen 1936 und 1950 durch das Institut, später Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde, Marburg, unter Leitung von Dr. Willi Görich, durchgeführt wurden, und insbesondere dem Ziel dienten, die Hypothese von „Etappenstationen" fränkischer Herrscher auf ihren Feldzügen gegen die Sachsen auch für das heute hessische Durchgangsgebiet zu belegen.[2]

1 Wikipedia (2015): Altes Gronauer Schloss, https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Altes_Gronauer_Schloss, Zugriff: 21.12.2016, Page Version ID: 141612542.

2 Willi Görich, Das Gronauer Alte Schloß über der Salzböde. Eine frühkarlingische Straßenfeste, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 1 (1951), S. 25 – 41. Auch Walter Bauer, Die Keramik des Gronauer „Alten Schlosses" über der Salzböde, in: Fundberichte aus Hessen 12, 1972 (1974), S. 1 – 13. Zur „Leithypothese Etappensystem" insbes. Karl Rübel, Die Franken. Ihr Eroberungs- und Siedlungssystem im deutschen Volkslande, Bielefeld/Leipzig 1904; August von Oppermann, Karl Schuchardt, Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen: Originalaufnahmen und Ortsuntersuchungen, Hannover 1887ff.



Abb. 1: Gefäß aus einer Planierschicht am saalartigen Gebäude.

Bis vor Kurzem haben keine weiteren archäologischen Untersuchungen stattgefunden. Obwohl angesichts fortgeschrittener Erkenntnisse zur Frühgeschichte des hessischen Raums naheliegend erfuhren die Funde und Befunde der damaligen Maßnahmen bislang keine Neubewertung. Begangen und bedroht wird das Bodendenkmal allerdings wie viele andere kulturhistorisch bedeutende Objekte der Region zunehmend durch nicht autorisierte „Schatzsucher". So wurden 2013 nach Meldung einer Raubgrabung Sicherungsmaßnahmen durch die „hessenARCHÄOLOGIE" als zuständiger Behörde beim Landesamt für Denkmalpflege erforderlich. Aus den Folgemaßnahmen zur Bewertung der Zerstörung möglicherweise wertvoller Befunde entwickelte sich in der Folge ein regionalarchäologisches Projekt der Arbeitsgruppe Archäologie im Oberhessischen Geschichtsverein Gießen e.V.. Mit finanzieller Unterstützung durch die Archäologische Gesellschaft in Hessen e.V. und in Kooperation mit der „hessenARCHÄOLOGIE" konnten im Laufe kleinerer archäologischer Maßnahmen der Jahre 2015 und 2016 steinerne und vermörtelte Fundamente eines bislang völlig unbekannten saalartigen Gebäudes mit Putzresten vergraben werden. Sowohl die aufwendige Bauausführung als auch die prominente Lage innerhalb der Befestigung deuten auf eine herausgehobene Bedeutung des Gebäudes hin. Der bisherige Befund lässt sich zunächst vorläufig nach Ausweis einer C14-Analyse von Tierknochenfunden auf die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts datieren. Zum gleichen Schluss führt die typologische Einordnung von Fundmaterial aus den begleitenden Begehungen der Gesamtanlage durch Mitglieder der Arbeitsgruppe.

Wenn auch alle bisherigen Erkenntnisse noch mit großer Vorsicht und als vorläufig eingeschätzt werden müssen, kann doch zumindest ein großes Fragezeichen hinter die bisherigen Vermutungen bzgl. Datierung und historischer Einordnung des Bodendenkmals gesetzt werden. Als Erbauer erscheinen nunmehr mit gewisser

Wahrscheinlichkeit die Konradiner, die in den Jahrzehnten um 900 in weiten Teilen des heutigen Hessen das Grafenamt innehatten und temporär auch herzoglichen Rang erreichten. Mit Konrad I. (reg. 911-918) stellten sie sogar den König des ostfränkischen Reiches, andere Familienmitglieder übten hohe Kirchenämter aus. Möglicherweise stellte das „Gronauer Alte Schloss" ein Element der konradinischen Herrschaftskonsolidierung und des Landesausbaus dar.[3]



Abb. 2: Mitglieder der Arbeitsgruppe Archäologie und befreundeter hessischer Initiativen am 22. Oktober 2016 bei einer Führung vor Ort.

Die archäologische Landesforschung vermag hier unter Umständen Licht in eine durch schriftliche Überlieferung nur wenig beleuchtete Epoche hessischer Geschichte zu werfen, insbesondere dann, wenn weitere vergleichbare Objekte im hessischen Raum zum Vergleich herangezogen werden (Schiffenberg bei Gießen, Christenberg bei Münchhausen, „Höfe" bei Dreihausen, „Hunburg" bei Kirchhain-Burgholz etc.). Eine entsprechende Aus- bzw. Neubewertung von zurückliegenden archäologischen Maßnahmen verspricht auch dort neue Erkenntnisse.[4]

3 Vgl. u.a. Gregor Stasch, Frank Verse (Hrsg.), König Konrad I.. Herrschaft und Alltag, Fulda 2011; Hans-Werner Goetz, Konrad I. – Auf dem Weg zum „Deutschen Reich"?, Bochum 2006; Gerd Althoff, Die Wetterau und die Konradiner, in: Hessen. Geschichte und Politik, Stuttgart 2000, S. 63 – 78; Karl Glöckner, Das Haus Konrads I. um Gießen und im Lahntal, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 53/54 (1969), S. 5 – 24; Irmgard Dietrich, Das Haus der Konradiner. Untersuchungen zur Verfassungsgeschichte der späten Karolingerzeit, Diss. Marburg 1952; Karl Glöckner, Das Haus Konrads I. um Gießen und im Lahntal, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 38 (1942), S. 1 – 23.

4 Vgl. dazu in jüngerer Zeit u.a. Katharina Mohnike, Archäologie auf dem Schiffenberg. Aspekte moderner Bodendenkmalpflege am Beispiel einer jahrtausendelang besiedelten Anhöhe, in: Hessen-Archäologie 2015 (2016), S. 175 – 179; dies., Zu den archäologischen

Die Arbeitsgruppe Archäologie im Oberhessischen Geschichtsverein Gießen e.V. hat sich vorgenommen, die Untersuchungen ihren Möglichkeiten gemäß fortzusetzen. Auch liegt es nahe, weitere von der AG unterstützte Maßnahmen (vgl. Totenberg bei Staufenberg-Treis, Dorf Arnesburg bei Lich-Muschenheim) und anderer hessischer Initiativen (z.B. die archäologischen Untersuchungen des Geschichts- und Heimatvereins Mainhausen an der mittelalterlichen Siedlung im Umfeld der ehemaligen Zellkirche) miteinander in Beziehung zu setzen.[5] Hiervon ist

Untersuchungen auf dem Schiffenberg bei Gießen zwischen 1973 und 2015 — moderne Bodendenkmalpflege im Umfeld eines Kulturdenkmals von nationaler Bedeutung, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 100 (2014), S. 31 – 49; Rainer Atzbach, Die Höfe bei Ebsdorfergrund-Dreihausen und das Ende der karolingischen Grossburgen in Nordhessen, in: Burgenforschung und Burgendenkmalpflege in Hessen. Beiträge der Tagung in Bad Homburg, 4. und 5. April 2008 (= Burgenforschung 1), 2010, S. 11 – 34; Elke Treude, Die Höfe bei Dreihausen, in: Fundberichte aus Hessen 39/40 1999/2000 (2005), S. 1 – 70; Christa Meiborg, Burg Weißenstein bei Marburg-Wehrda, Kreis Marburg-Biedenkopf. Die Funde und neue Aspekte der Baugeschichte im Licht einiger 14C-Daten., in: Fundberichte aus Hessen 39/40, 1999/2000 (2005), S. 299 – 355.

5 Vgl. Michael Gottwald, Christoph Röder, Sieben neue Grubenhäuser und ein Steinbau aus der „villa Arnesburg". Weitere Untersuchungen in der mittelalterlichen Siedlung bei Lich-Kloster Arnsburg (Lkr. Gießen), in: Hessen-Archäologie 2015 (2016), S. 121 – 124; Gesine Weber, Ulrich Nothwang, Nils-Jörn Rehbach, Anja Lutz, Ein Gräberfeld am Friedhof – neu entdeckte Bestattungen auf dem „Zellhügel". Anthropologische Ergebnisse zu karolingerzeitlichen Gräbern in Mainhausen-Zellhausen (Lkr. Offenbach), in: Hessen-Archäologie 2014 (2015), S. 133 – 137; Michael Gottwald, Andreas König, 21 Jahre später – neue Forschungen in der „villa Arnesburg". Untersuchungen in einer frühmittelalterlichen Siedlung bei Lich-Kloster Arnsburg, Lkr. Gießen, in: Hessen-Archäologie 2014 (2015), S. 129 – 133; Michael Gottwald, Jörg Lindenthal, Christoph Röder, Vier karolingerzeitliche Grubenhäuser bei der Junkermühle, Stadt Münzenberg. Mittelalterlicher Siedlungsplatz am Nordrand des Wetterauskreises, in: Hessen-Archäologie 2014 (2015), S. 127 – 129; Susanne Gerschlauer, Michael Gottwald, Volker Hess, Christoph Röder, „… von der alten Milchlingischen Burg vnnd Stammhauß mehr nit dann die rudera …". Untersuchungen an der mehrperiodigen Höhensiedlung „Totenberg" bei Staufenberg-Treis a. d. Lumda (Lkr. Gießen), in: Hessen-Archäologie 2012 (2013), S. 210 – 214; Susanne Gerschlauer, Michael Gottwald, Volker Hess, Christoph Röder, „Der Totenberg. Fränkischer Rasthof mit schöner Aussicht". Vorbericht über die Grabung 2012, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 97 (2012), 35 – 49; Michael Gottwald, Volker Hess, Christoph Röder, Begehung und Grabung an den Rudera vom Schlos Todenberg. Untersuchung an einer mehrperiodigen Höhensiedlung bei Staufenberg-Treis a. d. Lumda (Lkr. Gießen). in: Hessen-Archäologie 2011 (2012), S. 187 – 191; Kroemer, Dagmar, Ludwig Stenger, Gesine Weber, Eine Leiche am Keller – Kampagne 2011 in der „Zellkirche". Sonderbestattung und karolingerzeitlicher Keller in mittelalterlicher Befestigung bei Mainhausen-Zellhausen (Lkr. Offenbach), in: Hessen-Archäologie 2011 (2012), S. 121 – 125; Michael Gottwald, Volker Hess, Christoph Röder, Die „Rudera vom Schlos Todenberg" bei Treis an der Lumda. Vorbericht über eine systematische Fundaufsammlung im Bereich der mehrperiodischen Höhensiedlung „Totenberg" bei Staufenberg – Treis (Ldkr. Gießen), in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 96 (2011), 299 – 317; Kroemer, Dagmar, Martin Posselt, Sebastian Pfnorr, Ludwig Stenger, Gesine Weber, Anno 937 in Zellhausen. Weitere Untersuchungen im Umfeld der Zellkirche bei Mainhausen-Zellhausen (Kreis Offenbach), in: Hessen-Archäologie 2010 (2011), S. 128 – 132; Kroemer, Dagmar, Martin Posselt, Sebastian Pfnorr, Gesine Weber, Einer mittel-

ein wünschenswerter Wissenszuwachs für die – gerade in Hinsicht auf den hessischen Raum – quellenarme Zeit des 9. und 10. Jahrhunderts zu erwarten.

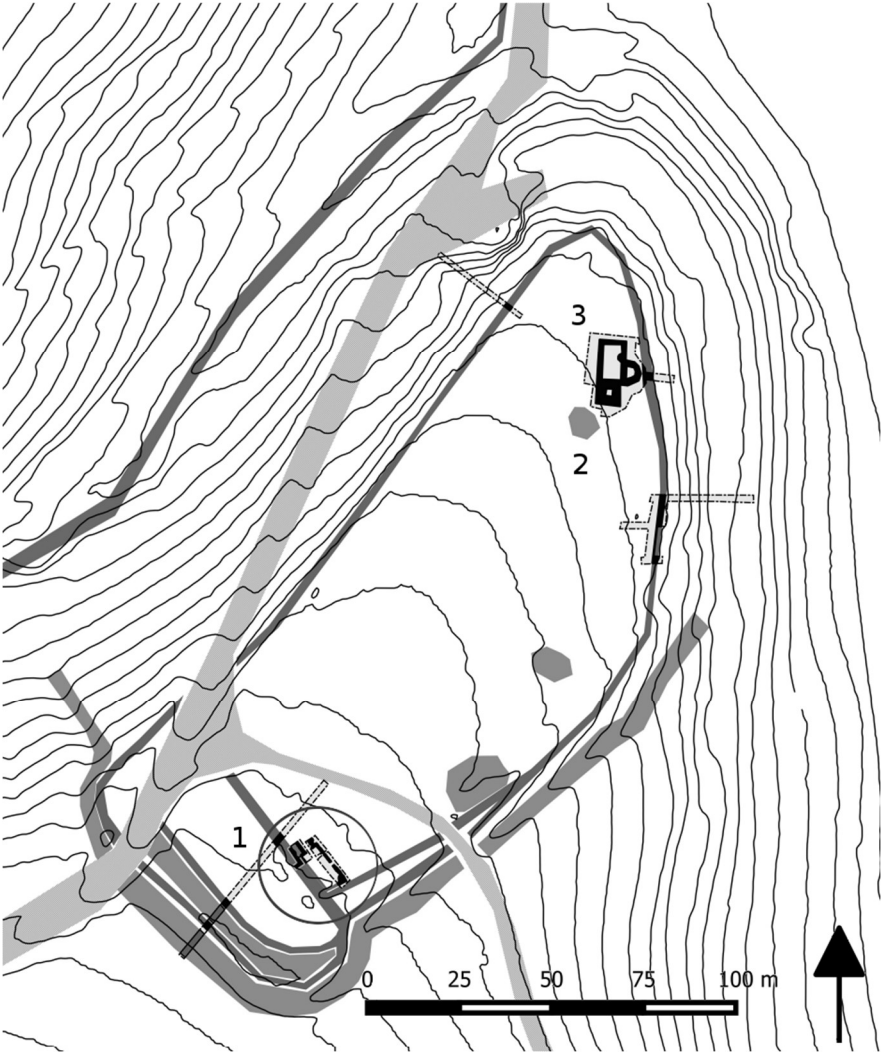


Abb. 3: Übersichtsplan: 1 Grabungen 2016, 2 Meilerplatte (?), 3 sogn. „Königshaus" (Görich); Schwarz: Mauer ergraben, Dunkelgrau: Mauer rekonstruiert, Grau: Gräben und Eintiefungen, Hellgrau: Wege. Dargestellt sind alle Bauphasen unter weitgehender Berücksichtigung des Gesamtplans von W. Görich. Plan: Ch. Röder, hA.

alterlichen Befestigung auf der Spur – das Umfeld der Zellkirche bei Mainhausen-Zellhausen. Landkreis Offenbach. Überprüfung einer Altgrabung im Bereich einer Kirchenwüstung, in: Hessen-Archäologie 2009 (2010), S. 148 – 152.

„Gustav Schlosser, der „Reichsvagabund“
geb. am 31. Januar 1826 in Hungen, gest. am 1. Januar 1890 in Frankfurt a.M.

PHILIP KAMMER



Wie kam dieser Mann zu seinem Spitznamen? Am 30.04.1879 tagten die Vertreter der Inneren Mission aus verschiedenen westfälischen Regionen in Bielefeld. Vor ihnen referierte der Pfarrer Gustav Schlosser aus Frankfurt a.M. über die „Vagabunden-Not“. In der 2. Hälfte der 1870er Jahre erschütterte eine Wirtschaftskrise ganz Deutschland. Das frühkapitalistische Industriezeitalter hatte gerade erst begonnen. Für Arbeitslose gab es noch kein „soziales Netz“. Bettelnde Obdachlose wurden zur Landplage.

Schlossers Idee war: Arbeit beschaffen und Unterbringung in einem christlichen Gemeinschaftswerk. Vermögende Landbesitzer sollten Ackerland und Gebäude zur Verfügung stellen. Obdachlose durch Landarbeit motiviert werden, wieder geregelte Arbeit aufzunehmen, sobald es möglich wurde. Friedrich v. Bodelschwingh in Bethel griff die Idee auf. Schon im Sommer 1882 wurde die erste

deutsche Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf in der Senne eröffnet. Nach diesem Modell entstanden im gesamten Reichsgebiet weitere vergleichbare Einrichtungen der Inneren Mission.

Schlossers Eltern waren Friedrich Gottlob Schlosser (1781-1853) und Henriette geb. Scriba (1802-1850), Pfarrerstochter aus Wingershausen im Vogelsberg. Der Vater, Theologe, nach dem Studium Hauslehrer in verschiedenen Adelsfamilien, war fürstlicher Solms-Licher Verwaltungsbeamter in Hohensolms gewesen und danach im fürstlich Braunfelsischem Dienst Kammerrat in Hungen geworden. Von dort zog er im Jahr 1840 als Pensionär nach Darmstadt. Prägende Kindheitseindrücke erhielt Gustav bei den Großeltern in Wingershausen. In einem Vortrag über „Bild und Bildung" in Braunschweig erinnerte er sich an einen dörflichen Gottesdienst:

„Von der Predigt verstand ich damals so gut wie nichts; ich betrachtete die Bilder oben in den Füllungen der Emporbühne und lernte die biblische Geschichte lange, ehe ich sie in der Schule hörte, von Adam an bis zum ersten Pfingstfest zu Jerusalem. Und diese Bilder wurden für meinen ganzen Lebensgang, den inneren, wie den äußeren, von entscheidender Bedeutung."

In einer seiner „Reden im Freien", die gedruckt herausgegeben wurden, erwähnt er ein Kindheitserlebnis vor der Heimatstadt Hungen. „An der Südseite des Städtchens, in dem ich geboren bin, zieht eine uralte Landstraße ihren Weg hinan. Damals – es gab noch keine Eisenbahnen – ging aller Verkehr zu Fuß, zu Wagen und der kleine Handelsverkehr mit Schiebkarren. Unzählige Schiebkärrcher zogen jahraus jahrein diese Straße, und die allermeisten hatten zur Erleichterung einen Hund vorgespannt. Einst ging ich als Knabe diesen Berg hinan. Wenige Schritte vor mir fuhr so ein Schiebkärrcher mit seinem Hund. Es war eine drückende Sommerhitze, die Chaussee mit zolldickem Staub bedeckt, der die von den Wagen aufgewirbelte Luft erfüllte und Menschen und Tieren in den Augen wehe that, und ihnen den Mund noch trockener machte als die Sonnenglut. Der arme Hund des Schiebkärrchers vor mir konnte nicht mehr vorwärts, er arbeitete sich ab, die lechzende Zunge hing ihm weit aus dem Halse, sein Herr schalt, drohte und fluchte hinter ihm her. Endlich gings absolut nicht mehr vorwärts. Da streifte der Unhold den Tragriemen von der Schulter, ergriff einen Zaunpfahl und schlug in seiner Wut dem Hunde den Rücken ein. Mit einem Jammergeheul, das mir noch heute in der Erinnerung wehe thut, sank das arme Tier zu Boden. Sein Herr, noch zorniger, sprang herzu, faßte es an den Ohren, es emporzurichten. Da sah ihn das sterbende Tier an mit unbeschreiblichem Ausdruck des Schmerzes und der Treue und leckte ihm die Hand .... ."

Nach Unterricht durch Hauslehrer kam Gustav in das Knabeninstitut des Pfarrers Kleeberger in Melbach. Von dort aus unternahmen die Schüler eine Fußwanderung durch den Vogelsberg bis Fulda. Es war die erste von vielen Wanderungen, die Gustav als Schüler, Student und später in Urlaubszeiten vorwiegend durch alle deutschen Mittelgebirge und bis in die Alpen führten.

Nach der Pensionierung des Vaters besuchte er das Gymnasium in Darmstadt und bestand 1843 dort das Abitur. Ab Herbst 1843 studierte er in Gießen Theologie. Der trockene, rationalistische Lehrbetrieb der Fakultät befriedigte ihn

nicht. Stattdessen zogen ihn die philosophischen Vorlesungen des jungen Dozenten Moritz Carriere (1817-1895) an, Sohn eines Pfarrers aus Griedel, der später eine Tochter des berühmten Justus Liebig heiratete und wie sein Schwiegervater an die Universität München berufen wurde. Schlosser wurde Mitglied einer Reformburschenschaft „Frankonia". Diese lehnte den geistlosen Sauf- und Paukbetrieb der schlagenden Korps ab, beschäftigte sich stattdessen mit literarischen und wissenschaftlichen Themen – und man turnte. Gustav war ein guter Turner und wurde Sprecher der Frankonen. Als solcher geriet er ohne sein Zutun in einen studentischen Aufruhr im Sommer 1846:

Ein angetrunkener Student hatte den Kinderball eines Tanzlehrers in Gießen gestört und war durch einen Polizisten unsanft herausgeworfen worden. Die Studentenschaft, immer in gespanntem Verhältnis zur Polizei, sah ihre Ehre verletzt, versammelte sich lautstark und schickte ihre Vertreter, darunter Schlosser, zum akademischen Senat, um sich zu beschweren. Am folgenden Sonntag griff der katholische Pfarrer Hartnagel in seiner Predigt die „studentischen Aufrührer" scharf an. Folge: Studenten warfen ihm die Fensterscheiben ein. Der Tat verdächtigt wurden die Frankonen, ohne dass die wirklichen Täter ermittelt waren. Der Senat verwies drei Studenten, darunter Schlosser, für ein Semester von der Universität. (Dass man als Frankone geistig aktiv war und turnte, genügte, um im damaligen Polizeistaat verdächtig zu sein.)

Sie sollten unmittelbar nach dem Urteil in einem Postwagen Richtung Frankfurt abgeschoben werden. Aber die Studentenschaft hatte sich zusammengerottet und wollte die Verhafteten gewaltsam befreien. Schlosser selbst versuchte vom Wagen aus die wütende Menge zu beschwichtigen, dass sie ihn ziehen ließen. Denn mittlerweile hatte die städtische Obrigkeit eine militärische Einheit „Cheveauxlegers" aus der Kaserne in Butzbach nach Gießen beordern lassen, die jederzeit gegen die Studenten hätte eingesetzt werden können. Aus Protest traten die Studenten in Unterrichtsstreik und zogen geschlossen zur Burgruine Staufenberg. Da gerieten die Zimmervermieter und Geschäftsleute Gießens in Panik, deren Existenz von der Versorgung der Studenten abhing: Bäcker und Metzger karrten Lebensmittel zum Staufenberg. Gießener Bürger bewirkten, dass der akademische Frieden wiederhergestellt wurde und die Studenten zurückkehrten.

Schlosser nutzte die freie Zeit zur Examensvorbereitung, kam im Sommer 1847 nach Gießen zurück und bestand die erste theologische Prüfung.

Im Herbst begann er die praktische Ausbildung im Friedberger Predigerseminar.

Hier vollzog er mit anderen gleichgesinnten Kandidaten unter dem Eindruck von Schriften des spätrömischen Kirchenvaters Augustinus und Luthers eine entschiedene Wendung vom rationalistischen Zweifler zum lutherisch Gläubigen. Zugleich erwachte seine Bereitschaft zum christlich diakonischen Handeln am notleidenden Nächsten. Er besuchte das „Rettungshaus für Mädchen", das Otto Graf zu Solms-Laubach (1799-1872) in Räumlichkeiten des ehemaligen Klosters Arnsburg um 1846/47 gegründet hatte und beteiligte sich wenige Jahre später an der Gründung eines „Rettungshauses für Knaben" in Hähnlein (Odenwald).

Die Revolution des Frühjahrs 1848 versetzte auch die Friedberger Kandidaten in revolutionäre Stimmung, je nach Art ihrer Persönlichkeit. Der fromme Lutheraner Schlosser trat ein für die Wahl eines deutschen Kaisers durch das Volk. So z.B. in einer Volksversammlung im nahen Altenstadt. Dessen Bürgermeister ging nach Friedberg, um redegewandte Kandidaten für eine Volksversammlung in seinem Dorf zu gewinnen. Sie fragten ihn, worüber sie dort reden sollten. Das wusste er selbst nicht, sondern überließ ihnen die Wahl. Drei Kandidaten wurden in einem laubgeschmückten Leiterwagen abgeholt und dort feierlich vorgestellt.

Später wurde Schlosser Augenzeuge von Barrikadenkämpfen in Frankfurt. Er hat im Jahr 1883 ein noch heute lesenswertes Buch über den Ablauf des ganzen Revolutionsjahres verfasst, in das die eigenen Erlebnisse eingebracht wurden.

Von 1848 bis 1852 wirkte Schlosser in Darmstadt als Mitgründer eines Missionsvereins und eröffnete 1850 ein christliches Knabeninstitut, gab ferner die „politisch-kirchlichen Blätter" heraus, die „konservativ, aber nicht reaktionär" eine „große kirchliche Restauration" in politischer Freiheit anstrebten. Als Pfarrvikar und Schulinspektor wurde er 1852 nach Bensheim in die junge protestantische Diasporagemeinde und zum Religionsunterricht für evangelische Schüler im dortigen Gymnasium entsandt. Dort geriet er in Konflikte mit katholischen Würdenträgern, wohl im Zusammenhang mit dem Übertritt eines katholischen Geistlichen zum lutherischen Glauben. Außerdem reichte sein Gehalt nicht zur Familiengründung. Da berief ihn der Graf zu Erbach-Schönberg im Jahr 1854 zum Hofkaplan und Gemeindepfarrer in Schönberg (Odenwald). Er heiratete seine langjährige Verlobte Emilie Debus. Aus dieser Ehe gingen zwischen 1860 und 1872 vier Töchter und zwei Sohne hervor. Nach Geburt des Jüngsten verstarb die Mutter. Damals war Schlosser seit 1864 Pfarrer in Reichenbach am Felsenmeer. Hier gründete er einen Verein zur Armenpflege, auch wirkte er weiter publizistisch im „Kirchenblatt" der bekenntnistreuen Lutheraner als Mitherausgeber und Autor. Wegen seiner bewährten diakonischen Tätigkeit sollte er 1871 die Leitung der neuen Anstalt Bethel übernehmen, lehnte aber vor allem aus familiären Gründen ab. So wurde Friedrich von Bodelschwingh dorthin berufen.

Aber im Jahr 1873 trat er als erster hauptamtlicher Geistlicher in den Dienst der Inneren Mission in Frankfurt am Main. Sein Tätigkeitsfeld erstreckte sich auf Seelsorge und soziale Hilfeleistung an Dienstboten und –mädchen, Jungarbeitern, Obdachlosen und Prostituierten („Magdalenen"). Immer wieder ist er im gesamten Reichsgebiet unterwegs, um in Vorträgen und Predigten das soziale Gewissen der christlich-gläubigen Besitzbürger zu wecken und zu schärfen. So verdankt er seinen Spitznamen in der Überschrift nicht nur einem einzigen Vortrag. Viele seiner Vorträge und Predigten wurden gedruckt, aufgeführt in der Bibliographie, die sein Freund Chr. W. Stromberger kurz nach Schlossers Tod im Anhang einer Kurzbiographie zusammengestellt hat. Schlosser ist auch Herausgeber und Mitarbeiter weiterer konservativ-christlicher Zeitschriften, deren Titel hier aus Platzgründen unerwähnt bleiben.

Neun Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau lernte Schlosser in Karlsruhe anlässlich eines seiner Vorträge Julie Gräfin Rehbinder (1847-1918) kennen, Leiterin eines großherzoglich badischen Mädcheninstituts. Sie stammte aus einer

verarmten Adelsfamilie der damals russischen Provinz Estland, war mit der Großherzogin von Baden und dem Dichter Conrad Ferdinand Meyer befreundet. Mit ihr ging er im Jahr 1881 seine zweite Ehe ein. Die einzige Tochter aus dieser Verbindung, Julie Schlosser (1883-1965), war eine der ersten Frauen, die an einer deutschen Universität studierten. Sie wurde Gymnasiallehrerin. Ihr im Furche-Verlag erschienenes Buch „Aus dem Leben meiner Mutter" wurde seit 1923 vierzehn Mal aufgelegt. Seit den 1920er Jahren lebte sie als freie Schriftstellerin in Berlin, setzte sich in mehreren Veröffentlichungen besonders für einen besseren Tierschutz ein und pflegte freundschaftliche Verbindungen mit Mitgliedern der Quäker-Gemeinschaft.

Zur Würdigung der Person von Gustav Schlosser: Er war neudeutsch ausgedrückt ein Workaholic, schonte sich nicht und litt in seinen letzten Jahren unter chronischer Bronchitis, die die Herztätigkeit schädigte. Er verstarb am 1. Januar 1890 an einer Grippe. Theologisch war er ein leidenschaftlicher Lutheraner und politisch Monarchist, Verehrer des „Eisernen Kanzlers" Bismarck, Gegner einer demokratisch-republikanischen Staatsform, bekämpfte Liberalismus in Kirche und Politik, erst recht die frühe Sozialdemokratie. Er erkannte aber auch an, dass der frühkapitalistische Liberalismus die Armut des Industrieproletariats und dessen Anfälligkeit für Klassenkampfparolen verursacht hat. Schlosser appellierte als Konservativer an die Verantwortung der Besitzenden gegenüber den Armen nach biblischem Vorbild.

Der Titel eines seiner zahlreichen gedruckten Vorträge lautet „Welche sozialen Verpflichtungen erwachsen dem Christen aus seinem Besitz?" Friedrich Naumann (1860-1919), sein unmittelbarer Nachfolger im Pfarramt der Inneren Mission (1890-96), ging einen anderen Weg, gab das Pfarramt auf und versuchte als Politiker Liberalismus und Sozialismus zu versöhnen. Schlossers Tochter Julie, die Schriftstellerin, wurde gegen Ende des Ersten Weltkriegs zur begeisterten Verehrerin Naumanns.

Als oberhessisches Landkind schilt Schlosser über „jüdischen Wucher". Doch ist er kein rassistischer Antisemit. Gläubigen Juden begegnet er mit Respekt. In seinem Buch über die Revolution von 1848 erwähnt er den jüdischen, zum Protestantismus konvertierten späteren Präsidenten des Paulskirchenparlaments Eduard Simson (1810 – 1899) und den jüdischen Juristen Gabriel Riesser (1803-1863) ab S. 81 mehrmals mit Hochachtung. Im deutschen Sozialwesen ist heute das Subsidiaritätsprinzip, d.h. Vorrang konfessioneller oder freigemeinnütziger sozialer Tätigkeit vor staatlich gelenkter Sozialarbeit, gesetzlich verankert. Diese Regelung folgert aus Tradition und Bewährung christlicher und freigemeinnütziger Liebestätigkeit. Gustav Schlosser, der „Reichsvagabund" aus Hungen, war einer ihrer Pioniere.

Hauptquellen:

Otto Kraus, Gustav Schlosser Ein Lebensbild, in: „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" Band XVII 1892

Chr. W. Stromberger, Gustav Schlosser. Mitteilungen über dessen Leben und Wirken, o.J., im Anhang Bibliographie Schlosserscher Veröffentlichungen

Gustav Schlosser, Die Revolution von 1848, Gütersloh 1883
Jürgen Scheffler, in: Matthias Benad/Hans-Walter Schmuhl, Bethel-Eckardtsheim, Von der Gründung der ersten deutschen Arbeiterkolonie, Stuttgart 2006

Neues von Gießener Friedhöfen

DAGMAR KLEIN

1. Friedhof am Rodtberg
Gedenktafel 1870/71 hat neuen Anbringungsort

Viele Jahre befand sich die bronzene Gedenktafel für die im Krieg 1870/71 verstorbenen Soldaten aus Gießen in einem Lagerraum des Rodtberg-Friedhofs. Nachdem man die Gedenktafel von der Außenwand des Stadtkirchenturms entfernt hatte, vermutlich anlässlich der Kirchturmsanierung 1979/80, geriet sie im Lagerraum in Vergessenheit. Der historisch interessierte Vorarbeiter des Friedhofs, Dietmar Gick, machte mich (als Friedhofsführerin) darauf aufmerksam.

Weitere Recherchen und ein Zeitungsbericht (Gießener Allgemeine Zeitung 22.11.2014) brachten den ursprünglichen Anbringungsort zur Kenntnis: Die offene Eingangshalle des alten Rathauses am Marktplatz. Vis-à-vis, mitten auf dem alten Marktplatz, wurde am 1.Mai 1900 das Kriegerdenkmal mit Brunnen enthüllt, das ebenfalls den Toten dieses Krieges gewidmet war.



Nach diversen Gesprächen mit den Fachämtern fand die bronzene Gedenktafel 1870/71 im Oktober 2016 schließlich einen würdigen Anbringungsort: In den Gruftarkaden des Friedhofs am Rodtberg, zwischen dem Portal zur Trauerhalle und dem seitlichen Ausgang zum Friedhof. Sie fügt sich passgenau in den Wandbogen ein, ganz so, als sei sie für diesen Ort gemacht.



Die Bronzetafel ist 1,80 x 1,60 Meter groß. Der dreiseitig umlaufende Schriftzug der Gedenktafel besagt: **Seinen Kämpfern / Im Feldzug 1870-1871 / Das dankbare Giessen**. Im Mittelteil sind die Namen und Dienstgrade genannt. Der bekannteste Tote ist Georg Gail, ältester Sohn des Gießener Zigarrenfabrikanten Gail, dessen Grab sich an der Südmauer des Alten Friedhofs befindet. Die meisten der genannten Toten wurden in der Schlacht bei Gravelotte verwundet, sie starben schon auf dem Schlachtfeld oder im Lazarett. Sie gehörten verschiedenen heimischen Regimentern an.

2. Alter Friedhof
Grabstelle Ernst Dieffenbach erhielt neuen Grabstein

In den letzten MOHG 2015 war ein Beitrag zur Wiederentdeckung des aus Gießen stammenden Neuseelandforschers Ernst Dieffenbach (1811-1855) abgedruckt. In den Miszellen war ein Bericht über die Suche nach Dieffenbachs Grab auf dem Alten Friedhof zu lesen. Die Grabstelle konnte durch Abgleich verschiedener Quellen gefunden werden, der Grabstein war schon lange abgeräumt. Nun hat der Freundeskreis Alter Friedhof für das Aufstellen eines neuen Grabsteins gesorgt, damit es künftig auch in Gießen, an Dieffenbachs Geburts-, Studien- und Lehrort,

eine Erinnerungsstätte für den in Neuseeland hoch geschätzten Forscher gibt. Das Grab befindet sich gegenüber dem weiß leuchtenden Marmorengel an der Südmauer (Familiengrabstätte Rühl).

Ernst Dieffenbach gehörte als Gießener Medizinstudent zu den liberal bis radikal politisch eingestellten Studierenden im Umkreis von Georg Büchner und musste 1833 nach dem Frankfurter Wachensturm wie so viele seiner Mitstreiter über Straßburg in die Schweiz flüchten. Nach Stationen in Frankreich und England begab er sich im Sommer 1839 im Auftrag der „New Zealand Company" nach Neuseeland und gehörte damit zu den ersten Europäern, die dieses Land erforschten und darüber publizierten. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland erhielt er nicht zuletzt durch den Einfluss von Justus Liebig, mit dem Dieffenbach seit seiner Gießener Studienzeit in Kontakt stand, im Jahre 1850 an der Universität Gießen eine außerordentliche Professur für Geognosie und Geologie, die er bis zu seinem frühen Tod im Jahr 1855 innehatte.



III. REZENSIONEN

Armin Becker, Gabriele Rasbach (Hrsg.), Waldgirmes. Die Ausgrabungen in der spätaugusteischen Siedlung von Lahnau-Waldgirmes (1993-2009). 1. Funde und Befunde, Darmstadt 2015 (Römisch-Germanische Forschungen Band 71), Verlag Philipp von Zabern, 517 S. 302 Abb., 37 Tafeln, 38 Beilagen.

Mit diesem voluminösen, prächtig ausgestatten und wissenschaftlich gehaltvollen Band legen Armin Becker und Gabriele Rasbach die für die Geschichte der augusteischen Zeit und die römische Expansion nach Germanien überaus bedeutenden Grabungsbefunde der römischen Siedlung von Lahnau-Waldgirmes vor. War es bis zur Entdeckung derselben in Waldgirmes die *communis opinio* der einschlägigen Forschung, dass die römische Präsenz rechts des Rheins sich in augusteischer Zeit auf militärische Anlagen beschränkte, urbane Siedlungen aber in diesem Gebiet keinesfalls existierten,[1] bildeten die nach und nach auftauchenden Funde und Befunde vor Ort den Beweis für die Existenz zumindest einer größeren Zivilsiedlung rechts des Rheins. Wie Armin Becker in seinem Beitrag in dem hier anzuzeigenden Band demonstriert, wurde die Siedlung spätestens 3 v. Chr. gegründet (*Die archäologische Ausgrabung, S.* 29-107, hier S. 70), mithin in einer Zeit, die in römischer Sicht eine Phase der Ruhe darstellte,[2] in der man daranging, die Einrichtung einer Provinz rechts des Rheins zumindest voranzutreiben. Nicht zufällig fällt in diese Phase auch die Anlage von Haltern an der Lippe,[3] das offensichtlich als das Verwaltungszentrum der im Werden begriffenen rechtsrheinischen Provinz konzipiert worden war.[4] Der römischen Siedlung von Waldgirmes kommt also eine wesentliche Rolle für die Interpretation der römischen Expansion nach Germanien in augusteischer Zeit zu und hat zu einer gänzlichen Neubewertung derselben in der Forschung den Anlass gegeben. Damit nicht genug erscheint auch die Bedeutung des mittleren Lahntals, vor allem nach der Entdeckung römischer Befunde in Hedemünden unweit des Zusammenflusses von Fulda und Werra,[5] mit Waldgirmes in einem neuen Licht.

1 Vgl. W. Eck, Eine römische Provinz. Das augusteische Germanien links und rechts des Rheins, in: LWL-Römermuseum in Haltern am See (Hrsg.), 2000 Jahre Varusschlacht. Imperium, Darmstadt 2009, 188-195, hier S. 193.

2 Vgl. dazu *exempli gratia* R. Wiegels, Von der Niederlage des M. Lollius bis zur Niederlage des Varus. Die römische Germanienpolitik in der der Zeit des Augustus, in: H. Schneider (Hrsg.), Feindliche Nachbarn. Rom und die Germanen, Köln-Weimar-Wien 2008, S. 47-76, hier S. 58-60.

3 Vgl. Wiegels (wie Anm. 2), S. 60; R. Aßkamp, Aufmarsch an der Lippe. Römische Militärlager im rechtsrheinischen Germanien, in: LWL-Römermuseum in Haltern am See (Hrsg.), 2000 Jahre Varusschlacht. Imperium, Darmstadt 2009, S. 172-179, hier S. 177.

4 Vgl. T. Mattern, Die römischen Lager an der Lippe, in: H. Schneider (Hrsg.), Feindliche Nachbarn. Rom und die Germanen, Köln-Weimar-Wien 2008, S. 117-152, hier S. 142.

5 Diese Befunde wurden veröffentlicht von U. Grote, Römerlager Hedemünden. Der augusteische Stützpunkt, seine Außenanlagen, seine Funde und Befunde, Dresden 2012 (Veröffentlichungen der archäologischen Sammlungen des Landesmuseums Hannover 53). Freilich ist die Interpretation der Befunde von Hedemünden als Römerlager bestenfalls problematisch: vgl. S. von

Umso mehr ist der Ausgräberin und dem Ausgräber zu danken, die Ergebnisse der nunmehr abgeschlossenen Grabungen in einem ersten Band vorgelegt zu haben, an dem zahlreiche Gelehrte aus unterschiedlichen Fachdisziplinen mitgewirkt haben. An dieser Stelle mag es reichen, einige Beiträge, die insbesondere historische Belange berühren, kurz näher zu würdigen, wobei die Auswahl derselben ganz den Interessen des Verfassers geschuldet ist.

Wie Siegmar von Schnurbein in der Einleitung (S. 1-5) ausführt, war die Entdeckung der Römersiedlung von Waldgirmes einem Zufall geschuldet. Im Zuge eines Projektes, das eigentlich keltischen und germanischen Funden und den kulturellen Einfluss Roms auf Kelten und Germanen gewidmet war, wurde von Schnurbein von Gerda Weller, einer ehrenamtlichen Mitarbeiterin des Landesamtes für Denkmalpflege in Lahnau-Waldgirmes, augusteische und germanische Keramik präsentiert, die den Acker, von dem die Scherben stammten, als einen idealen Platz für das angestrebte Forschungsziel erscheinen ließ. Da in den zu diesem Behufe durchgeführten geophysikalischen Prospektionen römische Siedlungsstrukturen auftauchten, wurde seine Untersuchung in ein eigenes Projekt überführt (S. 1-2).

Wie die Untersuchungen zur Geomorphologie in Waldgirmes zeigen, wurde die römische Siedlung auf einer Mittelterrasse der Lahn auf 170 m über NN angelegt. Das Areal unmittelbar nördlich von ihr steigt auf über 200 m NN an (*Heinrich Thiemeyer, Geomorphologische und bodenkundliche Untersuchungen*, S. 6-14, hier S. 6). Allein diese Lage zeigt schon, dass man bei der Anlage der Siedlung mehr Rücksicht auf verkehrsgeographische als fortifikatorische Belange nahm, wurde die Siedlung doch außerhalb des Hochwasserbereichs, aber eben mit Rücksicht auf einen Zugang zur Lahn gegründet. Ferner liefern die Tore der Siedlung einen Hinweis darauf, dass die Römer bei der Anlage der Siedlung auf einen Vormarschweg oder eine noch anzulegende Straße Rücksicht nahmen, die sich auf einer der Mittelterrassen des Flusses nach Norden entwickelt haben werden, wie es für römische Verkehrssysteme typisch ist. Letztere orientierten sich an den eben genannten Terrassen bzw. der Ebene, während vorrömische bzw. vorgeschichtliche Verkehrsführungen vorzugsweise Höhenwege nutzten.[6]

Armin Becker liefert in seinem bereits oben genannten Beitrag unter anderem eine zusammenfassende Betrachtung des historischen Kontextes. Wie erwähnt dürfte die Siedlung spätestens 3 v.Chr. gegründet worden sein und unter Umständen 16 n. Chr. planmäßig geräumt worden sein (S. 71). Mit der Errichtung der Forumsanlage in der Stadt, die mit Bronzestatuen ausgestattet war (S. 85-92), war man auf dem Weg hin zu urbanen Strukturen (S. 72). Freilich kann, wie

Schnurbein, Hedemünden – Ein Römerlager?, Germania 92 (2014), S. 163-170.

6 G. Rasbach, Verkehrswege und wirtschaftliche Nutzung der Ressourcen in barbarico, in: K. Ruffing, A. Becker, G. Rasbach (Hrsg.), Kontaktzone Lahn. Studien zum Kulturkontakt zwischen Römern und germanischen Stämmen, Wiesbaden 2010 (Philippika 38), S. 77-94, hier 85; D. Vieweger, G. Rasbach, K. Rassmann, Kontinuität und Diskontinuität – Vorrömische und römische Verkehrswege, in: O. Dally, F. Fless, R. Haensch, F. Pirson, S. Sievers (Hrsg.), Politische Räume in vormodernen Gesellschaften. Gestaltung – Wahrnehmung – Funktion. Internationale Tagung des DAI und des DFG-Exzellenzclusters TOPOI vom 18. – 22. November 2009 in Berlin, Rahden/Wesf. 2012 (Menschen – Kulturen – Traditionen; ForschungsCluster 3; Bd. 6), S. 55-70, hier S. 60.

Becker zeigt, aus den archäologischen Überresten und Befunden nicht auf die juristische Verfasstheit als *praesidium*, *oppidum* oder gar *colonia* geschlossen werden, wobei Becker zumindest einen in Aussicht genommenen Status als römische Kolonie angesichts der baulichen Ausstattung und des damit formulierten römischen Herrschaftsanspruchs für die wahrscheinlichste Lösung hält (S. 72-75). Wie Gabriele Rasbach in ihrem Beitrag zu den Funden in der Siedlung und ihrem Kontext zeigt (S. 338-349), dürfte die römische Siedlung von Waldgirmes rund 100-300 Individuen eine Heimstatt geboten haben; eine dauerhafte militärische Präsenz der Römer war dabei nicht gegeben (S. 345). Das Ende der Siedlung wurde durch die Zerschlagung der Bronzestatuen des Forums – es handelte sich um nicht weniger als fünf (!) Reiterstatuen, für die jedenfalls Basen vorgesehen waren – und die Verteilung der Bruchstücke derselben über das Areal markiert (S. 320, S. 334-335).[7] Die Siedlung selbst wurde verbrannt (S. 348-349).

Die statuarische Ausstattung des Forums muss man schlicht als spektakulär bezeichnen. Besondere Aufmerksamkeit erregte der Fund eines zu einer der genannten Reiterstatuen gehörenden Pferdekopfes (zu diesem *Gabriele Rasbach, Die Bronzestatuen*, S. 320-337, hier S. 326-331). Aber auch andere Funde in der Siedlung verdienen Aufmerksamkeit, so etwa die Amphoren, die demonstrieren, dass die römische Siedlung von Waldgirmes mit Lebensmitteln aus dem mediterranen Raum beliefert wurde (*Ulrike Ehmig, Die Amphorenfunde,* 273-286, hier 276), oder aber die Mosaikglasperle mit einer Darstellung des Apis-Stieres, die zeigt, dass auch Aegyptiaca – über welchen Vermittlungsweg auch immer – ihren Weg bis an die Lahn fanden (*Gabriele Rasbach, Schmuck und Gerät aus verschiedenen Materialien*, S. 194-204, hier S. 199).

So unscheinbar das Grabungsgelände abgesehen von der angedeuteten Rekonstruktion der Forumsanlage vor Ort auch sein mag, der von Becker und Rasbach vorgelegte Sammelband macht sowohl in Hinsicht auf die Gesamtbefunde als auch in Hinsicht auf Einzelstücke überaus deutlich, welch spektakuläre Ergebnisse die Erforschung der römischen Siedlung von Waldgirmes geliefert hat, deren Entdeckung und Ausgrabung nichts weniger eingeleitet haben als eine völlige Neubewertung römischer Präsenz und römischer Politik rechts des Rheins. Der Band ist der Bedeutung des Platzes mehr als angemessen und wird für die Zukunft der Referenzpunkt einschlägiger weiterer Forschung sein. Man darf der Publikation des angekündigten zweiten Bandes mit Spannung harren.

Kai Ruffing, Kassel

Marita Metz-Becker: Gretchentragödien. Kindsmörderinnen im 19. Jahrhundert, ISBN 978-3-89741-383-2, Ulrike-Helmer-Verlag 2016, Paperback, 257 Seiten, 19,95 Euro

„Gretchentragödien" lautet der Titel des neuen Buchs von Marita Metz-Becker, Professorin für Europäische Ethnologie in Marburg. Sie bezieht sich damit auf die hierzulande bekannteste Kindsmörderin: das Gretchen in Goethes Drama „Faust", deren Figur der Autor aus ihm bekannten Rechtsfällen destillierte. Die Literaturwissenschaft hat den Fall der Margaretha Brand in Frankfurt ausführlich dargelegt, aber auch in Weimar war der aus Frankfurt stammende Jurist Goethe mit einem ähn-

7 Größere Bruchstücke wurden offensichtlich einer Wiederverwertung zugeführt, wie der Fund von Stücken vergoldeter Gussbronze in Wetzlar-Dalheim und Naunheim zeigt, die nach Ausweis der chemischen Analyse von den Statuen aus Waldgirmes stammen: S. 334 Anm. 1339.

lichen Fall konfrontiert, musste als Regierungsrat gar eine Stellungnahme abgeben; er plädierte im Übrigen für (!) die Todesstrafe.

Prof. Dr. Metz-Becker ist ehrenamtliche Leiterin des Romantikmuseums in Marburg, sie hat zahlreiche Bücher zur Marburger Geschichte geschrieben, vor allem zu Frauen und zu Persönlichkeiten der Romantik. Spätestens seit ihrer Habilitation 1997 beschäftigt sie sich mit dem Thema Geburt und Geburtshilfe aus kulturhistorischer Sicht, hat diverse Tagungen und Ausstellungen organisiert. „Der verwaltete Körper" lautet der Titel ihrer Habilitationsschrift und stellt in der für Metz-Becker typischen, klar verständlichen Sprache die „Medikalisierung schwangerer Frauen in den Gebärhäusern des frühen 19. Jahrhunderts" vor.

Die Fallakten im Marburger Staatsarchiv zu den Kindsmörderinnen waren ihr schon lange bekannt, jede Akte ist sehr umfangreich (300-800 Seiten). Die zeitaufwendige Durchsicht wurde ermöglicht durch eine Finanzierung im Verbund von Hessischem Ministerium für Wissenschaft und Kunst, den Frauenbeauftragten von Stadt und Kreis Marburg sowie dem Deutschen Akademikerinnenbund. Trotz der jahrelangen Vorarbeiten dauerte es nochmal ein gutes Jahr, bis das Skript fertig gestellt war.

Herausgekommen ist ein bislang beispielloses Werk für Hessen und darüber hinaus, denn andere Arbeiten zum Thema haben entweder Einzelfälle im Blick, bleiben auf das 17./18. Jahrhundert fokussiert oder haben einen anderen Ansatz, etwa den literaturwissenschaftlichen. Die unglaubliche Anzahl von 100 Kindsmörderinnen, allesamt aus Hessen, hat Metz-Becker aus historischen Prozessakten recherchiert. Jedes einzelne Schicksal wird vorgestellt mit Originalzitaten aus der Akte, was unmittelbare Einsichten in Alltag und Lebenswelten der unteren Bevölkerungsschichten vermittelt, insbesondere von ledigen Dienstmägden, die - ungewollt schwanger - oft keinen anderen Ausweg sahen, als das Neugeborene nach der Geburt zu töten und „wegzuschaffen". Dem waren häufig Abtreibungsversuche vorausgegangen. Andere hatten die Schwangerschaft bis zum Schluss geleugnet, immer wieder ist von plötzlichen Sturzgeburten die Rede. Ein psychologisches Phänomen, das auch heute noch vorkommt.

Die damalige Gesellschaft war gnadenlos. Schon uneheliche Schwangerschaft war mit „Unzuchstrafen" wie Auspeitschen und an den Pranger stellen belegt, für Kindsmord sah das Strafrecht die Todesstrafe vor. Erst die Aufklärung forderte ein humaneres Verfahren und eine differenzierte Betrachtung der Motive. Dadurch war das Thema in der Zeit um 1800 verstärkt im öffentlichen und literarischen Diskurs. Eine praktische Folge war die Gründung von Gebärhäusern, in denen „arme Ledige" bis zu drei Monate vor der Geburt unterkamen. Fünf Fälle aus dem Gießener Gebärhaus (1813 eröffnet) sind dabei: Catharina Kempel, Elisabetha Möller, Anna Margaretha Schneider, Elisabeth Wunderlich.

Dagmar Klein, Wettenberg

Zwischen Kriegseuphorie und Kriegsmüdigkeit: Der Erste Weltkrieg im Spiegel der Kommunalarchive des Landkreises Gießen (Gießen: Landkreis Gießen, 2015).

„O Ihr alle meine Lieben! Es sind heute grad 8 Tage, daß ich hier im Kriegslazareth liege. Gott sei Dank doch nicht vergebens. Das rechte Auge wird ja leider verloren sein. Doch heilen Kinn und Lippen und die Nase jetzt zusehens. […] Also macht Euch keine Sorgen. Kommt nichts neues dazu, so bin ich, so Gott will, in 14 Tagen bei Euch. Viele Grüße. Adolf." Die Feldpostkarte, die Adolf Viehmann 1914 aus

einem Lazarett im französischen Vouziers an seine Familie in Oberkleen schickte, sollte beruhigend klingen. Tatsächlich waren die Verletzungen an Mund und Kinn aber so schwer, dass Viehmann nicht mehr sprechen konnte. Im Gemeindearchiv von Langgöns ist auch ein Notizbuch überliefert, in das der Schwerverwundete seine Fragen an die Pfleger schrieb: „Wie heist der Ort? Vousje. Möchte doch so gerne in die Heimat." / „Kann ich ein kleines Schwämmchen bekommen, daß ich mir stets die Lippen und Zunge befeuchte, sonst werden sie so trocken, daß ich sie kaum bewegen kann." / „Ist der Kranke mit dem Kopfschuß […] mit dem Leben davon gekommen?" / „Warum bleibe ich denn fast alleine hier und alle anderen gehen weg?"

Das Notizbuch von Adolf Viehmann ist ein Glanzpunkt der Ausstellung „Zwischen Kriegseuphorie und Kriegsmüdigkeit", die gegenwärtig durch den Landkreis Gießen reist. Selten kommt man der Kriegserfahrung so nahe. Ein weiterer Höhepunkt ist das Foto, das der Städter Ludwig Becker 1917 nach einer Hamstertour in seinen Heimatort Staufenberg von seiner Beute angefertigt hat: Er hält einen kleinen Sack Kartoffeln, einige Kohlrüben und einen Laib Brot in die Kamera. Immerhin trägt er noch Lederschuhe, denn inzwischen versuchte die Propaganda dem Publikum weiszumachen, Barfußlaufen sei gesund.

Zu der Ausstellung ist ein reich illustriertes Begleitheft von 70 Seiten im Format A4 erschienen, dass die Fundstücke aus den Kommunalarchiven noch einmal ausbreitet. Natürlich kann man von einem Heft dieses Umfangs keine Gesamtdarstellung des Ersten Weltkriegs im Landkreis Gießen erwarten, aber an einigen Stellen hätte ich mir doch eine Vertiefung gewünscht. So scheinen mir die Zitate auf S. 49 f. anzuzeigen, dass im August 1914 von Kriegsbegeisterung auf dem Lande – anders als in der Stadt Gießen – keine Rede sein konnte.

Die Lektüre regt zu vielen, weiteren Fragen an. So wird an mehreren Beispielen nachgewiesen, dass die treibende Kraft hinter der Einrichtung von Lazaretten in vielen Orten des Landkreises der Adel war. Womit war der Adel zu dieser Zeit noch beschäftigt, wenn er nicht gerade Lazarette einrichtete? Verdienstvoll ist die Erwähnung der Evangelischen Kirche als Kriegstreiber. Es gehört zu den beschämenden Erinnerungen an das Gedenkjahr 2014, dass die Evangelische Kirche zu ihrer Rolle im Ersten Weltkrieg so vollkommen schwieg.

Ein ärgerlicher Fehler ist den Autoren auf Seite 32 unterlaufen. Dort wird behauptet, dass während dieses Kriegs im Deutschen Reich 750.000 Menschen an Unterernährung und ihren Folgen gestorben wären. Das ist eine Zahl, die von staatlichen Propagandastellen im Dezember 1918 auf einer Pressekonferenz in Berlin in Umlauf gebracht wurde, um gegen die über den Waffenstillstand hinaus anhaltende Seeblockade der britischen Marine zu protestieren. Seitdem ist diese Zahl nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Tatsächlich sind im Deutschland der Kriegsjahre rund 424.000 Menschen verhungert oder erfroren, was schlimm genug ist; über 325.000 kamen durch die „Spanische" Grippe um, die die Autoren offensichtlich zu den Folgen der Unterernährung rechnen. „Die hungergeschwächten Menschen waren natürlich besonders anfällig", behauptet hierzu der Text, und es klingt ja so logisch. Tatsächlich starben an der „Spanischen" Grippe aber besonders die Wohlgenährten in der Altersgruppe zwischen 15 und 40; gerade das machte diesen Seuchenzug so erschreckend.

Was fehlt, ist eine Darstellung der Revolution, die doch eindeutig eine Kriegsfolge war und noch im Krieg begann. Kann man für den Landkreis Gießen überhaupt von einer „Revolution" sprechen? Was dem Heft ebenfalls fehlt, ist eine Einordnung in den Gesamtrahmen. Mein Eindruck ist,

dass sich der Krieg auf dem Land – wo damals noch die Mehrheit der Deutschen lebte – besser überstehen ließ als in der Stadt. Es dürfte das vorletzte Mal in der deutschen Geschichte gewesen sein, dass die Städter die Leute vom Land beneideten.

Utz Thimm

IV. NEUE PUBLIKATIONEN

2015

Barbara Rumpf-Lehmann:
Der Alte Jüdische Friedhof zu Marburg. Zur Geschichte des Begräbnisplatzes mitsamt einer Beschreibung aller Grabstätten, Fotografien von Andreas Schmidt, hrsg. v. d. Friedhofsverwaltung im Fachdienst Stadtgrün, Klima- und Naturschutz der Universitätsstadt Marburg, Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur Nr.104, Marburg 2015, ISBN 978-3-942487-05-4

Irene Ewinkel (Hrsg.):
Das andere Leben. Rückblick auf Marburger Künstlerinnen, **Ewinkel und Autoren/innen,** Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur Nr.105, Marburg 2015, ISBN 978-3-942487-06-1

Marita Metz-Becker (Hrsg.):
Luise Berthold „Erlebtes und Erkämpftes", Rückblick einer Pionierin der Alma Mater, 2. Auflage 2015, Ulrike Helmer-Verlag, ISBN 978-3-89741-269-9

Wolfgang Helsper:
Der demokratische Wiederaufbau in Gießen nach 1945. Politische Weichenstellungen und der Umgang mit der NS-Vergangenheit, Schriften zur Gießener Stadtgeschichte, Bd. 9, Gießen 2015

2016

Jeanette van Laak/Florentin Mück (Hrsg.):
Sehnsuchtsort Gießen? Erinnerungen an die DDR-Ausreise und den Neubeginn in Hessen, im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Gießen, Gießen 2016

Hartmut Kuhl:
Die Ägidienkirche in Hadamar und ihre Fürstengruft, Petersberg 2016 (Michael Imhof Verlag)

V. AUS DEM VEREINSLEBEN

Zusammengestellt von Dagmar Klein (Schriftführung)

1. OHG-Vorträge 2015/16
Verantwortlich: Manfred Blechschmidt
Jeweils mittwochs um 20 Uhr, im Netanya-Saal, Altes Schloss am Brandplatz

2015:

04. Nov.	Wiederbelebung des Flughafen-gebäudes Gießen	Daniel Beitlich, Gießen
18. Nov.	Unterwasserarchäologie in der Lahn bei Waldgirmes	Detlef E. Peukert, Wetzlar
02. Dez.	Jubiläum und Erinnerung. 750 Jahre Langsdorfer Verträge und ihre Bedeutung heute	Prof. Dr. Siegfried Becker, Universität Marburg
16. Dez.	Ein oberhessischer Hirtensohn beim ‚Letzten Mohikaner' – George Schreiber aus Fellingshausen und seine Tagebuchaufzeichnungen 1744-1758	Prof. Dr. Holger Th. Gräf, Hess. Landesamt für geschichtliche Landeskunde Marburg

2016:

13. Jan..	Wir Barbaren - Propaganda im Ersten Weltkrieg	Bernd Lindenthal, Schwalmstadt
27. Jan. - verlegt auf den 02. März	Gießen im Ersten Weltkrieg	Dr. Ludwig Brake, Stadtarchiv Gießen
10. Febr.	Kriegsgefangene aus Gießen im Ersten Weltkrieg	Utz Thimm, Gießen
24. Febr.	Eine kriegstüchtige Universität. Gießener Professoren und Studenten im Ersten Weltkrieg	Dr. Trude Maurer, Universität Göttingen
Sondervortrag zum 300. Geburtstag am 22. Apr. 2016	Ein deutscher Aufklärer in Paris. Johann Georg Wille (1715-1808). Ein europäischer Kunst- und Kulturvermittler	Prof. Dr. Elisabeth Décultot, Paris, z.Zt. Uni Halle-Wittenberg

2. EXKURSIONEN 2015/16

a) Winter-Museumsexkursion im Winter 2015/2016

Leitung: Karin Bautz M.A. und Prof. Dr. Siemer Oppermann

30. Okt. 2015	Mühlenmodell-Ausstellung und Rundgang in Ranstadt-Dauernheim
29. Jan. 2016	Museum Fridericianum: 300 Jahre Apotheke in Laubach

b) Exkursionen 2016

30. April 2016	Landesausstellung „Die Ernestiner“ im Schlossmuseum Gotha	In Zusammenarbeit mit dem Freundeskreis Museum Grünberg, Leitung Karin Bautz und Gabriele Gareis-Stammler
11. Juni 2016	Historische Stätten Im Landkreis Gießen, Teil 2	Leitung Manfred Blechschmidt und Dr. Jürgen Leib Abgesagt wegen zu geringer Anmeldung
21. Sept. 2016	Basilika Kloster Schiffenberg	Leitung Manfred Blechschmidt, Führung Dipl.-Ing. Joachim Rauch
5./6. Nov. 2016	Nürnberg: Landesausstellung „Karl V.“ und Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände	Leitung Karin Bautz, Dr. Eva-Marie Felschow, Dr. Carsten Lind

3. EHRUNGEN FÜR LANGJÄHRIGE MITGLIEDSCHAFT

Seit der Mitgliederversammlung 2003 wird die langjährige Mitgliedschaft mit einer Urkunde gewürdigt. Am 27.4.2016 wurden 13 Mitglieder für 25 Jahre Mitgliedschaft geehrt:
Rosemarie Alban, Christoph Geibel, Uwe Kraffert, Walter Pfeifer, Günther Schäfer, Werner Willigis (Gießen), Joachim Lynker, Dr. Matthias Martin (Buseck), Dr. Heinz-Lothar Worm (Linden), Erich und Ernestine Schäm (Lahnau), Dr. Rolf Haaser (Bad Rippoldsau), Heinz Wilhelm Althaus (Bremen)

VI. PRESSEBERICHTERSTATTUNG

Über die OHG-Vorträge im Winterhalbjahr 2015/16

Für 82 Reichsmark nach Paris

Großes Interesse am Porträt des früheren Gießener Flughafens beim Geschichtsverein

Der Oberhessische Geschichtsverein (OHGV) hatte eine glückliche Hand bei der Wahl von Thema und Referenten zur Eröffnung der neuen Vortragsreihe im Winterhalbjahr. 2. Vorsitzender Manfred Blechschmidt konnte am Mittwochabend im Netanyasaal des Alten Schlosses etwa 150 Besucher begrüßen, die der „Gießener Flughafen" angelockt hatte.

Nach einer kurzen Zeitspanne, da der Flughafen der Öffentlichkeit zugänglich war, folgten zwei Phasen der Abschottung gegen Zivilpersonen. Das waren allerdings keineswegs Jahre des Dornröschenschlafs, denn sowohl zur Zeit der Luftwaffe der Wehrmacht als auch der späteren Nutzung durch die Amerikaner nach dem Zweiten Weltkrieg herrschte höchste Aktivität auf dem umfangreichen Gelände, das den Nachkriegs-Gießenern als „Depot" bekannt war.

Was nach dem Abzug der Amerikaner zumindest für das Flughafengelände folgte, stellten gleich zwei Referenten vor, nämlich Daniel Beitlich, Geschäftsführer der Firma Revikon, die sich der Rettung und einer neuen Nutzung als „Gewerbegebiet Alter Flughafen" verschrieben hat, und ihr Kulturbeauftragter, Künstler Matthes I. von Oberhessen. Beitlich skizzierte die Geschichte des Flughafens, der bis heute im kollektiven Bewusstsein der Gießener noch einen hohen positiven Stellenwert besitzt, in Wort und teils bewegten Bildern.

Ziel der Revikon sei es, das alte Flughafengebäude möglichst im Originalzustand zu rekonstruieren. Sowohl er als auch Matthes I. hätten angesichts des Zustandes des Objekts ganz gemischte Gefühle gehabt, denn einerseits mussten starker Verfall und Verwahrlosung festgestellt werden, zum anderen habe man sich gefühlt wie ein Kind in einem Spielzeuggeschäft, das sich nach Wahl selbst bedienen durfte.

Der repräsentative Charakter des Flughafengebäudes wurde auf alten Aufnahmen aus dem Stadtarchiv, zeitgenössischen Postkarten und durch kleinere Schriften deutlich, etwa durch die, wie Beitlich erklärte, überdimensionierte acht Meter breite Treppe zum Gebäude. Obwohl die Amerikaner keineswegs behutsam mit dem übernommenen Gelände umgegangen seien, habe sich doch ihre Vorliebe, Vorhandenes einfach mit dicken Farbschichten zuzukleistern, als günstig erwiesen, da diese mühelos abgezogen werden konnten.

Der Referent bezeichnete die Eröffnung des Flughafens am 24. September 1927 als „Riesenereignis", sodass – bemerkenswert für die 20er Jahre – sogar der Verkehr zusammengebrochen sei. Ein 1931 erschienenes Heft unter dem Motto „Lernt fliegen!" enthielt viele Inserate von Gießener Geschäften, die zum Teil noch heute bestehen, und die Telefonnummer 2491, unter der man Plätze im Flugzeug und im Café bestellen konnte. Eine der Vorverkaufsstellen für Flugtickets war bei Tabak Moeser. Hier konnte man – wie Beitlich schmunzelnd anmerkte – „zwei Stumpen und für 82 Reichsmark ein Ticket für einen Flug nach Paris" mitnehmen. Für einen Familienausflug war der

Flughafen ausgesprochen attraktiv, man konnte sich bei einem Stück Torte an dem Flugbetrieb erfreuen und die lieben Kleinen konnten eine Runde auf dem Eselskarren drehen.

Beitlich und Matthes I. gaben einen Überblick über die bisherigen Maßnahmen und die Zielsetzung, die – neben gewerblicher Nutzung – zum 90-jährigen Bestehen eine Feier vorsieht.

Matthes I. hatte sich die Mühe gemacht, in einem 20-minütigen Film das gesamte Gelände vorzustellen. Brandaktuell, erst am nebligen Vormittag gedreht. Beide erhielten viel verdienten Beifall für ihren Vortrag und den Versuch, „etwas zu sanieren, was eigentlich nicht sanierbar ist".

Hans-Wolfgang Steffek (has); erschienen am 6. November 2015 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Keinen römischen Hafen, aber alte Mühle gefunden

Geschichtsverein: Detlef Peukert spricht über unterwasserarchäologische Forschungen in der Lahn bei Waldgirmes

„Wir suchten einen Hafen bei der römischen Stadt bei Waldgirmes", sagte Detlef Peukert. Der Archäologe und pensionierte Studienrat stellt auf Einladung des Oberhessische Geschichtsvereins im Gießener Netanyasaal den aktuellen Forschungsstand vor, den der heutige Student der Unterwasserarchäologie zu seiner Bachelor-Arbeit zusammengefasst hat. Dabei waren ihm seine Kenntnisse aus seinem Beruf als Biologie- und Chemielehrer sehr nützlich.

„Der römische Hafen ist noch immer unentdeckt", so Peukert. Zusammen mit seinem Forschungsteam hätte er aber dafür die älteste Mühle Hessens gefunden. Dass es diesen Hafen gegeben haben musste, sei schon wegen des Fundes eines 1200 Liter Weinfasses als sicher anzunehmen. Da die Römer ihre Waren meist auf dem Wasser befördert hätten und eine Last von 1,2 Tonnen niemals neben einem Fluss auf einem Ochsengespann transportiert haben dürften, müsse es nahe der römischen Siedlung an der Lahn einen Hafen oder eine Landestelle gegeben haben.

Römischen Flößen, die etwa zehn Meter lang und bis zwei Meter breit gewesen seien, habe eine Wassertiefe von 25 Zentimetern genügt, selbst um schwere Lasten zu bewegen. Mit dem „Side-Scan-Sonar" habe er zunächst die Lahn auf Spuren einer Anlegestelle untersucht, sei dabei aber zunächst nur auf „Begleitfunde" gestoßen.

Das Taucherteam barg einen Pfosten an der „Werderfurt" an der Gemarkungsgrenze zwischen Dorlar und Garbenheim, der auf 1106 datiert werden konnte. Außerdem bargen die Taucher als archäologischen Nachweis für die Mühle einen mittelalterlichen Mühlstein aus Eifelbasalt. So konnte ein mittelalterliches Mühlenwehr („mule de Werden") nachgewiesen werden, das 1314 erstmals urkundlich erwähnt wurde.

Bei den Tauchgängen sei außerdem die Mühlradgrube gefunden worden. Am dem gefundenen Mühlstein zeigten Spuren, dass er als Oberstein oder Läufer in einer Getreidemühle verwendet worden sei. Nach einem Bruch sei der Mühlstein nachbearbeitet worden und sekundär weiter genutzt, möglicherweise sogar als Ankerstein am Lahnanleger.

Ihren Untergang hätte die Mühle nach einer Analyse der Urkundenbücher während der Magdalenenflut vom 19. bis 25. Juli 1342 gefunden.

Klaus J. Frahm (kjf); erschienen am 20. November 2015in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Baustein der Vorgeschichte Hessens

Siegfried Becker referiert im OHG über 750 Jahre Langsdorfer Verträge

Es ist eine denkbar unscheinbare Urkunde, die handgeschriebenen Blätter der Langsdorfer Verträge. Doch schätzen die Wissenschaftler vom Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde in Marburg diese als so bedeutend ein, dass sie dazu ein Symposium organisierten und im Jubiläumsjahr 2013 mit einer Wanderausstellung und Vortragsveranstaltungen an die Öffentlichkeit gingen. Prof. Siegfried Becker vom Institut für Europäische Ethnologie der Uni Marburg war daran beteiligt. Am Mittwoch hielt er auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins noch einmal Rückschau unter dem Titel „Jubiläum und Erinnerung. 750 Jahre Langsdorfer Verträge und ihre Bedeutung heute." Vorstandsmitglied Dr. Eva-Marie Felschow wies darauf hin, dass die Wanderausstellung im vergangenen Jahr in der Universitätsbibliothek zu sehen war.

Zunächst ging der Referent der Frage nach, warum wir Jubiläen feiern und uns damit an historische Personen oder Ereignisse erinnern. Es gebe eine Diskrepanz zwischen „Geschichte feiern" und „Geschichte denken", so Becker, der man sich stellen müsse.

Die Langsdorfer Verträge, die im September 1263 auf einem Feld bei Lich-Langsdorf unterzeichnet wurden, sind ein Dokument der Ablösung Hessens von Thüringen, also ein Baustein auf dem Weg zur Landgrafschaft Hessen. Vor allem aber ist es ein Dokument für Friedensverhandlungen im Mittelalter, das von der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts als ausschließlich kriegerisch dargestellt wurde. Verhandlungspartner waren der Mainzer Erzbischof und Vertreter des Hauses Brabant. Sophie von (Hessen-)Brabant, Tochter der heiligen Elisabeth von Thüringen, konnte ihren Sohn Heinrich „das Kind" knapp 30 Jahre später zum Herrscher erklären. Auf dem Marburger Marktplatz steht das umstrittene Denkmal für die Regentin Sophie. Die Erhebung in den Reichsfürstenstand 1292 gilt als Gründungsdatum Hessens, die Langsdorfer Verträge waren ein Steinchen auf dem Weg dahin.

Sophies Siegel zeigt sie als Reiterin mit dem Jagdfalken auf dem Arm. Dies nutzte der Referent, um Jagdleidenschaft der hessischen Landgrafen und ihre Auswirkung auf die Dörfer zu beschreiben. Für die Fütterung der Jagdfalken wurde der Taubenzehnt erlassen, also die Abgabe von Tauben an das Herrscherhaus. Tauben durften nur die züchten, die ausreichend Land hatten, und sie bauen sich als Zeichen der Repräsentation Taubenerker an ihre Wohnhäuser.

Zum Abschluss wies Becker darauf hin, dass er durch seine Mitarbeit an diversen Ortschroniken gemerkt habe, dass die Lokalhistoriker bereits auf die Langsdorfer Verträge gestoßen seien. Das Jubiläum 2013 trage durch seine Publikation also dazu bei, dass vieles historisch besser eingeordnet werden kann. Es sei noch ergänzt, dass Gießen in den Langsdorfer Verträgen (1263) zwar nicht genannt ist, doch fiel es bereits 1264/65 durch Kauf an Landgraf Heinrich I. und kann daher gleichfalls in diesen Kontext gestellt werden.

Dagmar Klein (dkl); erschienen in der Gießener Allgemeinen Zeitung vom 8.12.2015

Ein unmärchenhafter Aufstieg

Fellingshausener Hirtensohn George Schneider kämpfte auch in Amerika – Vortrag im Geschichtsverein

Er lernte Mitteleuropa, insbesondere Holland und Frankreich, kennen. Dazu das amerikanische Festland bis zur Grenze Kanadas, die Palmenstrände der Karibik. Das aber nicht etwa als Urlauber, sondern als Soldat. Er entkam zweimal aus Kriegsgefangenschaft und skalphungrigen Indianern an Schauplätzen des Romans „Der letzte Mohikaner". Und im Gegensatz zu zahllosen Opfern der Kriege des 18. Jahrhunderts überlebte er, kehrte in die Heimat zurück, heiratete in den niederen Adel ein und zeugte viele Kinder. Dies alles prägte das Leben des Fellingshäuser Hirtensohnes George Schneider, über den Prof. Volker Th. Gräf im Oberhessischen Geschichtsverein berichtete.

Gräf stützte seinen mit Bildmaterial illustrierten Vortrag auf Tagebuchaufzeichnungen Schneiders, mit denen dieser aus der Sicht eines Augenzeugen vorwiegend militärische Ereignisse von 1744 bis 1758 festhielt. Gräf dankte für den Hinweis auf diese Aufzeichnungen, die im Original verloren gingen, ausdrücklich Pfarrer Klotz.

Der Referent erinnerte daran, dass der Verkauf von Landeskindern als Soldaten, die vor allem dem Landgrafen von Hessen-Kassel die leeren Kassen füllen sollten, keineswegs ein Einzelfall war. So kämpften hessische Soldaten im Spanischen Erbfolgekrieg gegen Türken und Spanier und waren auf allen Kriegsschauplätzen desselben vertreten.

Daneben aber, stellte der Marburger Professor klar, gab es auch freie Söldner, die sich bei passendem Sold der jeweiligen Fahne anschlossen. Ein solcher „soldier of fortune" oder „Glücksritter" war zweifellos der Junge vom Dünsberg.

Geboren wurde George Schneider am 30. Juni 1728 als Sohn des Gemeindehirten in Fellingshausen. Noch nicht einmal 16 Jahre alt, begab er sich als Soldat in niederländische Dienste und kämpfte im Österreichischen Erbfolgekrieg. Er stieg zum Sergeanten auf und konnte 1747 einen Heimaturlaub antreten. Nach seiner Rückkehr zur Truppe geriet er nach der Stationierung im Fort Lillo bei Antwerpen in französische Kriegsgefangenschaft, aus der er fliehen konnte. Als listenreich erwies er sich, als er sich beim Verhör wegen fehlenden „Passierscheins" durch einen französischen Beamten als Deserteur aus den feindlichen Truppen ausgab, dem man den „Pass" entwendet habe. Die Täuschung gelang und so konnte er unbehelligt durch französisches Gebiet ziehen.

Detailliert zeichnete der Referent den weiteren militärischen Werdegang Schneiders nach. Seiner Stationierung in der Garnison Gießen konnte der Hirtensohn wenig Positives abgewinnen. Nach Ende der Dienstzeit zog es ihn zurück in die Niederlande und von da nach England, wo man mit einer neu aufgestellten Truppe auf die Zuspitzung des Konflikts mit Frankreich in den heutigen USA reagieren wollte. 1755 trat er in englische Dienste und am 6. Mai die drei Monate dauernde Überfahrt nach Amerika an. Im weiteren Verlauf stieß er bei Fort Edwards erstmals auf Indianer, die er als „schwarz-braun" beschrieb, Die Vorstellung der „Rothaut" wurde erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts populär.

Angereichert durch Tagebuchaufzeichnungen, etwa über das Massaker an Regimentskameraden durch die Irokesen mit Skalpieren und Kannibalismus statt zugesichertem ehrenvollen Abzug oder später die verlustreiche Landung in Nova Scotia, gewann das Publikum aufschlussreiche Einblicke eines Soldaten der „hessians". Mit der Schlacht von Louisville endeten Schneiders Aufzeichnungen. Gräf erinnerte an den Tod des Generals Wolfe vor Quebec 1759 und Einsätze von

Schneiders Regiment in der Karibik. Nach der Rückkehr in die Heimat heiratete der indes zum britischen Leutnant avancierte Hirtensohn Luise Caroline Lesch von Mühlheim, eine Angehörige des niederen Adels. Später wurde er zum Hauptmann befördert und blieb seinem Regiment weiter verbunden. Gräf verteilte ein Papier mit einem aufschlussreichen Stammbaum, der die Nachkommen Schneiders berücksichtigte. So konnte er nicht nur nachweisen, dass der Militärdienst Grundlage des risikoreichen sozialen Aufstiegs des Fellingshäuser Glückritters war, sondern auch den Nachweis von vier Generationen „transatlantischer Beziehungen" in der Familie Schneider/Bernbeck von 1755 bis 1848 erbringen.

Hans-Wolfgang Steffek (has); erschienen am 19. Dezember 2015 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Der Feind als Barbar

Deutsche Propaganda im Ersten Weltkrieg – Vortrag beim Oberhessischen Geschichtsverein

Die verbleibenden vier Vorträge des Oberhessischen Geschichtsvereins im Winterhalbjahr werden sich unter verschiedenen Aspekten mit dem Ersten Weltkrieg befassen. Dies teilte Vorstandsmitglied Dagmar Klein am Mittwochabend den Besuchern im Netanyasaal des Alten Schlosses mit, die gekommen waren, um von Bernd Lindenthal einen mit aufschlussreichem Bildmaterial unterstützten Vortrag unter dem Thema „Wir Barbaren – Propaganda im Ersten Weltkrieg" zu hören. Die deutsche Niederlage sei zunächst bei den Militärs gar kein Thema gewesen, so der Referent, der 2. Vorsitzender des Wetzlarer Geschichtsvereins ist. Mit dem schnellen Scheitern des Schlieffen-Plans und der sich abzeichnenden Niederlage der deutschen Truppen habe die Propaganda keine Antwort auf die Agitationen der Gegner gehabt. Ganz anders als die späteren Siegermächte, die Deutschland die alleinige Kriegsschuld zusprachen, habe das Reich den Krieg als Verteidigungskrieg dargestellt, erläuterte Lindenthal.

Zugleich hob er die besondere Bedeutung der Feldpost hervor, die während des Krieges explosionsartig zugenommen habe. Hier seien insbesondere die Feldpostkarten zu einer wichtigen Quelle geworden, allerdings weniger durch die schriftlichen Mitteilungen der Soldaten, sondern durch den Bildteil, der in den Dienst der Propaganda gestellt worden sei. Für die Plattheit der vermittelten Botschaften nannte Lindenthal eindrucksvolle Beispiele, etwa „Wie mit der Sense und der Sichel, so mäht im Kampf der deutsche Michel" oder „Serbien muss sterbien". Der Feind wurde als wilder räuberischer Barbar dargestellt, insbesondere der Russe mit mongolischen Zügen oder in Gestalt des gefräßigen Bären. Genau diese Einschätzung bekamen die Deutschen von den Entente-Mächten zurück, was angesichts der deutschen Vorgehensweise vor allem in Nordfrankreich und Belgien nicht sonderlich schwergefallen sei. Oft werde nur die Zahl der Kriegstoten genannt, so Lindenthal, und der materielle Schaden finde kaum Erwähnung, wobei der lange Jahre als Oberstudienrat in Schwalmstadt tätige Referent auf 25.000 Quadratkilometer zerstörten Bodens und rund 250.000 abrissreife Gebäude verwies. Der Versuch der Deutschen mit Aktionen, die den hilfsbereiten Soldaten trotz der Kriegssituation zeigen sollten, habe das von den Gegnern gezeichnete Bild der deutschen „Barbaren" nicht verändern können.

Während die Deutschen bei der Erwähnung der Kontinente Europa durch Deutschland ersetzten und insbesondere bei der französischen Fremdenlegion

deutlich rassistische Komponenten propagandistisch nutzten, hätten Frankreich und seine Verbündeten deutsche Verbrechen genutzt, um nicht zuletzt nach Kriegseintritt der Amerikaner die Deutschen als „King Kong" darzustellen. Eine stete Quelle für Hohn und Spott war der deutsche Kaiser, der immer wieder zur Erzeugung antideutscher Stimmung diente. Mit dem Einsatz der von den späteren Siegermächten genutzten Panzer (engl. tanks) sei der Krieg, wie Ludendorff nach dem Kriegseintritt der Amerikaner vorhergesagt hatte, verloren gewesen.

Hans-Wolfgang Steffek (has); erschienen am 15. Januar 2016 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Anfeindungen statt Hilfe

Utz Thimm spricht im Oberhessischen Geschichtsverein über die Gießener Kriegsgefangenen

Von einem Moment auf den anderen kann der Krieg aus einem hoffnungsfrohen jungen Soldaten einen lebenslang invaliden Kriegsgefangenen machen, der einfach unbehandelt liegen bleibt und zudem noch Pöbeleien ausgesetzt ist. Das machte beim jüngsten Vortrag im Oberhessischen Geschichtsverein Utz Thimm deutlich. Stadtarchivar Ludwig Brake moderierte und erinnerte daran, dass Thimm bereits zweimal den OHG als Referent beehrte und Hauptautor des Werks „Gefangen im Krieg" ist.

Thimm stellte zunächst klar, dass es keine genaue Zahl über Kriegsgefangene aus Gießen und der Region im Ersten Weltkrieg gibt. Man könne diese allenfalls hochrechnen und komme dann auf etwa 500 aus der Stadt und etwa 1500 aus dem Landkreis. Die meisten seien in Frankreich inhaftiert worden, was auch für fast alle in englische Gefangenschaft geratenen Soldaten gelte. Es habe auch Gefangene in Russland gegeben, unter anderem Karl Ludwig Haas aus Steinbach.

Der Wissenschaftsjournalist stellte zunächst das Schicksal des Briefträgers Hans Horst vor, der einen Bericht über seine Erfahrungen im Krieg und in französischer Gefangenschaft veröffentlichte. Thimm zweifelte an, dass Horst das für 50 Pfennig verkaufte Heft im Selbstverlag veröffentlicht habe. Dagegen spreche die Auflage von 67.000 und die Intention, „sich gegen blinde und urteilslose Überschätzung ausländischer" Feinde zu wenden, wobei er insbesondere das „niedrige Niveau" des „Erbfeindes" Frankreich hervorhob. Den Tagebuchaufzeichnungen bescheinigte der Referent allerdings, dass sie weitgehend der Realität entsprochen haben dürften. Horst wurde am Bein in der Marne-Schlacht schwer verletzt. Er blieb tagelang liegen und musste Pöbeleien ertragen. Erst am 19. September wurde das Bein versorgt, war aber nicht mehr zu retten. Er war in längerer Kriegsgefangenschaft bei unzumutbaren hygienischen Verhältnissen und einer kärglichen Ernährung. An Post durfte er einmal in der Woche eine Karte und einmal im Monat einen Brief in die Heimat schicken. Thimm hob die Bedeutung der Auswertung von Feldpost als Quelle der Historiker hervor. Zugleich verglich der Referent immer wieder die Schilderung mit den Zuständen der Gefangenenlager in Deutschland und speziell in Gießen. Bis auf die tadellosen hygienischen Verhältnisse sei vieles vergleichbar. Thimm hob hervor, dass die Kriegsgefangenen je nach Lagerkommandeur unterschiedlich behandelt wurden. Es gab brutale Arbeit wie Eisenerz schaufeln, aber auch Lager mit Bibliothek und Gelegenheit zur Musikausübung, Vereinsgründungen und Weihnachtsfeiern.

Am Beispiel des Sanitätssoldaten Karl Brasch, der sich mit vier Kompanien den Engländern ergab, ging Thimm auf die

Situation der Kriegsgefangenschaft bei Engländern ein. Es sei die Ausnahme gewesen, dass jemand nach England gebracht wurde. Pöbeleien durch französische Soldaten und Zivilisten habe auch Brasch auf der Fahrt nach Le Havre erlebt. Zunächst wurde er in einer englischen Mittelgebirgslandschaft inhaftiert, dann 1917 in Schottland. Nach dem Besuch einer Schweizer Kommission wurde Brasch für die Heimkehr auf ein Holland ansteuerndes Lazarettschiff gebracht. Thimm kritisierte, dass die Historiker die segensreiche Arbeit von Organisationen der neutralen Staaten viel zu wenig berücksichtigten. Zum Schmunzeln brachte das Auditorium die Geschichte von Hans Bieber, Sohn einer Familie mit einem Kolonialwarengeschäft in Gießen. Wie eine Reihe Briefe von Französinnen bewies, die nach dem Krieg in Gießen eintrafen, hatte er den Ausgang aus dem Lager bis 22 Uhr offensichtlich gut genutzt.

Hans-Wolfgang Steffek (has); erschienen am 16. Februar 2016 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Als Studenten zu Soldaten wurden

Trude Maurer über die Uni Gießen im Ersten Weltkrieg – Zeitweise nur zwei Zuhörer bei Vorlesungen

Noch heute erinnert eine Gedenktafel im 2. Stock des Universitäts-Hauptgebäudes an die gefallenen Universitätsangehörigen des Ersten Weltkriegs. Darauf wies Dr. Eva-Marie Felschow, Vorstandsmitglied des Oberhessischen Geschichtsvereins, die Besucher am Mittwoch im Netanya-Saal des Alten Schlosses hin. Gleichzeitig stellte sie die Referentin des Abends vor. Sie bezeichnete die in Göttingen lehrende Dr. Trude Maurer als eine „exzellente Kennerin ihres Hauptforschungsgebietes vergleichende Universitätsgeschichte", sodass sie mit ihrem Thema „Eine kriegstüchtige Universität. Gießener Professoren und Studenten im Ersten Weltkrieg" die Gießener Situation in die gesamtgesellschaftliche Lage einordnen könne.

Maurer dankte zu Beginn ihrer Ausführungen der Justus-Liebig-Universität (JLU) für die „großartige Unterstützung" ihrer Forschungen und eröffnete ihren Vortrag mit einer ungewöhnlichen akustischen Variante, die gleichzeitig die an der Universität herrschende Stimmung zu Beginn des Krieges widerspiegelte. Es handelte sich um einen Männergesangsbeitrag „Sang an Aegir" (Text und Melodie: Wilhelm II.), der gleichzeitig Kaisertreue, Mut und Kampfbereitschaft ausdrücke und die Reaktion auf die Herausforderungen sei. Die Referentin, die ihren Vortrag mit Bildmaterial illustrierte, das meist Rektoren oder Ordinarien (insgesamt also Männer) darstellte, die damals das Schicksal der Alma Mater prägten, hatte die Verhältnisse an der Gießener Universität mit denen in Straßburg und Berlin verglichen. Ihre Ausführungen ließen sehr detailliert erkennen, das sich auch im Leben an der Universität vieles abspielte, was für das Leben während des Krieges typisch war.

Gesellschaftliche Unterschiede machten sich im Sinne der Hierarchie an der JLU nicht zuletzt daran bemerkbar, dass neben den Studenten vor allem die Privatdozenten dem Ruf an die Waffen folgten. Viel häufiger als etwa in Berlin tauschten Studenten in Gießen das Studium mit dem Dienst an der Waffe ein. Drei Viertel der Studierenden verließen in der Kriegszeit die Hochschule. Maurer wies auch darauf hin, dass schlecht bezahlte Ordinarien ihr Einkommen durch Einsatz im Krieg fast verdoppeln konnten.

Das Kriegsklima bedeutete für an der Universität tätige Studenten und Dozenten gleichermaßen, dass sie der Maxime „Ausländer raus" zum Opfer fielen – und das ohne Rücksicht auf das Herkunftsland oder einen bevorstehenden Abschluss wie etwa die Promotion. Umgekehrt gab es

allerdings auch die „promotio post mortem“, wenn jemand durch den „Heldentod“ vor Erlangung des Doktorgrades den Abschluss nicht mehr erreichen konnte. Nicht zuletzt der Umstand, dass er im Jahr 1916 durch zwei Artikel in einer Lokalzeitung eine Bilanz des Gießener Einsatzes zog, hob den Ordinarius für Neurologie und Psychiatrie, Robert Sommer, hervor. Unter seinem Rektorat wurden Nutzgärten angelegt und ein Sportplatz zum Kartoffelanbau genutzt. Die Rektoratskette wurde für die Goldsammlung allerdings nur leihweise zur Verfügung gestellt. Frauen kamen allenfalls in Munitionsfabriken zum Einsatz. Überhaupt sei das an der Hochschule – nicht nur in Gießen – herrschende Klima eher emanzipationsfeindlich gewesen, stellte Maurer klar. Eindrucksvoll machte die Referentin auch deutlich, wie die politische Einheit zwischen den Verfechtern eines „Siegfriedens“ und den Realisten im Laufe der Kriegsjahre zerbrach. Im Universitätsbetrieb fanden teilweise Vorlesungen mit nur zwei Hörern statt. Trotzdem konnte sich die JLU Gießen als „kriegstüchtig“ einstufen lassen. Trude Maurer hat unter dem Titel „„... und wir gehören auch dazu‘ Universität und ‚Volksgemeinschaft‘ im Ersten Weltkrieg“ ihre Forschungsergebnisse in zwei umfangreichen Bänden festgehalten.

Hans-Wolfgang Steffek (has); erschienen am 27. Februar 2016 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

„Besser K-Brot als kaa Brot“

Stadtarchivar Ludwig Brake berichtet im Geschichtsverein über Gießen im Ersten Weltkrieg

Erfreulich guten Besuch verzeichnete auch der letzte Vortrag des Oberhessischen Geschichtsvereins, in dem Dr. Ludwig Brake, Leiter des Stadtarchivs, über Gießen im Ersten Weltkrieg berichtete.

„Der Krieg stellte Gießen vor viele Probleme, die durch Propaganda nicht zu lösen waren“, stellte Brake eingangs fest und trug damit der auch durch Journalisten und Universitätsangehörige ausgeübten Kriegsunterstützung durch Appelle an die Bewohner Rechnung. Zeitgenössisches Bildmaterial unterstützte den Vortrag, etwa von Postkarten, die zum Besuch der für die Stadt bedeutenden Gewerbeausstellung 1914 warben. Die fand nämlich durch die ausgerufene Mobilmachung ein ganz anderes Ende als vorgesehen. Brake stellte an Beispielen dar, wie sich die Stadtverwaltung den Kriegserfordernissen zu fügen hatte. Gleichzeitig machte er klar, dass bei allem Zentralismus kommunale Instanzen fortbestanden. Das Stadtbild veränderte sich, denn es wurde mehr von Uniformen und später auch von Kriegsgefangenen und Kriegsversehrten geprägt.

Der Referent betonte auch, dass »das scheinbar reibungslose Funktionieren« der kriegsbedingten Maßnahmen für viele privatwirtschaftliche Existenzen größte Probleme bis zum endgültigen „Aus“ brachte. Durch die anfängliche „Selbstmobilisierung der bürgerlichen Schicht“ fehlten überall junge Männer. Schlimme Einbußen verzeichneten vor allem das Konditorhandwerk, die Bauunternehmen und der Obst- und Gemüsehandel. Hinzukamen mit der Dauer des Krieges immer stärkere Kontrollmaßnahmen, die auch vor der Privatsphäre nicht haltmachten: „Das Auge des Staates guckte sogar in die Kochtöpfe.“ Brake hob hervor, dass sich schnell herausstellte, dass die gesetzlichen Maßnahmen alleine nicht ausreichten, um die Probleme zu lösen. So sei die Stadt zu einer eigenständigen Aufgabenerweiterung gezwungen gewesen. Dieses war aber, wie er betonte, „typisch für alle deutschen Städte“. Die Stadt Gießen habe

Maßnahmen sofort umgesetzt, sei aber nicht überall als Träger aufgetreten.

An gesellschaftlichen Veränderungen zeigte sich, dass bestehende Verträge nicht mehr eingehalten, Schulden nicht mehr beglichen und Mieten nicht bezahlt wurden, sodass an die „patriotische Pflicht" appelliert werden musste. Um die Versorgung aufrecht zu erhalten, wurden Ersatzstoffe entwickelt, brachliegende Flächen in Ackerland umgewandelt, Brotmarken ausgegeben und private Schweinehaltung im Stadtgebiet erlaubt. Dörranlagen wurden entwickelt und ein fleischloser Tag eingeführt. Hinzukam das „K-Brot" mit der unwiderstehlichen Werbung: „Besser K-Brot als kaa Brot." Volksküchen wurden eröffnet, Zwangseinquartierungen möglich, insbesondere von durchmarschierenden militärischen Einheiten. Probleme bereitete eine drohende „Verwahrlosung der Jugend", was durch Schülerhilfsdienste, etwa zum „Brennnesselsammeln" als Baumwollersatz, bekämpft werden sollte. Brake erwähnte auch, dass Gießen damals schon als „Gartenstadt" galt, obwohl die Einführung von Schrebergärten erst nur sehr mühsam vorankam. Allerdings konnten die Kleingärtner vom „Lahngarten e.V." im letzten Jahr als „Spätfolge" 100. Geburtstag feiern. Die Einführung von Notgeld wurde durch fehlende Akzeptanz bei Geschäftsleuten nicht zum Erfolgsmodell.

Abschließend machte der mit viel Beifall belohnte Referent deutlich, dass im damals etwa 32.000 Einwohner zählenden Gießen durch den Krieg die soziale Fürsorge gefördert wurde, ja, ein städtisches Sozialwesen entstand. „Wer dachte, der Krieg sei mit dem Ende der Kampfhandlungen und dem Abschluss der Friedensverträge zu Ende, sah sich getäuscht", schloss Brake und verwies auf die Aufzeichnungen von Christine Köhliger aus der Wetzsteingasse, die von Hungersnot und großer Armut berichtete: „Ehemals Reiche arbeiten als Tagelöhner."

Hans-Wolfgang Steffek (has); erschienen am 5. März 2016 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Netzwerker des 18. Jahrhunderts

Geschichtsverein und Germanisten würdigen Biebertaler Müllerssohn Johann Georg Wille

Sein Geburtstag am 5. November 1715 schien fast in Vergessenheit geraten, er wurde aber angesichts der Bedeutung des Kupferstechers und Zeichners. Johann Georg Wille, Sohn des Obermüllers im heutigen Biebertal, gewissermaßen nachgefeiert. So fanden sich am Freitagabend im Netanya-Saal des Alten Schlosses viele Besucher ein, die auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins und der Professur für Neuere deutsche Literaturgeschichte und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Justus-Liebig-Universität, Prof. Dr. Joachim Jacob, mehr über den Weg Willes bis zur europaweiten Bedeutung als Kunst- und Kulturvermittler erfahren wollten. Als Festrednerin hatten die Veranstalter Professorin Dr. Elisabeth Décultot gewinnen können. Die Wissenschaftlerin aus Paris lehrt derzeit an der Universität Halle-Wittenberg.

Für den Geschichtsverein hatte Dr. Michael Breitbach auf Veröffentlichungen zum 250. Geburtstag hingewiesen, Prof. Günter Oesterle moderierte und Prof. Marcel Baumgartner hatte in Rekordzeit eine Ausstellung mit Werken Willes für diesen Abend zusammengestellt. Die Referentin gilt als hervorragende Kennerin von Leben und Werk Willes. Der wurde von seinem Vater, wie sie hervorhob, sehr gefördert, weil er das Talent seines Sohnes erkannte. In die Lehre ging der Müllerssohn bei Büchsenmachern in Gladenbach und Gießen. Mit 20 Jahren zog es ihn nach Paris. Décultot, die an den

meisten Veröffentlichungen jüngeren Datums über diesen Mann beteiligt war, verwies darauf, dass mit dem Tagebuch der frühen Jahre und der in hohem Alter verfassten Biografie hervorragende Unterlagen für die Forschung verfügbar sind. Zudem führte Wille einen umfangreichen Briefwechsel. Allein 236 Briefe an ihn lagerten im französischen Nationalarchiv. Aus den Quellen gehe hervor, dass der Mann vom Fuß des Dünsbergs seine ersten Jahre in Paris als Waffengraveur und Goldschmied finanzierte. Der Quellenlage nach zu urteilen müsse er ein Mann mit positiver Grundhaltung gewesen sein, dessen Alltag nach seinem Aufstieg ganz wesentlich von der Lektüre der Zeitungen geprägt wurde. Gießen habe er nur noch einmal im Jahr 1746 aufgesucht. Leben aber wollte er nur in Paris, weshalb er verlockende Angebote im deutschen und deutschsprachigen Ausland ausschlug. In der französischen Hauptstadt starb er auch in ärmlichen Verhältnissen und fast vergessen 1808. „Er liebte das gesellige Beisammensein und die Gespräche und gemeinsame Zeitungslektüre mit Freunden“, charakterisierte ihn die Professorin. Ihr wissenschaftlicher Ansatz habe eher der Entstehung als dem abgeschlossenen Werk des Kupferstechers und Landschaftszeichners gegolten, sie habe einen Blick in dessen „Werkstatt“ geworfen. Hervorzuheben seien seine freundschaftlichen Beziehungen, nicht zuletzt mit Diderot, mit dem Wille im gleichen Haus in Paris lebte. Auch ohne die damals noch unbekannte Informatik habe er sich ein gewaltiges und wirkungsmächtiges Netzwerk aufgebaut. Intensiv befasste sich Wille, der sich seit 1750 Jean Georges Wille nannte, mit den Schriften Johann Joachim Winckelmanns.

Die von Oesterle als „Forscherstar“ bezeichnete Referentin faszinierte in einem mit zahllosen Details und opulentem Bildmaterial bestückten Vortrag das Auditorium, sodass sie reichen Beifall erhielt und wohl alle ihre Einschätzung teilten: „Wille war eine außerordentlich interessante Figur und ein Pionier des deutsch-französischen Kulturaustauschs“.

Hans-Wolfgang Steffek (has); erschienen am 24. April 2016 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Der OHG dankt der
- **Gießener Allgemeinen Zeitung**
www.giessener-allgemeine.de
für die Möglichkeit der Onlinepublikation.

VII. Autorinnen und Autoren dieses Bandes:

Prof. Dr. Marcel Baumgartner, Institut für Kunstgeschichte, Otto-Behaghel-Str. 10, 35394 Gießen, Marcel.Baumgartner@kunstgeschichte.uni-giessen.de

Dr. Ludwig Brake, Stadtarchiv Gießen, Berliner Platz 1, 35390 Gießen

Karin Brandes M.A., Gedenkstätte und Museum Trutzhain, Seilerweg 1, 34613 Schwalmstadt, info@gedenkstaette-trutzhain.de

Prof. Dr. Elisabeth Décultot, Humboldt-Professur für neuzeitliche Schriftkultur und europäischen Wissenstransfer, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Germanistisches Institut, Ludwig-Wucherer-Str. 2, 06099 Halle (Saale), elisabeth.decultot@germanistik.uni-halle.de

Susanne Gerschlauer M.A., Gießener Straße 69, 35460 Staufenberg, susanne.gerschlauer@web.de

Michael Gottwald, hessenARCHÄOLOGIE, Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Schloss Biebrich/Ostflügel, 65203 Wiesbaden, gottwald-michael@gmx.de

Prof. Dr. Holger Th. Gräf, Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde, Wilhelm-Röpke-Straße 6C, 35032 Marburg, graef@staff.uni-marburg.de

Rolf Haaser, Am Brühl 13, 77775 Bad Rippoldsau-Schappbach, rolf.haaser@germanistik.uni-giessen.de

Volker Hess, Gießener Straße 69, 35460 Staufenberg, v@tagebergen.de

Dr. Ulrich Kammer, Richard-Wagner-Str. 25, 35321 Laubach

Dagmar Klein M.A., Talstraße 10, 35435 Wettenberg, dkl35435@web.de

Matthias Kornitzky M.A., Freies Institut für Bauforschung und Dokumentation e.V. (IBD), Barfüßerstraße 2A, 35037 Marburg, matth.korn@t-online.de

Prof. Dr. Trude Maurer, Universität Göttingen, Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte, 37073 Göttingen, tmaurer1@gwdg.de

Christoph Röder, M.A., hessenARCHÄOLOGIE, Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Schloss Biebrich/Ostflügel, 65203 Wiesbaden, chr.roeder@gmx.net

Antonio Sasso**,** Antonio.Sasso@uni-bamberg.de

Prof. Dr. Ingfried Stahl, Seestraße 7, 36304 Alsfeld, Ingfried.Stahl@web.de

Dr. Nikola Stumpf, Stadtarchiv Pohlheim, Ludwigstraße 33 (FB 1), 35415 Pohlheim, Archiv@pohlheim.de

Prof. Dr. Herbert Zielinski, Universität Gießen, Historisches Institut Abt. Mittelalter, Otto-Behaghel-Str. 10, 35394 Gießen, Herbert.Zielinski@geschichte.uni-giessen.de.

OBERHESSISCHER GESCHICHTSVEREIN

Mitgliedsbeitrag:	15 € jährlich für Einzelmitglieder 20 € für Familienmitgliedschaft
Konten:	Sparkasse Gießen IBAN DE23 5135 0025 0200 5085 12, BIC SKGIDE5F
	Sparkasse Gießen (Freundeskreis Alter Friedhof) IBAN DE86 5135 0025 0200 6039 90, BIC SKGIDE5F
	Volksbank Gießen IBAN DE55 5139 0000 0000 4577 01, BIC VBMHDE5F

Die Mitgliedschaft berechtigt:

1. Zum Bezug der jährlich erscheinenden „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins". Die persönliche Abholung im Stadtarchiv ist erwünscht. Die Zustellung ist mit Portokosten verbunden.
2. Zum freien Eintritt zu allen Vorträgen und verbilligter Teilnahme an den Exkursionen des Oberhessischen Geschichtsvereins.

Für Form und Inhalt der Aufsätze in den „Mitteilungen" sind die Verfasserinnen und Verfasser verantwortlich. Manuskripte werden in folgender Form erbeten: unformatierte Texte als Word-Datei auf CD abgespeichert oder als Anhang zu einer Email und einen Ausdruck. Sofern Abbildungen vorgesehen sind, bitte diese nummerieren und die entsprechende Stelle im Text markieren. Die Abbildungen möglichst gescannt (300 dpi) und auf CD.

Anschrift:	Oberhessischer Geschichtsverein Gießen e.V. Geschäftsstelle im Stadtarchiv Postfach 11 08 20, 35353 Gießen www.ohg-giessen.de
Besuchsadresse:	Geschäftsstelle im Stadtarchiv Berliner Platz 1, 35390 Gießen Telefon: 0641/3061549, Fax: 0641/3061545 E-Mail: info@ohg-giessen.de

Der Schriftentausch wird von der Universitäts-Bibliothek Gießen, Otto-Behaghel-Straße 8, durchgeführt.

An alten Jahrgängen der „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ sind noch vorhanden und können über die Geschäftsstelle im Stadtarchiv, Postfach 11 08 20, 35353 Gießen, bezogen werden:

Nr. 43/1959		2,50 €
Nr. 44/1960 Festschrift Prof. Dr. Rauch		2,50 €
Nr. 46/1962, Nr. 47/1963, Nr. 48/1964		2,50 €
Nr. 49/50/1965		2,50 €
Nr. 51/1966		2,50 €
Nr. 52/1967		2,50 €
Nr. 53/54/1969		2,50 €
Nr. 55/1970		2,50 €
Nr. 56/1971		2,50 €
Nr. 57/1972		2,50 €
Nr. 62/1977 Festschrift Dr. Herbert Krüger		2,50 €
Nr. 63/1978 Festschrift 100 Jahre OHG		2,50 €
Nr. 65/1980		2,50 €
Nr. 66/1981		2,50 €
Nr. 67/1982		2,50 €
Nr. 76/1991		2,50 €
Nr. 80/1995		2,50 €
Nr. 81/1996		2,50 €
Nr. 82/1997		2,50 €
Nr. 83/1998		2,50 €
Nr. 85/2000	vergriffen	2,50 €
Nr. 86/2001		2,50 €
Nr. 87/2002		2,50 €
Nr. 88/2003		2,50 €
Nr. 89/2004		2,50 €
Nr. 90/2005		14,00 €
Nr. B1 Beiheft „Amerika-Haus“		7,50 €
Nr. 91/2006		14,50 €
Nr. 92/2007		14,50 €
Nr. 93/2008		14,50 €
Nr. 94/2009		14,50 €
Nr. 95/2010		14,50 €
Nr. 96/2011		14,50 €
Nr. 97/2012		14,50 €
Nr. 98/2013		14,50 €
Nr. 99/2014		14,50 €
Nr. 100/215		14,50 €
Nr. 101/216		14,50 €

Ältere Jahresbände werden öfter für wissenschaftliche Institutionen gesucht. Der Verein bittet seine Mitglieder um Abgabe von „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ Nr. 1-79.

